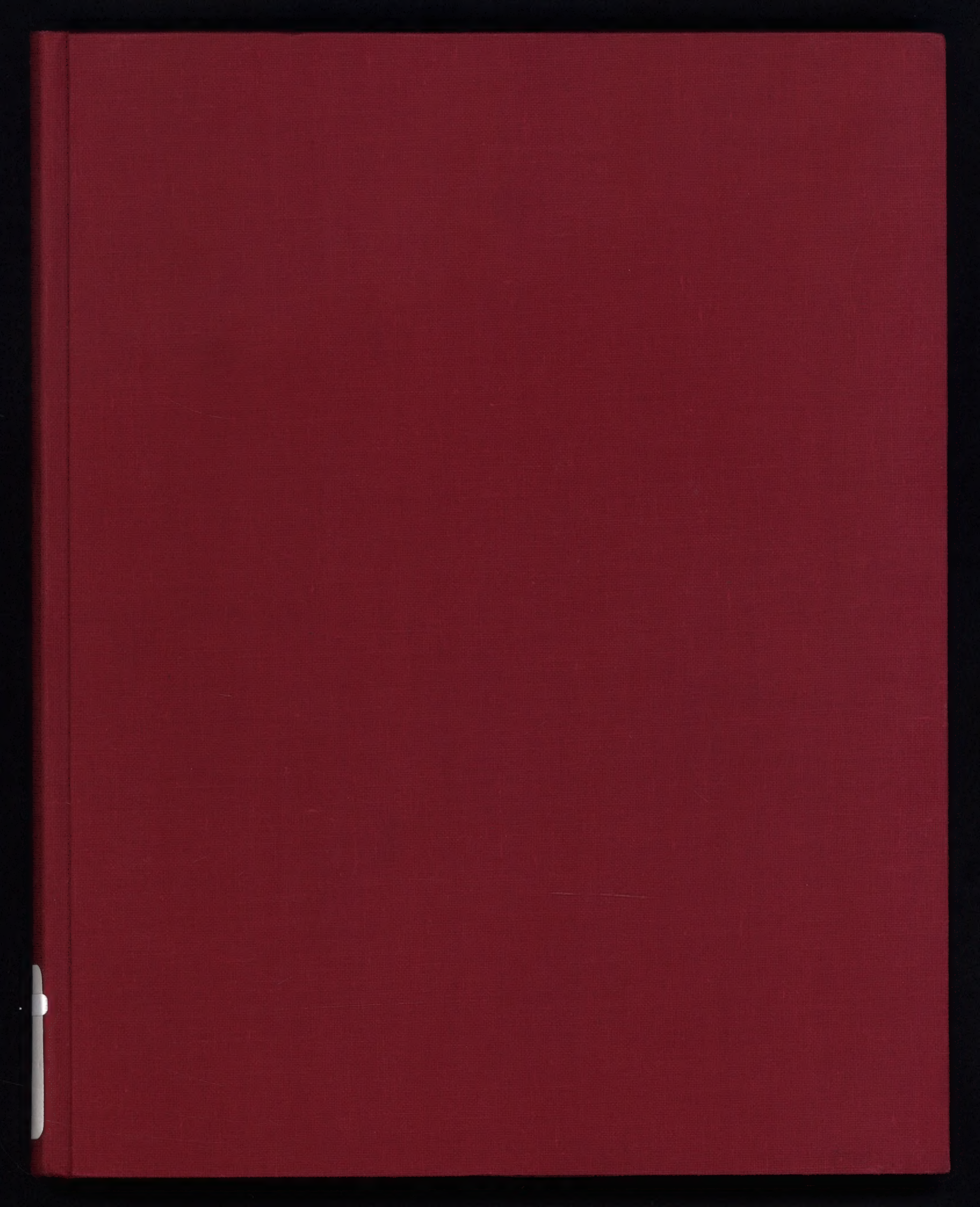


7

Hessenland

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Litteratur.

Begründet von F. Zwenger.

Sechzehnter Jahrgang.

Redaktion: **Wilhelm Bennecke.**



Kassel 1902.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1902.

Geschichtliche Aufsätze.

Seite

Bergér, Dr. Hessen-Darmstadts Abfall von Napoleon I. 130, 144, 156, 188
Fenge, Dr. Beiträge zur Geschichte der Stadt Felsberg 170
Gilsa, Felix Freiherr von und zu. Blätter zur Geschichte des 7jährigen Krieges 91
Heldmann, Dr. K. Das Spital der hl. Elisabeth und die Anfänge des Deutschen Ritterordens in Marburg 203
Herget, Richard. Das Centgericht im Amt Auersberg bei Hilders in der Rhön 6
Kolbe, Wilhelm. Eschwege im 30jährigen Kriege 257, 268
Preser, Carl. Und noch einmal die Hessen in Amerika! 32, 46
Schenck zu Schweinsberg, Karl Alexander Freiherr. Briefe eines hessischen Offiziers aus Amerika 292, 308
Seelig, Dr. phil. Fritz. Alt-Hessenland oder das chattisch-hessische Ausbreitungsgebiet in Mittel-Europa. Ein deutsch-kundlicher Versuch . . 322

Kulturhistorisches, Biographisches, Kunst- und Litteraturhistorisches etc.

Armbrust, Dr. L. Allerlei von Zauberei 104
— —. Der Reformator Johann Sutel 154, 173, 186, 201
Bennecke, W. Heinrich Henkel 5
— —. Adam Trabert (mit Bildnis) 18
— —. Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen (mit Bildnis) 198, 210, 226, 240, 252
Burger, Alexander. Georg Büchner 116
— —. Alfred Bock 270, 281, 298
Fenge, Dr. Das Beuerholz 61, 72
Kasseler Hoftheater, Vom. IV. V. VI. 66, 194, 311
Knetsch, Dr. Carl. Baltzer Wilhelm 243
Meyer, Theodor. Die symbolischen Thaler des Landgrafen Wilhelm V. zu Hessen 283
Müller, L. Das deutsche Haus zu Marburg 158, 191
Neuber, E. Das Wilhelmshöher Riesenschloß und die Herkulesstatue und ihre Erbauer 2, 21, 30, 44
— —. Die Kasseler Felsenkeller vor dem Frankfurter Thor 118, 132
Quilling, Dr. F. Aus den Sammlungen des Hanauer Geschichtsvereins (mit 2 Abbildungen) . . . 114
Reuter, August. Renatus Karl v. Senckenberg 49, 65
S., W. Hans Fehrenberg † 294
Schmidt, Max Georg. Ein hessisches Stammbuch 324
Schwalm, J. H. Kurt Ruhn † 216
— —. Kinderspiel und Kinderlied auf der Schwalm 294
Schwarzkopf, Dr. Karl. Audienz eines Kasseler Bürgers bei dem letzten Kurfürsten zu Prag 142
— —. Gemälde-Erwerbungen unter Kurfürst Wilhelm II. 272
Tesdorpf, Dr. Paul. Richard Jordan † 35
— —. Richard Jordan als Übersetzer 88

Seite

Totenschau, Hessische, von 1901 13
Weinmeister, Paul. Hessische Sterbemünzen 89, 102
— —. Namen von Münzmeistern und Stempelschneidern auf hessischen Geldstücken . . 214, 229
Weyrauch, v. Beitrag zur Charakteristik des letzten Kurfürsten von Hessen 70, 86
Wintzer, Dr. Eduard. Ein Sendbrief von Johannes Schwan an seinen Vater Daniel Schwan, Bürger zu Marburg 42, 58
Wippermann, Professor Dr. Karl. Die kurhessischen Landtagsabgeordneten von 1862 280

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Bennecke, Wilhelm. Kasseler Skizzen.
I. Der Leutnant und der Schreiner . . . 53
II Etwas von Paul Bulß 96
III. Lustige Theatergeschichten 330
Bock, Alfred. Aus dem Roman „Der Flurschütz“ (VII. Kapitel) 300
Coester-Bischoffshausen, B. S. Das Engelchen 312
Ekensteen, M. v. An der Werra (Novellette) 218, 231
Gros, O. Unterm Hollunderbaum Historische Erzählung 121, 136, 147, 162, 178, 193
Katzenstein, Louis. Römische Erinnerungen 63, 76, 93
— —. Erinnerung an Portugal 160, 175
Keller-Jordan, H. Ein welkes Blatt 246
Keller, Nora. Ein kurzer Lebenstraum 259
Mentzel, E. Der innere Appell (Novellette) 9, 24, 35, 51
Traudt, Valentin. Bergluft 78
— —. Sonnentag 106
— —. Die eiserne Basis (Humoristische Skizze) . . 274
— —. Weihnachtsfahrt (Novelle) 326

Gedichte.

Behn, M. Wechselwirkung 57
Bennecke, Wilhelm. Ein Maskenball 29
— —. Frage 197
— —. Zum 20. August 1902 209
Berstl, Julius. Aus Ismaels Geschlecht 135
— —. Mittag 169
Bertelmann, H. Hessenblut 185
— —. Des Sämanns Tod 279
— —. Eine Bergpredigt 279
B., E. Wintergedanke 321
— —. Einsamkeit 321
Dalwig, Adolf. Sej' Meike 302
Fais, Henri du. Genug 57
— —. Der Dichter aber 169
— —. Abschied 251
Greif, Martin. Sommerlied 169
Grandjot, E. Alte Akten 272
Heidelbach, Paul. Lied 85
— —. Herbst 291

Seite
Heidelbach, Paul. Sturm 291
Herbert, M. (**Keiter-Kellner**, Therese.) Neujahr 1
— —. Jenseits der Liebe 69
— —. Rückkehr. I. II. 129
— —. Die Schönheit 141
— —. Sommerstürme 141
— —. Heimweh 225
— —. Kühlung des Herzens 239
— —. Advent 321
Jordan, Richard †. Herbst-Ahnung 41
— —. Satanas 85
— —. Einfahrt in den Golf von Nicoya 239
Kettler, M. Abschied von Marburg 69
Kindt, Otto. Frau Holle 29
— —. Kirmestanz 291
Knodt, Karl Ernst. Vor dem Kamin 41
— —. Klage der Verlorenen 129
— —. Frühherbstbild 225
— —. An die Sterne 251
— —. Der Mutter 267
— —. Treuste Treue 307
Koppen, Agathe. Stormwind 121
— —. Der Schorsche uß Beddenhusen ꝛc. 181
Köstlin, Therese. Die Nacht 101
— —. Heimweh 169
— —. Herbst 286
Müller, G. A. Sonnenabschied 57
— —. Nach dem Kampf 113
— —. Ruhe 113
— —. Gut Wetter 232
Naumann, Heinrich. Dr Weanderoweb 34
— —. Eam Froijohr 109
— —. So meatte dorch 302
Nuhn, Kurt. Zwiegespräch offem Feld 138
— —. Marieche im äschte Examen 217
Pippart, Wilhelm. Faschingsspuk in Wilhelmsthal 49
Preser, Carl. Ode an A. Trabert (zum 80. Geburtsfest) 17
— —. Kodizill 197
— —. Weihnacht 329
Sascha Elfa. Leuchtturm der Liebe 41
— —. Erste Lerche 69
— —. O, glaub' mir: könnt' ich zaubern 101
— —. Feierabend im Walde 197
— —. Gelöbnis 225
— —. Das Paradies der Töne 251
— —. Advent-Feier am Meere 307
— —. Großmutters Magnet 315
— —. Die Macht der Liebe 329
Schwalm, J. H. De ahle, schlächde Zoh . . . 247
Sodenstern, E. v. Rose 251
Trabert, A. Zwei alte Lieder 20
— —. Ritornelle 38
— —. An Dich 85
— —. Im Maimond war's 113
— —. Ich bin der König von Thule 259
Trais, Fr. v. Die Roawena 81
— —. E Sonndoagk off dr Suhre 264
Traudt, Valentin. Der junge Sieger 153
— —. Unser Kampfgenosse 267
Weiß, Albert. Weltflucht und Einsamkeit . . . 161
— —. Das Christkind naht 329
Wolff, Louis. Wilhelmsthaler Wasserspiel . . . 245

Aus alter und neuer Zeit.

Aus alten Studentengesetzen der Universitätsstadt Marburg. Von W. S. 11
Das Frauenkreuz im Kinzenbacher Wald. Von B—r. 26

Seite
Der Jungfernraub durch Ritter Holzappel von Vetzberg 1476. Von B—r. 38
Ein verschwundenes Beförderungsmittel. Von C. N. 98
Bericht eines Kasseler Handwerksmeisters über ein Hoffest im 18. Jahrhundert. Von Louis Wolff 138
Authentisches über die Vergiftung des Hoflakaien Bechstädt. Von E. Bäumler 149
Die Personen des Verfassungsbildes. — Vermählungsmedaille. — Kurze Bemerkung zu den Mitteilungen des Herrn E. Bäumler über die Vergiftung des Hoflakaien Bechstädt. Von Otto Gerland 164
Jubiläum der ersten hessischen Thaler. Von Th. Meyer 182
Aus den Erinnerungen eines kurhessischen Garde du Corps. Von C. G. — Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen als Ehestifter. Von Agathe Koppen 219
Der Landschaftsmaler Eduard Gleim. Von K. — Kassel im Jahre 1837. Von Otto Gerland. — Das letzte Hoch auf den letzten Kurfürsten . 233
Kurfürst Friedrich Wilhelm und der Mündener Schiffsbauer im Reinhardswald 247
Die Statuen am Bowlinggreen der Karlsaue bei Kassel. Von C. Neuber. — Die Kanzel in St. Katharinae zu Eschwege. — Vom letzten Kurfürsten von Hessen. Von H. Jonas . . 261
Lebensrettung durch eine Geburtstagsfeier. Von R. v. B. 287
Die Kasseler „Nationalgarde" unter König Jérôme. Von H. M. 303
Hessisches Schlachtbild. Von G. Maldfeld 304
Von der grünen Couleur. Von F. v. u. z. Gilsa. — Seltene Münze. Von Th. Meyer 315
Ein Kasseler Verlagsgeschäft (Krieger) 331

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. — Elisabeth Paar †. — Musikalischer Vortragsabend. — Münz-Versteigerung (mitget. von Paul Weinmeister) . 14
Universitätsnachrichten. — E. v. Sodenstern — Verein der Hessen-Kasseler in Berlin. — Adolf Wippermann †. — Ausgrabungen 27
Hessischer Geschichtsverein. — Armeebefehl. — Universitätsnachricht. — A. Trabert 39
Hessischer Geschichtsverein. — Universitätsnachricht. — Dr. Th. Gießler † 54
Universitätsnachricht. — Jubiläum des Dr. Führer. — Oberkonsistorialrat Habicht. — Professor M. Büdinger †. — „Freie Feder." — Ausgrabungen 67
Hessischer Geschichtsverein. — Universitätsnachricht. — Erstaufführung — Amtsgerichtsrat Dallwig †. Schriftsteller K. Münch †. — Kogelberg . . 81
Hessischer Geschichtsverein. — Universitätsnachrichten. — Friederike Kauffmann †. Superintendent W. Fürer †. Pfarrer K. E. Fürer †. Oberstleutnant G. Herrlein †. P. Bulß † . . . 99
Universitätsnachrichten. — Freifrau von Schenck zu Schweinsberg und die wirtschaftliche Frauenschule zu Ofleiden. — Städtebundtheater. — Bühnenjubiläum von V. Müller. — Prinz Fr. W. von Ardeck †. Polizeirat Thomaszik †. Geheimer Justizrat Fenner †. Dombechant Engel † 109

Seite

Joseph Schwank †. — Hessischer Geschichtsverein. — Universitätsnachrichten. — Fuldaer Erinnerung. — Beitrag zur hessischen Familiengeschichte — Eine Erinnerung an den 18. Oktober 1863. — L. Schultheis †. Oberbaurat W. Streckert †. Professor Dr. O. Kius †. Kunstmaler S. Gerechter †. Justizrat E. Mackeldey † 124

Historische Kommission. — Universitätsnachricht. — Hessische Volkskunde. — Versammlungen. — Ein preisgekrönter Roman. — Sophienblick. — Dr. R. Koenig †. — Zum „Beitrag zur hessischen Familiengeschichte" 139

Zentennarfeier. — Fuldaer Geschichtsverein. — „Freie Feder." — Jubiläum. — Geh. Ober-Justizrat Dr. A. Schultheis †. Oberkonsistorialrat Dr. V. Habicht †. — Großhändler L. Reuse †. — Denkmalseinweihung 151

Fürst Wilhelm von Hanau †. — Universitätsnachrichten. — V. Jahresbericht der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck. — Hanauer Geschichtsverein — Städtetag. — Rhönklub 165

Universitätsnachricht. — Hessischer Geschichtsverein. — Jubiläum — Opernsänger F. Jäger †. Kgl. Schauspielerin S. Turba †. — Hessisches aus dem N. G. Elwertschen Verlag in Marburg 182

Herzogin von Anhalt-Bernburg †. — Universitätsnachrichten. — Professor Dr. Kraetzschmar †. — Hessenblut 195

Regentschaftsgesetz. — Geschichtsverein. — Kurhessische Feldzeichen. — Vermächtnis. — Universitätsnachrichten. — Dr. Hermann Habicht. — Gedenktafel. — Denkmal Kellners. — Edlitam †. Dr. Wörishoffer †. Kurt Ruhn † 207

Hessischer Geschichtsverein — Geologische Gesellschaft. — Karl Justi — Louis Katzenstein. — Universitätsnachrichten. — Jubiläum . . 221

Geburtstagsfeier des letzten Kurfürsten in Kassel. — 68. Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins in Gelnhausen. — Universitätsnachrichten. — Dr. W. Kießelbach †. — Burg Schwarzenberg 234

Preislied. — Brunnendenkmal. — Hugenottentag. — Verleihung. — Forstmeister A. Kayser † . . 248

Schenkung. — Abschiedsfeier. — Jubiläum. — Melsunger Forstakademiker 265

Hessischer Geschichtsverein — Universitätsnachrichten — Jubiläum. — Familientag. — Amtsgerichtsrat H. Zimmermann †. Domänenpächter L. Zimmermann †. Geh. Sanitätsrat Dr. Klingelhöfer †. Generalleutnant v. Wurmb † 276

Hessischer Geschichtsverein — Kronprinz von Dänemark. — Universitätsnachrichten. — Jubiläum. — Kunstnachrichten 288

Hessischer Geschichtsverein. — Universitätsnachrichten. — Luise Braun † — Kalender. — Geschichts-Entstellung 304

Hessischer Geschichtsverein (Kassel—Marburg). — Oberhessischer Geschichtsverein. — Universitätsnachrichten. — Luise Braun. — Bühnenabschied. — Liederlese moderner Sehnsucht 316

Hessischer Geschichtsverein. — Geschichtsverein Schmalkalden. — Luise Braun-Stiftung. — Kurfürstenbild. — Kapitän Badenhausen † . . 332

Seite

Hessische Bücherschau.

Bock, A. Kinder des Volks. Bespr. von Alex. **Burger** 183

Braun. Christophine, Schillers Lieblingsschwester. Bespr. von **Heidelbach** 266

Burmester, Marie. Pfarrhäuser. Bespr. von S. **E.** 290

Campoamors „Doloras", Auswahl aus. Dem Spanischen nachgedichtet von Joseph Mager. Bespr. von E. **P.** 16

Coester, B. S. Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen. Bespr. von W. **B.** . . . 249

Daab, Ph. Sonnenwende. Bespr. von **Heidelbach** 224

Dähnhardt, Oskar. Heimatklänge aus deutschen Gauen. Bespr von W. **B.** 84

Ekensteen, M. von. Friede den Hütten. Bespr. von M. **Herbert** 318

Festgeschenke aus dem Verlage der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung 335

Grebe, E. R. Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen. Bespr. von Otto **Gerland** . . 265

Happel, Ernst. Mittelalterliche Befestigungsbauten in Niederhessen. Bespr. von Dr. **Lge.** . . . 334

Holzamer, W. Peter Nockler. Bespr. von V. **Traudt** 128

— —. Carnesie Colonna. Bespr. von A. **Burger** 306

— —. Der arme Lukas. Bespr. von A. **Burger** . 334

Immortellen. Bespr. von **Heidelbach** 183

Knodt, Karl Ernst. Aus allen Augenblicken meines Lebens. Bespr. von **Stromberger** . 319

Lewalter, J. „Das Vater Unser" Bespr. von **R.** 128

Müller, Fidelis! Emanuel Bespr. von **S.** . . 289

Müller, G. A. Gedichte. Bespr. von V. **Traudt** 127

Oeynhausen, A. von. Während Mamas Badereise und andere Geschichten. Bespr. von B. **E.** 320

Reuling, Carlot Gotfrid. Der Schatzgräber. Bauernkomödie. Bespr. von A. **Burger** . . 306

Roths Spezialkarte von Hessen-Nassau. Bespr. von A. **Gild** 266

Roques, H. v. Urkundenbuch des Klosters Kaufungen. Bespr. von Ph. **L.** 223

Schoof, W. Marburg, die Perle des Hessenlandes. 2. Aufl. Bespr. von Hans **Altmüller** . . 333

Stratz, Rudolf Die ewige Burg Roman Bespr. von Karl **Berger** 83

Stromberger, Chr W. Biographische Charakterbilder. Bespr. von Alex. **Burger** 127

Suchier, R. Trendila. Bespr. von W. **B.** . . 128

Traudt, V. Leute vom Burgwald. Bespr. von Alex. **Burger** 278

Voigt, W. Chronik von Stadt und Festung Spangenberg. Bespr. von Ph. **L.** 223

Hessische Zeitschriftenschau von W. S. 111, 238, 335

Personalien.

Seite 16, 28, 40, 56, 68, 84, 100, 112, 128, 140, 152, 168, 182, 196, 208, 224, 238, 250, 266, 278, 290, 306, 320, 336.

Briefkasten.

Seite 16, 28, 40, 56. 68, 84, 112, 152, 168, 182, 196, 208, 224, 278, 320, 336.



№ 1. XVI. Jahrgang. Kassel, 3. Januar 1902.

Neujahr.

Verhallend weh'n die Weihnachtsglocken.
Nun zieht das neue Jahr herein,
Auf seinen langen, dunklen Locken
Liegt der Verheißung Sternenschein.

Es spricht: Du zitternd Menschenleben,
Du Kerzenlicht in meiner Hand —
O wolle nicht so flackernd beben —
Ich bin ein Bote — gottgesandt.

Ich trage tief in meinem Herzen
Den Trost, die Liebe und das Glück.
Wohl flammen tausend heiße Schmerzen
Voll Glut Dir zu aus meinem Blick,

Wohl ringen dunkle Sehnsuchtsfragen
In meiner Stimme mächt'gem Ruf,
Wohl zittern drin die stummen Klagen,
Die Müdigkeit und Schwäche schuf —

Und doch — wie selige Gesichte
Zeig' ich Dir Mut und Schöpferkraft,
Gewalt'ge Bilder und Gedichte,
Der Schönheit heil'ge Leidenschaft.

O beuge Du Dich meinem Gruße!
Geh' mir entgegen frisch und warm —
Es ströme Dir aus meinem Kusse
Mut in die Brust, Kraft in den Arm,

Daß Du mit einem Jubelworte
Und einer starken Bitte flehst —
Und an des Janus dunkler Pforte
Mit einem stolzen Lächeln stehst.

Regensburg. Th. Keiter-Kellner (M. Herbert).

✠ ✠ ✠

Das Wilhelmshöher Riesenschloß und die Herkulesstatue und ihre Erbauer.

Von C. Neuber, Kassel.

Eine strenge und unerbittliche Herrscherin ist die Geschichtsforschung. Manche der Mit- und Nachwelt überlieferte und von Tausenden gläubig nacherzählte Begebenheit wird durch zufällig aufgefundene Urkunden oder Aufzeichnungen entweder als geradezu unwahr hingestellt, oder doch als nicht so geschehen, wie bisher mitgeteilt worden; und es wird auf solche Weise der Schleier manches dunkeln Geheimnisses gelüftet. Wenn nicht im Jahre 1900 Arbeiten an dem Riesenschloß zu Wilhelmshöhe stattgefunden hätten und wenn nicht bei dieser Gelegenheit die Schädeldecke des alten Heiden auf der Pyramide abgenommen und dabei die verhängnisvolle Platte entdeckt worden wäre, so würde wahrscheinlich niemand auf den Gedanken geraten sein, daß ein anderer als der bis dahin allgemein genannte Kasseler Hof-Kupferschmied Otto Philipp Küper die Herkulesstatue verfertigt habe. Nicht immer steht aber auch das Verhältnis der Beteiligung von zwei Künstlern an dem nämlichen Werke so fest, wie z. B. bei dem Denkmal des Großen Kurfürsten auf der Langen oder Kurfürsten-Brücke in der Nähe des Königlichen Residenzschlosses zu Berlin, als dessen Schöpfer der berühmte Baumeister und Bildhauer Andreas Schlüter und als ausführender Gießer der auch angesehene Kupferschmied Johann Jacoby genannt werden.

Bevor wir nun zur Herkulesstatue übergehen und zu der Frage, von wem dieselbe herrühre, ob von dem bereits genannten Küper oder dem neuerdings auf die Bildfläche getretenen Johann Jakob Anthoni, Goldschmied aus Augsburg, möchte es sich empfehlen, wenigstens in großen Zügen die Baugeschichte des Riesenschlosses auf dem Winterkasten vor uns vorüberziehen zu lassen, und zwar einmal auf Grund der darüber vorhandenen Schriften und Bücher in der hiesigen Landesbibliothek und der Bibliothek des hessischen Geschichtsvereins, sodann aber der im Königlichen Staats-Archive auf dem Schlosse zu Marburg vorhandenen Urkunden, wobei hiermit den Beamten dieser Anstalten für ihre freundliche Unterstützung der verbindlichste Dank ausgesprochen wird.

Landgraf Karl, der bekanntlich von 1670–1730 regierte, errang nicht nur durch seine in verschiedenen Ländern siegreichen Truppen kriegerische Lorbeeren, sondern verstand auch daneben, mit der Friedenspalme sich zu schmücken, und hat namentlich zwei weltberühmte Schöpfungen hinterlassen: die Karls-Aue und das Riesenschloß zu Wilhelmshöhe, das von der Mitwelt wegen des ungeheuern Kostenaufwandes und der mühseligen Arbeiten vielgeschmähte, dagegen von der Nachwelt gepriesene und angestaunte Werk. Vergegenwärtige man sich die damaligen Zustände, in denen sich die jetzt mit so herrlichen Anlagen ausgestattete und von so zahlreichen Einheimischen wie Fremden besuchte Wilhelmshöhe befand. Zwar hatte schon Landgraf Moritz der Gelehrte (1592–1627) an Stelle des einstigen Klosters Weißenstein ein ganz ansehnliches Schloß aufgeführt (1606) und dasselbe mit verschiedenen Anlagen umgeben. Dieses Schloß war aber in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zerstört und die schönen Anlagen weggefegt worden. Da faßte der stets für das Große und Erhabene glühende und wegen der Vielseitigkeit seiner Neigungen und seines Sammel-Eifers in der damaligen Sprechweise als „curieuser Herr" bezeichnete Landgraf Karl den kühnen Plan, die zwar arg verwilderte, indessen mit prächtigen Waldungen versehene Gegend, in welcher auch mancher hessische Landesherr mit seinem Gefolge des edlen Waidwerks pflegte, durch einen großartigen Bau zu verschönern, zugleich aber die Ruhmesthaten der tapfern Heerschaaren des Hessenlandes durch ein weithin über die Berge hinaus sichtbares Denkmal zu verherrlichen. [1])

Bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1696) wurde begonnen, jedoch das damals in Angriff genommene Stück auf der eigentlichen Spitze des Berges, welches daher den Namen des alten oder kleinen Winterkastens noch führt, rechts von der späteren Anlage und noch heutigen Tags von der Wirtschaft benutzt, bald wieder, vermut-

[1]) Vergl. die Inschrift einer später noch zu erwähnenden Medaille auf den Herkules; s. auch Rommel Bd. X, S. 158.

lich wegen seines geringen Umfanges, liegen gelassen.[1]) Der Landgraf wollte nun erst Vorstudien machen und unternahm ganz plötzlich, kurz vor Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges, die Umgebung in dem Glauben lassend, nach Thüringen reisen zu wollen, von Dezember 1699 bis April 1700 eine Reise nach Italien, dem damals schon wegen der Unsicherheit seiner Straßen verrufenen und doch wegen seiner zahlreichen und herrlichen Kunstwerke berühmten Lande. Der Landgraf reiste unter dem Titel eines Reichsgrafen von Solms und nahm nur 10 Personen im Ganzen mit.

Der unter dem Reisegefolge des Landgrafen befindliche Geh. Kriegs-Sekretär Johann Balthasar Klaute, welcher bereits beim Kriegszuge hessischer Truppen in Morea einen Teil von Italien gesehen hatte und der italienischen Sprache mächtig war, führte das dem Erbprinzen, späteren Landgrafen und Schwedenkönige Friedrich I. gewidmete Tagebuch: Diarium Italicum (gedruckt Kassel 1722), dem trotz seiner Ausführlichkeit der Vorwurf gemacht wird, daß darin manche anderwärts vorkommenden Nachrichten über diese Reise nicht enthalten seien.[2]) Die Reise ging, wie das Tagebuch ergiebt, zu Anfang (5.) Dezember in tiefem Schnee über Friedewald, Schmalkalden, Coburg, Augsburg, Innsbruck nach Venedig, sodann über Florenz und Rom bis Neapel und Terracina, und wieder zurück, diesmal über Rom, Pisa, Genua, Mailand, Basel, Straßburg, Mannheim, Worms, worauf sie in Kassel am 2. April 1700 ohne Unfall wieder anlangten. Betrachtet wurden mit Gründlichkeit, auch schon in Deutschland, die antiken und modernen Kunstschätze in Museen, Kirchen, Palästen, Villen, ferner Garten-Anlagen, Wasserwerke, und viele Kostbarkeiten, wertvolle Steine u. dergl. zur Bereicherung des Kunsthauses in Kassel angekauft.[3])

Übrigens erging es dieser Reisegesellschaft wie mancher andern, daß sie zu Rom gewesen und den Papst nicht gesehen. Als Grund dafür wird im Tagebuche (S. 110) angeführt, daß der Papst „sehr indispost“ gewesen. Derselbe, mit seinem eigentlichen Namen Antonio Pignatelli, als Innocenz XII. seit 1691 auf Petri Stuhl, starb am 1. November 1700, mag also zur Zeit der Anwesenheit des Landgrafen Karl wirklich unpäßlich gewesen sein.

[1]) Fr. Chr. Schminke: Beschreibung der Hochfürstlich hessischen Residenz- und Hauptstadt Kassel (Kassel 1767), S. 419.

[2]) Rommel a. a. O. Bd. X. S. 136, Anm. 2.

[3]) Vergl. auch Otto Gerland, Die Reise des Landgrafen Karl von Hessen nach Italien, „Hessenland“ 1901, S. 2 ff., 14 ff.

Alsbald nach Ankunft in der Heimat wurde mit den Arbeiten auf dem Winterkasten von neuem begonnen. Die im Marburger Archive befindlichen Rechnungen enthalten bereits vom Jahre 1700 eine „Specification“: Was denen Bergleuthen uffm Winterkasten in diesem 1700ten Jahre in Abschlag ist ausgezalet worden — —.

Aber erst im folgenden Jahre (1701) berief der Landgraf den genialen italienischen Baumeister Giovanni Franzesko Guernieri und etliche Stuccatoren nach Kassel. So giebt Rommel an[1]), im Diarium Italicum wird Guernieri noch nicht erwähnt. Nach Angabe des Archivrats Piderit[2]) war derselbe allen Nachrichten zufolge aus Rom gebürtig und lebte mit Familie in Kassel, wo er bei der Steinschleiferei beschäftigt war, nach Rommel[3]) bei der Edelsteinschleiferei, welche in dem nahen trockenen Schloßgraben (an der Stelle, wo jetzt Ställe und Reithaus der Kriegsschule sich befinden), mit Räderwerk, Schleif-, Polier- und Schneidemühle betrieben wurde. Hier begann Guernieri — nach Mitteilung Anderer[4]) war er schon mit dem Landgrafen aus seinem Vaterlande nach Kassel gekommen — im Jahre 1704 seine Thätigkeit und darauf (1705) am Winterkasten, wozu auch die Rechnungen im Archive passen, in denen nunmehr die italienische Sprache viel vorkommt (eingeleitet: 1705. Lista cominciata al 4 Majio per Albis schateza A preso la fondacione), sowie die von der jüngsten Tochter Simon Louis Du Ry's (des dritten des Namens aus der berühmten Baumeister-Familie), Amalie Rothe, herrührenden mündlichen Mitteilungen an ihre Nichte Amalie Grandidier, welche diese zu Papier gebracht hat[5]), denen zufolge Landgraf Karl mit Paul Du Ry im Jahre 1703 nach Italien gereist ist, wo beide die herrlichen Schätze der Kunst, jeder mit seinem Stifte, kopierten.

Während bis dahin in den Rechnungen nur Namen von Hessen aus verschiedenen Teilen des Landes oder von Leuten aus der Nachbarschaft für die vorbereitenden Arbeiten vorkamen, finden sich jetzt daneben viele italienische Namen, wie Giorgio, Giachomeo, Bartolomeo, Ambrosio,

[1]) Rommel a. a. O. S. 156.

[2]) Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel (Kassel 1844), S. 276, Anm.

[3]) Rommel a. a. O. S. 143.

[4]) Kassel in historisch-topographischer Hinsicht. Nebst Geschichte und Beschreibung von Wilhelmshöhe und seinen Anlagen (Marburg 1805), Wilhelmshöhe, S. 51. — Kassel und die umliegende Gegend. Eine Skizze für Reisende. (3. Aufl. Kassel 1801.) S. 106.

[5]) Gerland, Paul, Charles und Simon Louis Du Ry. (Stuttgart 1895.) S. 162, Anm. 1.

Fiorino (deutsch Gulden), ferner Giovan Rizo (richtiger Riso, Reis, dann Ritz), Stefano Rizo, Giovan Pisof (letzterer vielleicht nur italienisiert für Bischof).

Nach den vorgelegten Plänen und Zeichnungen wollte Guernieri den ganzen Berg, zuerst Windkasten, dann Winterkasten und daneben bereits in der Ausgabe von 1705 dem Landesherrn zu Ehren Karlsberg genannt, durch verschiedenartige Anlagen und Wasserkünste in einen Wunderberg umwandeln, die Wasserkünste mit Unterbrechungen (unter anderen durch einen italienischen Palast unterhalb der Kaskaden) zum Schloß fortführen, dieses neu bauen und davor ein Bassin zu einer großen Fontaine anlegen. Landgraf Karl war diesem großartigen und wegen der beinahe eine Stunde betragenden Entfernung zwischen dem fürstlichen und dem Riesenschlosse geradezu ungeheuerlichen Plane gar nicht abgeneigt, da ihm die von ihm selbst geschauten herrlichen Bauten und Wasserkünste zu Tivoli und Frascati in der Nähe von Rom und zu Terni im Sabinerlande als Muster vorschwebten, näher beschrieben im Diarium Italicum (S. 95, 155, 162 fg.), teils natürliche Wasserfälle der Flüsse, wie des Anio oder Teverone bei Tivoli (cascate u. cascatelle) und der Nera bei Terni, zwei Nebenflüsse der Tiber, teils reine Kunst-Anlagen, wie bei Frascati und Tivoli. Gleichwohl kam der Plan infolge der Kostspieligkeit, wie der baulichen und sonstigen Schwierigkeiten, z. B. daß Guernieri auch seine Neider und Feinde hatte, nur zum dritten Teile zur Ausführung. Der Landgraf bewilligte ungeheuere Summen, nach Rommel anfangs 45 200 Gulden, später 91 564 Reichsthaler — Piderit nennt nur die letztere Summe — nebst der Beschaffung aller erforderlichen Baumaterialien. Guernieri erhielt für seine Person eine jährliche Besoldung von 1500 Reichsthalern, 30 Klafter Holz, freie Kost und Mietentschädigung [1]); nach anderen Mitteilungen, nach welchen das Werk binnen fünf Jahren fertig sein sollte, jährlich 3000 Reichsthaler, nebst anderen Douceurs,

[1]) Rommel a. a. O. S. 157; Piderit S. 277.

Das Verhältnis der verschiedenen Münzsorten zu einander war zu den verschiedenen Zeiten verschieden. Nach Kopp, Hessisches Handbuch, Th. II, S. 503, galt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 1 Thaler = 2 Gulden und mehr, das. Vorrede zu Th. II, S. 11 zu Ende des vorigen Jahrhunderts 14 Reichsthaler = 21 Gulden, also 1 Reichsthaler = 1½ Gulden. Für den Anfang des vorigen Jahrhunderts scheint es an einer genauen Vorschrift zu fehlen. Nach einer Archiv-Urkunde waren 1450 Gulden = 960⅔ Thaler, also 1 Thaler = 1½ Gulden.

als freier Jagd, Fischerei und dergl. [1]) Obgleich die Sache mit großem Eifer angefaßt und außer den mitgebrachten Italienern noch, wie schon früher angegeben, Handwerker und Tagelöhner aus dem ganzen Hessenlande und darüber hinaus, auch Soldaten herangezogen wurden, hatte man nach einem Jahrzehnte (mit Guernieri als feststehendem Leiter nach fünf Jahren) noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Der Landgraf bewilligte nun, wie es in der Urkunde vom 7. Januar 1710 im Archiv heißt, „zur weiteren Fortsetzung des Bauwesens auf'm Winterkasten bey Weißenstein vor dieses 1710te Jahr" 24 000 Reichsthaler und verordnete, daß dazu genommen würden:

1. aus den Richelsdörfer Bergwerks-Intraden (Einnahmen)	4 500 Rthlr.
2. aus dem Licent (Steuer) von Bier und Brühhahn . . .	2 000 „
3. aus dem bei Hofe befindlichen Vorrate der englischen arrérages (d. h. den Einnahmen aus dem Subsidien-Vertrage mit England im spanischen Erbfolgekriege, in welchem bekanntlich hessische Truppen mit Auszeichnung neben englischen fochten)	15 500 „
4) aus dem Frankenberger Bergwerks-Überschuß	2 000 „
Summe	24 000 Rthlr.

Davon erhielt Guernieri für Besoldung aus dem Vorrate zu 3. 1500 Thaler, mithin für seine Auslagen 22 500 Thaler. Die Besoldung von jährlich 1500 Thalern ist noch ausdrücklich bestätigt in Anweisung bezw. Quittung vom 31. Dezember 1710 unter Bezugnahme auf Vereinbarung (chonformita dell achordo) vom 1. März 1708. Nach weiteren Anweisungen und Quittungen von demselben Tage bekam er für das Jahr 1710 den Betrag von 22 891 Thalern (also über 22 500 Thaler), da ihm noch ein Rest-Guthaben vom Jahre zuvor verblieben war, und außerdem 40 Thaler Jahres-Miete.

In dem Buche: „Das Kurfürstentum Hessen in malerischen Ansichten". (Darmstadt 1850) ist ohne Quellen-Angabe Seite 68 fg. der jährliche Gehalt von Guernieri nur zu 1006⅔ Thaler beziffert und sind außer der obigen Zahlungsstelle noch andere Kassen genannt, z. B. Kammerschreiber-Kasse, Wolfsjagd-Kasse. Danach hat auch der

[1]) Uffenbach: Reisen nach Niedersachsen u. s. w. (Frankfurt u. Leipzig 1753) bei Beschreibung von Kassel S. 11.

Bau bis zum Jahre 1710 die Summe von 200 007 Thalern verschlungen.

Anweisungen vom Jahre 1710 bestätigen die Anlage eines Kanals von dem bei der jetzigen Meierei Sichelbach (Siegelbach) auf einer kleinen Anhöhe befindlichen Teiche nach dem hinter dem Riesenschlosse gelegenen Teiche, der sogen. Follentränke (Fohlentränke), wozu ein Röhrengießer Schreyer und Bergleute herangezogen wurden. So zog sich die Sache hin bis zum Jahre 1714, in welchem Guernieri noch die Pyramide auf dem ein Achteck (Oktogon) bildenden Riesenschlosse aufführte, wofür ihm nach Notiz im Archive durch Ordre des Landgrafen die Summe von 14 000 Reichsthalern bewilligt wurde, zahlbar in vier Raten (1. Oktober 1713, 1. Januar, 1. April, 1. Oktober 1714, je 3 500 Reichsthaler).

Nunmehr stand fertig da das Riesenschloß auf der Höhe des Karlsberges, ein kolossaler, drei Stockwerke hoher, durch Kreuzgewölbe durchbrochener, felsenartiger Bau oder vielmehr ein Grottenwerk — die Rechnungen lauten über die „Baukosten beim Winterkasten-Grottenwerk" —, in dessen Mitte in einer ovalen Öffnung ein großer Wasserbehälter angelegt wurde, der später aus irgend einer traurigen Veranlassung sogenannte Unglücks-Teich, von einem starken Geländer umgeben. Die beiden unteren Stockwerke des Baues scheinen aus dem Felsen gehauen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



Heinrich Henkel.

Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag.

Am 9. Januar 1902 sind hundert Jahre seit der Geburt Heinrich Henkel's verflossen, der in der Geschichte unseres engeren Vaterlandes eine so hervorragende Stellung einnehmen sollte. Sein Vater war der Bergrat und Bergrichter Johann Ludwig Henkel in Schmalkalden, welcher dem Sohne eine sorgfältige, wissenschaftliche Ausbildung zuteil werden ließ. Heinrich Henkel studierte in Marburg die Rechte, ließ sich kaum 21 Jahre alt in Kirchhain als Rechtsanwalt nieder und wurde bereits 1825 Obergerichtsanwalt in Marburg. Diese Thätigkeit scheint ihn aber, wie einer seiner Biographen sagt, nicht befriedigt zu haben, „weil er die gesellschaftlichen Verhältnisse mehr vom Standpunkte des Naturrechts, als nach den Normen des positiven Rechts zu beurteilen geneigt war". Aus diesem Grunde gab er 1830 seine Stelle auf, um sich dem akademischen Lehrfache zu widmen. Dazu kam er jedoch nicht, da die Umgestaltung der politischen Verhältnisse Kurhessens seinem Lebensgange eine andere Wendung gab. Er trat als politischer Führer auf und nahm 1833 ein Mandat der Stadt Marburg als Landtagsabgeordneter an. 1834 wurde er in Kassel zwar wieder Obergerichtsanwalt, aber der Schwerpunkt seiner Thätigkeit ist nunmehr in der Politik zu suchen. Auch mit religiösen Fragen beschäftigte er sich und trat 1839 für die evangelische Lehr- und Glaubensfreiheit gegen den Ober-Appellationsrath Bickell und dessen Auslegung der symbolischen Bücher auf. Als das Jahr 1848 über Deutschland und auch über Kurhessen dahinbrauste, fand es auch Henkel auf seinem Platz, der in der unerschrockensten Weise für das kämpfte, was er als recht und billig erkannt hatte. In die Paulskirche gewählt, verzichtete er auf dies Mandat, da er glaubte, dem Volke in der kurhessischen Ständekammer, deren Mitglied er war, mehr nützen zu können, und erschien im Parlament nur kurz vor dessen Verlegung nach Stuttgart als Stellvertreter des Herrn von Baumbach, bei welcher Gelegenheit er seine Stimme gegen die Verwandlung des Parlaments in einen „bloßen Club" in Stuttgart erhob. Während der an Kurhessen vollzogenen Bundesexekution 1850 und 1851 fehlte es nicht an Veranlassung, Henkel vor das permanente Kriegsgericht stellen zu lassen, von welchem er zu fast zwei Jahren Festungshaft verurteilt wurde. Dies sind kurzgefaßt die hauptsächlichsten Daten aus dem öffentlichen Leben dieses bemerkenswerten Mannes, welcher unter der Bezeichnung „der Henkel" zu den volkstümlichsten hessischen Persönlichkeiten seiner Zeit zählte. Dreimal vermählt, hatte er zahlreiche Kinder, von denen Herr Oberlehrer Dr. Henkel in Kürze eine ausführliche Biographie seines Vaters herausgeben wird. Heinrich Henkel starb als Justizrat am 26. Juni 1873, im 72. Lebensjahre. Sein Name wird im Hessenlande unvergessen bleiben als der eines „rechten Hessen, in welchem kein Falsch war".

W. B.

Das Centgericht im Amt Auersberg
bei Hilders in der Rhön.

Mitgeteilt von Richard Herget, Kassel.

Angeregt durch Bechsteins Sagenschatz, ermuntert durch verschiedene in der Landes- und Murhard-Bibliothek entdeckte, wenn auch spärliche Nachrichten, welche Dörfer und Ortschaften des jetzigen Amtsgerichtsbezirks Hilders in der Rhön betreffen, bin ich bei weiteren Nachforschungen schließlich reichlich belohnt worden, als mir durch gütige Vermittelung der hiesigen Landesbibliothek das Auersberger Amtssalbuch vom Kreisarchiv in Würzburg zur Benutzung überwiesen wurde.

„Ambt und Saalbuch vom Jahre 1595" lautet die Überschrift. Die Erklärung dieser Bezeichnung giebt uns das große „Lexikon aller Künste und Wissenschaften, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden" im 33. Band vom Jahre 1742 wie folgt:

„Saal bedeutet bei den alten Deutschen erstlich schlechthin und überhaupt einen Aufenthaltsort, eine Wohnung, ein Verbleiben nicht nur der Menschen, sondern auch der Tiere. Hernach ist es ein besonderer Name der Behausung freier und zum gemeinen Wesen etwas zu sprechen habender Menschen bei den Franken geworden. Noch weiter hat man mit dem Titel Saal die Gerichtsorte und Stellen belegt, allwo in rechtige Folge die Verzeichnisse des Abgehandelten, des Verordneten, deren Rechte u. s. w. aufbehalten und hinleget worden sind, daß man hernach von Saalbüchern d. i. von Gerichts-, Grund-, Erb-, Lager-Büchern und deren mehr gewußt hat ꝛc."

Interessant auch für weitere Kreise dürfte das in genanntem Amt bestandene Centgericht sein, dessen Umfang, Zusammensetzung und Verlauf in genanntem Saalbuch, wie folgt, beschrieben ist:

„Der Hochwürdig Fürst und gnädiger Herr von Würtzburg hat in dem Amt Auersberg ein Centhgericht, darin gehören nachfolgende Dorfschaften, Weyler und Höfe nemblich: Hilters, Simmershausen, Larbach, Wickers, Schandenhoff, Strutthof, Rommelsrain, Brauertz, Batten, Deitten, Seyfertz, Fündlos, Wüstensachsen Melbers, Brandt, Revelbach, Undrastein*) (?), Neuer**) Schwanbach, und Wüstung Boppenrodt.†) Berührt Centhgericht wird alle 14 Tag und dann jährlich auf Petri cathedra, so das Petersgericht genannt wird, ein Hochgericht und sonsten und sooft die Nothdurft erfordert, peinlich Gericht gehalten. Solche Gericht werden jedesmal mit 14 Schöpfen als zween von Hilters, Simmershausen, Larbach, Wüstensachsen, einer von Wickers, Melbers, Revelbach, so alle allein Jahrschöpfen, von Batten, Deitten, Seyfertz und Fündlos, und einer von Schandenhof, so Erbschöpf, besetzt, welche alle von eines jeden regierenden Fürsten und Bischoffen zu Würtzburg, sowohl eines Ehrwürd. Dom-Capitels daselbst wegen durch einen jeden Centhgrafen mit Pflichten und Eydten auf und angenommen uff Maas und Form, wie nachfolgt.

In solchen Gerichten ist der jederzeit verordnet Centhgraf Richter, werden solche von des Hochwürdigen unsers gnäd. Fürst und Herrn von Würtzburg, eines Hochwürdigen Dom-Capitels, eines Ambtmanns zu Fladungen und Auersberg, des Centhgrafen als Richter und der vierzehn Schöpfen wegen geheegt und seyen auf den peinlichen Gerichtstag alle Centhverwandte, hinter wem sie sonst gleich gesessen, mit ihren besten Währen auffordern zu erscheinen und die Gericht beschützen zu helfen.

Hilters, Simmershausen, Lahrbach, Wickers, Schandenhof, Rommelsrain, Brauertz, so alle Würtzburgisch, rügen alles, bürgerlich und peinlich, ist nichts ausgenommen.

Melbers, Wüstensachsen, Boppenrodt, Brandt, Thüngisch, Thannisch und Schenkisch, Revelbach, Umbrastein, ein Hof Steinrückisch, Auerschwanbach, seyen Mord, Mordbrand, Diebstahl, Nothzucht und was denselben anhängig zu rügen und ist die Buß, wie hernach zu finden. Die von Melbers und Revelbach rügen auch über fliegende Wunden, doch werden dieselben nicht von der Centh, sondern von ihrem Vogtherrn verbüßt und bestraft.

Auer und Schwanbach, weil sie keine Schöpfen geben, werden begebenden Fäll durch des Ortsschultheißen vorbracht und gerügt und verwehren sich dardurch der Strafen und ziehen sich ihre Nachbarn aus dem Eydt.

Batten, Deitten, Seyfertz und Fündlos alle fuldaisch, welcher Gestalt diese 4 fuldaischen Dorfschaften der Centh Auersberg oder Hilters angehörig, das ist aus dem Kaiserl. Kammergerichtsurtheil von anno 1552 zu befinden.

Heege des Halsgerichts.

Demnach in Recht erkannt, daß es wohl an der Tagzeit sey, daß ich des Hochwürd. unsers gnädigen Fürsten und Herrn von Würtzburg Hoch

*) Vielleicht Schafftein.
**) Muß jedenfalls Auer (Aura) und Schwambach heißen.
†) Im 30jährigen Kriege zerstört.

noth peinlich Acht und Halsgericht heegen möge, so heege ich dies Hoch Noth peinlich Acht und Halsgericht in Kraft und Gewalt des Hochwürdigen Fürsten und Herrn Julij Bischhof zu Würtzburg und Herzog zu Francken, unsers gnädigen Fürsten und Herrn. Ich heege es auch in Kraft und Gewalt aller Ehrwürd. und edlen Herrn des Kapitels und Domstifts zu Würtzburg. Ich heege auch in Kraft und Macht des Edlen und Ehren Vesten N. N., jetzige Zeit Amtmanns allhier. Ich heege auch in Kraft und Macht mein, Als Richters. Ich heege es auch mit Kraft und Macht der 14 Geschworenen Centhschöpfen, ich heege auch dieses Hoch Noth peinlich Acht und Halsgericht mit aller seiner Gerechtigkeit und Freiheiten, wie das von Alters Herkommen ist und noch in sich hält, von seinem ersten Anfang an bis auf den heutigen Tag.

Diese Centh und Halsgericht werden durch einen Centhgrafen, so von niemand anders als von dem Hochwürdig unserm gnädigen Fürsten und Herrn jederzeit als zum Richter, der zu verordnet wird, gehalten, wie dan darrüber über eines jeden Centhgrafen Bestallungen und Banbrief, so ihm von Hochgedachten unserm gnädigen Fürsten und Herrn darüber zugestellt, ausweisen.

Nach gethaner Heege, wie vorgemerkt, fragt der Richter den anderen Schöpfen: wie frag ich euch Rechtens. Antworth der Schöpfe: bei dem Eydt. Darein stellt der Richter an mit denen Worten: so seyd des Rechten Urtheils bei dem Eydt gefragt, und ihr Schöpfen alle 14, ob dies Hoch Noth peinlich Acht zu recht genügsam geheegt sey, daß man ein Jeden, so an diesem peinlichen Halsgericht Recht begehre, könne rechtens geholfen werden.

Urtheilen darauf nach gehabten Bedacht der Schöpfen:

Also haben mich meine Brüder gelehrt und steht es auch mit ihnen zu recht, dies peinlich Halsgericht sey so mächtig, wohl und recht geheegt, daß wer rechtens an diesem peinlichen Halsgericht begehre, wohl rechtens verholffen wird.

Fragt ferner der Richter den dritten Schöpfen wie vor der Eydt: wie soll dies Hohe Noth peinlich Acht und Halsgericht besetzt sein, dieses zu dem rechten macht und Kraft haben.

Urtheilen darauf die Schöpfen nach gehabten Bedacht:

Also haben mich meine Brüder gelehrt und straf es selbst mit ihnen zu recht, dies peinlich Halsgericht soll besetzt sein mit guter Mann Vierzehn, die untadelhaftig seyen.

Solchem nach gebeuth der Richter den Schöpfen, auch dem ganzen Umbstand mit nachfolgenden Worthen:

Demnach dieses hohe Noth peinlich Acht und Halsgericht zu recht genügsam geheegt, auch sonst alle Nothdurft dieses peinlichen Halsgerichts zu recht erkandt: So gebiethe ich Euch Vierzehn Schöpfen, das ihr recht Urtheil straft. Ich verbiethe euch, daß keiner uffstehe oder niedersitze, vor- oder abtrette, auch niemands sein Worth rede, er thue denn solches mit Erlaubniß mein, als Richters. Ich verbiethe auch alle unziehmblich Worth und Werk dem ganzen Umstand hinden und vor dem Gericht, soweit dies peinlich Halsgericht Ohrenschall hat, solches alle sey verbothen bei Leibesstraffe.

Solchem nach fordert aus Geheiß des Richters der Centhknecht überlaut Klage und Antwort mit nachfolgenden Worten:

Ich erfordere Klag und Antworth für des Hochwürdigen meines gnädigen Fürsten und Hern von Würtzburg Hohe noth peinlich Acht und Halsgericht. Wer etwas daran zu schaffen hat, der mag wohl fürtretten. Und solches thut der Landknecht zum ersten, andern und drittenmal.

Solchem nach tritt der Kläger für und begehrt mit Erlaubniß des Richters einen Schöpfen, so ihm gefällig, sein Wort zu reden.

Wann nun dem begehrten Schöpfen vom Richter solches erlaubt wird, und der Schöpf sich solches zu thun verweigert, wird es ihm uff rechtlich Anstellung zu thun erkannt. Solchem nach dingt er sich mit dem Kläger zu bedenken. Nach beschehenem Bedacht tritt er neben dem Kläger mit Erlaubniß des Richters wieder für Gericht und beding sein Klag nach Gelegenheit schriftlich oder mündlich für, und begehrt darauf an den Richter zu recht anzustellen, sindemahl der Hochwürdig unser gnädigster Fürst und Herr übelthäter einen oder mehr in gefänglichen Banden habe, wie man solche aus den gefänglichen Banden bringen mag.

Darauf wird uff Anstellung des Richters von den Centhschöpfen nach beschehener Berathschlagung also geurtheilt:

Also haben mich meine Brüder gelehrt, strafe es auch selbst mit ihnen zu recht, der Landknecht soll den Beklagten dem Kläger antworthen zu seinen Handen.

Auf solche Urtheil fragt des Klägers Antworthreder und stelt ferner zu recht an, wie man ferner mit dem Beklagten verfahren soll, damit man rechtlich thue und unrecht lasse.

Darauf urtheilen die Schöpfen, auf Anstellung des Richters mit vorgehabten Bedacht also:

Also haben mich meine Brüder gelert, so straf ich es auch selbst mit ihnen zu recht, der Kläger soll den Beklagten dem Züchtiger antworth zu seinen Handen.

Auf solch Urtheil fragt des Klägers Wortredner und stellt abermals zu recht an, wie man ferner mit dem Beklagten geparen soll, daß man recht thue und unrecht lasse.

Darauf urtheilt der Schöpf uff Anstellung des Richters mit vorgehabtem Bedacht also:

Also haben mich meine Brüder gelehrt, strafe es auch selbst mit ihnen zu recht, der Kläger soll den Beklagten zu dreymahlen beschreyen.

Auf solches Urtheil fragt des Klägers Worthredner und stellt abermahls zu recht an, wie man ferner mit dem Beklagten geparen soll, daß man recht thue und unrecht lasse.

Darauf urtheilt der Schöpf uff Anstellung des Richters uff vorgehabten Bedacht also:

Also haben meine Brüder gelehrt, auch sprech ich es selbst mit ihnen zu recht, der Züchtiger soll den Beklagten in's Halseisen führen und einschließen, allda soll der Kläger wiederumb dreymal beschreyen.

Hierauf begehrt des Klägers Worthredner an den Richter, daß er den Kläger vergönnen wolle abzutretten, damit diesen vier vorgehenden Urtheilen möge Folg geschehen.

Wenn nun diesen Urtheilen also Folg geschehen, so tritt des Klägers Wortredner wiederumb neben den Kläger für und fragt abermahl und stellt zu recht an, wie man mit dem Beklagten geparen soll, daß man recht thue und unrecht lasse.

Darauf urtheilen die Schöpfen uf Anstellung des Richters mit vorgehabten Bedacht also:

Also haben mich meine Brüder gelehrt, auch habe ich es selbst mit ihnen zu recht, daß der nächst und weiteste Schöpfe, so im Schöpfenstuhl bei dem Richter sitzen, für das Halseysen oder Pranger gehen sollen und bestehen, wem der Beklagte gleichstehe Darauf stehen die zween Schöpfen mit Erlaubniß des Richters auf und gehen hin für den Pranger und bestehen den Beklagten. Wann alsdann sie wieder kommen, und sich mit Erlaubniß des Richters wieder gesetzt haben, fragt sie der Richter, wie sie den Beklagten beschaffen gefunden, darauf geben sie dem Richter Antworth nach Gelegenheiten, wie sie ihn befunden.

Solchem nach fragt des Klägers Wortredner und setzt zu recht abermahls an, wie man ferner mit dem Beklagten geparen soll, daß man recht thue und unrecht lasse.

Darauf urtheilen uff Anstellung des Richters mit vorgehabtem Bedacht die Schöpfen also:

Also haben mich meine Brüder gelehrt und straf es auch selbst mit ihnen zu recht, der Züchtiger soll den Beklagten uf dem Halseisen oder Pranger nehmen und ihnen führen unter das Oberthor, allda soll ihn der Kläger abermahls zu dreyenmahlen beschreyen.

Solchem nach fragt des Klägers Wortredner und stellt zu rechten, wie man ferner mit dem Beklagten geparen soll, das man ihn bringen möge für das peinlich Halsgericht.

Darauf urtheilen die Schöpfen uff Anstellung des Richters vorgehabten Bedacht nach also:

Also haben mich meine Brüder gelehrt, auch straf ich es selbst mit ihnen recht, der Züchtiger soll den Beklagten führen für das peinlich Halsgericht ungefähr bis uff drey Schriedt, damit dem Gericht kein Einbuß geschehe.

Wenn nun diesen nächsten vorgehenden zween Urtheilen Folge geschehen ist, und der Beklagte für Gericht kommen, so bitt des Klägers Wortredner mit Erlaubniß, die Klage, da er die schriftlich einlegt, zu verlesen, oder dieselben nach Gelegenheit mündlich zu thun.

Wann alsdann die Klag verlesen oder mündlich geschehen, fordert der Richter den Beklagten zu antwort, ob er Ja oder Nein darzu sage, vergönnet ihm auch einen Schöpfen zu einem Wortredner, wofern er dessen bedarf.

Solchem nach fragt des Klägers Wortredner und stellt zu recht an, wie man ferner mit dem Beklagten geparen soll, das man recht thue und unrecht lasse.

Darauf urtheilen die Schöpfen uff Anstellung des Richters nach gehabten Bedacht also:

Also haben mich meine Brüder gelehrt und straf es auch selbst mit ihnen zu recht, der Kläger soll dem Beklagten die zween förderste Finger uff die Scheidel legen und schwören zu Gott und seinem Heiligen Wort, das die Klag, deren er ihn beschuldigt, wahrhaftig sey und er dasselbige gethan habe.

Sofern der Beklagte dem Kläger solches schwörens aus Gutwilligkeit nicht erlassen will, muß er also schwören.

Solchem nach fragt des Klägers Wortredner und stellt abermahls zu recht an, wie man ferner mit dem Beklagten geparen soll, daß man recht thue und unrecht lasse.

Darauf urtheilen die Schöpfen uff Anstellung des Richters mit vorgehabtem Bedacht also:

Also haben mich meine Brüder gelehrt und sprech ich es selbst mit ihnen zu recht, dieweil der arme Beklagt hier steht, als ein Verächter der Rechten, so urtheilen wir ihn heut zu Tag vom Leben zum Tod.

Solchem nach fragt des Klägers Wortredner und stellt ferner zu recht an, wie man ferner mit dem Beklagten geparen soll, damit man ihn bringen möge vom Leben zum Todt.

Darauf urtheilen die Schöpfen uff Anstellung des Richters mit vorbehabten Bedacht:

Also haben meine Brüder gelehrt und straf es auch selbst mit ihnen zu recht, der Landknecht soll den arm Beklagten den Weeg weisen so lang und breit es der Züchtiger bedarf bis an die Statt, da der Arm sein Todt leyden soll.

Darauf fragt des Klägers Wortredner und stellt zu recht an, wie man ferner mit den armen Beklagten geparen soll, daß man recht thue und unrecht lasse.

Darauf erfolgt das Endurtheil."

Die Flurbezeichnungen „am Galgenberg", der „Galgenrasen" und „an der Centh", sowie der im Amtsbezirk Hilders noch mehrfach vorkommende Familienname „Zentgraf" sind noch Erinnerungen an das ehemalige „hoch noth peinlich Acht- und Halsgericht" Auersberg.

Der innere Appell.

Novellette von E. Mentzel.

I.

Hochverehrte Frau!

Sie wünschen einen Beitrag von mir zu dem Sammelwerke „Wichtige Abschnitte aus dem Leben bedeutender Sängerinnen", das Sie in Bälde zum Besten eines Unterstützungs-Fonds für mittellose weibliche Gesangstalente herauszugeben gedenken.

Diese Sache hat meinen vollen Beifall und spornt mich an, — freilich nicht ohne Zagen — das bisher streng von mir gemiedene Gebiet der Schriftstellerei zu betreten.

Sie meinen, verehrte gnädige Frau, wer so singen könnte wie ich, wäre auch imstande, Wichtiges über sich selbst in einer Weise auszusprechen, die Andere zur Nacheiferung anspornen könnte. Ich fürchte jedoch, in dieser Hinsicht haben Sie mir wohl zu viel zugetraut. Da Sie es mir aber frei stellen, die Anfänge meiner Entwickelung zu erzählen oder mich zur Heldin einer kleinen Skizze zu erheben, so erleichtern Sie mir die Aufgabe um ein Beträchtliches. Ich wähle die letztere Form; denn sie gestattet mir, Manches freier und ungebundener auszusprechen, was ich bei einfacher Wiedergabe der Thatsachen teils aus Bescheidenheit, teils aus Rücksicht für Andere verschweigen müßte.

Die Heldin der Ihnen in den nächsten Tagen zugehenden Novellette bin ich also selbst. Genau stimmen die geschilderten Verhältnisse mit dem Milieu meiner Kindheit und ersten Jugend überein. Ihren Vorschlag annehmend, bitte ich Sie, dies den Lesern des Werkes entweder in einer Einleitung zu meinem Beitrag oder in einer Schlußbemerkung kurz mitzuteilen. Vielleicht melden sie dann auch noch ein für mich höchst wichtiges Ereignis, dessen Veröffentlichung in Kürze bevorsteht und das meinem Leben und Streben eine ganz andere Richtung geben wird.

Sie vermuten nicht mit Unrecht, gnädige Frau, daß ich schwer und lange kämpfen mußte, ehe es mir gelang, eine erste Stelle an der hiesigen Oper zu erringen. Doch glauben Sie mir, nie, selbst in der schlimmsten Zeit nicht, habe ich bereut, dem „inneren Appell," wie Sie in einer Ihrer Novellen den unüberwindlichen Drang in der eignen Brust so hübsch bezeichnen, unentwegt gefolgt zu sein.

Und wenn es mir gelingen sollte, Andere, die sich vielleicht in ähnlicher Lage befinden, gleichfalls zu dieser Treue gegen sich selbst anzuregen oder sie darin zu befestigen, so würde mir das große Befriedigung gewähren. Ein nach künstlerischen Zielen strebendes Weib braucht ja deshalb nicht, wie man so oft meint, persönlichem Glück zu entsagen, sobald ihm dies auf seinem Lebensgange in wahrer Gestalt entgegen tritt. Auch hierfür hoffe ich im Spätsommer meiner dreiunddreißig Jahre den schlagenden Beweis zu liefern. Bin ich doch augenblicklich nicht allein, wie Sie, verehrte Frau, sich ausdrücken, „eine große allgemein beliebte und gefeierte Künstlerin", sondern ein einfaches Mädchen, das heimlich beglückt der nächsten Zukunft entgegen sieht.

Die gewünschte Photographie werde ich der Skizze beilegen. Empfangen Sie, verehrte gnädige Frau, jetzt noch den herzlichsten Dank für Ihre warmen und verständnisvollen Worte über meinen Vortrag der Schubertlieder. Wer sollte die Kompositionen dieses Meisters nicht schön singen und nun gar an einem seinem Andenken gewidmeten Abend! Übertraf ich mich aber an demselben, wie Sie meinten, wirklich selbst, so hat das einen guten Grund. Sie werden ihn bald erfahren.

Mit besten Grüßen und in herzlichster Verehrung

Ihre ergebene

Konstanze Eberhard.

— — — — — — — — — — — —

Einige Tage später erhielt die berühmte und namentlich um ihrer menschenfreundlichen Bestrebungen willen hochangesehene Schriftstellerin,

Frau Erna Tucher, einen großen Brief. Der Inhalt desselben bestand aus einer Anzahl loser Blätter und der Photographie einer Dame.

Eine Zeit lang betrachtete Frau Tucher das schöne Gesicht mit den lebhaften Augen, den kühn geschweiften Brauen und dem entschiedenen Zug um den sonst weich und anmutig geformten Mund. Dann stellte sie das Bild vor sich auf den Schreibtisch und begann die von einer schwungvollen Handschrift ausgefüllten Blätter zu lesen. Sie trugen den Titel: „Der innere Appell. Eine wahre Geschichte von Konstanze Eberhard.“

II.

Die zweite Klasse der Mädchen-Bürgerschule wird mit kurzem Gebete geschlossen. Kaum ist das letzte Wort verhallt, da eilen die zwölfjährigen Töchter der kleinen ehemals kurhessischen Landstadt aus dem alten niedrigen Raum tiefaufatmend ins Freie.

Nur eine Schülerin, Stanzchen Müller, darf nicht mit und muß einmal wieder eine Stunde sitzen bleiben. Sie konnte in der Religionslehre die biblische Geschichte nicht erzählen, setzte den Anfang an den Schluß und den Schluß an den Anfang und wußte nicht einmal, ob Laban den Jakob oder ob gar der fromme Erzvater selbst den schlauen Gesellen beim Lämmeraustausche betrog. Der Herr Kantor war sehr entrüstet über die sinnentstellenden Verwechslungen und wehrte heftig mit der Hand ab, als er von ein paar Mädchen gebeten wurde, Stanzchen doch noch einmal die Strafe zu erlassen.

Während die Andern hinausgingen, saß diese mit traurigem Gesicht auf der letzten Bank. Allein wie schon manchmal in ihrem jungen Leben erwuchs der Bestraften auch heute wieder aus peinlicher Lage unerwartete Freude.

Kaum waren alle Schülerinnen fort, als der junge Herr Lehrer, der von dem Vorgesetzten den Auftrag erhalten hatte, die Dagebliebene zu beschäftigen, mit ernster Miene ins Zimmer trat und vor dem Klavier Platz nahm.

„Du sollst nicht müßig da sitzen, Stanzchen, hat der Herr Kantor gesagt“, begann der junge Mann strengen Tones, doch ein Schelm hockte dabei in seinen lustigen Augen und milderte den Ernst. „Komm her, übe Deinen Examen-Gesang, damit Du recht sicher bist. Ich will Dir die Melodie erst noch einmal vorspielen.“

Während der Lehrer die ersten Akkorde von Webers „Die Sonn' erwacht in ihrer Pracht“ anschlug, wäre ihm Stanzchen am liebsten vor lauter Glückseligkeit um den Hals gefallen. Allein so etwas schickte sich leider nicht für eine Schülerin dem Lehrer gegenüber, der außer Können und Wissen zur weiteren Erhöhung seiner Würde mindestens zehn Jahre mehr zählte als das Mädchen selbst.

Nach dem Vorspiel der Melodie fiel Stanzchen sicher und mit kräftiger melodischer Stimme ein. Es war, als jubele das Lied aus einem übervollen Herzen, als würde jeder Laut wie auf Schwingen aus der frischen Kehle hinausgetragen. Mehrmals streifte der Lehrer staunend ihr Gesicht, was Stanzchen nicht weiter beachtete. Als diese jedoch geendet und dem letzten Ton wie selbstvergessen noch einen leisen Seufzer nachgeschickt hatte, meinte der junge Mann: „Ich wiederhole heute, was ich Dir schon neulich sagte, Kind, Du mußt Sängerin werden.“

„Ich?“ entgegnete das Mädchen bedrückt, indem ein beklemmendes Gefühl ihr die Brust hastig auf und nieder hob. Dann sah sie so sehnsüchtig durch die Fenster nach der schimmernden Ferne, als suchten ihre Blicke dort über den Bergen etwas Hohes und Unerreichbares. Erst nach einigen Sekunden versetzte sie ernst: „Ach, wie gerne würde ich Sängerin! Aber Sie wissen doch, Herr Lehrer, daß mein Vater das nie erlauben wird.“

„Wirklich nicht?“

„Nein. Ganz anders wäre es, wenn die Mutter oder die Großmutter noch lebten! Die Anderen sind ja all so dumm, so entsetzlich dumm und hetzen den Vater noch gegen mich auf.“

„Laß sie nur,“ meinte der Lehrer immer zutraulicher, „sie werden sich noch alle ducken müssen! Eine solche Stimme gab Dir Gott nicht umsonst, Stanzchen! Nur noch ein paar Jahre Ruhe, dann mußt Du sie ausbilden.“

„Ausbilden“, wiederholte das Mädchen wehmütig, „wie soll ich das anfangen?“

„Kommt Zeit, kommt Rat! Der innere Drang ist ein findiger Lehrmeister! An Mut fehlt es Dir doch nicht?“

„Keineswegs!“ erklärte das Mädchen strahlenden Auges. „Es handelt sich ja doch um die Erfüllung meines höchsten Wunsches.— Und, Herr Lehrer, Sie werd' ich doch wohl später immer um Rat fragen dürfen?“

„Zuerst frage stets die Stimme in Deiner Brust und höre nur auf sie selbst, wenn sie auch einmal leise oder ängstlich klingen sollte. Siehst Du, Stanzchen, ich kann doch nicht immer hier bleiben —, es war sogar meine Absicht — recht bald von hier fort zu gehen.“ Die Worte kamen zögernd hervor; denn der traurige Ausdruck in des Mädchens Zügen erschwerte dem jungen Manne sichtlich die Mitteilung.

„Wirklich?“ fragte sie betroffen. „Das thut mir aber leid — sehr leid.“

Stanzchens Rechte ergreifend, sah ihr der Lehrer bewegt in die etwas feucht schimmernden Augen:

„So nahe geht Dir mein Fortgehen von hier, liebes Kind?"

„Ach, ja, ich darf garnicht daran denken!"

„Auch mir wird es um Deinetwillen nicht leicht, hier fort zu müssen. Du bist mir ja lieb geworden wie eine jüngere Schwester, Stanzchen. Das hat alles die Musik fertig gebracht, nicht wahr?"

„Nur die liebe Musik", bestätigte das Mädchen freudig. Gleich darauf glitt ein Schatten über ihr Gesicht, und sie meinte fast traurig: „Wenn Sie erst fort sind, Herr Lehrer, ist niemand mehr hier, der meine Freude an der Musik begreift."

Der junge Mann war gleichfalls sehr ernst geworden. Augenscheinlich eine tröstliche Antwort suchend, dachte er kurze Weile nach und versetzte: „Stell Dir nur immer vor, Stanzchen, daß ich oft in Gedanken bei Dir bin und alles gern mit Dir teilen würde, wenn sich's nur möglich machen ließe." Er nahm die kleine Freundin bei der Hand, führte sie zu einer Bank und fuhr neben ihr Platz nehmend fort: „Jetzt sollst Du auch erfahren, weshalb ich so bald als möglich von hier fort muß. Durch Vermittelung des Herrn Sanitätsrat hat mir nämlich ein sehr reicher Mann in Frankfurt die Mittel gewährt, mich auf der Violine weiter auszubilden."

„Ach nicht möglich!" rief Stanzchen überrascht. „Natürlich, dann müssen Sie fort, recht bald fort, Herr Lehrer. Ich bin ganz glücklich für Sie, ich kann garnicht sagen, wie sehr!"

Über die hübschen männlichen Züge des Lehrers glitt tiefe Bewegung. Ein heißer Wunsch wurde Meister über ihn, er ergriff des Mädchens Hand und drückte diese so heftig, daß die großen braunen Augen ganz verwundert zu ihm aufblickten. „Ich danke Dir für Deine Teilnahme an meinem Glück, Stanzchen," sagte er mit verhaltener Wärme. „Sie thut mir wohl, Du ahnst gar nicht, wie wohl! — Könntest Du doch mit mir gehen!"

„So etwas darf man sich garnicht vorstellen," meinte sie traurig. „Denn dann wär's hier überhaupt nicht zum Aushalten!"

„Hab' nur Geduld", tröstete der junge Mann. „Ich bin fest überzeugt, Kind, auch Du wirst zur rechten Zeit eine hülfreiche Hand finden, vielleicht kann ich sie Dir selbst bieten! Und dann — wenn viele Jahre vorüber sind — dann treten wir, will's Gott, einmal zusammen in einem Konzerte auf."

Der heitere Ausblick in die Zukunft stimmte auch das Mädchen wieder froh. „Wir beide!" rief sie kindlich beglückt, „das wäre ja zu schön, das wäre herrlich!"

Er stimmte, keinen Blick von ihrem erregten Gesichte wendend, freudig zu und meinte noch lächelnd: „Hoffentlich hast Du aber dann den abscheulichen Namen abgelegt! Er bringt mir immer wie ein greller Mißton in die Ohren. — Stanzchen Müller! — Wie kann nur ein Kind mit einer so schönen Stimme Stanzchen Müller heißen!"

Beide lachten wie Kinder und plauderten noch ein wenig zusammen. Dann setzte sich Lehrer Mellinor wieder ans Klavier, und Stanzchen sang zu seiner Begleitung verschiedene Volkslieder. Als der junge Mann endlich von einem Freunde abgeholt wurde, war die Strafzeit längst um ein Beträchtliches überschritten.

Das Mädchen verabschiedete sich schnell und eilte, noch glühend vor Erregung, nach Hause. Ach, dachte sie indessen voll stillen Glückes, wenn ich nur jeden Tag eine solche Stunde sitzen bleiben dürfte! — — —

Ehe der junge Lehrer das Städtchen verließ, schenkte er der kleinen Freundin ein Album zum Andenken. Auf die erste Seite desselben hatte er den Rückertschen Vers geschrieben:

„Vor Jedem steht ein Bild deß, das er werden soll,
Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll."

Als Schlossermeister Müller einige Tage später das Album betrachtete und den Vers las, fragte er einen für ganz besonders unterrichtet gehaltenen Bekannten: „Sah emol, Schorsch, was meint dann der Schoulmäster nur mit dem Versch?"

„No," sagte der Andere nachdenklich, „der meint, Dei Stanzche soll nit unne stieh bleiwe und sich recht hoch nuff mache."

„So, na, Grafe und Ferschte könne doch nit alle Leut wern. Der Mensch soll merr doas Mädche nit verrückt mache."

„Woas leiht an so em Versch! Ist der Mann selbst fort, ist bei dene Weibsleut alles fort."

„Doas stimmt," bestätigte der Meister. „E woahr Glück, daß der Schoulmäster sein' Sparrn jetzt annerschwo unner Dach gebroacht hot."

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Aus alten Studentengesetzen der Universität Marburg. Vor mir liegen drei Hefte von Vorschriften für die Studirenden der Universität Marburg aus den Jahren 1796, 1819 und 1826, die im Gegensatz zu unseren heutigen Verhältnissen ein merkwürdiges Spiegelbild der guten alten Zeit liefern und mit denen sich unsere heutige Studentenjugend wohl schwerlich einverstanden erklären würde.

In dem ersten Hefte, welches das interessanteste ist, heißt es u. a.:

I.

Jeder, der Unsere Universität Marburg, um zu studieren, besucht, soll innerhalb acht Tagen sich bey dem Prorektor melden, und sich gehörig immatrikulieren lassen. Verziehet er auf erhaltene Erinnerung noch länger damit, so ist er einer von dem Prorektor zu verhängenden willkührlichen Strafe unterworfen.

II.

Die Erfüllung der Religions-Pflichten, welche aus einem Triebe des Herzens kommen muß, überlassen Wir zwar dem Gewissen eines jeden; doch soll niemand mit dem, was andern heilig und ehrwürdig ist, sein Gespötte treiben, oder die Feyer der Sonn- und Festtage durch Unfug und Lärmen stören, auch sollen bey willkührlicher Strafe vor Endigung des gesammten Gottesdienstes keine Schlittenfahrten gehalten werden.

V.

Da jeder Studierende sich durch Fleiß, Ordnung und eine gesittete Lebensart auszeichnen muß, und man gemeiniglich nicht mit Unrecht aus seinen Universitätsjahren auf seine künftige Amtsführung und sittlichen Wandel schließen kann; so soll dem, der keine Kollegia besucht, sondern sich dem Müßiggang ergiebt, so wie dem, der seine Zeit in Spiel- und Saufgelagen tödtet, (wenn die ihnen gegebene Ermahnung nicht fruchten will) das Consilium abeundi ertheilt werden, damit Unfleiß und unordentliche Lebensart nicht auch andere vergiften und den heilsamen Zweck der Lehranstalten vernichten mögen.

VII.

Neu ankommende Studenten sollen von den ältern nicht beunruhiget, nicht zu Schmausen, Spiel- oder andere Ausgaben verleitet, am wenigsten aber wörtlich oder thätlich beleidigt werden. Jede Uebertretung dieses Gesetzes soll mit nachdrücklicher Strafe belegt werden.

VIII.

Alle Schlägereyen bleiben durchaus untersagt. Alle die, durch einen falschen Begriff scheinbarer Ehre verführt, sich verleiten lassen, jemand herauszufordern, oder sich auf die ergangene Ausforderung zu stellen, werden mit unabbittlicher Relegation bestraft. Eben diese Strafe leiden die Anhetzer, Secundanten, und diejenigen, auf deren Zimmer eine Schlägerey vorfällt. Weder die Ausflucht, daß nur Rappiere gebraucht worden, noch irgend ein erkünstelter Vorwand, um die Schlägerey weniger strafbar zu machen, soll rechtliches Gehör finden.

X.

Alle, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit stören, es sey auf welche Art es wolle, als mit Fenstereinwerfen, Aufbrechung der Thüren, Pereatrufen, Gewaltthätigkeiten von aller Art gegen Fremde und Einheimische, sollen ohne Nachsicht mit scharfer Strafe belegt werden.

XI.

Das Schießen in der Stadt sowohl als zwischen den Gärten vor der Stadt, wird bey willkührlicher Strafe untersagt; dagegen bleibt die Studenten-Jagd jenseits Gißelberg in Ordnungsmäßigen Zeiten frey, wie auch das Schießen auf dem Kämpfrasen an der Wasserseite, in genugsamer Entfernung von den Gärten. Das Schießen in der Neujahrsnacht bleibt aber bey zehn Thaler Strafe verboten, welche Strafe auch die zu erlegen haben, auf deren Stuben geschossen worden. Das gefährliche Legen der Kanonenschläge, und Werfen der Raketen in der Stadt, wird bey Strafe der Relegation untersagt.

XII.

Ob wir gleich jede erlaubte Lustbarkeit den Studierenden gerne gönnen, so erlaubt doch die Absicht, weswegen sie auf Universitäten sind, nicht, ihnen theatralische Vorstellungen zu verstatten; auch werden alle maskierten Bälle untersagt, so wie der Gebrauch der Masken überhaupt.

XIV.

Sämmtliche Ordens-Gesellschaften und Verbindungen unter Studierenden sind nachdrücklichst untersagt, und wird die Theilnahme an denselben nicht nur in Gemäßheit der auf der allgemeinen Reichsversammlung unter des teutschen Reiches Churfürsten, Fürsten und Ständen im Jahre 1793 getroffenen Uebereinkunft, nach welcher die unnachsichtlich erfolgende Strafe der Relegation, von Seiten der Universität, der Landes-Kollegien im Vaterlande des Relegierten, wie auch den übrigen Universitäten bekannt gemacht, ingleichen derselbe auf keiner anderen Universität in Teutschland aufgenommen werden soll, wirklich geahndet; sondern auch ein Landeskind, welches diesem Verbothe entgegen handelt, zu jeder Versorgung unfähig, und ein anderer Studierender, welcher in dergleichen Verbindungen sich hält oder begiebt, nach Höchst Landesherrlichem Ermessen und Befinden, zu keiner Anstellung und Beförderung in hiesigen Landen und Diensten zugelassen; und überdies derjenige, welcher sich unterstehet, eine solche Ordens-Gesellschaft zu stiften, oder dazu zu werben, er sey ein Innländer oder Fremder, noch mit Festungs-Arrest, dessen Dauer nach dem Grade der Verführung und der Schädlichkeit der Verbindung zu bestimmen ist, belegt.

XVI.

Das Tabaksrauchen auf öffentlicher Straße in der Stadt, wird hierdurch bey fünf Thaler Strafe (in der späteren Fassung der Vorschriften vom

Jahre 1819 findet sich der Zusatz: „und Verlust der Pfeife, welche nebst einem Drittheile der Geldbuse dem Angeber zufällt") untersagt.

XVII.

Der Gebrauch der Fackeln in hiesiger Stadt ist überhaupt, und insonderheit bey Musiken und Schlittenfahrten, bey nachdrücklicher Strafe verboten.*)

XVIII.

Um sowohl die Studierenden, und deren Eltern, als unsere Bürgerschaft, gegen die Folgen der Verschwendung, den unüberlegten Aufwand, und das dadurch veranlaßte Schuldenmachen sicher zu stellen, setzen und ordnen Wir, daß alle zur Verschwendung und zur Pracht dienenden Sachen, als Wein, Punsch, Bischoff, Limonade, Liqueurs, Branntwein, Chocolade, Gebackenes, Confituren, Tractamente, Mahlzeiten, Billard- und Spiel-Schulden, Pferde-, Wagen- und Schlitten-Miethe, alles was zum Ball, Abend- und Nachtmusik und Pickenicks gehöret, ferner alle seidene Waaren, von welcher Art sie auch seyn mögen, Tressen und Stickereyen, Uhren, Dosen, Ringe, Etuis, Schnallen, Degen, kostbare Stockknöpfe, auch alle zur Pracht gereichende Meubles und Geräthe, ingleichem baare von den Eltern oder Vormunden nicht verwilligte Geldvorschüsse, den Studenten durchaus nicht mehr creditiert werden

*) Die Nacht-, auch Tag-Musiken sind verboten; vermöge höchster Resolutionen vom 30sten Dezember 1800 und 20sten Januar 1801.

sollen, und diejenigen, welche gegen dieses Verbot angehen, mit ihren Forderungen bey der Universität nicht gehört, sondern sogleich a limine judicii abgewiesen werden.

Der Mittags- und Abendtisch kann, jedoch ohne Wein, den Inländern nur auf drey Monate, den Ausländern nur auf sechs Monate creditiert werden. Für Stuben-Miethe und Bücher, welche letztere jedoch die Summe von vier und zwanzig Thalern Frankfurter Währung nicht überschreiten dürfen*), ingleichen die Arzeneymittel und Heilungs-Kosten, wird der Kredit auf sechs Monate gestattet.

Für Forderungen, welche Peruquenmacher, Aufwärter, Aufwärterinnen, Wäscherinnen, Barbierer und Stiefelwüchser, Kauf- und Handelsleute, für ordinaire Kleider zur Nothdurft haben (wovon jedoch die Summe nicht 16 Thaler Frankfurter Währung, und bey Krämer-Waaren, Schuhen, Stiefeln, Strümpfen nicht 12 Thaler übersteigen darf), wird der Kredit nur auf drey Monate verstattet.

Ein Versatz von Studenten soll nicht länger als auf drey Monate angenommen werden. Es darf aber nicht mehr als die Landesübliche Zinse davon genommen werden, bey Vermeidung einer Strafe von 20 Reichsthalern, welche halb dem Fiskus, und halb dem Denuncianten verbleibt."

*) Jedoch ist der Kredit für wissenschaftliche Bücher auf 50 Gulden Frankfurter Währung, ohne Zeitbeschränkung gestattet: kraft höchster Resolution vom 4ten September 1801.

W. S.

Hessische Totenschau von 1901.

Oberstleutnant a. D. Julius von Bardeleben, 86 Jahre alt, Kassel, 4. Januar. — Forstmeister a. D. Franz Coester, 67 Jahre alt, Neuhof bei Fulda, 15. Januar. — Assistent der ständischen Landesbibliothek zu Kassel und Redakteur der Zeitschrift „Hessenland" Dr. phil. Wilhelm Grotefend, 44 Jahre alt, Kassel, 16. Januar. — Oberst a. D. Karl von Helmschwerdt, 75 Jahre alt, Schmiedeberg, 19. Januar. — Rittmeister a. D. Rudolf von Eschwege, Hannover, 21. Januar. — Kgl. Kreisphysikus Geh. Sanitätsrath Professor Dr. Otto von Heusinger, 70 Jahre alt, Marburg, 17. Februar. — Archidiakonus Wilhelm Salzmann, 48 Jahre alt, Frankenhausen am Kyffhäuser, 27. Februar. — Tierarzt Peter Philipp Geibel (Dialektdichter), 59 Jahre alt, Frankfurt a. M., 2. März. — Geh. Regierungsrat Professor Dr. Franz Melde, 69 Jahre alt, Marburg, 17. März. — Gymnasial-Professor a. D. Karl Schenck, Marburg, 17. März. — Frau Johanna Henkel, geb. Linck, Wittwe des Justizrats Henkel, 79 Jahre alt, Fronhausen, 3. April. — Vorsitzender der Anwaltskammer Justizrat Gustav Alster, 73 Jahre alt, Kassel, 5. April. — K. K. österreichischer Oberst Freiherr Alexander von Scholley, 54 Jahre alt, Pest. — Mittelschullehrer a. D. Georg Davin, 76 Jahre alt, Kassel, 8. April. — Geheimer Regierungsrat Gymnasialdirektor a. D. Georg Buchenau, 75 Jahre alt, Marburg, 10. April. — Bürgermeister a. D. Winter, 89 Jahre alt, Homberg a. d. E., 17. April. — Privatmann Karl Oberbeck, Mitbegründer des Niederhessischen Touristenvereins, 78 Jahre alt, Kassel, 26. April. — Gymnasialdirektor a. D. Fritz Reimann, 61 Jahre alt, Kassel, 28. April. — Realschuldirektor a. D. Dr. phil. Christoph Hempfing, 79 Jahre alt, Marburg, 3. Mai. — Pfarrer Konrad Schmidt, 55 Jahre alt, Melsungen, 6. Mai. — Major

a. D. Karl von Stamford, 74 Jahre alt, Kassel, 16. Mai. — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Pfarrer Georg Theodor Dithmar, 90 Jahre alt, Marburg, 16. Mai. — Geh. Regierungsrat a. D. Ernst von Eschwege, 83 Jahre alt, Kassel 2. Juni. — Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Herman Grimm, 73 Jahre alt, Berlin, 17. Juni. — Oberlandesgerichtsrath Geheimer Justizrath Friedrich Limberger, Bad Ems, 24. Juni. — Gymnasial-Direktor a. D. Wilhelm Bennecke, Marburg, 25. Juni. — Gymnasialprofessor Dr. Heinrich Schäfer, 60 Jahre alt, Marburg, 18. Juli. — Pfarrer a. D. Seibert, 72 Jahre alt, Marburg, 26. Juli. — Arzt Friedrich Wilh. Schimmelpfeng, 30 Jahre alt, Grunewald bei Berlin, 29. Juli. — Oberlandesgerichtsrat Hermann Keßler, 60 Jahre alt, Kassel 16. August. — Ordensgeneral der Franziskaner Pater Aloysius Lauer, 68 Jahre alt, Kloster Gorheim bei Sigmaringen, 20. August. — Baron Max Trott zu Solz, Bauhaus bei Nentershausen, 25. August. — Kurfürstl. Hessischer Premierleutnant a. D. Rittergutsbesitzer Ludwig von Boyneburgk, Wichmannshausen, 25. August. — Geh. Rat Professor Adolf Fick, 71 Jahre alt, Blankenberghe. — Vorstandsmitglied des Kasseler Creditvereins Friedrich Diehls, 78 Jahre alt, Kassel, 31. August. — Pfarrer Dr. Gustav Beyer, 70 Jahre alt, Kassel, 10. September. — Rentner Edward Habich, 83 Jahre alt, Kassel, 12. September. — Kgl. Hofbuchdrucker Adolph Gotthelft, 73 Jahre alt, Kassel, 19. September. — Bürgermeister Helwig Lange, 61 Jahre alt, Sooden a. Werra, 27. September. — Superintendent Dr. Vial, 71 Jahre alt, Hersfeld, 4. Oktober. — Konsul a. D. Wilhelm Schmidt, Brüssel, 5. Oktober. — Landesrat Georg Zuschlag, 49 Jahre alt, Kassel, 6. Oktober. — Pfarrer a. D. Georg Fenner, 83 Jahre alt, Kassel-Wehlheiden, 14. Oktober. — Landeskonservator Dr. phil. h. c. Ludwig Bickell, 62 Jahre alt, Marburg, 20. Oktober. — Kgl. Oberförster a. D. Heeger, 87 Jahre alt, Schönstadt, 27. Oktober. — Konsistorialpräsident a. D. Hermann Opitz, 74 Jahre alt, Hanau, 10. November. — Kgl. Oberstaatsanwalt Geh. Oberjustizrat Dr. jur. Karl Bartels, 74 Jahre alt, Kassel, 13. November. — Lehrer Gustav Adolf Berg, 69 Jahre alt, Kassel, 17. November. — Justitiar und Generalpostdirektionsrat a. D. Friedrich Schmidt, 81 Jahre alt, Kassel, 22. November. — Amtsgerichtsrat a. D. Hermann Fuchs, 76 Jahre alt, Kassel, 6. Dezember. — Geh. Regierungsrat, Regierungs- u. Schulrat a. D. Friedrich Ernst Hasse, 76 Jahre alt, Kassel 13. Dezember. — Schriftstellerin Elisabeth Paar, 49 Jahre alt, Kassel, 15. Dezember. — Geh. Regierungsrat a. D. Alexander Wenderhold, 58 Jahre alt, Kassel, 30. Dezember.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der am 18. Dezember abgehaltenen Sitzung des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg teilte der Vorsitzende mit, daß die Vereinssammlung auf dem Schlosse dem neuen Vereinskonservator Herrn Prof. Dr. von Drach durch den Vorstand übergeben worden sei. Herr Professor von Drach setzte auseinander, daß er die Sammlung übersichtlicher aufzustellen und wenigstens vorerst einige Teile allgemeiner zugänglich zu machen beabsichtige. — Herr Archivar Dr. Küch hielt hierauf einen fesselnden Vortrag über die Hochgräber der Landgrafen in der Elisabethkirche. Der Vortragende besprach zunächst die Grabmäler der Gründer der Elisabethkirche, des Deutschordenshochmeisters Landgrafen Konrad von Thüringen († 24. Juli 1240) und der ersten Gemahlin Heinrichs I., Adelheid von Braunschweig, deren Identität als sicher anzunehmen ist. Die heute gewöhnlich als die Heinrichs II. und Ottos des Schützen mit Elisabeth von Cleve bezeichneten Denkmäler wurden dagegen Heinrich I. und seinem Sohne Johann zugeschrieben. Es wurde sodann die Anfertigung eines nicht mehr erhaltenen Denkmals für Ludwig I. erwähnt, welches im Jahre 1458 der Bildhauer und Maler Kurt Krug (wahrscheinlich ein Kasseler Künstler) im Auftrage Ludwigs II. in Witzenhausen herstellte und das vermuthlich für eine Kasseler Kirche, vielleicht das Kloster Ahnaberg, bestimmt war. Das schöne Denkmal Ludwigs I. in der Elisabethkirche ist nach urkundlichen Quellen im Jahre 1471 von zwei Meistern Hermann und Heinze in einer eigens dazu errichteten Bauhütte gemeißelt worden. Der eine von ihnen war höchstwahrscheinlich ein Frankfurter Meister. Minderwertige Nachahmungen dieses Kunstwerks sind die Gräber Ludwigs II. von Niederhessen und Heinrichs III. von Oberhessen, von denen das letztere nachweislich 1484 durch den Steinmetzen Heinrich angefertigt wurde. Das letzte der erhaltenen Hochgräber, das Wilhelms II., ist eine Arbeit des tüchtigen Marburger Bildhauers Ludwig Joppe, von dem u. a. auch die Wappen über der Rathausthüre und am Ostflügel des Schlosses sowie einige Altäre in der Elisabethkirche stammen. Die Entstehungszeit ist 1516, wenigstens datiert von diesem Jahre ein Vertrag des Künstlers

mit den landgräflichen Räten. Das Material ist Witzenhäuser Alabaster. Die späteren Denkmäler sind von geringerem künstlerischen Wert und haben nur als Zeugnisse des Verfalls der heimischen Bildhauerkunst, die während des Mittelalters so schöne Blüten getrieben hatte, einige Bedeutung. An diesen Vortrag schlossen sich verschiedene Bemerkungen der Anwesenden, aus denen die des Herrn Prof. Dr. von Drach hervorgehoben sein mögen. Er wies auf die Reste älterer Gewebe hin, die aus Landgrafengräbern der Elisabethenkirche schon vor verschiedenen Jahrzehnten in das Germanische Museum in Nürnberg gelangt sind. Es folgte der Vortrag des Herrn Dr. Maurmann, des langjährigen Mitarbeiters an dem Deutschen Sprachatlas des Professors Dr. Wencker, über Sprache und Hausbau in den Kreisen Wolfhagen und Hofgeismar. Herr Dr. Maurmann, der seinen Vortrag durch eigens gefertigte Sprachkarten erläuterte, gab ein übersichtliches Bild von den sprachlichen Verhältnissen dieser niederdeutschen hessischen Gegenden, dabei besonders auf die Beziehungen zwischen Sprachgrenzen einerseits und territorialen und natürlichen Grenzen anderseits hinweisend. Er sprach dann über das sogenannte sächsische Haus, machte auf manche bisher nicht beachtete Einzelheiten aufmerksam und wies nach, daß die Verbreitung desselben viel weiter nach Süden reiche, als bisher angenommen worden sei, daß es sich sogar auf mitteldeutschem Gebiet, so in Naumburg und Umgegend finde.

Todesfall. Am 15. Dezember starb die Schriftstellerin Elisabeth Paar, eine jüngere Schwester der dahingeschiedenen Mathilde Paar. Sie war 1852 als die Tochter eines kurhessischen Beamten in Kassel geboren und verlebte dort ihre Jugend wie den größten Teil ihres späteren Lebens. Seit 1898 wohnte sie in Leipzig, gestorben ist sie aber in ihrer Vaterstadt. Außer zahlreichen Novellen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte sie unter dem Pseudonym L. Gies die Romane: „Das Pflegekind des Hagestolzen“ (1886), „Auf der Jagd nach dem Glück (1892), und „In der Schule des Lebens“ (1893). Ferner war die Verewigte auch auf dem Gebiete der fortschrittlichen Frauenbewegung mit großem Eifer thätig.

Musikalischer Vortragsabend. Am 19. Dezember v. J. veranstaltete das Konservatorium der Musik in Kassel im großen Saale des Evangelischen Vereinshauses daselbst in diesem Winterhalbjahre seinen VII. Vortragsabend, in welchem auch ein Trio in c-moll für Klavier, Violine und Violoncello von dem im vorigen Jahre in Kassel verstorbenen Oberstleutnant Eduard Otto zu Gehör gebracht wurde.

Münz-Versteigerung. Vom 25. November 1901 an wurde bei Sally Rosenberg zu Frankfurt am Main die vormals Buchenausche Sammlung (vgl. vorigen Jahrgang Nr. 13, S. 181) hessischer Münzen versteigert und ergab einen Erlös von 14876,25 Mark, nachdem vorher die besseren Stücke aus dem Mittelalter freihändig verkauft worden waren. Den höchsten Preis (550 Mark) erzielte eine kupferne Klippe des bekannten Medailleurs Chr. Wermuth von 1731 auf die Wasserwerke des Karlsberges (Wilhelmshöhe). Nächstdem kommt mit 400 Mark ein halber Thaler (1669) von Hedwig Sophie, eine Halbthaler-Klippe von 1600 des Landgrafen Ludwig III. von Marburg (260 Mark), ein viertel Thaler Philipps des Großmütigen von 1564 (255 Mark), ein Thaler der Landgräfin Maria von 1764 (230 Mark), ein Medaillon von Karl und seiner Gemahlin Maria Amalia und ein hanauischer Dukat Wilhelms IX. von 1775 (je 225 Mark), eine Medaille von Le Clerc auf das Marburgische Universitätsjubiläum 1727 (190 Mark), ein Thaler Philipps des Großmütigen von 1538 (185 Mark), ein ebensolcher von 1537 (180 Mark), ein breiter doppelter Weidenbaumthaler Wilhelms V. von 1629, ein viertel Thaler (1669) von Hedwig Sophie und ein ebensolcher auf ihren Tod 1683 (je 150 Mark), ein Thaler 1711 auf den Tod von Maria Amalia (140 Mark), ein Horngroschen Ludwigs II. von 1467, ein Thaler Ludwigs III. von 1593 und ein Thaler (Kassel) Friedrichs I. von 1733 (je 125 Mark), ein Thaler Ludwigs III. von 1588 (120 Mark), eine silberne Medaille von Wermuth 1700 auf die erste Vermählung Friedrichs I. (110 Mark), ein halber Thaler 1683 auf den Tod von Hedwig Sophie, eine Medaille ohne Jahreszahl (1714) auf den Schloßbau auf dem Karlsberg und eine Medaille von Hedlinger auf Wilhelm VIII. (je 105 Mark). Diese 22 Stücke brachten also bereits 4210 Mark. Dazu kamen 5 Stücke mit je 100 Mark, nämlich ein Thaler Wilhelms II. von 1502, ein ebensolcher Philipps des Großmütigen ohne Jahreszahl, ein ebensolcher Ludwigs III. von 1600, ein Goldgulden Wilhelms V. von 1633 und ein Thaler Karls von 1693. Brakteaten kosteten das Stück 1 bis 40 Mark. Sehr hoch ging außer dem bereits erwähnten Horngroschen (125 Mark) das Probe-Dreiheller-Stück von 1842 (55 Mark), wenn auch nicht so hoch wie bei der Kornemannschen Versteigerung (85 Mark), ferner zwei Stücke mit Stempelfehlern: 1/6 Thlr. von 1828 (7 Mark) und 1 Heller

von 1859 (8,50 Mark). Der sehr seltene hanauische Heller von 1745 brachte wegen schlechter Erhaltung nur 1 Mark. Sehr billig (3,25 Mark), freilich auch nur „gut erhalten" war ferner der sechstel Thaler des Erbprinzen Ludwig (IX.) von Hessen-Darmstadt, geprägt 1758 für Hessen-Hanau-Lichtenberg. Von westfälischen Proben kamen 5 Frank auf 16 Mark, 2 Frank auf 16 Mark, 5 Centimes auf 11 Mark, 3 Centimes auf 4,50 Mark (billig) und 2 Centimes auf 21 Mark. Von besseren Fuldischen Stücken erzielten ein Schauthaler Adalberts I. von 1701 (Wermuth) 220 Mark, eine Medaille auf die Konsekration Adolfs von 1726 (Wermuth) 115 Mark und ein Schauthaler Konstantins von 1714 (Wermuth) 100 Mark. — Im ganzen erkennt man einmal wieder, daß eine Sammlung hessischer Münzen eine gute Kapitalanlage darbietet.

Leipzig. **Paul Weinmeister.**

Hessische Bücherschau.

Spanische Gedichte. Auswahl aus Campoamor's „Doloras". Dem Spanischen nachgedichtet von Joseph Mager. 126 S. München (Max Poeßl).

Das vorliegende Buch ist unserer hochverehrten Mitarbeiterin und Landsmännin, Frau Henriette Keller-Jordan in München gewidmet; Grund also genug, daß das „Hessenland" nicht stillschweigend daran vorüber geht. — Ramon de Campoamor ist einer der bekanntesten und beliebtesten der spanischen Dichter der Gegenwart, der, 1817 geboren, erst vor kurzem gestorben ist und bis in sein hohes Alter mit einem regen Geiste begnadet war. Seine Dichtungen, zu welchen auch Dramen und Novellen in Versen gehören, erschienen großenteils in zahlreichen Auflagen. Sein bedeutendstes Werk jedoch sind gerade diese „Doloras", aus denen uns Joseph Mager in deutscher Übersetzung, oder als Nachdichtung, einen Auszug bietet. Campoamor, der eine philosophisch angelegte Natur war, schenkt es uns auch in diesen Gedichten nicht, seinen oft sehr tiefsinnigen, philosophischen Gedanken zu folgen, aber seine vornehme Ironie, sowie sein liebenswürdiger Humor erleichtern es dem Leser, sich mit den Urteilen und Bekenntnissen des Dichters zu befreunden sowie, nachempfindend, sich mit ihm auseinander zu setzen. Oft begegnet man in den rein lyrischen Stücken Gedanken von so verblüffender Schönheit, daß die große Zahl von Auflagen, welche diese „Doloras" bereits erlebten, nicht weiter auffallen kann. Auch da, wo er die balladische Form wählt und am Schlusse das Gedicht lyrisch und ernst ausklingen läßt, wie beispielsweise in dem reizenden Gedicht „Der Gaitero", erreicht der Sänger einen geradezu wunderbaren Effekt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß solchen Eindruck nicht auch sein Humor macht. Denn das von Anfang bis zu Ende von Humor getragene Gedicht „Wer doch schreiben könnte" ist in seiner einfachen Natürlichkeit so schön, daß der Leser unwillkürlich Interesse faßt für die Heldin des Gedichtes, die einem Priester über einen zu schreibenden Liebesbrief eine Vorlesung hält und dann zu dem Schlusse kommt:

„Nun wird Euch wohl der Schluß noch gelingen,
Und dann die Adresse gar fein! —
Ja, ja! Was nützt in solchen Dingen
Euer Griechisch und Euer Latein!"

Wir haben es bei Ramon de Campoamor mit einer Dichter-Individualität ganz eigener Art zu thun, und man muß dem Übersetzer dankbar sein, uns mit dem Besten bekannt gemacht zu haben, was uns seine „Doloras" bieten. Ob das teilweise etwas Schwerfällige im Ausdruck dem Dichter zuzuschreiben ist oder dem Übersetzer, das vermag ich freilich nicht zu beurteilen. Ich entsinne mich aber, daß vor einigen Jahren Richard Jordan, der sangesreiche Sohn der Frau Keller-Jordan, uns eine Übersetzung lyrischer Gedichte von Gustavo Adolfo Becquer bot, die, abgesehen von ihrem hohen poetischen Gehalt, auch in Ausdruck und Sprache sich auszeichneten.

C. Pr.

Personalien.

Ernannt: Observator der Hamburger Sternwarte Dr. Schorr zum Direktor und Professor; Rechtsanwalt und Notar Dr. Wolter zu Kassel zum Justizrat; Rechtsanwalt Dr. Heidenfeld in Rotenburg a. F. zum Notar.

Versetzt: Amtsgerichtsrat Orthelius in Witzenhausen nach Wiesbaden; Amtsrichter Limberger in Kassel als Landrichter an das Landgericht daselbst.

Verliehen: dem Rentmeister Effertz in Biedenkopf der Titel Rechnungsrat.

Geboren: ein Sohn: Professor Edward Schröder und Frau (Marburg, Dezember); Architekt Hans Fanghänel und Frau Lizzie, geb. Scheel (Kassel, 24. Dezember); Hauptmann Waldeyer und Frau Helene, geb. v. Wild (Kassel, 26. Dezember); — eine Tochter: Fabrikant C. Keerl jun. und Frau Marie, geb. Schumacher (Kassel, 19. Dezember); Hofbuchhändler Dethard Hühn und Frau, geb. Hoelting (Kassel, 22. Dezember); Wasserbauinspektor Abraham und Frau, geb. Stein (Harburg, 23. Dezember); Direktor Eitner und Frau (Freiburg im Breisgau, 23. Dezember); Dr. Ernst Stern und Frau (Kassel, 25. Dezember).

Gestorben: Lehrer a. D. Christoph Wilhelm Kraft, 60 Jahre alt (Waldau, 6. Dezember); Privatmann Louis Ely, 74 Jahre alt (Kassel, 14. Dezember); Fräulein Elisabeth Paar, 49 Jahre alt (Kassel, 15. Dezember); Gerichtssekretär Heinrich Sauer, 40 Jahre alt (Gudensberg, 17. Dezember); verwittwete Frau Generalmajor Bertha Funck, geb. Balthaser, 68 Jahre alt (Kassel, 19. Dezember); Frau Minna Mänz, geb. Schneider, (Bochum, 21. Dezember); Hauptmann Karl Stern (Wiesbaden, 21. Dezbr.); Frau Marie Adam, geb. Pfaff, 82 Jahre alt (Kassel, 25. Dezember); verwittwete Frau Amtsgerichtsrat Rosine Dieterich, geb. Nöll (Kassel, 25. Dezember); Oberregierungsrat a. D. Karl Philipp Kühne, 81 Jahre alt (Berlin, 25. Dezember); Geh. Regierungsrat a. D. Alexander Wenderhold, 58 Jahre alt (Kassel, 30. Dezember); verwittwete Frau Geh. Regierungsrat Louise Heyer, geb. Silbereisen, 72 Jahre alt (Kassel, 30. Dezember).

Briefkasten.

V. Tr. Rauschenberg. Dankend angenommen. Mit allem einverstanden.

Wegen Erkrankung des Herrn Dr. Schoof mußten mehrere Einsendungen bisher unerledigt bleiben. Wir bitten alles für die Redaktion Bestimmte vorläufig nur nach Kassel, Schloßplatz 4, zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. Januar 1902.

Ode an A. Trabert.

(Zum 80. Geburtsfest.)

Mein alter Freund!
Nun trägst Du denn richtig die Achtzig auf Deinem Rücken,
Und ich, — ich würde in sieben fetten und mageren Jahren
Wohl bei Dir sein, schritt'st Du nicht immer
Weiter fort in alter, gewohnter Weise,
Die keinerlei Rast kennt.

Das ist Gesetz,
So will's die Natur, und ich streiche vor ihr die Segel.
Wie könnten auch imponieren mir diese lieblichen Achtzig,
Sobald sie schon — schmückten mich selber?
Nein, es muß hier Jedem das Seine bleiben,
Gerecht und auch neidlos.

Und so, mein Freund,
Erscheine ich heute, im Geist Dir die Hand zu drücken,
Aus weiter Ferne Dir zuzurufen: „Glück auf, Du Erwählter,
Auf dessen Haupt göttliche Gnade
Sichtbar niederlegte des Himmels Segen
In silbernem Glanzschmuck.

Wie oft, wie oft,
Gedenk' ich der Tage, die einst uns zusammen führten!
Von Hanau zogen wir hin am Main zum benachbarten Steinheim,
Die Herzen voll, voll von den Dingen,
Welche damals mächtigen Sturms durchwühlten
Den Geist wie ein Glutstrom.

Doch öfters noch
Gedenk' ich der Zeit, wo ich wieder Dich fand am Strande
Der majestätischen Donau und an den Ufern der Moldau!
Das war die Zeit mannhafter Freundschaft,
Und wir weihten gern ihr in trauten Stunden
Manch edelen Trunk auch.

Indeß, es ist
Hier unter der strahlenden Sonne nur ew'ger Wechsel:
Mich riefs zur Heimat zurück, — Du bliebst, und erkämpftest Dir siegreich
Am Donaustrom friedliche Heimstatt,
Feiernd dort, von Liebe umgeben, heute
Das herrliche Fest nun.

Gott mit Dir, Freund!
Und möge das Lied, das er pflanzte in unsre Seelen,
Noch fort Begleiter uns sein durch stürmende Wogen des Lebens,
Doch stets voll Trotz gegen die Lüge,
Wie es Deiner Harfe Gebrauch gewesen,
Du hessischer Barde.

Und bleibt die Uhr,
Die rastlos in unserer Brust sich bewegt, einst stehen,
Ich weiß: Der letzte der Töne Deiner verstummenden Harfe,
Das letzte Wort sterbender Lippen,
Stolz noch gilt's der Liebe zur alten Heimat.
Das walte Dein Herrgott!

Wächtersbach.

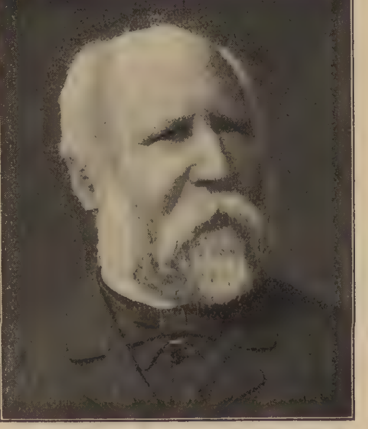
Carl Preser.

❧ ❧ ❧

Adam Trabert.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Fern von seiner hessischen Heimat weilt der greise Dichter in Österreich, wo er vor Jahrzehnten einwanderte, — über ein Menschenalter ist seitdem dahingegangen, — um, schon ein Vierzigjähriger, sich ein neues Leben zu schaffen. Ein neues Leben —. Hinter ihm lag Hessen mit seinen politischen Kämpfen und dem ruhlosen Gähren der Parteileidenschaften, die dem Lande keine Ruhe gönnten, bis es aufhören mußte ein selbständiger Teil des großen deutschen Vaterlandes zu sein. An erster Stelle hatte Trabert mitgekämpft, und man könnte über seine politische Thätigkeit allein ein kleines Buch schreiben, da ein politisch Lied aber ein garstig Lied ist, so möge bei dieser seltenen Geburtstagfeier die Politik nur soweit in Betracht gezogen werden, als sie bei Erzählung der Thatsachen unumgänglich notwendig ist. Um den Entwicklungsgang Traberts, der viel des Interessanten bietet, dem Leser vor Augen zu führen, wollen wir einer uns von hochgeschätzter Seite zugegangenen Schilderung folgen:



Adam Trabert.

Adam Trabert — so nannten ihn seine Eltern, seine Freunde und er sich selbst, obgleich er auf die beiden Vornamen Johann Adam getauft war.

Er wurde am 27. Januar 1822 als Sohn eines armen Messerschmieds in Fulda geboren, hatte schon frühe mit Not und Elend zu kämpfen und wurde, gegen seinen Willen, nach zurückgelegtem 12. Lebensjahre von seinen Eltern in die Vorbereitungsschule des Fuldaer Gymnasiums geschickt. Er wäre damals lieber zu einem Handwerker in die Lehre gegangen, weil ihm davor graute, einst Theologie im Fuldaer Priesterseminar studieren zu müssen, um sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Indessen — er mußte sich fügen und besuchte, nachdem er das Gymnasium mit gut bestandener Maturitätsprüfung absolviert hatte, zwei Jahre lang die theologische Lehranstalt des Fuldaer Priesterseminars. Als er sich zum sog. Konkurs-Examen meldete, wurde er jedoch „wegen mangelnden theologischen Berufs" nicht zugelassen und ging, arm wie eine Kirchenmaus, nach Marburg, um Jura zu studieren.

Die Studienjahre waren eine neue Zeit drückendster Not, und wenige Studenten haben wohl so sehr mit dem Elend zu kämpfen gehabt, als unser Trabert. Doch ein Freundschaftsakt führte ihn um diese Zeit, trotz angeborener unsäglicher Schüchternheit, auf die Rednerbühne und änderte seine Situation. Er war Mitglied des Marburger Turnvereins geworden, der aus Studenten und Marburger Bürgersöhnen bestand. Trabert war aber sicher von allen Mitgliedern das unbekannteste. Es wurde damals — es war im Jahre 1848, — ein deutscher Turnertag einberufen, den der Marburger Verein durch drei Delegierte beschickte. Hier nun kam es zu einem Konflikte zwischen Großdeutschen, die die Erhaltung Österreichs im deutschen Bunde wollten, und den preußisch-gesinnten, sog. Gothanern. Der eine Marburger Delegierte, Traberts Freund Ackermann, stimmte im großdeutschen Sinne, die beiden andern im preußischen Sinne, und in einer Vereinsversammlung beantragte alsdann der gesamte Vorstand: die Abstimmung der beiden, die im großpreußischen Sinne gestimmt hatten, zu „ratihabieren", Ackermanns Abstimmung dagegen zu verwerfen. Ackermann kam in das Gedränge, und hier war es, wo der noch ganz unbekannte Trabert das Wort ergriff und an drei nach einander folgenden Abenden in zündenden Reden es dahin brachte, daß der vom Vorstande gestellte Antrag mit einer Dreiviertel-Majorität verworfen und dadurch der Turnvorstand veranlaßt wurde, insgesamt zurückzutreten. Trabert war in Marburg plötzlich der Held des Tages und wurde sofort vom Turnverein zum Sprecher des Vereins gewählt. Eine Folge hiervon war,

daß er gleich nachher, und obgleich er noch Student war, auf Antrag des Professors Bayrhoffer zum Mitgliede des Marburger Volksrates erwählt wurde und so in den Strudel der damaligen demokratischen Bewegung hineingerissen wurde, in der er bald ein gefeierter Volksredner wurde.

Inzwischen war Hassenpflug in Kassel Minister geworden. Der liberale Landtag beschloß mit Hilfe einiger von dem besonnener gewordenen Bayrhoffer abgefallenen Demokraten eine Steuerverweigerung, und Hassenpflug antwortete hierauf mit seinen Septemberverordnungen, die in ihrer Konsequenz zum Staatsstreiche führen mußten. Kurhessen stand über Nacht mitten in dem damals berühmten Kampf um sein Recht, im — Verfassungskampfe.

Trabert unterzog sich um diese Zeit noch in Marburg der juristischen Fakultätsprüfung, bestand auch in Kassel noch mit gutem Erfolg bei der Staatsprüfungskommission das Staatsexamen, als er sich jedoch hierauf zum Eintritt bei dem Fuldaer Land- oder Obergericht meldete, erhielt er von Hassenpflug die Resolution: daß er aus politischen Gründen zum Staatsdienst nicht zugelassen werden könne. Trabert that, wozu die Verhältnisse ihn zwangen; er suchte sein tägliches Brot durch journalistische Thätigkeit und als Verteidiger vor Gericht zu erwerben. Er schrieb in seinem eigenen Blatt, dem Fuldaer „Wacht auf" — der zweiten Kasseler „Hornisse" —, eine Serie von Artikeln, die gegen Hassenpflugs September-Ordonnanzen gerichtet waren, und kämpfte gleichzeitig für die Erhaltung der 1831 er Staatsverfassung.

Die 1850 erfolgende Wiederherstellung des Bundestags brachte Kurhessen nun die Bundesexekution mit Einsetzung des permanenten Kriegsgerichtes, das freilich nicht nach Kriegsrecht, sondern nach Maßgabe der allgemein gültigen bürgerlichen Gesetzgebung judizieren sollte.

Trabert wurde wegen seiner Thätigkeit in der Presse verhaftet und, obwohl der jüngste, gegen die oben erwähnten Ordonnanzen gerichtete Artikel längst verjährt war, in das Kastell nach Kassel eingeliefert. Man verurteilte ihn dann zu sechs- oder mehrjähriger Gefängnisstrafe und zwar auf Grund eines Gesetzes, das als höchste Strafe nur sechsmonatliche Einsperrung wollte. Man lebte eben damals in Hessen unter — Kriegsrecht. Es wurde sogar dies Urteil durch das „purgierte" General-Auditorat kassiert und die Bestellung eines anderen Auditeurs für das permanente Kriegsgericht mit der Weisung angeordnet: Trabert nach dem Kurhessischen Martialgesetz abzuurteilen, ein Gesetz, das die Bestimmung hatte, den Einbruch der französischen Revolution von 1789 in Deutschland, bezw. Hessen abzuhalten und darum Strafen androhte, die zumeist auf lebenslängliche Eisenstrafen lauteten. Trabert antwortete hierauf: daß Fulda, der Ort seiner litterarischen Sünden, überhaupt erst 1815 an Kurhessen gefallen und das Martialgesetz hier niemals publiziert worden sei. Das mußte freilich anerkannt werden. Der neue Auditeur aber wußte sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß er sehr künstlich ein Majestätsverbrechen konstruierte, die fünfjährige Untersuchungshaft als Strafe zwar anrechnete, jedoch noch eine 3½jährige, in Einzelhaft zu verbüßende Festungsstrafe zufügte, was denn auch den Inhalt des Urteils bildete.

Trabert hat diese lange Einkerkerung*) bis zum Ende abgesessen, hatte aber dann die Genugthuung, daß diese ganze kriegsrechtliche Prozedur, als ihn die Stadt Hanau, nach Wiederherstellung der 1831er Verfassung, in den Landtag wählte und die Regierung diese Wahl wegen Peinlichkeit der Verurteilung anfocht, von der nur aus persönlichen Gegnern bestehenden Ständekammer stimmeneinhellig als Rechtsbruch bezeichnet wurde, so daß die Verurteilung als null und nichtig zu bezeichnen sei.

Bemühungen aus den Kreisen der Abgeordneten heraus drangen nun in Trabert, um ihn zu bestimmen, wie zur Belohnung dieses ihn in seiner Ehre restaurierenden einhelligen Ausspruchs, sein Mandat freiwillig niederzulegen. Selbverständlich aber konnte er sich dazu nicht verstehen. Er blieb Mitglied der Kammer bis zur Auflösung Kurhessens. Dem schon in seiner Jugend so eifrig verfochtenen großdeutschen Standpunkt ist er niemals untreu geworden.

Im Jahre 1868 wurde Trabert zum zweiten Male in seinem Leben verhaftet, weil er im Verdacht stand, von Leipzig aus ein Flugblatt „An die Kurhessen" verbreitet zu haben. Nach langer, resultatloser Untersuchung mußte man ihn allerdings frei geben, denn jener Aufruf war ohne sein Wissen und ohne seine Mitwirkung erlassen worden. Da er aber unter Polizeiaufsicht gestellt wurde, entschloß er sich nach Österreich auszuwandern.

Nun stehen wir an dem neuen Lebensweg des Dichters. Trabert stand im 47. Jahre. Er hatte das höchste Normalalter, das die Aufnahme in eine staatliche Stellung gestattet, schon längst überschritten, aber auf die Empfehlung des Ministers

*) Siehe die humorvolle Schilderung „Der Sängerkrieg auf Spangenberg" von A. Trabert. „Hessenland" 1887, S. 130 ff. D. Red.

Schäffle wurde er bei der Direktion der Franz-Josefs-Bahn, die damals noch nicht verstaatlicht war, angestellt und avancierte bis zum Vorstande der Personal- und Rechtsabteilung. Adam Trabert, der politische Mann aus dem Kurfürstentum Hessen, war in Österreich Beamter geworden. Die Sturm- und Drangjahre waren vorüber, ruhig konnte sein Schifflein nunmehr dahingleiten, bis es in den Hafen einlief. Nach der Verstaatlichung der Franz-Josefs-Bahn, deren Folgen ihm nicht behagten, wurde er als Generalsekretär erster Klasse der k. k. österreichischen Staatsbahnen auf sein Ansuchen 1889 pensioniert. Aber noch einmal ergriff er die politischen Waffen, und zwar um für eine österreichische Einheit zu kämpfen, die auf einem demokratischen Katholizismus beruhen sollte, auf „Licht, Wahrheit und Freiheit ohne jegliche Art von Reaktion —". Die Verhältnisse haben ihm jedoch den Kampf verleidet und er zog sich zurück, fortan der Dichtkunst allein zu leben.

Der Politiker ist ein Kind seiner Zeit, der Dichter lebt für alle Zeiten, und daß Trabert ein wahrer Dichter ist, darüber herrscht kein Zweifel. Er ist entschieden einer der besten Lyriker der Neuzeit. Tiefe der Empfindung und Einfachheit der Form sind die Hauptvorzüge seiner Muse.

1888 und 1889 veröffentlichte er die „Deutschen Gedichte aus Österreich", in drei Bänden („Schwertlieder eines Friedsamen", „Ein Menschenleben" und „Trösteinsamkeit"). Dr. Wilhelm Schoof schreibt darüber in seinen „Studien zu einer hessischen Litteraturgeschichte": Ein reiches, warmes Gefühlsleben pulsiert in den „Schwertliedern". Einige sind vorzüglich geeignet, der Jugend und dem Volke bekannt gemacht zu werden, da sie voll jugendlichen Feuers sind und fast soldatischen Sinn atmen. Von einer anderen Seite zeigt sich das bedeutende lyrische Talent Trabert's in „Ein Menschenleben". Hier offenbart sich uns eine echte Dichterseele. Wie ein roter Doppelfaden zieht durch sie der immer und überall wiederkehrende Gedanke an die hessische Heimat mit dem dankbaren Gefühle für die neue. Auch in „Trösteinsamkeit" schallen uns die mächtigen Akkorde der Vaterlandsliebe entgegen. —

Unsere Zeitschrift, der Adam Trabert seit ihrer Begründung ein treuer Freund geblieben ist, verdankt ihm eine ganze Reihe wertvollster dichterischer Beiträge.

Trabert hat auch ein fünfaktiges Schauspiel „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen" (1892) veröffentlicht, dem vor wenigen Jahren (1899) noch ein zweites „Julian der Abtrünnige" gefolgt ist. Seine „Elisabeth" nennt Trabert einen „Protest gegen das Ehebruchsdrama der Gegenwart, gegen die auf der Bühne eingebürgerte Zweideutigkeit und sittliche Verdorbenheit". Dies dürfte wohl mit ein Grund sein, daß dies Schauspiel bis jetzt Buchdrama geblieben und wenig bekannt geworden ist.

In Trabert's Pulte befinden sich übrigens noch einige weitere dramatische Arbeiten, die nur deshalb ruhen, weil sie den Fehler haben, „an den alten, unsterblichen Idealen klassischer Zeit festzuhalten". In den Augen aller Modernen gewiß ein unverzeihliches Verbrechen, für welches der greise Dichter jedoch mit einem noch lange andauernden, milden Lebensabend gesegnet werden möge. **W. B.**



Zwei alte Lieder von A. Trabert.

I.

Klingsors Gesang.*)

Kornblumen, ihr blauen,
Ihr Ähren so schwer,
Tauperlen der Auen,
Wo kommt ihr wohl her?

Wer schuf dich, o Sonne,
Du leuchtendes Gold,
Den Menschen zur Wonne,
So lieblich und hold?

Ihr himmlischen Kerzen,
Ihr Sternlein der Nacht,
Wer hat euch den Herzen
Zum Troste gemacht?

Ich ahn' ihn und schweige;
Ihr Menschen, o glaubt!
Ich schau ihn und neige
Demütig mein Haupt.

*) Aus A. Traberts Schauspiel „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen".

II.

Lied der Weberin.*)

Mein Flachs ist gesponnen
Im Vollmondschein;
Nun find' ich am Bronnen
Den Liebsten mein.

Die Nixlein der Quelle,
Sie lockten ihn her;
Du schöner Geselle,
Nun spinn' ich nicht mehr.

*) Aus A. Traberts noch unediertem Schauspiel „Heinrich der Stolze".

Webschifflein, o schwebe
Von Hand mir zur Hand!
Webschifflein, o webe
Mein bräutlich Gewand!

Nur hüte vor Schaden,
Webschifflein, die Treu;
Denn bräche der Faden,
Wär' alles vorbei.

O Weh mir: da bricht er!
Ich webe nicht mehr.
Mein himmlischer Richter,
Wie strafst Du so schwer!



Das Wilhelmshöher Riesenschloß und die Herkulesstatue und ihre Erbauer.

Von C. Neuber, Kassel.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun im Jahre 1714 der Bau der Pyramide auf der Ostseite des Oktogons vollendet war, veranstaltete nach einer verbreiteten Überlieferung Landgraf Karl, welchem diese Lieblingsschöpfung sehr am Herzen lag, und der sich gewiß über den Fortgang des Baues wiederholt Bericht erstatten ließ, denselben auch manchmal höchstselbst in Augenschein nahm, eine große Festlichkeit. An dieser, im Näheren geschildert von Emil Welper (angenommener Name für Emilie Wepler), Geschichte von Wilhelmshöhe bei Kassel (Kassel 1867), S. 19 ff., nahm nicht nur der ganze Hof, sondern auch eine große Menge der Bevölkerung von Kassel teil, und dabei wurden unter Trompetenstößen die Wasser unter staunender Bewunderung der Zuschauer zum erstenmale angelassen.

Übrigens wurden zum Andenken, daß der Bau *im allgemeinen bis dahin glücklich verlaufen*, Gedächtnismedaillen von verschiedener Größe geschlagen. Auf der Hauptseite befindet sich das rechtssehende Bildnis des Landgrafen Karl mit der Umschrift: Carolus Hassiæ Landgr. Pr. C. C. D. Z. N. et S. — darunter der Name des Graveurs, Köhler —. Auf der Rückseite ist der ganze Prospekt des Karlsbergs mit seinen Anlagen, Gebäuden und Wasserfällen dargestellt, am Fuße das fürstliche Schloß Weißenstein. Im Vordergrunde sitzt Kronos (Saturn) und beschreibt auf einer großen Tafel nach Anweisung der bei ihm stehenden Pallas Athene das vor ihnen liegende Kunstwerk, wobei der auf seine Keule sich lehnende Herkules zusieht. Im Abschnitt ist zu lesen: Aedes Carolinæ. In Monte Herculis. Deo Auspice Et Pace In Foederatorum Gloriam Partæ. Exstructæ Et Confectæ MDCCXIV.[1])

Dem gewaltigen Bau liegt, wie man schon aus der ganzen Anlage, noch mehr aber, wenn die Wasserwerke im Gange sind, ersehen kann, die aus der griechischen Götterlehre entnommene Sage von der durch die Giganten versuchten Erstürmung des Himmels zu Grunde, welche durch die olympischen Götter unter Beistand des Halbgottes und Heroen Herkules (*Ἡρακλῆς*) abgeschlagen wurde und mit dem Untergang der Giganten endete, auf deren Leiber ungeheuere Felsmassen gewälzt wurden.

Selbstverständlich war nun, daß zu einem Bauwerke, vor welchem viele Statuen aufgestellt wurden, auch, und zwar an einen hervorragenden Platz, die des Herkules, welcher den Göttern zu ihrem Siege über die Giganten verholfen hatte, gehörte. Zum Muster nahm man den sog. Farnesischen Herkules, ein Werk des *athenischen Bildhauers Glykon, das sich an ein* älteres griechisches Vorbild anlehnt. Herkules ist dargestellt, wie er nach Erbeutung der Hesperiden-Äpfel, welche er in der rechten Hand hält, mit der linken auf seine Keule sich stützend ausruht. Landgraf Karl hatte denselben auf seiner Reise im Farnesischen Palaste zu Rom gesehen, wohin ihn Papst Paul III. (reg. 1534–1549) aus dem Hause Farnese nach Auffindung in den Bädern (Thermen) des römischen Kaisers Caracalla, ebenso wie den später aufgefundenen Farnesischen Stier, hatte bringen lassen[1]); mithin rührt die Benennung von dem Orte der Aufbewahrung her. Nach dem Aussterben des Hauses Farnese (1786) kamen diese Kunstwerke zum Kummer der römischen Künstler, wie unser große Dichter Goethe in der Beschreibung seiner italienischen Reise aus der Zeit seines Aufenthalts in Rom

[1]) Schminke a. a. O. S. 419 c; Beschreibung von Wilhelmshöhe S. 52. — Abgebildet ist die Medaille in Joh. David Köhlers historischen Münzbelustigungen, Teil XXII, S. 385.

[1]) Diarium Italicum S. 10 Nach dem Diarium S. 71 ist in der Herkules-Statue in dem Rathhause zu Bologna der Heros sitzend dargestellt, in der rechten Hand die Keule haltend und mit den Füßen auf die Lernäische Schlange tretend.

unterm 16. Januar 1787 mitteilt, in den Besitz des Königs Ferdinand III. von Neapel und Sicilien (reg. 1759—1825), welcher dieselben dem Museo Borbonico (jetzt Museo Nazionale) zu Neapel einverleibte, woselbst sie sich noch im Hauptsaale des Erdgeschosses befinden.

Ursprünglich sollte, einer bekannten Erzählung zufolge, die Herkules-Statue auf der Pyramide des Oktogons von Stein sein, und war mit der Bearbeitung eines riesigen Sandsteinblocks in den Steinbrüchen zwischen Balhorn und Martinhagen begonnen worden, da wurde wegen Schwierigkeit der Fortschaffung dieser Plan wieder aufgegeben.[1]) Ob sich auf diese Arbeiten oder auf die früheren aus der Zeit der Herbeischaffung der Steine zum Oktogon und den Kaskaden die im Archiv vorkommende Zahlungsanweisung von 6 Thalern zur Verpflegung eines im Steinbruche gefallenen Arbeiters, Namens Christoffel Meiler, vom 9. Februar 1717 bezieht, muß dahin gestellt bleiben. Auch wurde eingewandt, daß zu einem so schweren Bildwerke von Stein der Untergrund nicht stark genug gewesen wäre, da zwar zu den Treppenstufen und den Kaskaden Sandstein, dagegen zu dem Grottenwerke und dem Riesenschlosse Basalttuff, welcher an der Oberfläche der Verwitterung ausgesetzt ist, verwandt worden war. Nunmehr wurde die Herkules-Statue aus Metall hergestellt und zwar aus Kupfer getrieben, 31 Fuß = $9^1/_2$ Meter hoch und von solchem Umfange, daß in der Keule 6 bis 8 Personen sitzen können. In den Geschichtsbüchern von Hessen überhaupt und von Kassel und Umgegend im besonderen ist ziemlich übereinstimmend gesagt und zwar mit Bestimmtheit, daß der Hof-Kupferschmied Otto Philipp Küper von Kassel dies gethan, und zwar u. a. auch von Rommel, Piderit, Münscher und Hoffmeister, denen doch die Urkunden im Archive zu Gebote standen.

Da wollte es der Zufall, daß bei den im Jahre 1900 an der Pyramide und an dem Herkules vorgenommenen Renovierungs-Arbeiten oben im Kopfe unter den Haaren des Standbildes eine kupferne mit Nieten befestigte kreisrunde, 12 Centimeter im Durchmesser haltende Platte entdeckt wurde, welche die Inschrift trug: Carolus Landgr. Z. H. Hat Dieses Bild Machen Lassen Durch Joh. Jacob Anthoni. Ein Goldschmid. Gebürtig Aus Augspurg. Ist Angefangen Anno 1714 Und Fertig Worden Anno 1717 D. 30. Nov.[1])

Angesichts dieser Inschrift sollte aber doch nicht gleich der heimische Künstler fallen gelassen, vielmehr auf Grund der später zu besprechenden Urkunden im Besitze der Nachkommen desselben — der bisherige Hof-Kupferschmiedemeister, jetzt Privatmann Friedrich Francke dahier, wohnhaft Schloßplatz Nr. 3, ist sein Urgroßenkel — die Ehrenrettung versucht werden, selbst auf die Gefahr hin, hämische Bemerkungen zu veranlassen. Um indessen der Sache auf den Grund zu kommen, muß man zu dem allen wohlbekannten Landgrafenschlosse zu Marburg an der Lahn emporsteigen und sich in das dort befindliche Königliche Staatsarchiv begeben. In dem Bündel: Akten über Bau des Riesenschlosses mit Kaskaden und Herkules-Statue 1700—1717, von denen die ersteren bereits besprochen sind, befinden sich vom Jahre 1714 bis zum Jahre 1716 mehrere besondere Rechnungen und außerdem eine Reihe von Posten in den jedesmal für ein Jahr aufgestellten „Specificationen derer beym Winter-Kasten-Grotten-Werk ao ... aufgewendeten Bau-Kosten" lautend: für den Goldschmidt Anthoni, einmal, merkwürdigerweise die zweite Rechnung (ebenso wie die erste aufgestellt in 1713 und bezahlt in 1714): für den Goldschmidt Anthoni von Berlin, eine Rechnung von 1715 zur Veränderung: dem Kupfertreiber Anthoni geliefert, abgelanget u. dgl.:

a. verschiedene Metalle von herrschaftlichen Werken, nämlich Eisen von der Eisenhütte bei Holzhausen (bzw. bei Veckerhagen), Kupfer vom Kupferhammer und vom Richelsdorfer Werk, Messing vom Messinghof [2]);
b) verschiedene Werkzeuge, z. B.: Amboße, Sperrhaken, sonstige Gerätschaften, Nägel u. dgl.;
c) andere Sachen zur Vornahme der Arbeit, wie große Quantitäten Kohle, Borax;

ferner eine Rechnung vom April 1714 über Reise- und Zehrungskosten dem Goldschmidt Anthoni w. Werkstücks zur großen Statue und diesen letzteren Zusatz bei sehr vielen Posten, zweimal auch zum Kopf der großen Statue, schon 1714 und 1715.

---

[1]) Geschichte der Regenten von Hessen-Kassel (Kassel 1882) — Verfasser nicht genannt —, S. 138.

[1]) Vergl. Beschreibung und Abbildung „Hessenland", XIV. Jahrg., S. 218.

[2]) Kupferhammer und Messinghof sind erst vom Landgrafen Karl angelegt (1680), Eisenhütte und Richelsdorfer Werk bestanden schon länger, vgl. Röth: Gesch. v. Hessen, S. 315; Landau: Beschreibung des Kurf. Hessen (2. Aufl. Kassel (1867), S. 188, 231.

In der landgräflichen Zahlungsanweisung vom 22. Mai 1714 zur ersten Rechnung heißt es: „Hiervon specificirtes Kupfer und Meßing, so der Goldschmitt Johann Jacob Anthoni zu der vor Uns unter Handen habenden arbeit von Unsern Kupferhammer und Meßinghof nach und nach empfangen.“ Daneben liegen Rechnungen für Handwerker mannigfacher Art vor, so für den Bauschmied Klocke (in einer Rechnung mit Anthoni), für „Staale“, Platten u. dgl.; ferner Bergleute, Zimmerleute, Schmiede, Maurer, Handlanger, Erdarbeiter, Artillerie-Knechte, Maultier-Knechte, auch für den Röhrengießer Scheck, für den gewesenen Hof-Kupferschmidt Selten (Zahlung einer Rechnung de anno 1713 für die an den Baumeister Franc. Guernieri gelieferten Kessel), endlich in 1718 an Joh. Ludw. Chr. Werner für Öl und Firniß zu Anstrich innen und außen der großen Statue und an Valentin Winther für Lieferung von Farben ebendazu.

Der Name Otto Philipp Küper kommt in keiner der vielen Rechnungen vor.

Aus denselben ergiebt sich vielmehr, daß die Hauptperson bei Anfertigung der großen Statue also des Herkules, der Goldschmidt Johann Jakob Anthoni von Berlin (wie er in einer Rechnung bezeichnet wird) ist, welcher unter oberster Leitung des Brigadiers Obersten von Hattenbach — der Name Guernieri kommt seit 1715 nicht mehr vor — in den Jahren 1713—1717 gearbeitet hat. Wenn auch von 1717 eine Rechnung nicht vorliegt, so ist doch aus dem Umstande, daß von 1718 eine Rechnung über Ölung u. s. w. der Herkules-Statue da ist, zu entnehmen, daß Anthoni im Jahre zuvor noch daran thätig gewesen, und seine Angabe, bis zum 30. November 1717 gearbeitet zu haben, auf Wahrheit beruhen kann.

Unter wessen Leitung das Arbeiterfest stattgefunden, auf welches sich eine Rechnung von 1714 zwischen denen für Anthoni zu beziehen scheint mit den Posten:

> für die Arbeiter zu Branntwein, Bier, Wecke u. dgl.; denen Spielleuten, ferner von Tellern u. s. w. so zerschlagen, im Ganzen . . = 4 Rthlr. 19 Alb. 4 Hlr.

muß dahin gestellt bleiben. Das oben mitgeteilte Fest nach Vollendung der Pyramide auf dem Oktogon möchte mehr gekostet haben.

Wie ist nun dies Ergebnis aus den Rechnungen im Archiv mit dem Inhalte der in den Händen von Küpers Nachkommen befindlichen Papiere zu vereinigen.

Nach einer vom herrschaftlichen Verwalter des Messinghofes und des Kupferhammers, Namens Otto Philipp Kleinschmidt, ausgestellten Urkunde vom 19. März 1709 hat der diesem seit zehn Jahren untergebene, von Goslar im Harz gebürtige Messing-Schmelzmeister Christoph Küper gebeten, seinen ehelich erzeugten Sohn, geboren 1692 und am 7. Juli d. J. getauft, und Pathe des Kleinschmidt, Otto Philipp Küper, als Lehrling des „Kalt Kupfer Schmids- oder Ausarbeiter Handwerks umb von dieser Profession hiernechst sein stück brod dadurch haben zu können“, anzunehmen, und ist der Bitte willfahrt worden.

Nach der zweiten Urkunde, einem Gesuche an den Landgrafen (ohne Datum), dankt zunächst diesem unterthänigst Otto Philipp Küper für die Annahme als Hof-Kupferschmied und bittet sodann, da ihm die Kosten zur Verfertigung des Meisterstücks, um Meister zu werden, als einem Fremden und jungen Anfänger (er war damals 25 Jahre alt) schwer fallen würden,

> „Ew. Hoch-Fürstl. Durchl. auch Gnädigst bekannt, daß ich an der Hercules Statue gearbeitet, und alßo erwiesen, daß ich meine profession sattsam erlernet“

ihm das Meisterstück aus Hoch-Fürstl. Gnaden zu erlassen und „Befehlends“ Verordnung an Bürgermeister und Rat zu erteilen, daß ihn sämmtliche Meister der Kupferschmiedgilde ohne Entgelt annehmen.

Diesem Gesuche hat Landgraf Karl unterm 8. Juni 1707 entsprochen, den Supplikanten

> „weilen Unß wegen seiner Unß verfertigten arbeit Zur Genüge bekandt, daß er sein erlerntes Kupfer Schmidts Handwerk wohl Verstehet,“

vom Meisterstücke befreit und die erbetene Verordnung erlassen.

Hierauf hat sich ausweislich des „Hauptbuch unserer Löblichen Kupferschmiede der Zunft allhier zu Cassel und auf dem Lande“ darin Otto Philipp Küper als Meister eintragen lassen am 4. Oktober 1717 (also noch vor dem Tage, 30. November, an welchem Anthoni sein Werk beendet hatte). Er ist dann weiter, nachdem er vier Töchter erzeugt hatte, nach einer Rechnung über die Beerdigungskosten, am 21. Juli 1770 (Todestag erhellt nicht) begraben, 78 Jahre alt.

(Fortsetzung folgt.)

Der innere Appell.

Novellette von E. Mentzel.

(Fortsetzung.)

III.

Wie doch die Zeit verging! Seit Lehrer Mellinor die kleine Landstadt verließ, waren bereits vier Jahre verflossen. Bald nach seiner Abreise, die Stanzchen viele Schmerzen kostete, griff noch ein Ereignis tief in deren Leben.

Schlossermeister Müller verheiratete sich, obwohl er bereits die Mitte der Vierzig überschritten hatte, mit einem kaum achtzehnjährigen Mädchen, einer sehr reichen Waise. Jedermann wußte, daß das verschüchterte, im Hause eines brutalen Onkels erzogene Mädchen niemals einen eigenen Willen besessen und sich ohne Widerstreben gehorsam dem Wunsche des Vormunds gefügt hatte.

Warum der noch im besten Alter stehende Vormund unter allen Bewerbern grade den Schlossermeister Müller für sein Mündel auswählte, konnten die Leute in der Stadt gar nicht begreifen. Sie sollten jedoch später dahinter kommen.

Betty Furtmann wurde mit Recht für ein herzensgutes Geschöpf gehalten. Dennoch fragte man bei ihrer Verheiratung in den Bekanntenkreisen mit Besorgnis, wie sie mit der kaum fünf Jahre jüngeren Stieftochter auskommen würde. Denn, wie allgemein bekannt, war Stanzchen Müller kein solch fügsames Geschöpf wie die meisten anderen Mädchen. Sie hatte, so sagte man, „Gott weiß was für Schrullen im Kopfe“ und saß sogar stundenlang am Klavier, während ihre Altersgenossinnen tüchtig im Haus oder im Garten helfen mußten.

Gegen den Willen des Meisters hatte die verstorbene Großmutter dies Klavier ihrem Liebling angeschafft. In stetem Kampfe mit dem Schwiegersohn, der seine Tochter ganz einfach bürgerlich erzogen haben wollte, ließ ihr dann die Großmutter zuerst bei sich den Unterricht erteilen. Nach dem Tode der alten Frau aber bekam Stanzchen keine Klavierstunden mehr, trotzdem übte sie oft halbe Tage lang und las auch manchmal bis tief in die Nacht hinein, zwei Dinge, die sich nach Ansicht der Leute für eine einfache Bürgerstochter gewiß nicht schickten. Es waren also manche Untugenden bei dem eigensinnigen Ding auszurotten. Wenn Betty ihre Pflicht thun, ja wenigstens nur den Versuch dazu machen wollte, ging die Sache sicher nicht so glatt ab, gab's zweifellos im Müllerschen Hause über kurz oder lang die größten Zwistigkeiten.

Die allzugroße Jugend der Mutter berührte Stanzchen anfangs peinlich. Ein drückendes Gefühl der Beschämung überkam sie, sobald sie das ungleiche Paar zusammen sah. Als aber die junge Frau einige Wochen in der Familie war, und das Mädchen dieser öfters in die guten hübschen Augen blickte, verlor ihr stiller Widerwille mehr und mehr den Halt. Ja, als Stanzchen sogar staunend hörte, daß die junge Frau immer zu allem, was der Vater meinte, demütig „Ja“ sagte, da schwoll ihr das Herz in heißem Mitleid. Immer inniger begann sie die Mutter zu lieben, während sich ein tiefer Groll gegen den Vater in ihr festsetzte.

Die Tochter empfand dunkle Furcht vor der maßlosen Heftigkeit des Vaters, dem die Geringschätzung weiblicher Wesen nicht nur angeboren, sondern auch anerzogen war. Dessen ungeachtet machte sie diesem jetzt Vorhaltungen, die sie in ähnlicher Weise früher nie gewagt haben würde.

Dann sah der Meister seine Tochter stets mit einem solchen Ausdruck von Verblüfftheit an, als rede sie in einer fremden, ihm gänzlich unverständlichen Sprache.

Manchmal, wenn Stanzchen ganz besonders kräftige Worte wählte, ja sogar auf den großen Altersunterschied anspielte, schien dem Vater der Zorn übermannen und zu Thätlichkeiten hinreißen zu wollen. Allein es war gar nicht nötig, daß die junge Frau, die meist in angstvoller Spannung nebenan zuhörte, schnell dazwischen sprang. Nach jähem Auflodern des Zornes besann sich Meister Müller ganz von selbst wieder auf seine Würde, die er den beiden Frauenzimmern gegenüber keineswegs schädigen wollte. Sonst brachte er im ganzen Verhalten sein Übergewicht über diese höchst augenfällig zur Geltung und sagte meist spöttisch drohend, indem er die Hand gegen die Tochter erhob: „Na, woart nor, Dou Grünschnawel! Krähst oach noch fersch Peife gedoah, eh's lang währt! Woas soll ich mäir häß mache! En Annere werd Däch schont zähme!“

Solche Drohungen schienen gerade keinen tiefen Eindruck auf Stanzchen zu machen. Ohne den Vater ungebührlich zu reizen, schüttelte sie lächelnd mit entschiedener Miene den Kopf und schlang den Arm zärtlich um die junge Mutter, als wolle sie in Verbindung mit ihr schon heute den angekündigten Stürmen Trotz bieten.

— — — — — — — — — — — — — —

Als nach Verlauf eines Jahres der in der ersten Ehe ausgebliebene Stammhalter zur Welt kam, schenkte Meister Müller seiner jungen Frau eine Zeit lang mehr aufmerksame Beachtung. Während er sie bisher immer wie ein Kind behandelt hatte, schien er endlich die Gattin in ihr zu sehen und

sprach auch vor den Leuten mit mehr Rücksicht von ihr. Stanzchen war überglücklich über diesen Wandel im Wesen des Vaters. Sie versuchte auch sofort, dessen gute Laune zum Vorteil der Mutter auszubeuten, und brachte ihn wirklich dahin, daß er dieser einen sehr schönen Schmuck und einen neumodischen seidenen Umhang kaufte.

Nicht allzulange bewahrte Meister Müller seiner Frau gegenüber das wohlthuende rücksichtsvolle Verhalten. Nachdem die erste Freude über die Geburt des Stammhalters verrauscht und alles wieder im alten Geleise war, ging der Mann seine eigenen Wege wie früher, behandelte er die Frau auch wieder wie ein unmündiges Kind. Sie ertrug dies zwar geduldig und ohne den geringsten Widerspruch, seufzte jetzt aber öfters, ja hatte sogar manchmal Thränen in den Augen. Stanzchen schnitt das durch die Seele. Da der Vater augenblicklich viele Unannehmlichkeiten im Geschäft hatte, also durch keinen Vorhalt noch mehr gereizt werden durfte, hielt sie zwar diesem gegenüber an sich, wurde aber wahrhaft erfinderisch in Liebesbeweisen der Mutter und dem Kleinen gegenüber.

Nie mehr ließ das Mädchen beide allein, sie verzichtete auf den Verkehr mit Altersgenossinnen, ja sie versäumte sogar ihre Übungsstunden am Klavier, um die Frau und das Kind zu unterhalten.

Namentlich brachte sie dem kleinen Bruder die größten Opfer. Damit ihn die etwas leidend gewordene junge Frau nicht fremden Händen überlassen mußte, schleppte ihn Stanzchen bei Tag und Nacht unverdrossen oft lange umher und trug auch sonst mütterliche Sorge für das Wohlbefinden des Kleinen.

So schlang dieser unbewußt ein neues festes Band um die Seelen von Mutter und Tochter Zum größten Erstaunen der Leute blieben die zwischen ihnen erwarteten Streitigkeiten vollständig aus, merkte man täglich mehr das gute Einvernehmen zwischen Beiden. Freilich konnte von einem erziehlichen Einfluß der Mutter auf die Tochter keine Rede sein. Im Gegenteil, wer deren Verhältnis zu einander genau kannte, merkte alsbald, daß Stanzchen der herrschende Teil war.

Frau Müller blickte zu ihr auf wie zu einem höheren Wesen. Sie lauschte so andächtig, als vernähme sie Offenbarungen aus unbekannten Welten, wenn ihr das Mädchen in vertraulicher Stunde und unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, was für Zukunftspläne ihr der „innere Appell" laut und mahnend jeden Morgen zurufe.

Als im Laufe der Zeit Mutter und Tochter mehr wie zwei Freundinnen miteinander verkehrten, hielten es Stanzchens Tanten — rechte Schwestern ihrer verstorbenen Mutter — endlich für an der Zeit, sich in die verlotterte Erziehung des Mädchens einzumischen. Beide machten dem Meister den Kopf so lange warm, bis er nachgab und die Tochter mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zwang, eine Zeit lang bei jeder von den Tanten zu verbringen.

Es waren furchtbare Monate für Stanzchen, deren Eigenart der rohe gewaltige Wille beider Frauen zu vernichten versuchte. Auf Schritt und Tritt verfolgt, und, wenn ihr unwillkürlich einmal ein Wort über die sonst streng gehüteten Regungen ihres Innenlebens entschlüpfte, verhöhnt und verspottet, geriet das Mädchen in einen hochgradig erregten Zustand.

Sonst hörte sie stets auf die Mahnungen der inneren Stimme zur Geduld, einmal jedoch überbrauste der Sturm der Empörung deren bittende Zurufe. Als darauf die roten Hände ihrer jüngsten Tante in unverkennbarer Absicht und unter den gemeinsten Schimpfreden sich schwer auf ihre Schultern legten, schleuderte sie die Frau so heftig von sich, daß sie stolperte, gegen den Ofen fiel und sich am Kopfe verletzte.

Stanzchen eilte nach Hause, vertraute der Mutter schnell den Vorfall und flüchtete auf deren Rat dann eilig in eine Bodenkammer. Drei Tage, bis der Zorn des empörten Vaters und der Verwandten sich wieder einigermaßen gelegt hatte, hielt die junge Frau das Mädchen dort verborgen. Erst als der Vater der Gattin fest versprach, die Tochter nicht körperlich zu bestrafen, verließ diese endlich ihr Versteck.

IV.

Stanzchens kecke That hatte das ganze Städtchen in größten Aufruhr versetzt. Kein Mensch trat auf ihre Seite. Die Eltern geboten ihren Altersgenossinnen sich von ihr zurück zu ziehen, die ganze Familie mied sie wie eine Verbrecherin. Desto treuer hielt die Mutter zu ihr. Diese war aber mittlerweile so klug geworden, ihre Empfindungen für die Tochter nicht mehr so offen zur Schau zu tragen, sondern sie nur dann ganz unverhohlen zu zeigen, wenn beide allein waren. Dadurch konnte sie Stanzchen vor den Angriffen des Vaters, der Verwandten und anderen Bekannten besser schützen.

Aus der Verachtung und dem Hohn der Leute machte sich das Mädchen nicht das Geringste. Im Gegenteil, das ungerechte Verhalten der Menschen ihr gegenüber stachelte ihren Stolz noch mehr auf und gab ihr die Kraft, böse geringschätzende Blicke mutig und mit trotzigen Augen abzuwehren.

Dennoch lastetete gerade damals heimlicher Druck auf ihrem Gemüte. Eine Nachricht über ihren ehemaligen Lehrer Mellinor war schuld daran. Stanzchen hatte die Laufbahn desselben aus der Ferne stets

mit wärmster Teilnahme verfolgt. Als sie von dem großen Beifall las, den der jetzt bereits berühmte Geigenspieler Mellinor in einer Anzahl Konzerte errang, war es ihr so selig zu Mut gewesen, als habe sie selbst diesen Sieg errungen.

Da las sie einige Wochen nach der Flucht aus dem Hause der Tante in der Zeitung einen kurzen Bericht über Mellinors Verlobung mit einer berühmten Klavierkünstlerin. Zuerst durchflog Stanzchen ein Gefühl beglückender Freude. Als sie jedoch den mit großer Zurückhaltung geschriebenen Aufsatz zum zweitenmale las und die seltsamen Bemerkungen über das Vorleben der hochbegabten Künstlerin ernster überdachte, fiel ihr plötzlich ein, was vor etwa einem halben Jahre von der Dame in einem großen Berliner Blatte stand. Sie war infolge häßlicher Vorkommnisse von ihrem Gatten geschieden worden, hatte viel Schulden gemacht und auch außerdem durch abenteuerliche Streiche ihren Charakter nicht in bestem Lichte gezeigt.

Die Erinnerung hieran fiel Stanzchen schwer aufs Gemüt. Wie gerne hätte sie dem im Stillen immer noch angebeteten Lehrer eine bessere, wenigstens eine achtbare Frau gegönnt. Denn der Künstlerruhm der Erwählten vermochte trotz des Mädchens Begeisterung für die Musik sie über solch verhängnisvolle Eigenschaften nicht zu beruhigen.

Warum hatte Mellinor nur sie auserkoren? Er bewahrte doch sonst so strenge Grundsätze und verlangte früher immer von talentvollen Menschen, namentlich aber von Künstlerinnen, eine tadellose Führung. Hatte ihn die Frau durch ihre Schönheit verblendet? War sie vielleicht besser wie ihr Ruf? Allein auch, wenn dies zutreffen sollte, vermochte sich Stanzchen keineswegs über die Verlobung zu freuen. Erweckte es ihr doch auch peinliche Empfindungen, daß die Braut, wie es in dem Berichte hieß, beinahe die Mutter Mellinors sein könnte. Da aber nun an der Thatsache nichts mehr zu ändern war, wollte sie sich auch keine Gedanken mehr darüber machen und das Beste hoffen.

Dieser Vorsatz war aber leichter gefaßt als ausgeführt. Ganz gegen ihren Willen kam ihr die Verlobung immer wieder in den Sinn und weckte Unruhe und nagende Zweifel in ihrem Inneren. Vergeblich wehrte sie sich gegen eine immer mehr über sie Herr werdende Verstimmung, die sie derartig ergriff, daß es sich wie ein Schleier auf ihr ganzes Wesen legte.

Dies Versenktsein in sich selbst, diese Teilnahmlosigkeit gegen Freuden und Vergnügungen der Jugend hielten manche Leute, auch Frau Bettys ehemaliger Vormund, für aufrichtige Reue und einen Wandel zum Guten. Der Mann überwand deshalb den angeborenen Widerwillen gegen ein weibliches Wesen von Stanzchens Art, machte sich klar, welch ansehnliches Vermögen sie von ihrer Mutter bekomme, und erinnerte Meister Müller eines Tages an das ihm vor Jahren gegebene Versprechen.

Der Letztere war denn auch sofort bereit, sein Wort einzulösen. Kam doch die Werbung Schreinermeister Peters seinen geheimsten Wünschen entgegen. Mit einem Gefühl drückenden Unbehagens, ja oft sogar mit geheimer Angst dachte Müller an die Zukunft seiner Tochter. Was konnte ihm deshalb willkommener sein als der Antrag eines Ehrenmannes, der ein gutes Geschäft und daneben auch die Fähigkeit besaß, einem überspannten Frauenzimmer zur richtigen Zeit den Kopf gehörig zu recht zu setzen.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Das Frauenkreuz im Kinzenbacher Wald.*)

Im Kinzenbacher Wald findet sich ein Stein, der die Bezeichnung N. W. 1771 Frauen † trägt. Er steht vermutlich an Stelle eines älteren Kreuzes, zu dessen Errichtung nach der Sage folgender Anlaß geführt haben soll: Auf dem Schlosse zu Nassau-Weilburg wohnte einst der reiche Graf Otto mit seiner Gemahlin Jutta, denen nichts an Erdenglück zu fehlen schien. Lästerzungen suchten dem Grafen allerlei Reden von der Untreue seiner Gemahlin zuzuraunen. Nur zu leicht lieh der Graf den Verläumdern das Ohr. Ein Besuch bei einem befreundeten Nachbar im oberen Lahnthal führte Mann und Frau allein durch den Kinzenbacher Wald, während die Diener dem Wunsche des Grafen gemäß in einiger Entfernung nachfolgten. Schweigend schritt mit finsterem Blick Graf Otto neben seiner Gemahlin dahin. Immer dichter schließen sich die Bäume; öde und düster wird der Waldpfad. Jutta wagte nicht, das Schweigen ihres Gemahls zu unterbrechen. Doch plötzlich bleibt dieser stehen, herrscht sie an und spricht: „Du kannst, Unwürdige, eine Gnade dir verdienen, wenn du mir hier gestehst, wie schändlich du mir die Treue brachst!" Mit diesen Worten setzte er den Dolch auf die Brust der Ahnungslosen. Starr vor Entsetzen schweigt ihr Mund

*) Kinzenbach Dorf nordwestlich von Gießen, im Kreise Wetzlar.

im Bewußtsein ihrer Unschuld. Dadurch wird der argwöhnische Graf nur noch wilder; sein Auge funkelt vor Zorn. Sprachlos steht noch immer das arme Weib da, nicht vermögend, ein Wort hervorzustammeln. Doch den Graf hält's jetzt nicht mehr; er führt den Dolch ihr in das Herz. Ein leises Stöhnen, ein milder Blick nach dem Mörder, und ihr Leben ist dahin. Durch höhere Schickung wurde Juttas Unschuld offenbar. In Trauer und Schmerz verzehrte sich nun der allzu leichtgläubige Gemahl. Durch Buße und Reue hoffte er Beruhigung zu finden. Darauf pflanzte er das heilige Zeichen des Kreuzes, das für die Sünder Heil erwarb, an der Stelle auf, wo seine Gemahlin ihre edle Seele aushauchte. Dann greift er nach dem Wanderstabe und pilgert im Büßergewand nach dem heiligen Grabe. In völliger Weltentsagung brachte er den Rest seines Leben dahin, bis ihm der Erlöser Tod Ruhe gewährte. Die Stelle, wo die Leidenschaft ihr blutiges Opfer forderte, heißt zur Erinnerung an jene Begebenheit das „Frauenkreuz".

B-r.

Aus Heimat und Fremde.

Universitätsnachrichten. Die Obliegenheiten eines Hülfsbibliothekars an der Königlichen Universitäts-Bibliothek zu Marburg sind dem seitherigen Assistenten an der Königliche Universitäts-Bibliothek zu Halle a. S. Dr. Reinhold übertragen worden

Geburtstag. In diesem Monat feiert Frau Eveline von Sodenstern in Homburg v. d. Höhe ihren 80. Geburtstag. Frau von Sodenstern ist in Kassel geboren und hat verschiedene Opernbücher und Ballets verfaßt, von welchen hauptsächlich „Paul und Virginie", „Die schöne Müllerin", „Hero und Leander", „Bettina" und „Manuela" (nach Kochs „Prinz Rosa Stramin") zu nennen sind. Möge die greise Dichterin uns mit weiteren poetischen Arbeiten erfreuen und ihr die Schaffenskraft dazu noch lange erhalten bleiben.

Die „Zwanglose Vereinigung geborener Hessen-Kasseler zu Berlin" hielt am 8. d. M. in ihrer Januarsitzung, wie es seit elf Jahren üblich ist, eine Grimmfeier ab. Der erste Vorsitzende, Oberlehrer F. Wolff, behandelte in seiner beifällig aufgenommenen Festrede die ältesten Beziehungen der Brüder Grimm zu Berlin. Nahezu dreißig Mitglieder waren erschienen, mehrere Herrn traten der Vereinigung bei. Sonnabend den 18. d. M. findet ebenfalls im Klublokal (Heidelberger, Centralhotel Friedrichstraße) eine Nachfeier des Grimmfestes im weiteren Familienkreise statt. Jeder Hesse, der sich zeitweilig in Berlin aufhält, wird an den Hessenabenden am ersten Mittwoch des Monats freundlich willkommen geheißen

Todesfall. In Kassel verschied in der Nacht vom 5. auf den 6. d. M. nach kurzem, aber schwerem Leiden der königliche Landgerichtsdirektor Geheime Justizrat Adolf Wippermann im Alter von 62 Jahren. Er war als Sohn des Stadtsekretärs*), nachherigen Kurhessischen Staatsrats Karl Wilhelm Wippermann und dessen Gattin Pauline, geb. Asbrand, am 20. November 1839 in Kassel geboren. Die erste Schule, die er von 1846 bis 1849 besuchte, war die Falckenheinersche, dann kam er auf das Kasseler Gymnasium, das er von Ostern 1853 an mit dem Gymnasium in Rinteln vertauschte, wohin sein Vater versetzt worden war. Im Herbst 1858 legte er die Reifeprüfung ab und studierte sodann bis 1860 in Heidelberg und bis 1862 in Marburg die Rechte. Am 23. August 1862 bestand er in Marburg das Fakultätsexamen und im folgenden Jahre das hessische Staatsexamen. Seine Anstellung stieß zuerst auf Schwierigkeiten, nachdem diese aber gehoben, wurde er dem Obergerichte zu Rinteln als Referendar zugewiesen, wohl mit Rücksicht auf seine dortigen Familienbeziehungen. Nach Ablegung des Assessorexamens verblieb er bei dem Kreisgericht in Rinteln, worauf er von 1872 bis 1878 Amtsrichter in Friedewald war. Während seines dortigen Aufenthaltes vermählte er sich mit Adele Sandrock,

*) Da Wippermann, der Vater, 1833, als er von den schaumburger Landgemeinden in die Ständekammer gewählt wurde, schon Bürgermeister von Rinteln war, so könnte diese Stellung befremden. Die Erklärung giebt Wippermann selbst in seinem „Kurhessen seit dem Freiheitskriege" Seite 361. „Sie (die Bürger) wählten Wippermann zum zweiten Stadtvorstande, dem aber Hassenpflug die Bestätigung versagte. Ohne einen andern zu wählen zogen sie ihn, mit Verleihung des Ehrenbürgerrechts, als Sekretar zur städtischen Verwaltung. Hassenpflug aber nötigte durch Strafen, denselben davon auch unter dieser Form zu entfernen. Weil nämlich die Gemeindeordnung vorschreibt, daß der Stadtsekretar auf Lebenszeit gewählt werden soll, das übrige Personal der Gemeindeverwaltung auf Kündigung, gab es Hassenpflug, wegen des hier gebrauchten Artikels der Einheit, für eine Gesetzwidrigkeit aus, neben einem schon vorhandenem Sekretar noch einen zweiten in Wippermanns Person zu wählen. Doch wußte gegen solche Auslegung die Stadt Kassel Schutz bei den Gerichten zu finden."

Tochter des Gutsbesitzers Sandrock in Lautenhausen bei Friedewald. Sodann wurde er an das Kreisgericht in Tecklenborg in Westfalen versetzt und kurz darauf zum Kreisgerichtsrat befördert. Am 1. Juli 1880 wurde er zum Landgerichtsrat in Münster ernannt und am 1. April 1887 zum Landgerichts-Direktor, womit seine Versetzung an das Landgericht zu Essen a. d. Ruhr verbunden war. Von dort wurde er am 1. Oktober 1892 in gleicher Eigenschaft nach Bochum versetzt, noch bevor er diese Stelle angetreten hatte, erfolgte aber seine Versetzung nach Erfurt. Dort blieb er zwei Jahre, nach deren Verlauf er in seine Vaterstadt Kassel zurückkehrte, wo er ebenfalls als Landgerichtsdirektor wirkte. Mit Wippermann ist wieder einer aus der Zahl der trefflichen hessischen Juristen hingeschieden, die noch im alten Kurstaate ihre hauptsächliche Ausbildung erhielten und deren Erinnerungen auf jene Zeit zurückreichten, in welcher Kurhessen im Mittelpunkt der deutschen Streitigkeiten stand. Von schlichtem, liebenswürdigen Wesen erfreute er sich persönlich wie in seiner amtlichen Stellung größter Wertschätzung.

Ausgrabungen. In den letzten Wochen ist von Freunden und Gönnern des Oberhessischen Geschichtsvereins-Museums zu Gießen eine ganz beträchtliche Zahl von Ausgrabungsarbeiten unternommen worden. So wurde an einer Stelle eine vorgeschichtliche Opferstätte mit einer großen und dicken Aschen- und Kohlenschicht ausgegraben, in der zahlreiche Scherben und Knochen, darunter Hauer von Wildschweinen und bearbeitete Knochenstücke, gefunden worden sind. Man kann daraus vielleicht schließen, daß diese Opferstätte in das Ende der Steinzeit zu setzen ist. — An einer anderen Stelle ist mit dem Erfolg gegraben worden, daß Reste eines Urnengrabfeldes aus der nachchristlichen Zeit, etwa 200 v. Chr. Geb., aufgedeckt wurden. Man fand hier, wie der „G. Anz." meldet, u. a. Scherben römischer Herkunft, ferner ein kleines aus Bronze bestehendes Ortsband mit durchbrochener Arbeit, das von der Scheide eines Messers oder eines Dolches herrührt. Unter dieser römischen Schicht befand sich an einer Stelle eine Aschengrube, in der die Reste eines aus weit älterer Zeit, vielleicht aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. Geb., stammenden Gefäßes gefunden wurden. — An einer dritten Stelle stieß man auf eine Grabstätte oder Wohnstätte, deren Inhalt am nächsten verwandt ist mit den Funden im Gießener Stadtwalde, die jetzt im Museum bereits acht Schränke füllen. Diese Stücke dürften dem 2. bis 3. Jahrhundert n. Chr. Geb. angehören. Alle drei Fundstätten liegen teils in der Gemarkung Gießen, teils in deren nächster Nachbarschaft.

Personalien.

Ernannt: Oberregierungsrat Müller in Kassel zum Präsidenten der Generalkommission zu Bromberg; Landgerichtsrat Schwarz in Marburg zum Oberlandesgerichtsrat in Jena; Gerichtsassessor Bohnstedt zum Amtsrichter zu Neustadt; der Rechtsanwalt und Notar Meinshausen in Eschwege und der Rechtsanwalt Handschuh in Marburg zu Justizräten; der Referendar Nöll in Marburg zum Gerichtsassessor; die Rechtskandidaten Hassenkamp und Meißner zu Referendaren; Oberpostdirektionssekretär Frenzel in Marburg zum Postkassirer.

Versetzt: Generalkommissionspräsident v. Baumbach-Amönau in Bromberg in gleicher Amtseigenschaft nach Kassel; Amtsgerichtsrat Dr. jur. Schulin von Oberaula nach Marburg.

Bestellt: Pfarrer extr. Brehm zum Verweser der Pfarrstelle zu Orferode; Pfarrer extr. Bock als selbständiger Gehülfe des ersten Pfarrers an der Altstädter Gemeinde zu Kassel.

Verliehen: dem Direktor des Königlichen Museums in Kassel Dr. phil. Oskar Eisenmann der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Oberlehrer a. D. Professor Dr. Weidenmüller in Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Kreisarzt Medizinalrat Dr. Lambert in Melsungen der Charakter als Geh. Medizinalrat; dem seither. Direktor des Landkrankenhauses in Kassel Sanitätsrat Dr. Hadlich der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Domänenpächter Keiser in Steinau der Charakter als Königl. Oberamtmann; dem Ober-Postassistenten Berthold in Kassel der Kronenorden 4. Kl. bei seiner Versetzung in den Ruhestand.

Geboren: ein Sohn: Oberarzt an der Chirurgischen Abteilung des Augusta-Hospitals Dr. Braun und Frau Elisabeth, geb. Reinhard (Berlin, 5. Januar); Oberlehrer Bockholt und Frau (Kassel, 8. Januar); — eine Tochter: Bergwerksdirektor Schwemann und Frau Alma, geb. Kupfer (Neurode, 4. Januar); Dr. med. Müller und Frau (Marburg, Januar).

Gestorben: Frl. Lili Pfankuch, 80 Jahre alt (Kassel, 2. Januar); Bürgermeister Ludwig Hillebold, 74 Jahre alt (Niedenstein, 4. Januar); Landgerichtsdirektor Geheimer Justizrat Adolf Wippermann, 62 Jahre alt (Kassel, 6. Januar); Chamottesteinfabrikanten Carl August und Wilhelm Göbel (Großalmerode, 6. Januar); Konrad Eisenach, letzter Stabstrompeter der kurhessischen Garde-du-Corps, 82 Jahre alt (Kassel, 7. Januar); Kaufmann Ferdinand Bork, 63 Jahre alt (Elberfeld, 8. Januar); Oberförster Reins (Betzigerode, Januar); Güterexpeditions-Vorsteher a. D. Eduard Ernst, 84 Jahre alt (Kassel, 12. Januar).

Briefkasten.

W. P. in O. Das Gedicht könnte gekürzt und mit einigen Umänderungen vielleicht gebracht werden. Sind Sie ev. damit einverstanden?

Dr. Lz. in Kassel. Soll gelegentlich gebracht werden.

H. Sch. in Fulda. Abdruck leider nicht möglich. Besten Dank.

Dr. B. in Gießen. Wird gern verwendet. Verbindlichen Dank.

S. E. in Ravolzhausen. Dankend erhalten.

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1902.

Ein Maskenball.

(31. Januar 1822.)

Herr Friedrich Wilhelm zum Mummenschanz
Ging er mit seinem Knecht,
Die Masken schwangen sich wild im Tanz,
Das war dem Herren recht.

„Meinen Mantel und mein Kleid nimm hin,
Trag' sie in Ehr' und Zucht;
Die schöne, junge Schäferin
Hat lang' mich schon gesucht."

Kaum hat der Diener so gethan
Und trägt des Herren Kleid,
Ei, tritt ihn ein Kapuziner an:
„Grüß' Gott in Ewigkeit!

Vom heiligen Lande komm' ich her
Und bringe gesegneten Wein,
So köstlich wächst keiner auf Erden mehr —
Laßt mich Euren Mundschenk sein."

Im klaren Krystall entgegenblinkt
Wie Blut der duftende Wein —
Und der Diener im Fürstenmantel trinkt —
Sollt' sein letzter Becher sein.

Herr Friedrich Wilhelm tanzt und lacht
In ahnungslosem Sinn,
Indeß für ihn in Todesnacht
Sein Treuer sinkt dahin. —

Wer aber auf jenem Maskenball
Gereicht den tödlichen Trank,
Verschweigen bis heut' die Bücher all' —
Ein Schleier darüber sank.

Kassel. **W. Bennecke.**

Frau Holle.

Frau Holle, die wallt übers wogende Feld,
Das Korn ihre Fußspitzen streifen,
Und da, wo sie segnende Umschau hält,
Da schwellen die Ähren und reifen.

„Wie schön ist Frau Holle im lichten Gewand,
Libellen sie funkelnd umschwirren. —
Nun spinn deinen Flachs, Dirn, mit sorglicher Hand,
Denn leicht sich die Fäden verwirren!

Nun spinne und schau, wie Frau Holle dir lacht,
Das Brautleinen hilft sie dir weben,
Es soll deines Flachshaares goldene Pracht
Ein Ährenkranz bräutlich umgeben.

Frau Holle, die winkt dir mit brennendem Mohn,
Sie freut sich der surrenden Rädchen
Und segnet den Fleiß dir mit minnigem Lohn!" —
— Die Wangen erglühen dem Mädchen.

Gießen. **Otto Kindt.**

Das Wilhelmshöher Riesenschloß und die Herkulesstatue und ihre Erbauer.

Von C. Neuber, Kassel.

(Fortsetzung.)

Hält man nun die Archiv=Rechnungen und die Küperschen Familien=Papiere neben einander, so bleibt zwar, daß Anthoni die Hauptperson bei Verfertigung der Herkules=Statue, der eigentliche Verfertiger (faiseur) gewesen ist, es ergiebt sich aber weiter, daß Küper einen nicht geringen Antheil dabei gehabt hat, da er sonst bei den damaligen strengen Zunftvorschriften nicht gewagt hätte, vom Landesherrn die Entbindung von Anfertigung des vorgeschriebenen Meisterstücks mit Rücksicht auf seine Arbeit am Herkules nachzusuchen, und bei gegentheiliger Sachlage der Landesherr gewiß nicht zu seinen Gunsten eingegriffen haben würde. Daß er trotzdem nicht in den Archiv=Rechnungen genannt ist, muß wohl aus der allgemein bekannten Thatsache erklärt werden, daß die Handwerksmeister in ihren Rechnungen, seien diese für Privatpersonen oder für Gesellschaften, Behörden u. dergl., niemals die Namen ihrer Gesellen, auch wenn solche noch so tüchtig, aufführen, sondern höchstens angeben: 2 oder 3 Gesellen=Tage u. dergl. Und Küper war damals noch Geselle. Andererseits wird Anthoni nirgends als Meister bezeichnet. Aber er war Goldschmied, und wie er auf der gedachten Platte angegeben, gebürtig aus Augsburg, welche freie Reichsstadt jahrhundertelang berühmt war durch ihre blühenden Gewerbe, namentlich die Goldschmiedekunst [1]), die ein solches Ansehen genoß, daß den Goldschmieden oder, wie sie später heißen, Juwelieren in ihren bürgerlichen Verhältnissen eine höhere Stellung eingeräumt wurde. Nach einer Polizeiordnung von 1735, zunächst eine Luxusordnung, welche „der Hoffarth“ in Bezug auf die Kleidung zu Leibe rückte, daneben aber eine Rangordnung, waren die Einwohner in fünf Klassen eingeteilt [2]):

1. die Patrizier nebst den Kaufleuten mit den bürgerlichen Kapitäns und Solche vom gelehrten Stand;
2. die bürgerlichen Lieutenants nebst Raths=Gerichtsprokuratoren;
3. die Rathsdiener, Schreiber, Goldschmiede, Maler, Kupferstecher und Glockengießer;
4. die Handwerksmeister, Kramer, sowie vornehmer Familien Dienstboten;
5. Alle, die keine Handwerker, wie die Lohnkutscher, Fuhrleute und Tagelöhner.

Wenn diese Ordnung auch aus einer späteren Zeit datiert als der hier in Rede stehende Fall, so kann doch auf dieselbe Bezug genommen werden, weil sie gewiß nichts neues einführte, sondern nur längst bestehende Verhältnisse sanktionierte.

Nach den von dem dahingeschiedenen Dr. Grotefend angestellten und in der Zeitschrift „Hessenland“ (Jahrgang 1900, Nr. 17, S. 218 fg.) niedergelegten Erhebungen liegt über Anthoni eine ausführliche Mitteilung des Bibliothekars Dr. Kueß an der Königlichen Kreis= und Stadtbibliothek zu Augsburg vor, auf deren Wiedergabe wir hier verweisen.

Wo sich Anthoni, der danach um 1675 als Sprößling einer alten Goldschmiedefamilie in Augsburg geboren ist, zunächst niedergelassen, hat bis jetzt nicht ermittelt werden können. Infolge der Bezeichnung in der Archiv=Rechnung 1713/14: „Goldschmidt Anthoni von Berlin“ ist auch dort und zwar sowohl beim Königlichen Hausarchiv zu Charlottenburg, als auch beim Königlichen Geh. Staatsarchiv und beim Stadtarchiv in Berlin wegen etwaiger Nachrichten über ihn angefragt worden. Alle drei haben, ersteres etwas kurz, die beiden letzteren mehr ausführlich und unter Bezugnahme auf ein sehr fleißig mit Benutzung aller dortigen Quellen gearbeitetes Werk: „Die Berliner Goldschmiedezunft von ihrem Entstehen bis 1800“ von Friedrich Sarre, Berlin 1895, und anderer Bücher, in denen nirgends des Anthoni gedacht werde, mit Nichtwissen geantwortet.

Das Königliche Geheime Staatsarchiv zu Berlin verwies auch auf den Obermeister der Goldschmiede=Innung dortselbst, Namens Roßbach, und auf einen an diesen gerichteten Brief ging

[1]) Paul v. Stetten: Beschreibung der Reichsstadt Augsburg (Augsburg 1788), S. 124; Lorenz Werner: Geschichte der Stadt Augsburg (Augsburg 1900), S. 321, 347. Der Name Anthoni kommt daselbst nicht vor.

[2]) Werner, S. 338.

ein längeres Schreiben des Juweliers Wilhelm Fischer zu Berlin, welchem die Sache zum weiteren Verfolg übergeben worden war, ein. Herr Fischer beantwortet zwar die gestellte Frage auch nicht, hält es aber für höchst unwahrscheinlich, daß der Kasseler Kupferschmiedemeister allein das großartige Kunstwerk geschaffen, dagegen nahe liegend, daß Küper die groben Formen gebildet und sich für die feinen Treibarbeiten einen Goldschmied in Lohn und Brot genommen. Dafür spreche, daß Anthoni, dem Drange eines Künstlers folgend, sich im Kopfe verewigte, was nicht in auffälliger Weise hätte geschehen dürfen, weil Küper als der Schöpfer des Werkes habe gelten wollen, und es sei anzunehmen, daß Landgraf Karl ihm als einem Inländer die Sache übertragen habe. In Hessen gelte der Kupferschmiedemeister als der Erzeuger, aber es sei seiner Zeit mindestens aufgefallen, daß ein solcher die Figur gemacht, und gerade dies Auffallende sei von Generation zu Generation weiter erzählt worden, so daß dies noch heute alle Kasselaner mit besonderem Stolze hervorhöben. Alle Goldschmiede der damaligen Zeit hätten mit Hammer und Punzen umzugehen verstanden, jedenfalls die tüchtigen.

So die Ansicht eines Fachmanns über die streitige Angelegenheit, welche die oben entwickelte unterstützt. In der köstlichen Lokalposse von 1859: „Herkules oder Ambos und Actien" von W. Lyncker und J. Braunhofer will einem Ausländer, der den Herkules gesehen, nicht einleuchten, daß denselben ein Kasseler Kupferschmied und nicht ein Künstler gemacht, während die Einheimischen an der überlieferten Erzählung festhalten und ein Nachkomme Küpers den Ausländer bekämpft.

Nach den Marburger Archiv-Rechnungen und der Angabe auf der Platte ist Anthoni 1713 bis 1717 in Kassel bezw. Umgegend gewesen als Verfertiger der Herkules-Statue, also nach der obigen Mitteilung des Geburtsjahres 36—40 Jahre alt, während Küper damals nur 25 Jahre alt war. Dafür daß Anthoni früher hier gewesen, fehlt jeder Anhaltspunkt. Einträge in den Kirchenbüchern der Altstädter Gemeinde über Geburten in der Familie von 1700, 1702 und 1704 beziehen sich der erste auf einen Bleicher, die zwei anderen auf einen Maurer Anthoni. Der Vorname des Vaters ist keinmal angegeben.

Wohl aber ist derselbe nach den weiteren Ermittelungen des verewigten Dr. Grotefend [1]) noch mindestens zwei Jahre (1718 und 1719) in Kassel geblieben und für ein Grabmal des Fritzlarer Kanonikus Theodor Philipp von Nehem, welches in der Petri-Stiftskirche zu Fritzlar aufgerichtet werden sollte — ob dasselbe noch dort vorhanden, wird nicht angegeben —, thätig gewesen (vergl. das.). Anthonis fernere Schicksale und sein Todesjahr sind noch nicht ermittel worden. Trotz der Genauigkeit der Archiv-Rechnungen bezüglich der Zulieferung der Werkzeuge und Materialien ist nirgends der Betrag des von ihm bezogenen Gehaltes zu ersehen, und ebensowenig, daß ein hölzernes Modell, über welches die Herkules-Statue getrieben, von ihm oder einem Anderen gemacht worden sei, während ein solches doch nicht zu entbehren war. Verfertigt wurde dasselbe nach einer Überlieferung unter Küpers Nachkommen in dem nahe der oben erwähnten Edelsteinschleiferei im Schloßgraben gelegenen Modellhause, woselbst auch das Modell des Wasserwerkes auf dem Karlsberge, 220 hessische Fuß hoch, 1709 vom Modellisten Wachter begonnen und eine sehr genaue Vorstellung gebend, gezeigt wurde. [1])

Welche Schwierigkeiten nun die Fortschaffung und Aufstellung der Bildsäule auf der Pyramide des Oktogons, abgesehen von der Wegentfernung, verursacht haben mag, kann man ungefähr ermessen, wenn man vernimmt, daß vom Fuße der Kaskaden bis in die Keule des Herkules 902 Treppenstufen gezählt werden, die Bildsäule selbst 10 Meter hoch ist und der Scheitel derselben 596 Meter hoch über dem Meresspiegel liegt. Gleich unter dem Piedestal dieser kupfernen Bildsäule — von Holz mit Kupferüberzug — nach vorn zu, befinden sich zwei Statuen der Fama. [2]) Diese, Posaune blasend, in Relief ausgeführt, paßt auch dahin, weil nach der griechischen Götterlehre die Fama (der Ruf, das Gerücht), jüngste Tochter der Gaea (Erde) von dieser geboren wurde, um sich an den Göttern wegen Niederwerfung ihrer Söhne, Titanen und Giganten, zu rächen, indem dieselbe noch die anstößige Geschichte derselben offenbarte. Die noch weiter für das Piedestal und die Plattform geplanten Figuren blieben fort, wahrscheinlich der Kosten und Schwierigkeiten wegen.

Nach dem Verschwinden Anthonis kommt plötzlich der italienische Baumeister Guernieri wieder in Kassel vor. Wie bereits früher mitgeteilt, sind die dritte und vierte Ausgabe seines Bauplans vom Riesenschloß in den Jahren 1727

[1]) „Hessenland" a. a. O.

[1]) Schminke a. a. O. S. 192.

[2]) Beschreibung des Kurf. Landsitzes Wilhelmshöhe bey Kassel, S. 39.

und 1749, also die dritte wenige Jahre vor dem Tod und die vierte beinahe zwei Jahrzehnte nach dem Tode des Landgrafen Karl, im Druck erschienen. Sodann soll nach Hoffmeister [1]) Guernieri nochmals mit zwei Stukaturarbeitern — nach Rommel [2]) war dies im Jahre 1731 — in Kassel gewesen sein, um Älteres auszubessern und Neues auszuführen, allerdings ist dies auffallend, da er, wie schon erwähnt, viele Feinde hatte und ihm insbesondere der Erbprinz und Thronfolger nicht zugethan war. Nach Rommel hat sich auch — was erst auf den Bau in seiner Vollendung paßt — eine Bußpredigt eines eifrig frommen Predigers erhalten, in welcher der heidnische Herkules, nachher im Munde des Volkes der große Christoph (der freilich in die beim Oktogon dargestellte griechische Mythologie nicht hineinpaßt), als ein Teufelswerk perhorresziert wird. Wohl aber bewahrheitete sich der Vorwurf, daß man zu der eigentlichen Grottenanlage nicht dauerhafte Steine, sondern der Verwitterung ausgesetzten Basalttuff genommen habe, insofern, als wiederholt Ausbesserungen notwendig geworden sind.

Die nach der kurhessischen Verfassung vom 5. Januar 1831 gebildeten Landstände haben in verschiedenen Jahren große Summen für die Erhaltung des national gewordenen Riesenwerks verwilligt, nachdem die Wasser der Kaskaden längere Zeit vorher nicht mehr hatten angelassen werden können. [1])

[1]) Hoffmeisters gesammelte Nachrichten, S. 37.

[2]) Rommel a. a. O. Bd. X, S. 159, Anmerk.

[1]) Piderit = Hoffmeister: Geschichte von Kassel (1882), S. 241, Anmerkg.

(Fortsetzung folgt.)

Und noch einmal: Die Hessen in Amerika!

Von Carl Preser.

Ob sie wohl jemals zur Ruhe kommen werden — „die Hessen in Amerika"? Ich verliere den Glauben daran. Zwar war ich der Meinung, mit meinem „Soldatenhandel in Hessen" *) wenigstens mancher Feder die Spitze abgebrochen zu haben, aber auch das scheint vorerst nicht der Fall zu sein, denn schon wieder liegt uns ein ziemlich umfangreiches Buch von 250 Seiten vor, dessen Inhalt zu einer Abwehr auffordert. Das Buch führt den Titel:

„Die Hessen und die anderen deutschen Hilfstruppen im Kriege Groß = Britanniens gegen Amerika 1776—1783. Nach dem Englischen von Edward J. Lowell, mit Autorisation des Verfassers herausgegeben von O. C. Freiherrn von Verschuer, Major z. D. Braunschweig und Leipzig, Verlag von Richard Sattler, 1901."

Freilich hat mein „Soldatenhandel" auf das amerikanische Original dieses Buches noch nicht von Einfluß sein können, denn schon in der Schrift: „American History from German Archives" by J. G. Rosengarten fand ich auf der ersten Seite, in einem Vortrage vom 16. April 1900, das Lowellsche Buch erwähnt, während meine Schrift, so viel ich weiß, erst im Mai 1900 in amerikanischen Kreisen bekannt wurde. Anders dagegen verhält es sich mit der Übersetzung. Diese erschien erst kürzlich, konnte also, auf Grund der neueren Litteratur, Berichtigungen oder Ergänzungen anfügen. Statt dessen empfangen wir, ohne genügende Erklärung über Zweck und Ziel — denn Bankroft „in Einzelheiten" zu ergänzen kann wohl nicht ernst gemeint sein —, statt dessen, sage ich, empfangen wir die reine Übertragung aus dem Englischen eines Amerikaners, der uns nicht etwa das Resultat neuer wertvoller amerikanischer Forschungen bietet, sondern im wesentlichen —, doch ich will nicht vorgreifen, er mag selbst reden:

„Zwei Geschichtschreiber", sagt Mr. Lowell, „sind unter denen, die diesen Gegenstand behandelt haben, besonders hervorzuheben. Der eine ist Fritz Kapp . . . . . . Diesem (!) Buche (!) verdanke ich sehr viel . . . . . Der andere Geschichtschreiber ist Max von Elking Hauptmann in Sachsen=Meiningenschen Diensten . . . . Seine zwei Werke stellen die Geschichte vom deutschen Standpunkte (!) dar. Wenn Hauptmann von Elking so viel Sorgfalt im Gebrauche des Materials, als Fleiß in der Sammlung desselben entwickelt hätte, so würden seine Werke sehr wertvolle Beiträge zur amerikanischen (!) Geschichte sein. Ich habe ihn oft (!) benutzen müssen ꝛc."

Was also haben wir Deutschen von einem Buche zu erwarten, dessen Autor selbst einräumt, sein Material aus den Quellen unserer eigenen, viel genannten und allbekannten, Schriftsteller ge=

*) Marburg. N. G. Elwertscher Verlag.

schöpft zu haben, und dabei nur bedauert, daß die deutschen Michels vom deutschen Standpunkte aus schrieben! Was Kapp und Elking, was die, in dem Buche reich in Anspruch genommene Baronin Riedesel, sowie Wiederhold, Ewald, Seume und Andere gesagt und geschrieben haben: das wissen wir doch längst, auch ohne Mr. Lowell, und die hier und dort auftretenden Zugaben namentlich an „Biographie und Anekdote", können diesen Vorwurf in der Hauptsache nicht beseitigen. Überdies ist dabei der Autor nicht einmal objektiv. Er giebt z. B. auch die von Sybelsche „Historische Zeitschrift" als Quelle an, berichtet seinen Lesern aber nicht, daß gerade Kapp darin, auf Grund weiterer Studien, die ihn ehrende Beichte ablegte: „daß er in den Generalstabs-Akten in Berlin eine Fülle von Thatsachen gefunden habe, welche die Regenteneigenschaften des Landgrafen (Friedrich) viel höher stellen, als er sie ihrer Zeit charakterisiert habe". Endlich durfte bei der Anführung Seumes der Hinweis nicht fehlen, daß dessen Tiraden an den eigenen Schriften und aufgefundenen Briefen verflüchtigt sind. Ging aber eine „unbefangene Geschichtsschreibung" nicht so weit, dergleichen Berichtigungen aufzunehmen, so hätte sich der Autor wenigstens bemühen sollen, auch aus den Geschichtsquellen des Landes zu schöpfen, über dessen Regenten er schrieb. Statt dessen stellt er dem Landgrafen Friedrich prüfungslos das übelste Zeugnis aus und redet sich dabei schon auf den ersten beiden Seiten so in Eifer, daß er plötzlich in den Plural verfällt und von „den Landgrafen" spricht, bei denen weder „Patriotismus noch Politik eine Rolle" spielte. Und dieser Plural nebst unwahrem Anhängsel dient dann nur dazu, um aus älterer Zeit das gar nicht mit der amerikanischen Geschichte im Zusammenhang stehende Märchen erzählen zu können, daß 1743 — also ein Menschenalter vor dem geschilderten Kriege! — „6000 Hessen gegenüber 6000 Hessen gestanden" hätten. Das muß, obwohl es nicht zur Sache gehört, hier besonders abgethan werden, weil es Mr. Lowell nun einmal auftischt, und daraus leicht gefolgert werden kann, daß Hessen gegen Hessen gekämpft hätten, und zwar unter dem Landgrafen Wilhelm, dem „würdigsten Fürsten Deutschlands", wie ihn kein geringerer als Friedrich der Große nannte. Jener Vorwurf ist indessen weder in der einen noch in der andern Form wahr! Man lebte damals in einer Zeit, wo die „unsägliche Schwäche und Zerfahrenheit, welche das heilige Römische Reich deutscher Nation im polnischen Thronfolgekriege mit Frankreich an den Tag gelegt, noch gestiegen war. Eine wirkliche Gewalt, ein lebendiges Recht, ein Reich bestanden längst nicht mehr. Von einem vaterländischem Sinne bei Fürst oder Volk war keine Rede. Das Einzelinteresse beherrschte alles." Daneben war die Politik der Großen schwankend sowie voller Mißtrauen, und mit Recht konnte Friedrich der Große, nach Formulierung der mit Österreich verabredeten Konvention von Klein-Schnellenberg, am 9. Oktober 1741, dem Grafen Neipperg erklären, „Jeder müsse für sich selber sorgen". Die praktische Anwendung dieser Worte ergiebt sich aus den Ereignissen von dem Tage des Abschlusses dieser Konvention bis zur verabredeten Übergabe der Festung Neiße und dem an diesem Tage, 2. November 1741, vom König an den Kurfürsten von Baiern gerichteten Briefe. Abgesehen von allen sonstigen Vorgängen während dieses Krieges, bin ich der Meinung, daß allein die Geschichte dieser kurzen Spanne Zeit uns jede Berechtigung zu einem harten Urteil darüber nimmt: daß, nachdem der genannte Kurfürst mit Hilfe Frankreichs zur Kaiserkrone gelangte, nun dem Rufe des neuen Reichsoberhauptes 3000 Hessen folgten, während sich schon 6000 Hessen bei der englischen Armee befanden. Diese, die sog. pragmatische Armee, stand indessen garnicht auf deutschem Boden, sondern in den Niederlanden. Und hier waren ganz andere Interessen zu vertreten als dort, wo die 3000 Mann zur Verwendung kamen. Dennoch wurde vertragsmäßig ausbedungen, daß Kaiser Karl VII. diese Truppen nicht gegen die Hessen in der englischen Armee führen durfte. Das war eine weise Vorsorge seitens des Landgrafen, aber niemals trat die Notwendigkeit ein, sie anwenden zu müssen. England fürchtete von Spanien und Frankreich viel zu viel für sich, um die Armee in den Niederlanden aus ihrer beobachtenden Stellung, und damit aus ihrer Unthätigkeit, herauszunehmen und nach Deutschland zu führen. Wie schwerwiegender Natur die Interessen Englands aber hier waren, das beweist uns Maria Theresia selbst, denn als sie nach Jahr und Tag in ihrem Unmute den englischen Gesandten am Wiener Hofe zu endlichem energischen Handeln aufforderte, begründete sie diese Aufforderung damit, daß sie doch „aus Rücksichten für die englischen Interessen die günstigen Friedensvorschläge Frankreichs abgewiesen habe". Hiermit ist die Vertretung verschiedener Interessen klar erwiesen. Erst als im Jahre 1743 auch Maillebois mit seinem Heer nach Deutschland marschierte und über den Rhein setzte, erst da gab die englische Armee ihre beobachtende Stellung in

den Niederlanden auf, rückte ebenfalls nach Deutschland, und es kam dann am 27. Juni 1743 bei Dettingen zwischen Georg II. und den Franzosen unter Noailles zu einer Schlacht, in welcher die letzteren eine gründliche Niederlage erlitten. Das zur englischen Armee gehörige hessische Corps lag aber zu dieser Zeit in — Hanau.

Es ist nun die Frage, wo standen jetzt die unter das Kommando des Kaisers gestellten hessischen Truppen von 3000 Mann? Dies Corps befand sich im Mai im Lager bei Marktl, es stand am 7. Juni bei Neuhausen, am 14. Juni am Lech und zog am 20. Juni nach Rain. Am 22. Juni wurde dies verlassen, da sich die baierische Armee, folglich auch das hessische Corps, auf das linke Lech-Ufer zurückzog, und am 26. Juni verließen die Hessen auch diese Stellung, um im Verbande der Armee Karls VII. den Rückzug auf Donauwörth anzutreten. Sie können also am folgenden Tage, den 27. Juni, nicht bei Dettingen am Main gewesen sein und dem hessischen Corps im englischen Armeeverbande umsoweniger gegenüber gestanden haben, als Hessen überhaupt hier nicht am Schlachtfelde erschienen. Nach der auf diese Ereignisse folgenden Union zwischen dem Kaiser, Preußen und Hessen 2c. traten alsdann auch jene 6000 Mann Hessen in den Dienst des Kaisers über. Kurz: weder am 27. Juni 1743 noch zu einer anderen Zeit standen Hessen sich gegenüber. Das „Jeder muß für sich selbst sorgen" galt aber selbstverständlich auch für einen hessischen Landgrafen, wenn er nicht „beim Friedensschlusse untergeteilt" sein wollte. So — nachgewiesen und nachzulesen im vierten Bande der im Auftrag des k. k. österreichischen Generalstabs herausgegebenen Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges (Wien 1900). Daß übrigens in Berlin die Stellung von 3000 Mann unter das neue Reichsoberhaupt eher gern gesehen, als ein Stein des Anstoßes war, das geht allein schon daraus hervor, daß König Friedrich II. den Landgrafen Wilhelm kurze Zeit vor der Katastrophe bei Dettingen nach Berlin eingeladen und dort „das alte Bündnis zwischen Hessen und Brandenburg erneuert hatte".

(Schluß folgt.)



Dr Weanderowed.

(Hinterländer Mundart.)

Ohm Owed eam Weander, eam Steabche d'rheem,
Do hun ich mei Lost ean mei ganze Bläsier,
Do setze die Weisleu ean strecke, ean spean,
Ean schneatze[1]) die Mannsleu, ean lujern[2]) die Kean —
D'r Voarer leest 's Mierche vom Ruthkäbbche fier.

Ihr kinnt m'rsch g'gläwe, wäi fillt 's ois wähl gieh,
Wann emol ois Bauern kenn Weander mie kiem,
Wann all doas G'mergel[3]) bei Sonn'schei ean Rah[4]) —
Mit Sichel ean Seafte[5]), mit Bluck[6]) ean met Wah[7]),
Bei Sootzeit ean Ernte, ke Enn häi mie niem.

Da wean m'r — verzeih m'r, ach Hergoatt, mei Sinn —
Da wean m'r woarhaftig noach inner d'm Vieh,
M'r kieme kenn Owed z'm Schwätze beineh —
's häälte ke Schronn[8]) mie, ke Buch wier z' seh,
Ean kinnt m'r ke Stonn mie z'm Nochber g'gieh.

Ean da noach d's Schleamste — doas will ich uch sah —
Doas wier noach d's Schleamste vo allem d'rbei,
Da lernt jo kenn Borsch häi ke Määche mie kenn,
Da hät jo d's ganze Gschäft baal e Enn,
Da wier bei d'r Bauern d's Freie v'rbei.

Eam Weander, d'r ezige Zeit ean d'm Johr,
Deß emol die Bauern beinaaner eam Haus.
Da komme die Bürsch'cher ean hu sich nau oh[9]),
Ean gucke baal häi, ean 's gucke baal do —
Ean gucke fiern Sommer die Weiwer sich aus.

Drim low' ich d'r Weander met Froast ean met Rouh[10]),
's eas doach vom Johr nu d's wichtigste Steck,
He breangt ois fiers Froijohr die Kraft ean die Lost,
Ean manchem häßbobbernde[11]) Herz ean d'r Broſt
Fier'n Sommer d's Leawens d's bloihenste Gleck.

Nanzhausen.

[1]) schnitzen, [2]) lauschen, [3]) rastlose, angestrengte Arbeit, [4]) Regen, [5]) Sense, [6]) Pflug, [7]) Wagen, [8]) es heilte keine Schrunde (Riß an den Händen 2c.), [9]) haben neue Kleider angezogen, [10]) Ruhe, [11]) heiß klopfenden.

Heinrich Naumann.



Richard Jordan †.

Am 6. Januar d. J. verschied drei Tage vor Vollendung seines 44. Lebensjahres der den Lesern des „Hessenland" als einer der edelsten und begabtesten Dichter hessischer Abkunft bekannte Richard Jordan. Er starb zu Charcas in dem mexikanischen Staate San-Luis-Potosi, woselbst er seit Jahresfrist eine ihm gehörige Silbermine betrieb und wohin er von der Hauptstadt Mexiko aus mit seiner aus angesehener mexikanischer Familie stammenden Gemahlin und seinen zwei Töchtern übergesiedelt war. Noch wenige Monate vor seinem durch ein Herzleiden und nach kurzem Krankenlager erfolgten Ende erschien in der „Deutschen Zeitung" der Hauptstadt Mexiko die letzte Dichtung Richard Jordans, ein Gedicht, in welchem er der gegenwärtigen Bedrängnis des Burenvolkes ergreifenden Ausdruck gab. Eine Würdigung des thatenreichen und litterarisch bedeutsamen Lebens des Verblichenen brachte bereits vor einer Reihe von Jahren die „Beilage" der in München erscheinenden „Allgemeinen Zeitung". Es kamen daselbst in den Jahren 1893 und 1894 zwei mit dem Leben und den Leistungen Richard Jordans vertraute Aufsätze zum Abdruck, deren erster die von Richard Jordan unter dem Titel „Spanische Lieder" gelieferte deutsche Übertragung der „Rimas" des Spaniers Gustavo Adolfo Becquer in gebührender Weise anerkannte, während der zweite Aufsatz die von Richard Jordan selbst stammenden „Lieder vom Stillen Ozean" litterarisch zur Geltung brachte. Mit diesen zwei Büchern hat Richard Jordan, der überdies als Sohn der verdienten Dichterin und Schriftstellerin Henriette Keller-Jordan und als Enkel des insbesondere in Kurhessen unvergeßlichen Sylvester Jordan erhöhtes Interesse beansprucht, sich in seiner deutschen Heimat ein dauerndes Denkmal gesetzt. Es wäre einer eingehenden Darstellung wert, auf welchem Wege der Verstorbene zu diesen eigenartigen und bereits von den verschiedensten Seiten anerkannten Leistungen gelangte. Verfasser dieser Zeilen, ein langjähriger Freund des Verblichenen, glaubt sich an dieser Stelle darauf beschränken zu müssen, das obengenannte, die Buren betreffende Gedicht als letzten Geistesgruß des Verstorbenen den Freunden desselben in dessen hessischer Heimat mitzuteilen. Das Gedicht lautet:

Gottvater hilf!

Gottvater sieh's: Nie hat ein Volk ertragen
Sein Mißgeschick und seines Kampfes Qual
So stolz, so stark, so ohne wehzuklagen,
Als wie das Burenvolk dort in Transvaal;
Auch keins hat je, so weit der Himmel blaut,
Wie jenes Volk, auf Dich, o Gott, vertraut.

Verlaß es nicht, wie's die verlassen haben,
Die Du mit Macht auf Erden hast bestellt,
Die ihres edlen Vorrechts sich begaben,
Der Schwachen Schirm zu sein auf dieser Welt:
Der Freiheit Recht, für das sie sich verbürgt,
Dort in Transvaal wird's einspruchslos erwürgt.

Die Menschheit sieht's, sie bebt in Wut zusammen,
Und aus Millionen Herzen steigt der Schrei:
O Himmel, sende deines Zornes Flammen,
Steh Du — o Gott — dem Burenvolke bei,
Du brichst der Habgier Macht, wie Sturm das Schilf,
Gottvater, eh's zu spät, Gottvater hilf!

Noch verdient erwähnt zu werden, daß die beiden genannten Bücher Richard Jordans: „Spanische Lieder" und „Lieder vom Stillen Ocean" im Verlag von Otto Hendel zu Halle a. d. S. in den Jahren 1893 und 1894 erschienen sind.

München, 28. Januar 1902.

Dr. med. Paul Tesdorpf.

Der innere Appell.

Novellette von E. Mentzel.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Von dem Augenblick an, da Peter als Bewerber Stanzchens auftrat, und der Vater die Tochter mit Gewalt zu dessen Gunsten stimmen wollte, floh der Friede aus dem Hause, begann für die letztere und die Mutter ein wahres Martyrium.

Niemals hatte Meister Müller im Leben den eignen Willen einer Frau zu achten oder zu bekämpfen gehabt. Er wußte es garnicht anders, als daß in wichtigen Dingen nur Männer die Entscheidung trafen, die Frauensleute aber parieren mußten. In dem dunklen Gefühl, einer neumodischen und sicher gefährlichen Auffassung der Dinge gegenüber zu stehen, wurzelte nach dem entschiedenen Widerstande der Tochter der Zorn Meister Müllers immer tiefer. Ließ sich doch der sonst im Grunde herzensgute Mann sogar zu Grausamkeiten hinreißen, um in dem immer heftiger werdenden Kampfe Sieger zu bleiben.

Je lauter aber oft der Vater schrie, je zorniger er aufstampfte, desto ruhiger und fester wurde

Stanzchen. Wie Sturmgebrause rauschten des Vaters Drohungen und Scheltworte eindruckslos an ihrem Ohre vorbei, sie hörte nur die Mahnungen der inneren Stimme, die ihr jetzt vernehmlicher und öfters den Rückertschen Vers zurief:

„Vor Jedem steht ein Bild, deß, das er werden soll,
Solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll."

Wie es in kleinen Landstädten zu gehen pflegt, wo jeder des Andern Verhältnisse genau kennt und sich durch alle möglichen Umstände für berechtigt hält, in sie einzugreifen, mischten sich auch wieder eine große Anzahl Leute in den Streit zwischen Vater und Tochter.

Die einen suchten ihn mild zu stimmen und machten ihn auf den großen Abstand der Jahre zwischen dem sechzehnjährigen Stanzchen und dem um dreißig Lenze älteren Schreinermeister Peter aufmerksam, die anderen jedoch meinten, bei den Alten sei man gut gehalten. Sie erinnerten an Müllers eigene glückliche zweite Ehe und verstanden es noch, durch allerlei Bemerkungen das Feuer so gut zu schüren, daß der erregte und verblendete Mann zum Äußersten gereizt wurde.

Ja, ja, Stanzchen erfuhr es in bitterster Weise, welche grausamen vernichtenden Gedanken aus dem Herzen sogenannter ehrbarer Leute aufsteigen können, wenn es gilt, ein armes ringendes Menschenkind, dem die Natur seine Ziele vorgeschrieben, in Kämpfe zu stürzen oder durch die Wasser der Trübsal zu treiben. Wer mischte sich nicht all aus guter Meinung in die heikle Angelegenheit! Wer trug nicht in frommem Glauben Holz zu dem Scheiterhaufen herbei, auf dem die Entschlüsse der kühnen Empörerin gegen männliche Obergewalt in nichts verlodern sollten! —

Jedoch Stanzchen blieb in allen Stürmen unbeugsam. In ihr steckte ein gutes Stück gesunder Selbstsucht. Sie hatte in der kleinen Stadt in manch verkümmertes Frauenleben tiefen Einblick gethan, sie kannte, obwohl noch jung, die Tragödie manches verschwendeten und verbitterten Mädchendaseins und schauderte bei dem Gedanken an ein ähnliches Los. Lieber wollte sie sterben, als unter harter Bevormundung aus Furcht ihr Heiligstes dem Moloch überlebter Anschauungen zum Opfer bringen! —

Jeden Morgen und jeden Abend versammelten feste Vorsätze Stanzchens Widerstandskräfte und gaben ihr neuen Mut, wenn ihr trotz allem in heißer Kindesliebe am Vater hängendes Herz in dem Streite mit ihm zu erliegen drohte.

Die gereizte gegenseitige Stimmung entlud sich eines Tages in einem furchtbaren Auftritt. Kaum noch Herr über sich, erklärte Meister Müller, die Tochter müsse sich entweder seinen Wünschen fügen oder sofort aus dem Hause.

Stanzchen fühlte, daß von dem Verhalten in dieser Stunde ihre ganze Zukunft abhing. Ein wahrer Heldenmut kam über sie. Trotzdem jeder Nerv an ihr bebte, erklärte sie dem Vater mit eiserner Ruhe und Festigkeit, sie würde weder den Schreinermeister Peter noch einen Anderen heiraten:

„So?" rief der Mann außer sich, „woas hoast De dann sonst vor?"

Keineswegs eingeschüchtert durch den drohenden Klang der Worte, versetzte das Mädchen mit derselben Festigkeit wie vorhin: „Das werde ich Dir jetzt offen sagen, Vater. Ich will mich der Kunst widmen und, wenn es mir gelingt, eine tüchtige Bühnensängerin werden."

Meister Müller fuhr zurück. Einen Augenblick schien er das Ungeheuerliche nicht fassen zu können, alsbald jedoch trieb ihm der Zorn das Blut ins Gesicht, verlor er den letzten Rest von Selbstbeherrschung. In sichtlicher Angst trat Frau Betty eiligst zwischen Vater und Tochter und versuchte, des Mannes Händen zu umklammern. Dieser machte sich jedoch nach kurzem Ringen frei, schleuderte die Gattin beiseite und wollte sich auf die Tochter stürzen. Zur Ausführung dieses Vorhabens aber war es zu spät. Gerade noch im rechten Augenblick schlüpfte Stanzchen hinaus. Wie betäubt eilte sie durch die Hinterthüre über eine kurze Treppe in den Garten. Mit fliegenden Pulsen lief sie über einige Wege und blieb dann tief aufatmend am nahen Gitterthore stehen.

Indessen war Meister Müller an ein Fenster getreten und hatte die Flüchtige mit den Blicken verfolgt. Die Augen von Vater und Tochter trafen sich noch einmal mit gegenseitig entschlossenem Ausdruck. Dann hob der Mann die Rechte drohend empor und rief mit seiner kräftigen Stimme so laut, daß es weit hinaus schallte: „Führ Dein sauwern Plan nor gleich aus, Dou Ausbund aus gourer Oart, Dou! Werd' 'ne Komödiantin — bist ja doch zu nix besser nutz!"

Trotz der harten Worte wallte in diesem entscheidenden Augenblick Stanzchens Liebe zu dem Vater heiß auf. Es war ihr zu Mut, als dürfe sie nicht hinweg, als müsse sie umkehren, sich ihm zu Füßen werfen und ihr kühnes Geständnis widerrufen. Allein plötzlich erhob sich heftiger Widerspruch in ihrer Brust; er lähmte erst durch leise, dann immer lauter werdende Zurufe ihre Schritte.

„Fort!" klang es immer und immer wieder, „fort! Der rechte Augenblick ist gekommen, Stanzchen! Du darfst nicht mehr zurück, wenn Du Dich wirklich frei machen und Dein Ziel erreichen willst!" —

V.

Niemals hat es Stanzchen bereut, der inneren Mahnung gefolgt zu sein. Freilich hatte sie noch schwere Tage zu durchkämpfen, ehe sie damals die Vaterstadt verließ und nach strenger Abhängigkeit mit freier Selbstbestimmung und eigner Verantwortung die ersten Entschlüsse für ihre nächste Zukunft fassen durfte.

Der Abschied von der geliebten Mutter und dem Brüderchen, die sich beide gar nicht von ihr trennen konnten, erfüllte ihr Herz mit namenlosem Weh und rüttelte noch einmal an ihren Vorsätzen. Um sich und die Anderen vor neuen leidvollen Erregungen zu schützen, faßte sie rasch den Entschluß, zu dem verabredeten letzten Zusammensein nicht mehr zu erscheinen, der Mutter vielmehr als letzten Gruß einige Zeilen zu senden.

Wie sehr Frau Betty Müller an der Stieftochter hing, wie fest sie an das ungewöhnliche Talent des Mädchens glaubte, bewies eine von ihr ausgeführte Liebesthat, deren Kühnheit eigentlich im grellsten Widerspruch zu ihrer ursprünglich schüchternen Natur stand. Um Stanzchen vor Not zu schützen und ihr die ersten Schritte zu ihrer Ausbildung zu ermöglichen, verschaffte sie sich auf ungemein schlaue Weise den Schlüssel zum Schreibtisch ihres Mannes und nahm ein Sparkassenbuch über siebenhundert Mark heraus. Die Enkelin hatte dasselbe von der Großmutter geerbt, und diese äußerte noch kurz vor ihrem Ende, daß die Summe bestimmt sei, Stanzchen den Weg für ihren künftigen Beruf zu ebnen. Mehr als ein Jahr verging, ehe Meister Müller etwas von dem Abhandenkommen des Sparkassenbuchs merkte. Da seine Tochter wegen ihrer bedeutenden Stimme von Anfang an eine Freistelle am Konservatorium und aus einer Stiftung weitere Unterstützungen erhielt, machte er sich schon deshalb keine Sorgen mehr um die Entartete, weil er vermutete, seine Frau würde diese schon genügend unterstützen. Im Stillen hatte er auch gar nichts mehr dagegen einzuwenden, ja, er vergaß sogar öfters absichtlich, das Kästchen mit den Goldstücken zu verschließen, und ließ nicht das geringste merken, wenn später eins oder zwei davon fehlten.

Um sein Ansehen zu retten, wollte Meister Müller zwar die junge Frau über ihre dreiste eigenmächtige Handlungsweise ganz gehörig vornehmen, allein es fehlte seinen Worten diesmal doch der rechte innere Nachdruck. Seitdem er einmal einen Prüfungsbericht des Konservatoriums in einer bedeutenden Zeitung las und die glänzenden Stimmmittel und außerordentlichen musikalischen Anlagen seiner Tochter besonders hervorgehoben sah, wurde es ihm oft recht unbehaglich bei dem Gedanken, daß sein Kind, ein doch immerhin recht vermögendes Mädchen, ganz auf fremde Hülfe angewiesen sei. Manchmal drückte den Mann dies Bewußtsein derartig nieder, daß er oft lange in sich gekehrt und schweigend in seinem Lehnstuhl saß oder in kurzen Selbstgesprächen seinem Herzen Luft machte.

Aus dem Inhalt derselben erfuhr auch Frau Betty den allmählichen Wandel im Herzen ihres Mannes. Sie war mittlerweile viel klüger geworden, fühlte ganz genau heraus, daß es mit dem Zorn des Meisters nichts weiter auf sich habe, und ließ keinen seiner Vorwürfe gelten. Sie behauptete einzig und allein ihre Mutterpflicht erfüllt zu haben und wies weiter auf den letzten Wunsch der verstorbenen Großmutter hin, deren Absicht es doch gewesen war, das Geld für denselben Zweck zu verwenden. Als der Mann merkte, daß seine Frau das Übergewicht behielt, schritt er brummend hinaus und schlug die Thür hinter sich ins Schloß. Er wußte sich nicht anders zu helfen und glaubte wenigstens seine Manneswürde dadurch gewahrt zu haben.

In den ersten Jahren konnten sich Mutter und Tochter nur durch Vermittlung Anderer Nachrichten von einander zukommen lassen. Später jedoch kamen Stanzchens Briefe offen ins Haus, erzählte Frau Betty sogar ihrem heranwachsenden Sohne im Beisein des Vaters den Inhalt derselben. Meister Müller sagte nie ein Wort dazu, als aber nach Stanzchens Abgang vom Konservatorium ein Brief aus Paris die Mitteilung brachte, eine reiche Dame habe ihr einige tausend Mark geliehen, um sich dort bei einer berühmten Gesangsmeisterin noch weiter auszubilden, konnte sich der am Schreibtisch stehende Mann des Ausrufs nicht enthalten: „Nee, nee, nee, so 'en Frauenzimmer! Worim ist doas nu keen Mann worn? Kurasche hoat's doch für zehn!" —

Obwohl Stanzchen nie etwas davon schrieb, erwuchsen ihr neben reinen Freuden doch nach und nach auch schwere Sorgen. Der Aufenthalt in Paris, namentlich aber die teuren Stunden, verschlangen große Summen und nötigten sie, ihre Gönnerin um einen weiteren beträchtlichen Zuschuß zu bitten. Die Mutter hatte sie zwar über die zu ihren Gunsten umgewandelte Stimmung des Vaters aufgeklärt und außerdem versichert, derselbe würde jetzt gewiß keine Umstände mehr machen, ihr mit einer Summe zu helfen, allein zu einer solchen Bitte konnte sich Stanzchen nicht entschließen. Sie fühlte, daß sie stolz bleiben müsse, um die mühsam errungene Achtung des Vaters nicht wieder zu erschüttern. Hatte sie soviel ohne seinen Beistand erreicht, so wollte sie jetzt auch aus eigener Kraft ans Ziel kommen. Gelang ihr dies nicht, starb sie, ehe dasselbe erreicht war, so konnten ihre Schulden ja durch ihr mütterliches Vermögen gedeckt werden.

Das Studium in Paris gab der Stimme Stanzchens und ihrer gesamten künstlerischen Ausbildung den letzten feinen Schliff. Sie fand schnell eine Stellung als jugendlich = dramatische Sängerin an der Oper einer mitteldeutschen Stadt, wo sie zwar eine minder glänzende Gage, aber dafür eine Reihe bedeutender Partieen zu singen bekam, was einstweilen das Wichtigste für sie war.

Da sich die junge Künstlerin einen Teil ihrer Garderobe selbst anschaffen mußte und daneben ihre Schulden zu tilgen hatte, waren die folgenden Jahre keineswegs leicht für sie. So wurde sie fast dreiundzwanzig Jahre alt, ehe sie sich mit freiem Herzen über ihre Erfolge freuen konnte. Dann jedoch überhäufte sie das Glück wahrhaft mit köstlichen Spenden. Nach einer Vorstellung des „Lohengrin“, in der die Sängerin die Elsa unter außerordentlichem Beifall gab, wurde sie von dem Intendanten der Oper in einer großen Stadt für diese Kunstanstalt sofort engagiert. Die Bedingungen des Vertrags waren glänzend für sie. Seitdem wirkte die Künstlerin mehrmals in Bayreuth mit, ist sie auch in großen Konzerten mit Erfolg aufgetreten und hat als Gast an den bedeutendsten deutschen Bühnen gesungen.

Nachdem sie kaum Primadonna der großen Oper geworden war, wurde sie von einflußreichen Persönlichkeiten ihrer engeren Heimat gebeten, in einem Konzert zum Besten der verarmten Einwohner eines vollständig niedergebrannten Dorfes unweit ihrer Vaterstadt mitzuwirken. Sofort sagte die nun unter dem Namen Konstanze Eberhard auftretende Sängerin ihren Landsleuten zu. Gleichzeitig schrieb sie an ihre Mutter und bat diese, den Vater zu veranlassen, das Konzert zu besuchen und ihr nach demselben Gelegenheit zu einem Wiedersehn zu geben.

(Schluß folgt.)



Ritornelle.

O Blume der Haide!
Du dürstest und der Quell im Thale weinet.
Gefesselt liegt er dort zu eurem Leide.

O Blume der Liebe!
Dein Auge späht und meines nach dem Freunde.
Wird auch das deine dir von Thränen trübe?

O Blume der Treue!
Mein Trost bist du, denn wo du blühst im Herzen,
Verwandelt mir die Liebe sich in Reue.

O Blume der Haide!
Ruht mein Geliebter wieder mir am Herzen,
Dann trinkest du die Thränen meiner Freude.

Wien. **A. Trabert.**

Aus alter und neuer Zeit.

Der Jungfernraub durch Ritter Holzappel vom Vetzberg*) (1476).

Auf der Burg zu Dillenburg im Nassauerland wohnte vor mehr als 400 Jahren Graf Johann IV. von Nassau=Dillenburg. Er hatte ein liebreizendes Töchterlein, zu dem Ritter Holzappel vom Vetzberg in heißer Liebe entbrannte. Vergebens bestürmte der Vetzberger den Grafen mit Bitten, das Edelfräulein auf seine Burg heimführen zu dürfen. Nicht vermochten die Thränen der Jungfrau und das Geständnis ewiger Treue und Liebe zu dem teueren Mann auf der Burg im Lahnthal das Herz des Alten zu rühren, der sein Töchterlein für einen Grafen, aber nicht für einen wenig begüterten Edelmann bestimmt hatte. Da gute Worte nichts halfen, so suchte Holzappel vom Vetzberg sich mit Gewalt in den Besitz des Edelfräuleins zu setzen. Er sammelte seine Mannen, und im scharfen Trab ging's über die Höhe des Dünsbergs ins Dillthal. Durch List gelang es, die Jungfrau von der Burg zu entführen, und heimwärts ging's bergauf, bergab mit der kostbaren Beute. Doch kaum wär das Edelfräulein entführt, als der alte Graf die Frevelthat erfuhr. Mit seinen Getreuen fliegt er im Sturme daher, bietet unterwegs das Volk in den Dörfern auf, um dem Räuber nachzujagen. Am Fuße des Vetzbergs werden die Flüchtlinge eingeholt. Es entspinnt sich ein heißer Kampf. Trotz der tapfersten Wehr, trotz der

*) Jetzt Burgruine nordwestlich von Gießen, im Kreise Wetzlar.

innigsten Gebete um Sieg für den Geliebten, die die Jungfrau zum Himmel entsendet, muß die kleine Schaar der Betzberger der Macht der Dillenburger erliegen. Die Jungfrau wird zurückgeführt und muß hinter düsteren Klostermauern ihr kühnes Wagnis und ihre verwegene Flucht bereuen.

B-r.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel hielt Montag, den 20. Januar, im Café Merkur einen zahlreich besuchten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend ab. An demselben war von weittragendem Interesse ein Vortrag des Herrn Dr. Schwarzkopf „Über die hessischen Fahnen und Standarten im Unterstock der Kasseler Bildergallerie". Diese hessischen Feldzeichen befinden sich gegenwärtig in Berlin, um von sachkundiger Hand vor der allmählichen Auflösung geschützt zu werden. Nun entsteht aber die Frage: wo finden die Fahnen, wenn sie wieder nach Kassel zurück gelangt sind, einen genügenden Aufbewahrungsraum? Das seither dafür bestimmte Zimmer im Unterstock der Gemäldegallerie ist nicht mehr ausreichend, da die Fahnen nunmehr in anderer mehr Platz erfordernden Weise aufgehängt werden müssen. Als den passendsten Raum dafür hat Herr Dr. Schwarzkopf den Mittelbau des Orangerieschlosses in der Karlsaue bei Kassel vorgeschlagen, besonders auch im Hinblick darauf, daß auf dem vor dem Schlosse liegenden Bowlinggreen so manche Parade, manche Revue von den hessischen Fürsten abgehalten wurde, und die hessischen Regimenter sich gerade an dieser Stelle oft im vollem Glanze ihrer kriegerischen Schönheit und ihrer militärischen Leistungsfähigkeit zeigen durften. Den Mittelbau des Orangerieschlosses hält Dr. Schwarzkopf überhaupt als die geeignetste Stelle für ein kleines hessisches Armeemuseum, wie ein solches von allen hessischen Geschichtsfreunden schon vielfach gewünscht worden sei. Durch die Munifizenz der Königlichen Regierung, führte der Redner weiter aus, sei bereits eine zahlreiche Sammlung althessischer Waffen und Uniformen käuflich erworben worden, daran reihten sich die alten kostbaren Bestände, und ein Appell an die althessischen Adels- und Offiziersfamilien, sowie an die Liebhaber und Sammler hessischer Waffen und Uniformen würde jedenfalls noch viel wertvolles Material zusammenbringen. Sodann verbreitete der Redner sich noch über den höfischen und militärischen Charakter der Fahnen und legte ein in der Schloßbibliothek zu Wilhelmshöhe aufgefundenes Heft mit sauber ausgeführten Handzeichnungen althessischer Fahnen aus der Zeit Friedrichs II. vor, es sind dies die Feldzeichen des Leib-Füsilierregiments, sowie der Regimenter Landgraf, Prinz Karl, von Knyphausen, von Ditfurth und Jung Loßberg. Da die Infanteriefahnen aus der Zeit Friedrichs II. fast gänzlich fehlen, so erscheint dies Heft um so wertvoller. Mit Besprechung dieser Zeichnungen beschloß Herr Dr. Schwarzkopf seinen hoch interessanten Vortrag.

Armeebefehl. Am 27. Januar hat Seine Majestät der Kaiser einen Armeebefehl erlassen, nach welchem die bisherigen „Hessischen" Truppenteile, die Infanterie-Regimenter 80–83, die Husaren-Regimenter 13 und 14, das 11. Jäger-, 11. Pionier-11. Train-Bataillon, sowie die Feldartillerie-Regimenter 11 und 47 und das 2. Bataillon des Fuß-Artillerie-Regiments 10 (Niedersächsisches) von jetzt ab die Bezeichnung „Kurhessische" erhalten. Bereits am 27. Januar 1899 war bekanntlich durch eine Allerhöchste Kabinets-Ordre verfügt worden, daß als eins angesehen werden sollten: von den kurhessischen Truppen das Leibgarderegiment mit dem Füsilierregiment Gersdorff (Nr. 80), das 1. Infanterie-Regiment (Kurfürst) mit dem 1. Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 81, das 2. Infanterie-Regiment (Landgraf Wilhelm von Hessen) mit dem 2. Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 82, das 3. Infanterie-Regiment (Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen) mit dem 3. Hessischen Infanterie-Regiment von Wittich (Nr. 83), das Jäger- und das Schützen-Bataillon mit dem Hessischen Jäger-Bataillon Nr. 11, das Artillerie-Regiment mit dem Hessischen Feldartillerie-Regiment Nr. 11, die Pionier-Kompagnie mit dem Hessischen Pionier-Bataillon Nr. 11 und die Train-Abteilung mit dem Hessischen Train-Bataillon Nr. 11. Zugleich wurden die vorgenannten preußischen Truppenteile auch zu Trägern der Geschichte der kurhessischen Regimenter bestimmt.

Universitätsnachricht. Dem Realschuldirektor Dr. Franz Buchenau in Bremen ist von der Universität Marburg anläßlich seines fünfzigjährigen Doktorjubiläums das Ehrendoktordiplom verliehen worden.

Adam Trabert. In Ergänzung der biographischen Angaben in Nr. 2 des „Hessenland" können wir über die Familienverhältnisse unseres treuen Mitarbeiters Adam Trabert in Wien noch das

Folgende mitteilen. Adam Trabert vermählte sich zu Frankenberg in Kurhessen am 10. September 1859 mit Fräulein Elise Susette Henriette Haumann, Tochter des Kurfürstlichen Husarenoffiziers, späteren Zollamtsbuchhalters Jakob Haumann, eines hochgefeierten und von den Franzosen während der Okkupation schwer verfolgten Patrioten. Sie starb am 19. September 1887 zu Amorbach in Unterfranken, wo sie bei den Heilquellen Genesung von einem längeren Leiden gesucht hatte. (Siehe das erschütternde Gedicht: „Am Friedhof steht's zu Amorbach", „Hessenland" 1887, S 325.) Sieben Jahre später verheiratete Adam Trabert sich wieder. Seine jetzige Lebensgefährtin ist Amalie geb. Wirnitzer, Tochter eines österreichischen, in Ungarn gestorbenen Finanzbeamten. Sie ist geboren zu Wiesmath in Oberösterreich und war, als sie der Dichter kennen lernte, Lehrerin an einer höheren Privat-Erziehungs-Anstalt für Töchter. Die Trauung fand zu Atzgersdorf bei Wien am 7. April 1894 statt. Der einzige Sohn Traberts, Dr. Wilhelm Trabert, ist gegenwärtig Professor an der Universität Wien. (Siehe „Hessenland" 1901, S. 315.)



Personalien.

Verliehen: der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub: Konsistorial-Präsident von Altenbockum in Kassel;

der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife: Geh. Regierungsrat und Gymnasialdirektor a. D. Göbel in Fulda; der Rote Adlerorden 3. Klasse: Oberverwaltungsgerichtsrat F. W. Coester in Berlin;

der Rote Adlerorden 4. Klasse: Rechnungsrat Arts, Regierungs- u. Baurat Beckmann, Rittmeister Freiherr von Berlepsch, Regierungs- und Forstrat Brinkmann, Rechnungsrat Dierks, Regierungs- und Landesökonomierat Klostermann, Postmeister Lipke, Postrat Mörsberger, evang. Militär-Oberpfarrer Noack, Eisenbahndirektor Schmidt, Postdirektor Schreiber, Rechnungsrat Uhen und Landesbankrat Freiherr Wolff von Gudenberg in Kassel; Hauptmann von Eschwege und Professor Dr. Kayser in Marburg; Steuerinspektor und Katasterkontroleur Fetz und Rechnungsrat Meyer in Hanau; kathol. Pfarrer Herzig in Rasdorf; Rechnungsrat und Rentmeister Klusmann und Metropolitan Rothnagel in Rotenburg a. F.; Domänenrat Moll in Fulda; Landrat von Schwertzell in Ziegenhain; Landes-Bauinspektor Xylander in Hersfeld;

der Königliche Kronenorden 2. Klasse: Kammerherr und Landeshauptmann Freiherr Riedesel zu Eisenbach und Generalsuperintendent Werner zu Kassel;

der Adler der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern: Geh. Regierungs- und Schulrat Sternkopf in Kassel;

der Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern: den Lehrern Berge in Körle, Beyer in Wabern, Weigand in Kempfenbrunn;

die Rote Kreuz-Medaille 2. Klasse: Staatsminister, Oberpräsident Dr. Graf von Zedlitz-Trützschler in Kassel;

die Rote Kreuz-Medaille 3. Klasse: Postdirektor Schlüter, verwittwete Frau Landrat von Marcard und Fräulein Wallstab in Kassel; Schuldirigent Dr. Kümmel in Rotenburg a. F.; Geh. Oberregierungsrat Dr. Steinmetz in Marburg; Fabrikant Wahler in Fulda; Hauptlehrer Becker in Kirchhain;

das Fürstlich waldeckische Verdienstkreuz 3. Klasse: Geh. Postrat Schreiner und Regierungs- und Baurat Beckmann in Kassel; Geh. Archivrat Dr. Könnecke in Marburg;

dem Regierungshauptkassen-Oberbuchhalter Horst und dem Regierungssekretär Reins zu Kassel der Charakter als Rechnungsrat.

Versetzt: Amtsgerichtsrat Triesen in Schenklengsfeld an das Amtsgericht zu Witzenhausen; Gymnasial-Oberlehrer Dr. Wolfcht in Rinteln an das Gymnasium zu Friedeberg N.-M.

Geboren: ein Sohn: wissenschaftl. Hülfslehrer F. Michels und Frau Alice, geb. Heussy (Kassel, 21. Januar); — eine Tochter: Kaufmann Philipp Bechtel und Frau Kathinka, geb. Landgrebe (Hanau, 18. Januar).

Gestorben: verw. Frau Lehrer Soeffker, geb. Pomy, 70 Jahre alt (Kassel, 15. Januar); Frau Marie von Sachs, geb. Schmidt (Marburg, 19. Januar); Fräulein Dorothea Amelung, 76 Jahre alt (Rauschenberg, 19. Januar); Dr. Eduard Cramer, außerordentl. Professor an der Universität Heidelberg (Aachen, 19. Januar); Frau Anna Hoffmann, geb. Hoffmann (Fulda, 20. Januar): Frau Major Adeline von Goldenberg, geb. Henrichs (Frankfurt a. M., 20. Januar); Frau Konradine Wick, geb. Urban (Dalbke i. W., 22. Januar).

Briefkasten.

A. T. in Wien. Besten Dank für den zum Abdruck in voriger Nummer leider zu spät eingetroffenen Beitrag, der wie alle seine Vorgänger sehr erwünscht kam und dem hoffentlich noch recht viele folgen werden.

P. T. in München. Verbindlichen Dank und höfliche Empfehlung.

M. v. E. in München. Mit bestem Dank angenommen. Brief folgt.

M. B. in Kiel. „Wechselwirkungen" wird in Kürze gebracht werden.

C. G. in Frankenberg. Das Gedicht „Alte Akten" eignet sich vielleicht zum gelegentlichen Abdruck.

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XVI. Jahrgang. Kassel, 17. Februar 1902.

Herbst-Ahnung.

Sieh hin, wie die Wälder sich lichten,
Wie's Herbstlaub wirbelt im Wind,
Wie's fällt und sich aufhäuft zu Schichten,
Die des Lenzes Grabhügel sind.

Ja, der Lenz wird zu Grabe getragen,
Doch wie feierlos, klanglos, wie arm — —
Und in's Herz schleicht ein Weh, nicht zu sagen,
Wie Gemahnen an künftigen Harm.

Frühlingsfarben und Lichter und Lieder,
Ach, wie fällt's euch zu missen so schwer! —
Wohl, der Lenz aufersteht ja einst wieder,
Aber du siehst vielleicht ihn nicht mehr.

Vielleicht kamst Du dann schon zum Ziele
Und er schmückt nur mitleidig dein Grab,
Für den es der Winter — wie viele,
Der Lenze wie wenige gab. —

Richard Jordan †.

Leuchtturm der Liebe.

Ich weiß einen Hafen im Sturmgebrause,
Den meine Seele mit Rührung nennt.
Ich weiß eine wunder-trauliche Klause,
Wo mich Treue erwartet . . . . wo die Lampe brennt:

Kehr' ich abends heim auf umwehten Wegen,
Verbargen in Wolken die Sterne sich,
Glänzt mir ein Fenster verheißend entgegen —
Wie ein Leuchtturm der Liebe grüßt es mich. . . . .
Einen Lichtschein seh' ich in's Dunkel fallen — — —
O glücklich, wer so ein Fenster kennt,
Einen Hafen, den trautesten Winkel von allen,
Wo ihn Treue erwartet . . . . wo die Lampe brennt!

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Vor dem Kamin.

Die fliegenden Flammen
Vom roten Kamin
Schlagen
Über den Einsamen hin,
Über den Träumer,
Der vor ihnen sitzt,
Durch dessen Seele
Ein Feuer blitzt.

Seid ihr des inneren
Widerschein?
Schlagt ihr heraus?
Schlagt ihr herein?

Feuer, du himmlisches, —
Heiliger Geist,
Sei du die Flamme,
In deren Gluten
Aus tausend Teilen
Mein ewiges Sein sich zusammenschweißt.

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**

Ein Sendbrief von Johannes Schwan
an seinen Vater Daniel Schwan, Bürger zu Marburg.

Wittenberg, den 24. Februar 1523.

Nach dem Originaldruck neu herausgegeben von Dr. Eduard Wintzer in Marburg.

Einleitung.

Über die Familie, der Johann Schwan angehörte, seine eigenen Erlebnisse, die besonderen Umstände, die die Abfassung seines Sendbriefes veranlaßten, giebt mein Aufsatz im „Hessenland“ Jahrgang XV, Nr. 20—24 nähere Auskunft. Auch ist dort S. 293 ausgeführt, aus welchen Gründen zu vermuten ist, daß der Brief nicht nur in Wittenberg geschrieben, sondern auch durch Johann selbst dort gedruckt ist.

Nur eine Ausgabe dieses Sendbriefs ist bekannt und sehr wahrscheinlich auch veranstaltet worden.*) Diese beschreibt sich folgendermaßen:

(Titel:) Ein Sendbriff / Johannis / Schwan dar / inne er anzeigt / auß der Bibel / vnd schryfft, Warumb er Bar / fusser orden des er etwan ym / kloster zu Baßell gewest / verlassen.

Zu Seiten dieses Titels, der nur die obere Hälfte der Seite einnimmt, sind zwei Randleisten.

(Adresse auf S. 1 unmittelbar über dem Text:) Johannes Schwan, dem Ersamen Danieli / Schwan, Burger zu Marpurg seynem / lieben vatter.

(Datum am Ende auf S. 13:) Geben zu Wittemberg auff freytag nach / Sanct Matthias, Im Jar Tausent / Fünffhundert vnd XXIII.

Ohne Angabe von Ort und Jahr des Druckes und ohne Nennung des Druckers.

(Format und Umfang der Druckschrift:) Quart, 2 Bogen, bezeichnet mit A und B, einzelne Blätter unten rechts mit Aij, Aiij, Bij, Biij. Auf der ersten Seite des ersten Blattes befindet sich der Titel, die zweite Seite des ersten und die zweite Seite des letzten Blattes sind leer. Der Text steht auf 13 Seiten, die wir im Text, je zu Anfang, numerieren.

Nach Weller findet sich der Sendbrief in Zürich und Wolfenbüttel. Auch die Universitätsbibliothek zu Marburg hat ein Exemplar aus der Bibliothek Floß.

*) Weller, die deutsche Litteratur im 1. Viertel des 16. Jahrhunderts. Nördlingen 1864. S. 301 unter Nr. 2684. Der Sendbrief wird auch erwähnt in J. H. Zedler's Universallexikon. Leipzig 1731—50 unter Schwan, Johann.

Der am 24. Februar 1523 verfaßte Brief zeigt sich gewissermaßen als eine Nachahmung des Lutherschen Buches „De votis monasticis“ oder der Übersetzung desselben von Justus Jonas „Urtheyl Martin Luthers von den Gelübden der Mönche und Nonnen“ von 1521 und 1522. Beide Schriften haben die Widmung an den Vater und die Grüße an die Mutter. Während aber Luther dem Vater, der ihm seinen Eintritt ins Kloster verübelt hatte, nachweist, wie er gerade dadurch von Gott geschickt gemacht worden sei, die Reformation zu unternehmen, sucht Johann Schwan für seinen Austritt aus dem Kloster des Vaters Verzeihung und willige Zustimmung zu erlangen, indem er ihn überzeugen will, daß das Klosterwesen nicht mit der heiligen Schrift in Einklang zu bringen sei. Der eigentliche Zweck beider Schriften, der offenbar dadurch erreicht werden sollte, daß sie durch den Druck eine möglichste Verbreitung erhielten, ist auch darin der gleiche, daß beide bestimmt sind, den vielen Leidensgefährten aus dem Mönchsstande den Übergang in den freien christlichen Stand vor ihrem Gewissen zu erleichtern. An manchen Stellen des Sendbriefs kann auf eine bisweilen wörtliche Übereinstimmung mit Luthers Schrift hingewiesen werden. Unser Brief ist übrigens als solcher nur kurz gehalten, während Luthers Schrift ein Buch von ziemlich großem Umfange ist.

Ein Neudruck dieses kurzen Sendbriefs möchte sich wohl deshalb empfehlen, weil man dadurch ein verhältnismäßig seltener veröffentlichtes Beispiel kennen lernt, wie die Reformation bis ins Innere der Familien hinein ihre Kreise zog und nicht allein eine Sache der Theologen und der weltlichen Machthaber war. Als Schrift eines Hessen und Marburgers mag sie auch dessen heutigen Landsleuten erwünscht sein.

Abgewichen vom Originaldruck ist in folgenden Fällen: 1) Die Interpunktion ist die jetzt übliche. 2) Alle zusammengesetzten Wörter sind nicht mehr getrennt gedruckt wie der gleychen, gots lesterung. 3) Druck- oder sonst den Sinn entstellende Fehler sind verbessert, aber neben Buchstaben unter dem

Text kenntlich gemacht. 4) Alle Abkürzungen sind aufgelöst. 5) Die großen Initialen sind überall da beseitigt, wo wir sie im Neuhochdeutschen nicht mehr gebrauchen, so als Einleitung des Nachsatzes.

Es ist zu beachten, daß das Original manche Ungleichheiten in der Schreibung der Wörter aufweist, die beibehalten sind, z. B. vnd, vnnd; nit, nitt, nicht; inn, ynn; vatter, vater; Gott, Got, got, gott; hat, hatt; eyn, ein; zuversicht, zuvorsicht; sohn, son; nu, nun; blatten, platten; dann, denn; schryfft, schrifft; dyr, dir; briff, brieff; herrn, hern; an, ann.

Zu unterst auf den Seiten sind einige erklärende Noten beigefügt.

Herr Professor Dr. Edw. Schröder hatte die Güte, das Manuskript durchzulesen.

Ein Sendbriff Johannis Schwan,
darinnne er anzeigt auß der Bibel vnd schryfft, warumb er Barfusserorden, des er etwan ym kloster zu Baßell gewest, verlassen.

(S. 1) Johannes Schwan dem Ersamen Danieli Schwan, Bürger zu Marpurg, seynem lieben vatter.

Gnad vnd frid ynn Christo. Meyn lieber vatter, nachdem itzund eyn lange weyl, wie auch bald nach der Aposteln zeytten sich angehaben, menschliche satzung regirt vnd das Evangelium vnd reyn Gottes-wortt vnterdruckt vnd alle wellt, sonderlich Bischoffe, Prediger vnnd lerer ynn dem vnchristlichen wahn vnd meynung gewest, als solten pfaffen-, münch- vnnd nonnenstandt vnd das klosterleben der volkumlichst, beste vnd heyligste standt ynn der Christenheyt seyn, also das er viel höher vnd grösser geachtet wer bey Gott dann ehelicher standt oder sonst gemeyner Christlicher wandel, were es nicht groß wunder, ob du schon auch durch solche gleyssende larven vnnd eusserlichen geystlichen scheyn ynn solchen wahn vnnd gemeyn yrthum gefuret werest vnnd dißes meyns furnemens, das ich mich auß dem kloster widderumb ynn gemeyn Christlich leben gewant, befrembdung tregest. Aber ich zweyffel dennoch nicht, wue[1]) ich dyr durch klare sprüche vnd gutten grund der heyligen schrifft vnd Biblien werde[a]) antzeygen ursach vnd bewegnis meyns gemüts, vnd wie ynn grosser ferlickeyt meyn gewissen durch solch gleyßnerey gestanden, Du werdest deyn Hertz zufriden stellen. Und wo du meynem[b]) vnterricht nicht vertrawen, wolts doch yhe dem klaren gottswortt vnd den yhenigen, ßo zu vnßer zeyt durch dasselbige nonne-münchsstandt als ferlich vnnd vnchristlich verwerffen, glawben geben.

[1]) wue = wie.

a) werden, b) meyner.

Es ist nicht wunder, das Gott durch seynen zorn, den wyr durch verachtung seyns heyligen wortts vnd vnßer miß- (S. 2) trawen erreget, vns bald seyn gottlich wort entzogen vnd durch falsche lerer, wie der Apostel zu den Römern am letzten sagt, durch suffe rede vnd prediget der geytzigen vnd bauchdiener hatt verfuren lassen.[2])

Er drawet hyn vnd widder ynn den propheten, do er alßo saget: Wo yhr nit werdet volgen meynen[c]) wegen vnnd bleyben ynn meynem wortt vnnd ynn meynem getzeugnis, ßo will ich vber euch kommen lassen theurung vnd verschmachtung, nit hunger[d]) brotts[e]) odder weynß, das ist essens odder trinckens, sondern zuhören das wortt Gottes; die theurung ist vber vns kommen. Dann was haben sie vns anders geprediget dann (wie der Apostel saget) sich selbst vnnd yhren beuttel; Christum aber, darauff alleyn alle Heylickeytt, alle frumkeytt, die fur Gott gillt, muß gebawet werden, haben sie verschwigen, die Biblien, Krychische[f]), vnd Hebraysche[g]) zungen, an wilche[h]) die Biblien nicht kan verstanden werden, haben sie ligen lassen vnd vns ablaß, gnadbullen vnd ander mancherley darfur geprediget, darynn ßodann nichts anders dann yhr nutz vnd genieß gesucht. Dann die münch haben nicht anders predigen kunnen[i]) dann: Wer vns etwas gibt, wer vnßerem Convent wol thutt, wer vnns das kloster bawet, odder wer uns armen brüdern[k]) hilfft, der wirtt die gnad gottes erlangen, der wirtt die ewige selickeyt erwerben ect.

Dodurch haben sie dann yhr orden vnd yhr patron S. Franciscum, S. Dominicum ect. alleyn erhaben vnd hoch gelobet vnd das reyn gotswortt vntergedruckt; dann vnter ßo viel tausent münchen vnnd pfaffen ist niemants geweßen, der das reyn Gottiswortt leret, alle sinds bauchdiener gewest, (S. 3) wie der Apostel zun Rö: vnd Philip: sie nennet.

Vnd eben das ist die vermaledeyung, die Gott gedrawet durch Mosen Deutro. 18., do er sagt von denen, die das reyn gotswort verlassen werden vnd yhrn menschensatzungen[l]) volgen: „Wo du nitt wirdest hören das wort gottes, deyns Hern, vnd wirdest thun vnd behalten alle sein gepott, so wirt der hymel vber dyr steelen oder öeren vnd die erd vnter dyr eyssern seyn", das ist: Es wird nit regen vom hymel, vnd die erde wirt dürre vnd unfruchtpar seyn. Es hatt vns entlich an regen gefelet, das ist an predigern, die von Gott beruffen

[2]) M. L. Von den Klostergel. Nr. 20. Das ist, daß noch ihr, noch ich selbst vor gewußt haben, daß Gottes Gebot allen mußte vorgehen. Noch herrschet die Kraft des Irrtums unter dem päpstlichen Greuel.

c) meyne, d) hungers, e) brott, f) Krychischen, g) Jebraysche, h) wilchem, i) kunden, k) brüder, l) menschensatzung.

weren, die das reyn wort gottes predigten vnd alleyn seyn ehre suchten; darumb hatt die erd kein frucht bracht vnd sein eytel taube, unnuütze gutte werck geweßen ane allen glawben.

Derhalb muß man dißе sachen nit also ansehen oder richten wie vnßer vngelerte, geystloße münche davon reden, wann sie alßo sagen: Ey, es ist vnmüglich, das Gott seyn kirchen ßo lange hett sallt lassen yrren; S. Bernhardsorden m) ist gantz allt, S. Augustinß orden ist vber tausent iar allt ect. Dann die vnnd dergleychen argumente n) muß man ynn gotts sachen nit ansehen, wie dann auff dieselbige o) Doctor Mart. Luther ym buch von klostergelübden durch klar schrifft vnd vnverruckliche grunde gnugsam geanttwortt.

Gottis wercke lassen sich nicht durch vernunfft richten, ßonderen, yhe scherffer vnnd heller die vernunfft ist, vnd yhe tieffer man den dingen mit menschlichen gedancken vnd liecht der vernunfft nachtrachtet, yhe weniger man sie trifft, wie der Apostel zun Corinthiern am ersten Capitel weytter antzeyget. Darumb kan niemants dieße sachen verstehen, dann der sie ym glawben ansicht vnd mit geystlichen augen.

(S. 4) Alles, was Gott thutt, das muß alßo seyn, wie alle schrifft sagt, das es die vernunfft nerrisch dunckt vnd yhe nicht begreyfflich sey, wie er sagt: Als weyt der morgen von abent vnd der hymel von der erden ist, als weyt seynt meyne wege von eweren wegen vnd meyne p) gedancken von ewern gedancken.

Der Apostel zu den Corinthiern sagt klar: Der natürlich mensch vernympt nichts der dinge q), die Gott angon, oder vom geyst gots. Er ist Gott vnd Herr alleyn, mit yhme kan niemants fechten, wie der Apostel zun Römern am 9. sagt.

m) S. Bernhard: orden, n) argumenten, o) dieselbige auff.

p) meyn, q) dingen.

(Schluß folgt.)



Das Wilhelmshöher Riesenschloß und die Herkulesstatue und ihre Erbauer.

Von C. Neuber, Kassel.

(Schluß.)

Selbst von Kriegsstürmen ist der Bau nicht verschont geblieben, und es wird dies besonders aus dem *siebenjährigen Kriege* berichtet. In diesem standen bekanntlich die Landgrafen von Hessen-Kassel, erst Wilhelm VIII. und dann von 1760 an sein Sohn Friedrich II., neben nur wenigen Fürsten des deutschen Reiches treu auf Seiten des großen Königs Friedrich II. von Preußen, mußten dafür aber auch manche Unbilden ertragen, vor allem die Hauptstadt Kassel wiederholt längere Zeit in den Händen der Franzosen lassen, insbesondere vom 31. Juli 1760 bis zum 1. November 1762 trotz der zwei energischen Belagerungen seitens der Verbündeten, welche unter dem Oberbefehle des Herzogs *Ferdinand von Braunschweig* standen. In diesem über zwei Jahre andauernden Zeitraume fanden naturgemäß auch verschiedene Truppenbewegungen und Kämpfe in der Umgegend von Kassel statt, welche, soweit sie die Örtlichkeit von Weißenstein betreffen, auf Grund der Darstellung des wohlbekannten Militär-Schriftstellers *Karl Renouard* (Hauptmann im kurhessischen Generalstabe bis 1851) in seinem ausführlichen Werke „Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757—1763" und zwar im Band III (Kassel 1864), welcher die Feldzüge der Jahre 1761 und 1762 behandelt [1]), und auf Grund der im allgemeinen damit übereinstimmenden, in der Schloßbibliothek zu Wilhelmshöhe (die vor einigen Jahren nach Kassel gebracht und in der Landesbibliothek aufgestellt worden ist) vorgefundenen Aufzeichnungen, freilich ohne Angabe des Gewährsmannes, hier mitgeteilt werden sollen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig war zu Anfang des Jahres 1761 bestrebt, gegenüber den Franzosen, welche ihren Besitz der Hauptstadt noch durch ein Lager zwischen dieser und Schloß Weißenstein verstärkt hatten, das letztere zu gewinnen, und sein Unterfeldherr Lord Granby besetzte deshalb den Ort Ehlen und schob von da aus Detachements — die Stärke wird nicht angegeben — bis zum Schlosse Weißenstein und dem Wasserfalle (der Kaskade) — in den Aufzeichnungen heißt es „Jäger", während andere leichte Truppen bis Wahlershausen und Kirchditmold vordrangen. Es war das am 12. Februar 1761. In den Aufzeichnungen heißt es weiter:

„Am 14. brach ein Teil der in Kassel liegenden französischen Besatzung auf, die Verbündeten aus

[1]) Renouard, Bd. III, S. 75, 137, 412, 414 fg., 591 fg.

dem Habichtswalde zu vertreiben. Am Fuße des Gebirges empfing sie aber ein so heftiges Geschütz- und Kleingewehrfeuer, daß sie nach beträchtlichen Verlusten und unter Zurücklassung von 200 Gefangenen nach Kassel zurückweichen mußten." Also eine empfindliche Niederlage für die Franzosen.

Ein zweites Gefecht in der dortigen Gegend fiel zu Ungunsten der Verbündeten aus. Dieselben hatten nach Renouard im September 1761 unter Führung des Erbprinzen (Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Neffen des Herzogs Ferdinand) den Weißenstein und die Höhe zwischen Kirchditmold und dem Habichtswalde mit 2 Bataillonen besetzt, neben denen 120 Bergschotten auf dem Winterkasten standen. Am 22. September 1761 wurden letztere von Franzosen angegriffen und zwar von 400 Freiwilligen der Reserve des Generals Stainville unter Oberst Vertueil. „Vier Abteilungen derselben, jede von 50 Mann, welche von den übrigen 200 Mann unterstützt wurden, erstiegen unter dem lebhaften Feuer der im Oktogon (Tempel des Herkules) über der Kaskade postierten Bergschotten die Treppen der Kaskaden mit aufgepflanztem Bajonett."

Nach den Aufzeichnungen standen die 120 Bergschotten in der Nähe des Riesenschlosses und mußten angegriffen sich in dasselbe zurückziehen, da sie ihre ganze Munition verschossen hatten. Nunmehr mußten sie nach beiden Darstellungen der Übermacht weichend sich auf die Plattform flüchten, von wo sie Steine u. dgl., auch wohl einen Teil der Figuren und Balustraden auf die anstürmenden Franzosen warfen, schließlich jedoch die Waffen strecken mußten. Nach Renouard haben sie auch da noch gefeuert und ließen 20 Soldaten und den kommandierenden Hauptmann tot auf dem Platze liegen, während die übrigen gefangen genommen wurden, und die Franzosen nur einen Verlust von 12—13 Toten und Verwundeten hatten.

Im folgenden Jahre lagerten nach der Schlacht bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762), in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig einen glänzenden Sieg über die vereinigte französische Armee erfocht, auch Heeresabteilungen am Oktogon. Während die gedachten Aufzeichnungen weiter nichts enthalten, berichtet Renouard, daß die Franzosen dortselbst einen Infanterieposten aufgestellt gehabt, diesen aber am 26. Juni hätten aufgeben müssen, wonach er seitens der Verbündeten besetzt worden sei.

Nach endlich eingetretenem Frieden (1763) suchte Landgraf Friedrich II. die Schäden des Krieges wieder zu beseitigen. Er ließ am Schlosse Weißenstein gründliche Ausbesserungen vornehmen und die große Fontäne, die Plutogrotte, das große Gasthaus, das chinesische Dörfchen Mulang anlegen u. dgl. Vor allem aber fanden umfassende Reparaturen am Riesenschlosse statt. Bei dieser Gelegenheit wurde bei der Grotte des Polyphem hinter dessen Statue in den Felsen eine künstliche Wasserorgel durch den Hof-Orgelbauer Georg Peter Wilhelmi angelegt (1778), welche sieben verschiedene Stücke spielt, die Polyphems Hirtenflöte mit ihren 7 Pfeifen entlockt scheinen. Sechs dieser Stücke, und davon zwei seine eigene Komposition, sind dann vom Hof-Organisten Becker zu Kassel auf die Walze abgestochen worden.[1]) Diese Wasserorgel ist nach Erkundigung bei den an den Wasserkünsten angestellten Beamten und Dienern noch jetzt vorhanden, auch im vorigen Jahrhundert mehrmals in Thätigkeit gesetzt worden, bedarf indessen einer gründlichen Ausbesserung; die in der nämlichen Grotte angebrachten Vexierwasser sind noch heute im Gange und haben schon oft heitere Szenen hervorgerufen. Von den daselbst aufgestellten Figuren sind außer Polyphem noch vorhanden die Liebe (Frauengestalt mit zwei Schlangen in den Händen) und der Tod mit Stundenglas und Hippe, während Neid und Hoffnung verschwunden sind.

Friedrichs II. Sohn und Nachfolger, Landgraf Wilhelm IX., als Kurfürst Wilhelm I., ist wohl bekannt als Erbauer des neuen fürstlichen Schlosses zu Weißenstein, seit 1798 nach ihm Wilhelmshöhe genannt, und unter ihm sind angelegt die Löwenburg und die drei miteinander zusammenhängenden Wasserfälle: Steinhöfer, Teufelsbrücke und Aquadukt. Doch mochte er zuweilen seine Schritte weiter lenken und dem Riesenschlosse einen Besuch abstatten. Um sich den Aufenthalt dortselbst behaglich zu machen, ließ er im mittelsten Stockwerk verschiedene Zimmer [2]), nach anderer Darstellung einen Saal mit drei großen Glasthüren[3]) ausbauen und Möbel dahinschaffen. Leider ist diese Wohnung jetzt nicht mehr da. Auch sollte unter seiner Regierung im Jahre 1803 bei einem schweren Wetter ein ausfahrender Blitzstrahl den Herkules etwas am Schenkel beschädigen, auch vom Oktogon große Steine hinabschleudern und beträchtlichen Schaden anrichten, welcher aber wieder hergestellt ist.[4])

[1]) Beschreibung von Wilhelmshöhe S. 55. — Kurze Beschreibung von Wilhelmshöhe (Kassel, 1799) S. 25. — Kassel und die umliegende Gegend. Eine Skizze für Reisende (3. Auflage, Kassel 1801) S. 162. — Beschreibung des Kurfürstl. Landsitzes Wilhelmshöhe (Kassel 1804) S. 46.

[2]) Beschreibung von Wilhelmshöhe S. 56.

[3]) Beschreibung von Wilhelmshöhe (1804) S. 37.

[4]) Beschreibung von Wilhelmshöhe (1824) S. 38.

Aus der westfälischen Zwischenherrschaft des Königs Jérôme Napoleon, welcher sich in dem nach ihm umgetauften Napoleonshöhe manchmal aufhielt, ist über Oktogon und Herkules nichts zu berichten.

Auch in diesem Jahrhundert haben, wie schon erwähnt, wiederholt Reparaturen am Riesenschlosse in seinen verschiedenen Teilen stattgefunden. Doch können wir uns der Hoffnung hingeben, daß, wenn auch manche Wetterstürme über den Riesenbau dahingebraust und viele der herrlichen Bäume auf den Seiten geknickt oder gar entwurzelt sind, allen Vorhersagungen zum Trotze das stattliche Werk sich als dauerhaft erweise und besonders der im Jahre 1900 von neuem festgenietete und ausgeputzte Herkules noch viele Jahre auf seine Keule gestützt über den Thalkessel der Hauptstadt in den Hessengau hinausblicke.

Bemerkungen.

Aus den in vorstehendem Aufsatze benutzten Urkunden ist zur besseren Würdigung der Sachlage noch Folgendes hervorzuheben als besonders charakteristisch:

I. Aus den Archivalien des Königlichen Staats-Archivs zu Marburg a. L. über den Bau des Riesenschlosses mit Kaskaden und Herkulesstatue 1700 bis 1717.

1. Specification . . 1700 . . .
39 Tagelöhner so an der Cascade gegraben f. 47 Rthlr. 3 alb. 4 Hlr.
111 Steinfuhren aus dem Steinbruch 55 Rthlr. 16 Alb.

2. Unter Aufsicht von Gio. Franc. Guernieri
50 Soldaten für Erdarbeiten an den Kaskaden 8 Tage lang 48 Thaler.
„Cinquanta soldati hanno evacati la terra alla Cascade di Winterkasten per otto giorni 72 tese imposta quaranta otto scudi a raggione per ciascheduna tese 1 fiorino i Winterk. 21 Maggio 1705." Darunter Quittung des Sergeanten Albrandt.

3. Für die Herkulesstatue an Anthoni:
a) Anno 1713 hat der Goldschmidt H. Antoni zu herrschaftl. Arbeit vom Kupferhammer und Messinghof abgelanget . . . . Summa 2 C. 59 Pfund.

Thut achtzig vier Thlr. fünf alb. 4⁴/₉ Hlr.

(gez.) Otto Philipp Kleinschmidt.

Darunter: z. Cabinet von Hattenbach.

Bescheinige daß ich dißes oben bemelt kubfer und meßing empfangen.

Kassel den 5. May Ao. 1714.

Johann Jacob Anthoni.

Auf der Rückseite:

Rechnung wegen Kupfer und Meßing so Hr. Anthoni zur herrschaftl. Arbeit abgelegt anno 1713 über 84 Thlr. 5 alb. 4⁴/₉ Hlr. auf gdstem Befehl an den Verwalter Kleinschmidt bezahlt.

Hierin specificirtes Kupfer und Mößing, so der Goldschmidt Johann Jacob Anthoni zu der von Uns unter Handen habenden arbeit von Unserm Kupferhammer und Mößingshof nach und nach empfangen, hatt Unser Cabinets-Secretarius Jungcurt dem Verwalter Otto Philipp Kleinschmitt gegen quitunge mit Achtzig vier Reichsthalern fünf alb. 4⁴/₉ H. in Vergleichung zu bezahlen undt in ausgabe zu berechnen. Cassel den 22ten May 1714.

(gez.) Carl.

Darunter Quittung:

Kleinschmidt . . . „mir bezahlt und gut gethan."

Weiter in 1713:

Nach Ihro Hochfürstl. Durchl. Gnädigster Verordnung Ist für den Goldschmitt Anthoni von Berlin folgendes in Werckstätten erschmiedet (darin Amboße verschiedener Art).

. . . . .

Summa der Kosten von denen Werckstücken 55 Rth. 29 Alb. 1 H.

Weiter b) 1714. 22. März zum Kopf der großen Statue . . . Kupfer Antony geliefert f. 89 Rth. 10 Alb. ²/₉ Hl. vom Richelsdörfer Werck.

1714 Mai bis 1715 April desgl. Kupfer v. Kupferhammer 110 Rth. 16 Alb. 10¹/₂ Hl.

c) Specification denen beym Winter-Kasten-Grotten Werck der ao. 1714 auffgewendeten Bau-Kosten:

April. Dem Goldschmidt Antoni Reise- und Zehrungskosten w. Werckstücks zur großen Statue 11 Rth.

November. Dem Goldschmidt Antoni für 24 Rümpfe 1 Korb ufm Marckt verkaufte Kohlen zur großen Statue 15 Rth. 5 Alb.

d) 1715. April. Rechnung über verschiedene Sachen: *Nägel, Borax dem Kupfertreiber Anthoni 153 Rth.* 7 Alb. 4 Hl.

Specification . . .

1715. . . . .

Juni. Dem Goldschmidt Antoni für Kohlen 13 Rth. 2 Alb.

e) 1716. . . .

Für 1717 liegt eine Rechnung nicht vor, wohl aber für 1718 über Ölung u. s. w. der Herkulesstatue.

II. Von den Küperschen Familien-Papieren ist der wesentliche Inhalt bereits mitgetheilt worden.

Vgl. auch Jahrgang 1900 S. 217 fg.

Auf Seite 23, Zeile 17 von unten hat sich ein Druckfehler eingeschlichen: 8. Juni 1707, der zu berichtigen ist in 8. Juni **1717**.

Und noch einmal: Die Hessen in Amerika!

Von Carl Preser.

(Schluß.)

Nach dieser Abschweifung kann ich mir es nicht versagen, aus den einleitenden Kapiteln einige Stellen herzusetzen, aus denen wir den „Standpunkt" für amerikanische Geschichtsschreibung näher kennen lernen. Wem's beliebt, kann daran auch Studien machen für „voraussetzungslose Geschichtswissenschaft". Mr. Lowell schreibt: „Die Landgrafen waren Finanzmänner. Nach der Ware,

die sie verkauften, war große Nachfrage im damaligen Jahrhundert, wie in allen (!) Jahrhunderten . . . Wir wollen etwas eingehender die speziellen Erben aller Tugenden betrachten, welche Söldner nach Amerika sandten. Der bedeutendste war Friedrich II., Landgraf von Hessen. . . . . Er soll (!!) mehr als 100 Kinder gehabt haben. Wilhelm, der älteste Sohn Friedrichs, stand seinem Vater an Würde nach, kam ihm aber gleich an Sinnlichkeit. Als Wilhelm ein natürliches Kind zu unterhalten hatte, schlug er den Preis eines jeden Sackes Salz, den seine Unterthanen von den Salzminen brachten (!), um einen Kreuzer auf. Als seine Nebenkinder 74 erreicht hatten, mußten die ärmeren seiner Unterthanen mit dem Salz sparsam umgehen. Obschon der Fürst im Jahre einige 12 000 Pfund Sterling als Subsidien*) erhielt, so glaubt (!!) Kapp, daß er keine Steuern erließ . . . . Bauern, die einen Deserteur festnahmen, bekamen einen Dukaten, aber wenn ein Deserteur ein Dorf passierte, ohne festgenommen zu werden, so mußte das Dorf für ihn bezahlen.**) Wirtshäuser, wo Rekruten einquartiert wurden, mußten besondere Räume haben, möglichst eine Treppe hoch und mit vergitterten Fenstern (!) . . . . Erschien ein Rekrut verdächtig, fliehen zu wollen, so mußten ihm die Hosenträger und Knöpfe abgeschnitten werden, so daß er die Hosen mit der Hand halten mußte. . . . Die Bildung der Offiziere beschränkte sich im allgemeinen auf ein gewisses Maß von Fertigkeit im Schreiben und auf ein wenig barbarisches Französisch . . . Friedrich korrespondierte mit seinen Offizieren in Amerika, um — allen seinen Einfluß nutzbringend (?!) fühlen zu lassen."

Das ist so ungefähr der Tenor einer wissenschaftlichen Einleitung in diese Geschichte des nordamerikanischen Krieges, in der wir eine Hauptrolle spielen und dafür mit amerikanischem Hosenträger-Humor regaliert werden. Doch die Sache ist zu ernst, als daß ich nicht fragen sollte, wie es denn hier um die Pflicht des Geschichtsschreibers steht, der doch, zur besseren Erkenntnis, alle sich ihm bietenden Quellen, auch diejenigen Hilfsmittel nicht unbenutzt lassen darf, die ihm ganz unwillkürlich entgegen treten müssen, namentlich wenn seine Darstellungen, in dem Drange nach Wahrheit, eine ganze Reihe von eigenen Urteilen wagen. Wo aber ist hier überhaupt wissenschaftliche und unparteiische Geschichtsschreibung? Wo ist zwischen allen den Schmähungen in den ersten Kapiteln dieses Buches auch nur die Spur von einer Untersuchung der reichsrechtlichen und landesrechtlichen Grundlage für die Handlungsweise Friedrichs II. zu finden? Wo werden wir aufgeklärt über die behauptete „Politik des Kaiserreichs (!)", mit der „die Handlungsweise des Landgrafen nicht im Einklange stehen" soll? Warum ist das Werbesystem in Hessen getadelt, während es doch, bis hinab zur Donau, in kaum einem anderen deutschen Lande milder gehandhabt wurde? Und wo ist auch nur eine Idee ausgesprochen über die Bedeutung des damaligen deutschen Heerwesens, als eines Durchgangspunktes in der Fortentwicklung desselben vom alten Landsknechtssystem bis zum stehenden Heere des modernen Staates mit der allgemeinen Wehrpflicht? Wo ist ein Vergleich zwischen den hessischen Allianz-Verträgen und den Subsidien-Verträgen anderer Länder und Staaten bis hinauf zum größten? oder war es für Hessen eine Sünde, zu thun, was auch die Anderen thaten, und nach Reichsrecht zu thun berechtigt waren? Und wie kann Mr. Lowell, der doch anstandslos die Tagebücher hessischer Offiziere benutzt, die Bildung des hessischen Offiziercorps bis auf „ein gewisses Maß von Schreibfertigkeit" herabsetzen? Er, der wegen seiner Herabsetzung des Landgrafen Friedrich weit in die Geschichte zurückgreift, sollte er nicht gefunden haben, wie schon Landgraf Moritz (1618), Landgraf Karl (1710) und gerade Friedrich (1764) auf die kriegswissenschaftliche Ausbildung ihres Offiziercorps bedacht waren? Er hebt hervor, daß Friedrich II. als katholischer Fürst ein protestantisches Land regiert habe, aber welchen Dank das evangelische Deutschland, und namentlich Preußen, diesem Fürsten für seine „unschätzbaren Dienste" schuldet, davon — ist einfach keine Rede. Und doch sagt v. Stamford sehr richtig: „Es ist unzweifelhaft, daß Friedrich der Große im siebenjährigen Krieg ohne das alliierte Heer . . . . seine Existenz nicht hätte bewahren können, ohne das hessische Corps wäre aber das alliierte Heer — — ohnmächtig gewesen."

Was der Geschichtsschreiber, nach seiner Quelle „es wird erzählt", auf Seite 41, aus einer angeblichen Unterhaltung zwischen dem Landgrafen und dem General-Leutnant von Heister mitteilt, darf füglich bezweifelt werden, denn erstens ist die ganze Form der Unterhaltung unglaubwürdig und dann steht sie nicht im Einklang mit Heisters Schreiben vom 23. Januar 1776, das ich, nach dem im Marburger Staatsarchiv befindlichen Originale, in meinem „Soldatenhandel" mitteilte. Lückenhaft erscheint auch die Abberufung

*) Nach Artikel XII des Vertrags betrug die jährliche Subsidie 25,050 Thaler Banco. D. V.

**) In Österreich zahlte man drei Spezies-Dukaten für einen gefangenen Deserteur. Wer dagegen den Deserteur unterstützte, der sollte „beym Kopf genohmen und mit denen Unseren ansreißern gewidmeten Strafen beleget werden."

Heisters. Nicht im Falle Trenton lag ein Vorzeichen dieser Abberufung, denn als Suffolk seine dieserhalb nach Kassel gerichtete Bitte vom 3. Dezember mit Schreiben vom 9. Januar 1777 bei Schlieffen, unter den unwürdigsten Gründen wiederholte, da konnte in London vom Falle Trentons noch gar keine Nachricht eingegangen sein. Der Widerwille des englischen Generalissimus Howe gegen Heister datierte vielmehr schon vom 27. August 1776, von der ersten Schlacht, in welcher die Hessen mitfochten, aber von Howe verhindert wurden, an demselben Tage noch „die Hauptbefestigung in Brooklyn anzugreifen". von Heister bezeichnete diese Verzögerung als einen Fehler, und „machte daraus dem englischen Oberbefehlshaber gegenüber so wenig Hehl, daß zwischen Beiden eine Spannung entstand, welche nicht wieder zu beseitigen war". Freiherr von Werthern hebt dies in seinem bekannten Kriegsvortrag (Kassel 1895) hervor, und es ist eine Ironie des Schicksals, wenn er diese Stelle mit den Worten schließen muß: „Der Angriff mußte aber auch am folgenden Tage wegen heftigen Regens unterbleiben und auf diesen folgte ein dichter Nebel, unter dessen Schutz sich die Amerikaner freiwillig davon machten." Meint aber Mr. Lowell (S. 88) es sei nicht mehr möglich, zu entscheiden, wie weit bei der Abberufung Heisters „der Argwohn gerechtfertigt sei, daß Heister zu sehr auf Erhaltung der unter seinem Befehle stehenden Truppen bedacht war", so wird dieser Argwohn*) schon allein beseitigt durch die von Lord Howe verhinderte Lust des „Draufgehns", die sich für Heister in „dichtem Nebel" auflöste!

Groß erbaut bin ich hiernach von dem Buche nicht, mögen Andere davon mehr erbaut sein. Hätte jedoch Mr. Lowell befolgt, was er an Elking rügt, d. h. hätte er „so viel Sorgfalt im Gebrauche des Materials entwickelt, als in der Sammlung dieses Materials", so würde sein Buch zweifellos wertvoller sein, denn gegen die Darstellung der eigentlichen Kriegsereignisse ist, trotz verschiedener überflüssiger Breiten nichts einzuwenden. Freilich wird das umfangreiche Werk Bancrofts, dem auch manche Ideen entliehen sind, immer ein bedeutender Konkurrent bleiben.

Was endlich Lowell (S. 7) mit den „Worten einer Dame aus Kassel" als „unentbehrlichen Vorteil", nicht des Landgrafen, sondern anderer Leute anführt, das habe ich in den mitgeteilten Proben seiner Charakterisierung unseres Landgrafen fallen lassen, weil es mir einfach über die Hutschnur ging.

*) Diesen Argwohn spricht auch schon Bancroft in der Geschichte der amerikanischen Revolution aus. D. V.

Und nun zum Schlusse. Mr. Lowell leitet denselben mit den Worten ein: „Dem Landgrafen von Hessen hat es nicht an Leuten gefehlt, die ihn in Schutz genommen haben", — und schließt dann, „der Landgraf ließ sich in einen nicht zu rechtfertigenden Handel ein, und in dem Lichte dieses Handels muß er beurteilt werden". Das stimmt nicht, das ist ein sehr arger Irrtum. Kein Mensch „muß" nach einer einzelnen Handlung beurteilt werden. Und auch Regenten pflegt man sonst nur im Lichte des summarischen Ergebnisses ihrer Regierung zu beurteilen, nicht im Lichte einer einzelnen That, noch dazu, wie im vorliegenden Falle, einer That, bei der ihm das positive Recht zur Seite steht. Räumt aber Mr. Lowell ein, daß es Leute giebt, die den Landgrafen Friedrich in Schutz nehmen, so hätte er als unparteiischer Geschichtsschreiber die Dummheit dieser Leute erweisen müssen, um seine eigenen Angaben „im Lichte" der Wahrheit erscheinen zu lassen, oder aber, er mußte, wie Kapp, bekennen: „Daß er in der hessischen Geschichte und auf dem Friedrichsplatz in Kassel eine Fülle von Thatsachen gefunden habe, welche die Regenten-Eigenschaften des Landgrafen viel höher stellen, als er (und Bancroft!) sie charakterisiert habe."

Im übrigen wiederhole ich, was ich an anderer Stelle einst hervorhob: mögen wir noch so viel Mißfallen an Subsidien-Verträgen oder Werbesystemen haben, es ist und bleibt ein kühnes Beginnen, im Geiste moderner Zeit darüber den Stab zu brechen. Wir begehen ein Unrecht ohne Gleichen, wenn wir, das Werden und Sich-Entwickeln der staatsgesellschaftlichen Verhältnisse vergessend, Personen oder Einrichtungen verdammen, die der Zeit eines Rechtszustandes angehören, aus dem der unsrige naturgemäß erst hat werden müssen.

Auch hier gilt, wie schon der alte Pözl sagte, „die große Lebensweisheit: ein jedes Ding hat seine Zeit."

* * *

Während der Korrektur erhalte ich unter Kreuzband, mit dem Poststempel „Marburg", das zweite Blatt der „Hess. Landeszeitung" vom 9. d. M. mit einem Leitartikel von „Pfr. Horbach", in welchem der angeblich vom Landgrafen Friedrich geschriebene Brief vom 8. Februar 1777 behandelt wird. Der Herr Pfarrer hat darin triumphierend ausgerechnet, daß dieser Brief also „genau vor 1 1/4 Jahrhundert vom Landgrafen geschrieben" worden sei. Sollte denn aber wirklich Herr Pfarrer Horbach nicht wissen, daß dieser Brief überhaupt niemals geschrieben

wurde? seiner „Albernheit und Erbärmlichkeit“ wegen (Grotefend) von einem hessischen Fürsten auch niemals geschrieben sein kann? Sollte der Herr Pfarrer nicht wissen, daß der angebliche Adressat unter den „hessischen Truppen“ gar nicht existirte? und daß selbst Kapp dies Pamphlet als eine Fälschung bezeichnete, die als solche seiner Zeit sogar im preußischen Abgeordnetenhause eine Rolle spielte? Sollte er nicht wissen, was darüber Stamford in seiner hessischen Geschichte (S. 406) sagt? Wenn er das alles wirklich nicht weiß, so empfehle ich ihm nachzulesen, was darüber unser seliger Grotefend im „Hessenland“ 1895, S. 70 u. 71, sowie 1900, S. 96 u. 251 schrieb, und was ich selbst darüber geschrieben habe in meinem „Soldatenhandel“, S. 89. Und hat er das gelesen, so darf ich dies Kapitel wohl hier schließen mit Grotefends Urteil: „Der Durchschnitt der litterarischen Vertreter der Schmähungen auf Landgraf Friedrich und seine Hessen, hat sich so wenig über die Angelegenheit, über welche sie in maßgebender Weise mitreden wollen, unterrichtet, daß es ihnen entgangen ist, wie die alten Ladenhüter, die immer wieder vorgebracht werden, bei Kapp zum Teil längst schon widerlegt sind. . . . So schlecht ist es noch mit den studierten deutschen Litteraten der Gegenwart bestellt, wo bleiben da aber erst die weniger Gebildeten?“

Faschingsspuk in Wilhelmsthal.

Lange schon die Sonnenrosse
Halten ihr ambrosisch Mahl, —
Tiefe Ruhe herrscht im Schlosse
Und im Park von Wilhelmsthal.

Da beginnt ein heimlich Regen,
Schrill die Fahne kreischt vom Dach,
Und im schaurigen Bewegen
Werden alte Geister wach.

Dumpfes Durcheinanderwogen —
Aus dem Walde naht es schon —
Mit der Freunde Schar gezogen
Kommt Jérôme Napoleon.

In dem prächt'gen Schönheitssaale
Reiht sich fröhlich Mann an Mann,
Daß an einem Göttermahle
Jeder sich erquicken kann.

Da — die Speisen sind verschwunden,
Und verschwunden ist der Wein, —
Ihre Strafe ist gefunden,
Konnt' nicht schreckensvoller sein.

Jetzt der König hebt den Becher
Leer empor im Kerzenschein:
„Auf, ihr nimmermüden Zecher,
Wollen luftig, luftig sein!“

„Luftig! Luftig!“ hallt es wieder
Aus der durst'gen Zecher Reih'n —
„Luftig! Luftig!“ auf und nieder,
Doch es fehlt die Luft, — der Wein!

Hohle Augen — durst'ge Kehlen —
Flaschen, Flaschen überall,
Doch kein Tröpfchen will sich stehlen
In den funkelnden Krystall.

Die im Karneval des Lebens
Endlos schlürften Zug auf Zug,
Ach, sie jammern jetzt vergebens
Nur nach einem vollen Krug. — —

Mitternacht — im Nu zerflossen
Sind die Schemen, frei der Qual, —
Und vom Mondlicht übergossen
Still im Park ruht Wilhelmsthal. —

Oberhone.

Wilh. Pippart.

Renatus Karl v. Senckenberg.

Von Aug. Reuter, Marburg.

Die Jahrhundertwende hat bei der Gießener Hochschule das Andenken eines Mannes erneuert, dem sie dauernde Dankbarkeit schuldet. Renatus Karl Frhr. v. Senckenberg hatte testamentarisch seine Bibliothek, welche über 15 000 Bände, über 900 Handschriften und eine Sammlung von Urkunden umfaßte, der Ludoviciana vermacht, und diese Bestimmung trat mit dem 18. Oktober 1800, seinem Todestage, in Kraft. Der Bestand der akademischen Büchersammlung wuchs damit um das Doppelte; Grund genug, daß die Nachfahren des hochherzigen Stifters sich erinnern. Es ist dies durch eine Festschrift der Universität geschehen, in welcher ihr Oberbibliothekar, Professor Herman Haupt, den Lebensgang Senckenbergs in höchst anziehender und lichtvoller Weise schildert.*) Es

*) Renatus Karl Frhr. v. Senckenberg. (1751—1800.) Mit einem Porträt. Gießen 1900. 60 S. 4°.

sei gestattet diesem fein ausgearbeiteten Bilde des Menschen und Gelehrten eine anspruchslose Skizze nachzuzeichnen.

Karl Renatus wurde am 23. Mai 1751 als der älteste Sohn des bekannten Juristen Heinrich Christian v. Senckenberg in Wien geboren. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Reichshofrats, für einen Frankfurter und Protestanten, der er war, eine seltene Auszeichnung. Trotz der Geschäftslast, die ihn drückte, fand er Muse zu wissenschaftlicher Thätigkeit in der Jurisprudenz und der mit dieser eng verschwisterten Historie. In diese Fächer seinen Ältesten so früh als möglich einzuführen war des Reichshofrats eifriges Bemühen. Bis zum neunten Jahre alte und neue Sprachen, Geographie und Mathematik, dann neben und über diesen allen die Rechte: das war der inhaltsreiche Studienplan, bei dem es nichts verschlug, daß der jugendliche Schüler geistig überfüttert, körperlich geschädigt wurde. Eine Reise, welche Vater und Sohn zur Krönung Josephs II. nach Frankfurt führte, durfte nicht zur Erholung dienen, sie bot dem alten und jungen Juristen erwünschten Anlaß in die düstern Geheimnisse des Teutschen Staatsrechtes tiefer einzudringen. Erst der Tod des Reichshofrats im Mai 1768 bereitete dem gewaltsamen Lehrbetrieb ein Ende. Im Herbst d. J. bezog Renatus die Universität Göttingen, die damals noch in frischer Jugend blühende Stiftung Münchhausens. —

Zart und schwächlich, ein Büchermensch freundlichen Sinnes, ein wenig altklug: so tritt der kleine neunjährige Gelehrte uns auf dem Titelbilde der Hauptschen Festschrift entgegen. Nicht viel anders wird der siebzehnjährige Student geartet gewesen sein; eine hoffnungsfrohe Prognose können wir seinem Leben nicht stellen. —

Von dem studentischen Leben zog er sich, wie wir hören, in Göttingen schen zurück; studieren, nur studieren! Ebenso wird er es in Straßburg gehalten haben, wohin er sich 1771 aus Gesundheitsrücksichten begab. Auch in Wetzlar, wo er als Rechtspraktikant beim Reichskammergericht im Herbst 1772, dann von Mai bis Oktober 1773 sich aufhielt, gehörte er schwerlich der Rittertafel an, in welcher sein Kollege Goethe sich vor kurzem übermütig getummelt hatte. Es trat damals eine nicht leichte Aufgabe an ihn heran. Sein Oheim, der Frankfurter Arzt Johann Christian S., der jüngste Bruder seines Vaters, starb im November 1772. Er hatte fast sein ganzes Vermögen den von ihm begründeten Stiftungen vermacht, die heute noch sein Andenken rühmen, und der junge juristische Neffe sollte die schwierigen Geschäfte führen, die der Tod des Erblassers unvermeidlich machen würde. Renatus hat diesen Auftrag mit Aufopferung von viel Zeit und Kraft treulich ausgeführt.

Den Abschluß seiner Vorbereitung für den Lebensberuf fand Renatus in einer Reise nach Italien, die ein volles Jahr in Anspruch nahm. Hier sind es nicht die Wunder der Natur und die Schätze der Kunst, die ihn entzücken oder gar begeistern: nein, er schwelgt in historisch-antiquarischen Reminiscenzen. „Horaz und Virgil waren bei Besuch der von ihnen erwähnten Örter meine steten Begleiter.“ „Die Erinnerung an die alte Geschichte Roms hatte etwas unaussprechlich Süßes für mich.“ Daneben werden höchste, hohe und Standespersonen besucht. Es ist lehrreich zu sehen, in welcher Stimmung und zu welchen Zwecken ein sehr gebildeter Durchschnitts-Deutscher in den Tagen Winckelmanns und Goethes zu den klassischen Städten pilgert. —

Nach der Rückkehr in die Heimat (Januar 1775) erhielt Renatus ein Amt: er wurde Beisitzer bei der landgräflichen Regierung zu Gießen. Anderthalb Jahre darauf verheiratete er sich mit Anna Margaretha von Rauen. 1777 ward ihm eine Tochter geschenkt; sie ist das einzige Kind geblieben.

Im folgenden Jahr tritt das Schicksal furchtbar in sein Leben. Es ist eine Tragödie, die sich abspielt; leider nur ist er kein Held.

Bei den Ansprüchen, die Österreich gelegentlich des Todes von Maximilian Joseph (1777) auf einen großen Teil des Kurfürstentums Baiern erhob und die von dessen Nachfolger, Karl Theodor von der Pfalz, anerkannt wurden, hatte eine Urkunde, nach welcher 1426 Herzog Albrecht von Österreich von Kaiser Sigmund mit jenen Gebietsteilen belehnt war, die entscheidende Rolle gespielt. Die Echtheit der Urkunde und die Ansprüche Österreichs wurden von Herzog Karl von Zweibrücken und vor allem von Friedrich dem Großen bestritten. Es kam am 3. Juli 1778 zur Kriegserklärung Preußens an Österreich.

Nun hatte Renatus unter Anleitung seines Vaters vor Zeiten eine Urkunde abgeschrieben, die in direktem Widerspruch stand zu der von Österreich präsentierten. Nach diesem Dokument hatte der nämliche Herzog Albrecht am 30. November 1429 auf die fraglichen baierischen Gebiete verzichtet. Darnach also waren die österreichischen Ansprüche schon seit 350 Jahren null und nichtig. Eine Abschrift dieses Instrumentes teilt Senckenberg am 21. Juni, also noch vor erfolgter Kriegserklärung, dem ihm befreundeten baierischen Rat Lamey in Mannheim mit. Sie wird dem preußischen Hofe bekannt, Friedrich benutzt sie bei diplomatischen Verhandlungen schon am 17. Juli und bringt sie wenige Tage später dem Regensburger Reichstag

zur Kenntnis. Nun bringt auch der Name des Entdeckers der Urkunde an die Öffentlichkeit: Preußen macht Senckenberg Anträge in seine Dienste zu treten. Er, der geborene Österreicher und loyale Unterthan Maria Theresias weigert sich. Auch dem Ansinnen über die Herkunft des Schriftstücks vor seinem vorgesetzten Minister, v. Moser, Zeugnis abzulegen, entzieht er sich und begiebt sich — in des Löwen Rachen, nach Wien. Dort, wo man den Zusammenhang zwischen dem Sohn des Reichshofrats und der unbequemen Urkunde noch nicht ahnt, verrät er sich durch unvorsichtige Äußerungen. Amtlich vernommen, wird er durch einen vergeblichen Fluchtversuch doppelt verdächtig. Man verwickelt ihn in eine Untersuchung, in der er seinen Anteil an der für Österreich peinlichen, ja gefährlichen Publikation gesteht. Als nun am 14. Dezember eine zweite preußische Staatsschrift die Echtheit der Urkunde zu erweisen sucht und dabei sich auf Senckenberg als Gewährsmann beruft, wird gegen diesen eine zweite, verschärfte Untersuchung angestrengt. Man bemüht sich in ihn hinein zu verhören, was man zu erfahren wünscht: eine bewußte Fälschung zu Gunsten der Gegner, zum Schaden Österreichs. Senckenberg bleibt standhaft bei der Aussage, daß er, von der Echtheit des Schriftstücks vollkommen überzeugt, durch dessen Preisgabe an die Öffentlichkeit nur den einen Zweck im Auge gehabt habe, den Frieden zwischen den streitenden Parteien wieder herzustellen. Bis wenige Tage vor dem Ende des Krieges zieht sich die schmach- und qualvolle Inquisition hin; dann wird die Untersuchung, „aus ganz besonderer Milde" niedergeschlagen. Doch muß Senckenberg Wien und die österreichischen Lande in kürzester Frist verlassen; er soll nie wieder dahin zurückkehren. Der Eifer einflußreicher Freunde, besonders des Geheimrats Grolmann in Gießen, hatten diesen verhältnismäßig günstigen Ausgang herbeigeführt.

(Schluß folgt.)

Der innere Appell.

Novellette von E. Mentzel.

(Schluß.)

War es stille väterliche Sehnsucht, war es das Verlangen, doch endlich auch kennen zu lernen, was die Tochter denn eigentlich zu leisten vermochte, die den Vater so willfährig stimmten? — Er erklärte sich sofort bereit, den Wunsch der Gattin zu erfüllen, und ließ sich sogar bestimmen, anstatt des altmodischen schwarzen Halstuches ins Konzert eine moderne dunkle Kravatte vorzubinden. Nur die Handschuhe zog er nicht an, er trug sie aber in der Hand und nahm sogar einige Weisungen für sein Verhalten ruhig hin.

Als Konstanze am Konzertabend in schlichter, aber hochfeiner Toilette aus weißem Atlas auf ihrem Platz vor dem Orchester in den glänzend erleuchteten Saal trat, weiteten sich die Augen des alten Mannes so, als sähe er eine überirdische Erscheinung. Dann begann es in seinem Gesichte zu zucken, bewegte er den Oberkörper mehrmals hin und her, als suche er einen Sturm in seinem Innern gewaltsam nieder zu meistern. Nachdem Konstanze, die an diesem Abend sehr gut bei Stimme war, eine Arie und verschiedene Lieder in großer Erregung hinausgeschmettert hatte, konnte sich Meister Müller nicht länger beherrschen. Frau Betty sah, daß ihm zwei Thränen in den grauen Bart kollerten. Sie that aber, als merkte sie nichts davon, und freute sich alsbald über die stolzen Blicke, die der Meister nach dem Überwinden weicher Empfindungen zu der Tochter hinüber sandte. Wie aber strahlte erst sein Gesicht, während diese am Schluß des Konzertes immer wieder gerufen wurde und sogar einen prächtigen Lorbeerkranz erhielt, den ihr ein hoher Beamter der Provinz überreichte. Meister Müller schüttelte immer wieder den Kopf; denn er begriff jetzt selbst nicht mehr, daß die gefeierte Dame seine Tochter Stanzchen sei. In die stolze Vaterfreude mischten sich aber auch solche tiefe Empfindungen von Achtung und Bewunderung, wie sie der alte Mann noch nie für ein weibliches Wesen empfunden hatte. Da gab's keine Selbsttäuschung mehr, er mußte zugeben, daß Stanzchen Recht behalte und aus eigner Kraft mehr geleistet hatte, wie ein paar tüchtige Söhne zusammen.

Nachdem die Sängerin den Konzertsaal verlassen hatte und in einen angrenzenden Raum getreten war, wurde sie von allen Seiten umringt und mit Huldigungen wahrhaft überschüttet. Es hielt sie aber keine Minute länger zwischen all den fremden Menschen, sie machte sich frei, um in einem anderen Zimmer Vater und Mutter zu begrüßen, die bereits auf sie warteten.

Die tief ergreifenden Eindrücke des Wiedersehns wollten sowohl den alten Mann als auch die beiden Frauen überwältigen. Allein Konstanzens glückliche Gabe, durch unmittelbare humorvolle Einwürfe der Rührung eine Grenze zu ziehen und dem erschütternden Ernst durch heitere Wendungen jegliche Wehmut zu nehmen, erhielt dem Wiedersehn den Schimmer der Freude und ließ es ohne Thränen, ohne störende Erschütterungen vorübergehen.

VI.

Dieselbe Hand, die das trotzige Stanzchen einst von der Schwelle des Vaterhauses wies, hat Konstanze viele Jahre später, vor Erregung zitternd, wieder in ihr altes Heim eingeführt. Der große Erfolg ließ auch bei den Leuten in der Stadt ihre einstige Handlungsweise mit einemmale in ganz anderem Lichte erscheinen. Es war ein solcher Umschwung in der Stimmung der Verwandten und Bekannten eingetreten, daß man es sogar als eine hohe Ehre betrachtete, wenn die berühmte Sängerin da und dort einen Besuch machte. Sie sah denn auch nach all den alten Freundinnen, die teuere Jugenderinnerungen mit ihr teilten, und trug ihnen die einstigen Vorurteile nicht nach. Freilich waren es stets nur sehr kurze Besuche; denn Konstanze wollte die wenigen freien Tage zum innigsten Verkehr mit ihren Familienangehörigen ausnutzen.

Namentlich bereitete ihr das Zusammensein mit dem Bruder herzliche Freude. Er war ein begabter Junge, gleichfalls musikalisch veranlagt und so begeistert für alles, was echte Kunst hieß, daß er in der geliebten Schwester seine höchsten Ideale verkörpert sah. Da Bernhard das Gymnasium besuchte, empfing er von früh an eine bessere Bildung. Mit dieser paarte sich aber ein großes technisches Geschick, das ihn nach dem Verlassen des Gymnasiums bestimmte, der Gelehrsamkeit zu entsagen und einen praktischen Beruf zu wählen. Bernhard ist Elektrotechniker geworden, er hat die Absicht, die Schlosserwerkstätte des Vaters zu einer großen Fabrik auszugestalten. Sein eiserner Wille, seine reichen Gaben und sein angeborenes Erfindertalent werden ihn sicher an ein schönes Ziel führen.

Meister Müller ist so weit gekommen, sogar offen zu bedauern, daß er einst gegen Stanzchen zu hart gewesen sei. Freilich, wie er stets hinzufügte, war das ja nur geschehen, weil sie ein Mädchen war, das nach gut bürgerlicher Anschauung nun einmal keinen Willen haben durfte. Oft hat sich der Mann sogar später selbst als warnendes Beispiel hingestellt, wenn in ähnlichem Falle die Eltern eine Tochter mit Gewalt vom selbst erwählten Wege hinweg zwingen wollten.

Deshalb wird Meister Müller auch nicht böse werden, sollte ihm jemals diese Geschichte vor Augen kommen. Er weiß ja, daß Konstanze Eberhard, die als Bühnenkünstlerin seinen Vornamen als Zunamen erwählte, heute noch so treu an ihm hängt wie einst Stanzchen Müller. Was der Mann that, entsprang ja nicht böser Gesinnung, sondern alten tiefeingewurzelten Vorurteilen. Sogenannte hochgebildete Leute kämpfen ja auch oft dagegen vergeblich, besonders, wenn ihnen von der wohlmeinenden Ansicht guter Freunde die Waffen aus der Hand gewunden werden.

Stanzchens Vater weiß jetzt, eine andere Zeit ist angebrochen, nach den alten verknöcherten Anschauungen kann man heutzutage die Menschen nicht mehr beurteilen, ohne hart und ungerecht zu werden. Daß die begabte Tochter einer Verwandten eine Kunstschule besuchen darf, ist Meister Müllers Werk, weil er die Kosten dafür bezahlt. Er bespricht jetzt auch alle wichtigen Dinge mit seiner Frau und duldet sogar deren Widerspruch.

Obwohl Meister Müller noch frisch wie früher ist, hat er als fürsorglicher Mann doch bereits sein Testament gemacht. In einer Verfügung desselben vermachte er dem Konservatorium, das seine Tochter ausbildete, eine sehr ansehnliche Summe. Was ihn immer gedrückt, wollte er damit ausgleichen; denn er hatte sich nie anders wie als stillen Schuldner der Anstalt gefühlt und besaß viel zu ehrenhafte Gesinnungen, um die Sache ohne Ausgleich zu lassen.

Frau Betty ist das stille gefügige Wesen von einst nicht mehr. Erlebnisse und Erfahrungen, ganz besonders aber der Einfluß der Stieftochter, haben sie längst zu einer entschiedenen Frau erzogen und ihr den Mut zur eignen Überzeugung eingeflößt.

Heute noch ist Frau Betty die beste Freundin Konstanzens. Nie hat ein Mißverständnis das Einvernehmen zwischen den zwei sonst so ungleichen Frauen getrübt. Für Frau Betty giebt es wie für ihren Sohn nichts Höheres, nichts Schöneres als Konstanze, die stets für beide das alte Stanzchen bleibt, einmal singen zu hören. Und über die Sängerin kommt stets eine eigene Weihe, wenn sie Mutter und Bruder unter den Zuhörern weiß. Der Mutter ist sie doch unter allen Menschen den meisten Dank schuldig. Das möchte sie zum Preise der treuen Seele stets jubelnd in alle Welt hinaus singen.

Die Zeiten ändern sich; wie die Ideale, so wandeln sich auch die Ansichten über die Rechte der Persönlichkeit. Jedoch Kämpfe für den Einzelnen, der aus engem Gehege hinaus auf eine freiere Höhe strebt, wird es wohl stets geben. Hier liegt die tiefste Tragik des Lebens verborgen; denn wer nicht oben ankommt und wieder in die Tiefen zurückfällt, darf auf den Glauben der Menschen an seine Berufung zu Besserem nicht rechnen, muß vielmehr darauf gefaßt sein, die grausamen Seiten der menschlichen Natur gründlich kennen zu lernen. Es ist oft kein Verdienst, sich durchzuringen, und keineswegs Schuld oder Mangel an ernsten Willen, aus dem Kampf nicht als Sieger hervorzugehen.

Wohl dem, der gesund ist, dem die innere Stimme immer wieder neu den Mut stählt und genau anzeigt, was zu ergreifen ist und was zu fliehen. Heute, wo die Errungenschaften der Künstlerin in Widerstreit gerieten mit alten Herzenswünschen des Weibes, heute hört Stanzchen Müller wieder still beglückt

auf den inneren Appell und folgt ihm mit fröhlicher Zuversicht.

Nachwort der Herausgeberin.

Dieser wahren Geschichte habe ich nur noch eine Mitteilung hinzuzufügen. Konstanze Eberhard — die unvergleichliche Nachtigall unserer Oper — verlobte sich vor einigen Wochen mit dem berühmten Geigenspieler Professor Mellinor, ihrem ehemaligen Gesangslehrer in der Mädchenschule der kleinen hessischen Stadt. Beide haben Jahre lang nicht miteinander in Verbindung gestanden. Entscheidende, meist traurige Verhältnisse machten es Mellinor unmöglich, persönlich in den Entwicklungsgang seiner einstigen kleinen Freundin einzugreifen. Aus der Ferne freilich hatte er ihn immer mit Teilnahme verfolgt und ist, wie er mir selbst sagte, stets im Stillen glücklich darüber gewesen, daß Andere dem großen Talente die Wege ebneten, dessen Förderung ihm selbst nicht vergönnt war.

Vor mehreren Monaten wirkte das Künstlerpaar in einem Museumskonzerte in Frankfurt am Main zusammen. Diesem beglückenden Wiedersehn folgte alsbald die Verlobung. Der Professor ist seit etwa anderthalb Jahren Wittwer. Er war mit der berühmten Pianistin Ernestine Degner vermählt, die, wie bekannt, in bereits sehr vorgerückten Jahren mit ihrem Jugendgeliebten, dem genialen Schauspieler Börner, gemeinsam in den Tod ging. Schon hieraus dürfte ersichtlich sein, daß die Ehe keine glückliche war. Die Frau soll ihrem Manne eine Reihe schmerzlichster Enttäuschungen bereitet und ihm die Ausführung seines Berufes oft sehr erschwert haben. — — — — — — — — — — —

Wer Stanzchens Geschichte aufmerksam las, weiß, daß Konstanze Eberhard auch bei ihrer Wahl dem „inneren Appell“ folgte. Unbewußt hat sie Mellinor schon als ganz junges Mädchen geliebt und ihn nie vergessen können. Sie wird ihm deshalb auch nach so viel bittern Erfahrungen ein echtes Glück schenken und sicher selbst glücklich werden. Die Verheiratung erfolgt binnen kurzem. Konstanze Eberhard verläßt die Bühne, um später nur noch in Konzerten ihre schöne Stimme hören zu lassen.

Kasseler Skizzen.

Von W. Bennecke.

I. Der Lieutenant und der Schreiner.

Vor der großen Erweiterung Kassels nach allen Himmelsrichtungen hin, also vor dem Jahre 1866, nahmen Offiziere nicht selten in der Altstadt ihr Quartier, besonders die Jüngeren, und so kam es, daß in der Mittelgasse ein Premierlieutenant vom Leibregiment wohnte, ja sogar ein adeliger Premierlieutenant — wir wollen ihn von Cardinal nennen. Obgleich die „Konräderchen“, wie das Leibregiment bekanntlich genannt wurde, im Verhältnis zur Garde aus kleineren Leuten bestanden, so war Lieutenant von Cardinal, wie auch noch viele andere seiner Kameraden im Regiment, von ansehnlicher Körperlänge, aber dabei von einer Magerkeit, die ihresgleichen suchte. Hatte er keinen Dienst, so liebte es Herr von Cardinal des Morgens eine Stunde im Fenster seiner au premier befindlichen Wohnung zu liegen und seinen mit seidenem Band umwickelten Tschibuk zu rauchen. Wenn er so im grauen Schlafrock aus dem Fenster schaute, mit dem hageren, todblassen Gesicht, in das rechte Auge ein Glas geklemmt, auf dem Haupte einen roten Fes mit blauer Quaste, so sah er wirklich selbst im hellsten Sonnenschein ein wenig gespensterhaft aus, wodurch es kommen mochte, daß die Jungen einen so heillosen Respekt vor ihm hatten, und wenn sie vor seiner Wohnung Soldaten spielten und es ihm Spaß machte, sie zu kommandieren, ihm aufs Wort gehorchten.

Einige Monate lang hatte von Cardinal in der Mittelgasse gewohnt und morgens im Fenster gelegen und den Spielen der Nachbarskinder zugesehen, als ihm auffiel, daß an der gegenüber befindlichen Straßenseite allmorgendlich ein Mann stand, der ihn aufmerksam zu beobachten schien. Der Kleidung nach konnte es ein Handwerksmeister sein, — was aber hatte dieser für ein Interesse an dem Lieutenant, der doch keinen eigenen Hausstand besaß und auch nicht auf Freiersfüßen ging, sodaß er etwaige Bestellungen hätte machen wollen. Lange grübelte Cardinal darüber nach, während er die blauen Wölklein aus seinem Tschibuk emporsandte und dazwischen den exerzierenden Jungen hin und wieder ein „Schritt gehalten, Ihr Himmelhunde!“ zurief, ohne durch sein Nachgrübeln jedoch klüger zu werden.

Nachdem acht Tage so verflossen waren, und der Meister da drüben eben so regelmäßig auf seinem Beobachtungsposten erschienen war, als der Lieutenant am Fenster, fing den letzteren doch die Neugierde zu plagen an und er befahl seinem Burschen den Mann in unverfänglicher Weise auszuforschen. Da der Bursch für diesen Auftrag passender war als der Bruder Bonafides im „Nathan den Weisen“, so konnte er seinem Lieutenant gar bald berichten, daß der Handwerksmeister ein Schreiner aus der Nachbarschaft sei, der im Hinblick auf das so überaus schlechte Aussehen des Herrn von Cardinal

auf dessen baldige Abfahrt zur großen Armee rechnete und sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, der erste am Platze zu sein, ihm das Maß zum Sarge zu nehmen, denn Sargmagazine wie heutzutage gab es damals noch nicht. Donnerwetter noch' mal! Als das der Lieutenant hörte, wollte er fast bersten vor Lachen, denn er fühlte sich so gesund wie ein Fisch im Wasser, und als er sich einigermaßen erholt hatte, rief er: „Sag' dem Teufelsbraten, ich thät' schon seit zehn Jahren sterben, das sei eine meiner Liebhabereien, aber nun wär' durch das verd ..... Rauchen es bald Matthäi am Letzten, und ich röch' nach Tannenholz von oben bis unten!" Und dann entwarf er einen Plan, der denn auch bis zu Ende ausgeführt wurde. An einem der nächsten Tage erschien der Lieutenant ohne Tschibuk am Fenster, dann einige Tage lang mit einem dicken wollenen Shawl um den Hals, dann hinter dem geschlossenen Fenster und zuletzt wurde er gar nicht mehr sichtbar. Der Meister hatte dies alles wohl beobachtet und nicht ermangelt bei seinem neuen Bekannten, dem Burschen, Erkundigungen über das Befinden des Herrn Lieutenants einzuziehen, die aber immer schlechter lauteten, bis der Bursche eines Morgens die Trauerbotschaft brachte, daß sein Lieutenant in der Nacht gottselig entschlafen sei. Schnell wie der Wind sprang nun der Schreiner die Treppe hinauf, denn daß kein anderer als er dem Lieutenant den Sarg machen solle, hatte er mit dem Burschen in der „Stadt Stockholm" feierlich verabredet. Neben der Stube des Lieutenants befand sich ein Alkoven durch ein Gutlicht erleuchtet — und da lag nun der Cardinal lang und steif im Nachthemd auf dem Bett, fast schon wie ein Skelett anzusehen, so schrecklich mager war er. Der Meister zog sein Maß hervor und fing nun an herumzuhantieren, als er aber im besten Messen war, richtete der Lieutenant sich plötzlich himmellang im Bett in die Höhe und schrie, einen Ausklopfer hervorziehend mit hohler Stimme: „Was störst Du mich in meinem ersten Schlaf?" daß der erschrockene Meister alles stehn und liegen ließ und Hals über Kopf davon rannte.

Am andern Morgen lag der Lieutenant seinen Tschibuk rauchend nach wie vor im Fenster; der Meister Schreiner aber ward nicht wieder vor ihm sichtbar.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel hielt Montag, den 3. Februar, im Evangelischen Vereinshause seine Monats-Versammlung ab. Nachdem der erste Vorsitzende, Herr General Eisentraut, die Anwesenden begrüßt und einige geschäftliche Mitteilungen gemacht hatte, kam eine Angelegenheit zur Sprache, welche den letzten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend betraf. An demselben war aus der Mitte der Versammlung auf das im Verlag der Vietorschen Hofbuchhandlung in Kassel erschienene Buch „Die Bilsteiner" von Lotte Gubalke aufmerksam gemacht worden, da dasselbe „einen schweren sittlichen Vorwurf gegen das hessische Landvolk enthalten solle". Unter der Voraussetzung, daß dies der Fall sein könne, hatte die Versammlung Protest gegen die Anschuldigung unseres ehrbaren Bauernstandes erhoben. Dieser Protest, betonte Herr General Eisentraut, sei hauptsächlich durch die in dem Buch enthaltenen Ortsbezeichnungen „Bilstein" und „Boineburg" hervorgerufen worden, die auf bestimmte Örtlichkeiten in Hessen hinzudeuten scheinen. Eine Richtigstellung des Sachverhalts gab nunmehr Herr Ober-Bibliothekar Dr. Brunner vermittels eines Briefes der Verfasserin, in welchem dieselbe ausführt, daß der Schauplatz ihrer Erzählungen in Hessen nicht zu suchen ist. Auch erwähnte Herr Ober-Bibliothekar Dr. Brunner, daß bereits eine ähnliche Erklärung in einer Sitzung der Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder" abgegeben worden sei. Der Geschichtsverein spreche seine volle Befriedigung über die erhaltene Erklärung aus, wodurch der unter Vorbehalt ausgesprochene Protest zurückgezogen werde. Noch kurz das Buch als litterarische Erscheinung streifend, bemerkte Herr Dr. Brunner, daß sein Inhalt eine Fülle poetischer Gedanken aufweise. Nunmehr erteilte der Vorsitzende dem Herrn Oberlehrer Grebe das Wort zu dem angekündigten Vortrag: „Ludwig der Friedsame". Herr Grebe hatte schnell für Herrn Dr. Krollmann einspringen müssen, welcher durch Unwohlsein verhindert war, den in Aussicht gestellten Vortrag über die „Sittenzustände in den hessischen Ritterburgen zur Zeit des ausgehenden Mittelalters" zu halten. Wohl der hauptsächlichste Grund, aus welchem der „princeps pacis" und seine Zeit geschildert wurde, war darin zu finden, daß am 6. Februar d. J. die 500. Wiederkehr des Geburtstages dieses bedeutenden Hessenfürsten verzeichnet werden konnte. Außerordentlich sympathisch berührte die Einleitung zu der Geschichte Ludwigs, in der Herr Oberlehrer Grebe der Sehnsucht, welche die deutschen Kaiser und ihre Völker nach Italien ge-

zogen hatte, einen sehr warmen, ergreifenden Ausdruck gab. Als Ludwig, mit 14 Jahren mündig geworden, die Regierung antrat, war von dem poetischen Hauche, welcher die Römer- und Kreuzzüge durchweht, nichts mehr zu spüren, vielmehr mußte es eine seiner Hauptsorgen sein, die Unmäßigkeit in seinem Lande und vorzüglich in seiner Residenzstadt Kassel zu bekämpfen. Neben diesem internen blauen Kreuzzug stritt er aber auch mannhaft gegen die äußeren Feinde seines Gebietes und besiegte den Grafen Johann mit der Haube von Nassau-Dillenburg und den Erbfeind Hessens, den Bischof von Mainz. Die Schlacht bei Englis mit dem Feldruf: „Heute Landgraf oder keiner mehr!" und ihr siegreicher Ausgang für Ludwig ist ein unvergilbtes Blatt in der hessischen Geschichte. Und diesen thatkräftigen, wenn auch im Gegensatze zu seinem Vater, Hermann dem Gelehrten, des Lesens unkundigen Fürsten hatte man böswilligerweise als zum Regieren unfähig hinstellen wollen, sodaß er mit 600 Pferden zum Kaiser Sigismund nach Kostnitz zog, worauf er von diesem am 25. Mai 1417 die Reichsbelehnung empfing, da der schöne Sigismund mit scharfem Blick die natürlichen Fähigkeiten Ludwigs im Umgange mit ihm bald erkannt hatte. Da die Geschichte des Landgrafen Ludwig im „Hessenland" bereits mehrfach geschildert worden ist (Jahrgang 1887, Seite 266 ff. „Ein Fürst des Friedens" von F. Zwenger, und in demselben Jahrgang Seite 154 ff. „Die Pilgerfahrten der Landgrafen Ludwig I. und Wilhelm I. von Hessen nach dem heiligen Grabe" von C. v. Stamford), so sei nur noch bemerkt, daß unter seiner Regierung die Grafschaften Ziegenhain und Nidda an Hessen fielen, der Bau der großen Kirche in Kassel vollendet und gegen die Mißbräuche in den Klöstern eingeschritten wurde. Vom Papste Nikolaus V. erhielt er bei feierlicher Übereichung der goldenen Rose den Namen „princeps pacis". Vermählt war dieser hessische Friedensfürst mit einer Tochter Friedrichs des Streitbaren. Er starb 17. Januar 1458 zu Spangenberg, nachdem er auf dem Sinnfelde gegen westfälische Dynasten eine Niederlage erlitten hatte. Mit seinem Tod ging eine ihm gewordene astrologische Weissagung in Erfüllung, daß er fünfzig Jahre lang glücklich regieren werde, dann nicht mehr. Was die Ursache seines Ablebens gewesen ist, erscheint in Dunkel gehüllt, es ist zweifelhaft, ob er bei chemischen Versuchen zufällig oder in einem Kloster durch Vergiftung seinen Tod gefunden hat. Der interessante Vortrag des Herr Oberlehrer Grebe wurde von den Anwesenden mit vielem Beifall aufgenommen.

Der Verein für hessische Geschichte in Marburg hielt am 7. Februar im Museum eine Sitzung ab, auf deren Tagesordnung kleinere historische Mitteilungen standen. Zunächst gab Herr Hauptlehrer Schneider Auskunft über den Verbleib des Riesenhöfchens auf dem Ringwalle der Eubenhardt. Dieser Ringwall zeigt eine doppelte Anlage, eine äußere und eine innere; er besteht aus Steinen und Erde. Er war 450 Schritte lang und 20 Schritte breit. Ein Graben fehlte an der äußeren Seite. Die Anlage ist als Verteidigungsstätte aufzufassen. Innerhalb des äußeren Walles befand sich ein innerer Steinwall, der die Gestalt einer Ellipse hatte. Der zwei Meter breite Eingang lag an der westlichen Seite. 700 Schritte südlich befand sich ein Brunnen, der jetzt zerstört ist. Seit drei Jahren besteht das Riesenhöfchen nicht mehr. Die Steine sind zum größten Teil zum Bau eines Wirtshauses in Sarnau verwandt worden. Ähnliches berichtete Herr Apotheker Strippel von der Kapelle hinter Lüdersdorf bei Rotenburg. — Herr Archivar Dr. Reimer teilte dann Verschiedenes auf das Jahr 1813 Bezügliche aus dem Tagebuch des späteren Wolfhager Landrates Karl Bickell, des Vaters des verstorbenen Konservators Dr. Bickell, mit, das sich in dessen Nachlaß gefunden hat. Karl Bickell studierte damals in Marburg Forstwissenschaft und schildert die bei der Vertreibung der Franzosen aus Hessen und dem Einrücken der Befreier in Marburg herrschende Stimmung, namentlich die unglaublich hoch gestiegene Begeisterung bei der Durchreise des Kurfürsten am 25. November. — Schließlich legte Herr Archivar Dr. Küch Briefe von den drei bedeutendsten hessischen Humanisten Mutianus Rufus, Eobanus Hessus (von diesem das einzige Schreiben in deutscher Sprache, das erhalten ist) und Euricius Cordus vor, deren Inhalt er ausführlich besprach. Ein eigenhändiger Brief Mutians an den hessischen Kanzler Johann Feige vom 15. Mai 1523 enthält die Bitte, die seiner Gerstunger Pfründe zehntpflichtigen Einwohner des Amtes Friedewald zur Zahlung zu veranlassen. Ungefähr in dieselbe Zeit gehört das undatierte Schreiben des hessischen Dichterfürsten Eobanus Hessus an den landgräflichen Registrator Johann von Sachsen, das auf die Sickingische Fehde Bezug hat. Auf Euricius Cordus schließlich beziehen sich zwei Schreiben. Das eine von des Dichters geistig hervorragender Frau Kunigunde vom 12. März 1527 behandelt seine Berufung an die neu zu gründende Universität Marburg, das andere von Cordus selbst ist 1533 unmittelbar vor seinem Abzug nach Bremen abgefaßt und enthält die Bitte um Ersatz der Baukosten seines ihm zur Nutznießung überlassenen am Pädagogium gelegenen Marburger Hauses, sowie um Weiterbezug seiner Rotenburger Pfründe. Zum Schlusse der Sitzung erörterte der Vorsitzende,

zurückgreifend auf die Mitteilungen über die Zerstörung des alten Ringwalles, die mit Bewilligung einer staatlichen Behörde geschah, die Gründe, die in unserer Zeit vielfach die zum Schutze der Denkmalspflege erlassenen amtlichen Verordnungen vereiteln. Er fand diese Gründe u. A. auch darin, daß den amtlich bestellten Kunstkonservatoren zu wenig ausführende Gewalt verliehen sei, daß diese oft zu spät oder gar nicht von der Gefährdung eines Denkmals unterrichtet würden, nnd daß auch häufig keine Gelder zum Ankaufe, zur Herstellung oder Konservierung in ihrem Bestande bedrohter Kunstdenkmäler vorhanden seien.

Universitätsnachrichten. Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Walter Tröltsch an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe wurde zum ordentlichen Professor der philosophischen Fakultät der Universität Marburg ernannt. — Der Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Marburg Dr. jur. Paalzow ist in gleicher Eigenschaft an die Königl. Bibliothek in Berlin versetzt worden.

Todesfall. Zu Kassel verstarb am 10. Februar der Geheime Sanitätsrat Dr. Theodor Gießler, königlicher Kreisphysikus a. D. Derselbe war am 8. März 1833 zu Hoheneiche im Kreise Eschwege geboren und hat somit ein Alter von nahezu 69 Jahre erreicht. Er studierte von 1851—56 in Marburg, Würzburg und Berlin, wurde sodann Amtsphysikus in Lichtenau und Kreisphysikus in Fritzlar. 1875 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Kassel versetzt, wo er von da an dauernd wirkte. 1892 erhielt er den Charakter als Geheimer Sanitätsrat. Als er am 1. April 1901 in den Ruhestand trat, wurde ihm der Rote Adlerorden III. Klasse verliehen, nachdem er die IV. Klasse desselben bereits 1894 erhalten hatte. Der Dahingeschiedene hat sich um das Gesundheitswesen Kassels und das Impfwesen große Verdienste erworben.

Zur Besprechung eingegangene Bücher:

Vom Bayerwalde. Vier kulturgeschichtliche Erzählungen von Karl von Reinhardstöttner. 2. Folge. Berlin (Hugo Bermühler Verlag) 1902.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig (Druck und Verlag von B. G. Teubner) 1902.

Personalien.

Verliehen: der Stern zum Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub: Generalleutnant und Inspekteur der 2. Fußartillerie-Division Beß zu Köln;

der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub: Generalmajor à la suite der Armee und militärischem Mitglied des Reichs-Militärgerichts von Kaltenborn-Stachau zu Berlin;

der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife: Oberst und Kommandeur des Feldartillerie-Regiments Nr. 51 von Cochenhausen zu Straßburg i. Elsaß; Oberverwaltungsgerichtsrat F. W. Coester zu Berlin; Senatspräsident am Oberlandesgericht Coing zu Celle; Oberst und Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 66 von Dehn-Rotfelser zu Magdeburg; Oberst und Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 158 von Kutzleben zu Paderborn;

die Krone zum Roten Adlerorden 4. Klasse: Major à la suite des Infanterie-Regiments Nr. 150 von Dehn-Rotfelser, kommandiert beim Militärkabinet, zu Berlin;

der Königliche Kronenorden 3. Klasse: Regierungs- und Baurat Bohnstedt zu Kassel;

die Krone zum Ritterkreuz 1. Klasse des Verdienstordens Philipps des Großmütigen: Landgerichtsrat Dr. Möbius in Gießen.

Ernannt: Oberverwaltungsgerichtsrat F. W. Coester in Berlin zum richterlichen Beisitzer des Reichs-Aufsichtsamtes für Privatversicherung im Nebenamt; kgl. Baugewerkschullehrer Baumann zu Kassel zum Oberlehrer.

In den **Ruhestand** getreten: Oberlandesgerichtrat, Geheimer Justizrat Reimerdes in Kassel; Landgerichtsrat Dr. Möbius in Gießen.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Erdmann Jungnickel und Frau Frieda, geb. Landgrebe, Kassel, 12. Februar; — eine Tochter: Bankier Ludwig Streit und Frau Clara, geb. Herzog, Kassel, 12. Februar.

Gestorben: verw. Frau Dorothea Bode, 82 Jahre alt (Kassel, 31. Januar); Rentier Wilhelm Hasselbach, 82 Jahre alt (Kassel, 3. Februar); verw. Frau Geh. Regierungsrat Agnes Rumpel, geb. Köhne (Kassel, 6. Februar); kgl. Eisenbahn-Hauptkassenbuchhalter a. D. Rechnungsrat Joh. Jung, 82 Jahre alt (Kassel, 7. Februar); Sprachlehrerin Frl. Auguste Schlegel (Kassel, 8. Februar); Geh. Sanitätsrat Dr. med. Theodor Gießler, 68 Jahre alt (Kassel, 10. Februar); Frau Marie Bachfeld-Haack, geb. Hotop, 67 Jahre alt (Kassel, 11. Februar); Frau Elisabeth Hassebrauck, geb. Lingelbach (Kassel, 11. Februar); Frau Susanne Scheel, geb. Reintjes, 74 Jahre alt (Kassel, 13. Februar); Frau Emilie Sperber, geb. Rickling, 74 Jahre alt (Allendorf a. W., 13. Februar); Gerichtsassessor Hans Wendel, 29 Jahre alt (Kassel, 16. Februar).

Berichtigung.

In den „Ritornellen“ von A. Trabert, Nr. 3 des „Hessenland“ Seite 38, ist ein sinnentstellender Druckfehler vorgekommen. In der 3. Zeile der 3. Strophe ist zu lesen, statt: „Verwandelt mir die Liebe sich in Reue“ „Verwandelt nie die Liebe sich in Reue.“

Briefkasten.

v. R. in Wunstorf. Ein Abriß der Geschichte der kurhessischen Regimenter ist im Verlage von W. Hopf, Melsungen, 1900, erschienen.

Dr. F. in Posen. Mit dem Abdruck eines Ihrer Aufsätze wird in nächster Nummer begonnen werden.

V. T. in Rauschenberg. Besten Dank. Zum gelegentlichen Abdruck angenommen.

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. März 1902.

Wechselwirkung.

Rings offenbart sich — still und leise
Rastlosen Lebens reiche Spur,
Und tausend wundervolle Kreise
Beschreibt die schaffende Natur!
Jetzt weinen Wolken um die Wette,
Was lächelnd atmete das Meer.
Es zieht sich eine Zauberkette
Von Wechselwirkung um uns her.

Und Wechselwirkung muß sich finden,
Wo sich die Menschen nur versteh'n.
Es braucht dazu kein laut' Verkünden,
Kann im Verborgenen gescheh'n.
So schläft in jedem Wassertropfen
Die stumme Kraft, die einst beschwingt
Weiß an die fernste Thür zu klopfen
Und dann beredte Kunde bringt.

Und wenn die zarten Blumen sterben,
Wird nicht ihr Same nur ersteh'n.
Nein, junge Pflanzenleiber erben,
Was sie versenken im Vergeh'n.
— D'rum schweig, du Herz, das sich verblutet,
Das Gott mit Einsamkeit umschloß.
Die weite See selbst ebbt und flutet,
Weil fern das Mondlicht sich ergoß.

Kiel. **M. Behn.**

Sonnenabschied.

Die Sonne sagt „Ade", mein Kind, —
Mich tröstet ihr „Ade",
Weil wir so froh beisammen sind,
Weil ich in Dir noch lange seh'
Die Sonne, Du mein Kind.

Die Sonne sagt „Ade", mein Kind, —
„Sie hat ja keinen Mund",
So fällst Du lachend ein geschwind, —
Ich lache mit aus Herzensgrund,
Du liebes Schelmenkind.

Die Sonne sagt „Ade", mein Kind; —
Es hüllt ihr letzter Schein
Verklärend Dich, mein Sonnenkind,
In Deinem kleinen Bettchen ein, — —
Nun schlaf' und träum' geschwind.

München. **Gustav Adolf Müller.**

Genug.

Ich will Dich nicht um Deine Huld erweichen,
Will keinen Druck von Deiner lieben Hand,
Ich will Dir nicht die zarten Wangen streichen,
Will keinen Kuß als treues Unterpfand.

Ich will nicht Antwort auf mein stürmisch Fragen,
Will keine Liebesgabe, groß noch klein,
Nur mögst Du mir dies eine nicht versagen —:
Ich will ja weiter nichts, als bei Dir sein.

München. **Henri du Fais.**

Ein Sendbrief von Johannes Schwan
an seinen Vater Daniel Schwan, Bürger zu Marburg.
Wittenberg, den 24. Februar 1523.

Nach dem Originaldruck neu herausgegeben von Dr. Eduard Wintzer in Marburg.

(Schluß.)

Wer nu die grossen trefflichen werck gottes ynn der Biblien ansicht vnd ym geyst vnd glawben betrachtet, wie dann auch die sintflutt vnd anders Sanct Peter 2 Pet. 2. antzeyget, der verwundert sich des weniger, das er tausent iar ynn zorn seyn wortt vns verporgen hat; seyn kirchen lest Got der Herr nicht yrren.

Aber sein kirche[a)] ist nichts anders denn die versamlung deryhenigen, die das reyn gottswortt haben, prediget treyben, recht an Christum glewben mit Hertzen, vnnd kurtz, wie ynn dem Buch widder Catharinum[1)] der Doctor Luther klerlich gnug angetzeygt, das bißher keyner hatt kunnen antwortten.

Es hat Gott wol ehr eyn solch groß werck gethan, darumb reden vnßer münch darvon als die yrrigen, die Biblien nie gelesen, sondern yn yhrem Aristoteln vnd menschenleer veraldet.

Zu Helias zeytten hat eyn solch mercklich volck, der ettlich hunderttausent waren, priester, Phariseer, Saduceyer vnd das gantz volck geyrret vnnd sind nur sibentausent behalten, die nit angebet haben den abgott Baal, das auch der Apostel zun Romern am 11. antzeyget. Dann es schleust hie Sanct (S. 5) Paulus wortt nit anders, dann das er dieselbigen hystorien als eyn prophecie eynfuret, das eben ynn der kirchen auch alßo werde zugehen wie ynn der Synagogen; da die gleyssende larven am meysten vnd gröſten seyn werden, do würd die kirch am wenigsten seyn. Kurtzumb, Moses, alle prophecey vermelden, der Herr Christus selbst vor Pylato hat gesagt, das seyn reych werde eyn geystlich reych sein ynn glawben vnd geyst. Darumb nennet die schrifft die kirchen eyn verporgene brautt, dann eygentlich ist sie verporgen.

Darumb, lieber vatter, das sie sagen, die kirche hab den heyligen geyst vnd konne nicht yrren, vnd Got hab seyn kirchen entlich nie ßo lang verlassen, ist ware. Es haben aber unser gleyßnerische münch nie verstanden, was kirche odder Evangelium sey, wie noch wol an dem mynistro Barfusserordens Sasgero[1)] erscheynt, der sich vnterstanden hatt, D. Mart. Luthers buch von klostergelübden nydderzulegen, so doch klar an seynem schreyben erscheynt, das er eyn vngelerter papist ist, der ynn der sophisterey ersoffen, viel vngelerter ist, dann das er solt etwas tügliches konnen widder ßo starcken grundt auffbringen, schweyge dann, das er wissen solt oder an tag bringen, was das Evangelium sey oder gesetz, glawb, gnad oder zusagung Christi ect.

Darumb, wann die suppenbrüder mitt yhren argumenten kommen von allter[a)] gewonheyt, alltem[b)] geprauch, ßo laß Dyr das klar gotswortt furlegen, oder glawb yhnen nicht. Würdest du aber des artickels halben weyter zweyffel oder mangel haben, so wollest myr schreyben, erbiete ich mich des gnuogsam zu vnterrichten vnd alßo klar antzuzeygen, das auch vernunfft nit anders sagen muß, dann das wyr (S. 6) ynn vortzeytten iemerlich verfuret sind.

Jnn dißer kurtzen schrifft, darynne ich dyr, als meynem lieben vater, vrsach meynes furnemens hab wollen antzeygen, kan ich von demselben[c)] Artickel nit ßo volkomlich schreyben; wann dyr geliebt, erbiete ich mich weytter vnterrichtung zu thun.

---

a) kirchen.

[1)] Catharinus Ambrosius, geb. 1487 zu Siena, † 1553 zu Neapel, Dominikaner, zuletzt Erzbischof zu Conza, schrieb 1520 5 Bücher gegen Luther u. d. T. Apologia pro veritate cath. et ap. fidei ac doctrinae adversus impia ac valde pestifera M. Lutheri dogmata Florent. 1520, dem Kaiser Karl V. gewidmet, und Excusatio disputationis co. Lutherum ad univ. ecclesias. Flor. 1521. Letztere war die Antwort auf Luthers: Ad librum eximii magistri nostri, maasty A. C. defensoris Silv. Prieratis acerrimi Responsio M. L. Wittemb Mense Aprili in fine. Witt. 1521.

a) allten, b) allten, c) denselben.

[1)] Kaspar Schatzger, von Luther Schatzgeyr und thesaurivorus genannt, Provinzial-Minister des Barfüßerordens, schrieb noch 1522 im Sommer eine Replica gegen Luthers Schrift De votis monasticis. Luther übertrug die Erwiderung dem früheren Barfüßer D. theol. Joh. Brismann und schrieb selber zu dessen Buch Ad G. Schatzgeyri Minoritae plicas responsio, Wittenberg 1523, eine Praefatio. Sasger antwortete auf diese auch 1523 mit Examen novarum doctrinarum. Ulmae. Siehe M. Luthers Werke. Kritische Gesammtausg. Weimar 1889. 8. Band, S. 561 f.

Das ich zum principal [1]) kum, ist diß der grundt meyns furnehmens: Es ist yhe gewiß, das keyn mensch von anbegyn der wellt yhe rechtfertig vnd frum ist worden dann alleyn durch den glawben, wie der Apostel zun Römern krefftig erweyßet, der gerecht werde auß seynem glawben leben, vnd wie er zun Hebreern am 11. erzelet, die alle durch den glawben behalten seyn. Dann Got hat von anbegynn der wellt seyn zusage von Christo gethan, wie ym buch Genesis erscheynet und sonderlich, do er ynn Abrahams samen, das ist ynn Christo, hatt [d)] zugesagt benedeyung aller völcker. Darumb dieweyl wyr von artt vnnd natur seyn kinder des zorns, zu den Ephesiern am andern Capitel, ßo ist keyn ander weyß ynn Hymel noch auff erden, Gott zu versünen oder Gnad zu erlangen, dann alleyn glawben an die zusagen vnnd wortt Gottes, wie der Herr Christus sagt: Wer nicht glawbt an den son, vber den bleybt der zorn Gottes.

Wann derhalb man fragt, wie man müge frum werden vnnd Gott gefallen, Ist keyn ander weeg, dann das ich glawb, das Gott fur mich geben hatt seynen son Christum, vnd das der myr zuo guott geporn, gestorben vnd aufferstanden ist, das ich durch yhnen auß lautter gnaden Got versünet, der sünde ledig sey vnd nu eyn gnedigen Gott hab, wie der Apostel zun Römern klar am 3. davon sagt (S. 7): Sie seyn altzumal sünder vnd mangeln des preyses, den Gott an yhn haben sollt, vnnd werden on verdienst gerechtfertiget auß seyner gnad durch die erlößung, so durch Christum [e)] geschehen ist, wilchen got hatt furgestellet zu eynem gnadenstuell durch den glawben ynn seynem bluott, damit er die gerechtigkeyt, die fur yhm gillt, beweyße, ynn dem, das er vergibt die sund, die zuvor sind geschehen, vnter gottlicher gedult, die er truog, das er zu dißen zeytten beweysete die gerechtickeyt, die fur yhm gillt, auff das er alleyne gerecht sey vnnd rechtfertige den, der da ist des glawbens an Jhesum. Der Glawb erwyrbt den heyligen Geyst, das wyr allezeyt ynn eyner fruntlichen [f)] kintlichen zuvorsicht stehen gegen Gott vnd schreyen zu yhm: Lieber vatter, vatter! (Gal. 4.) vnd solcher Glawben [g)], nemlich, das ich nicht alleyn nach der hystorien hie weyß, das Christus geborn, gelyden, gestorben, aufferstanden, — dann das ist ein wahn vnd nicht ein glawb — sondern das ich weyß, das seyn todt meyn ist, seyn leyden vnd aufferstehung meyn ist, macht mich alßo reych, das ich weytter keynes eusserliches dinges bedarff zur frumkeytt, es sey fasten, blatten, kleyder ect., was es wolle.

d) hatt er, e) Christo, f) —er, g) vnd solchen glawben.

[1]) Zur Hauptsache vergl. Luthers Vorrede zum Römerbrief: „Dise Epistel ist das rechte Hawbtstuck des newen Testaments".

Also redt der Apostel ynn der Epistel zun Römern vnd Galat., die vnßer münche vnd bauchdinner nie recht verstanden haben. Denselbigen Glawben [a)], das ist die lebendige zuversicht ym hertzen auff die zusage gottes und des [b)] Evangelij, dadurch myr vergebung der sund verkundiget ist, nennet der Apostel erkentnis Christi.

Vnd darumb bitt er ynn allen epistolen, das gott allen glewbigen wol geben vnd teglich wolle mehren das erkentnis Christi; wie er auch zun Philip. am 3. sagt, das er alle seyn eusserlich frumkeytt fur (S. 8) dreck acht gegen [c)] erkentnis Christi vmbsonst, vnd solch erkentnis Christi hellt vnns der Apostel fur das gantz Evangelium durch vnd durch, wie wyr [d)] den Herrn Christum erkennen, was er nutz sey, wartzuo [e)] er kummen sey, nemlich das er sey eyn mitler zwischen Gott [vnd] vns, eyn gnadenstuell, eyn heylandt vnnd seligmacher, der darumb kommen sey, das er den umbsonst hülff, die yhr gewissen engest, yhr sunde drucket, die sich fur sunder erkennen wie der Apostel 1. Tim. 1.

Darumb ßo malen yhnen die Evangelisten allenthalben alßo, das er on allen verdienst, auß gnaden, außsetzige reyniget, betrübte [f)] tröstet, krancke [g)] gesundt macht, todte [h)] erwecket vnnd allenthalben den hilfft, die nichts darumb geben haben, nichts verdienet, das der heylig geyst vns lernen will, das durch Christum umbsonst heyl vnd selickeyt geben wirtt, wie [i)] der Apostel zun Corinthern sagt 1. Cor. 1.: Wilcher vns gemacht ist von Gott zuo heiligung, zu erlößung ect.

Darumb nennets der Apostel zun Ephesiern den vberschwang der gnaderkentnis Christi, Philippenssern am dritten, das wyr yhn alle, ßo wyr guot werck thun wollen vnd Gott gefallen, erst wol lernen müssen, das alles, was vnns ynn frumkeytt, selickeyt, heylickeyt dienet, uberschwencklich geben ist umbsonst, auß lautter barmhertzickeyt vnd gnaden, alleyn [k)] durch vnd mit dem son Christo, vns allen, die an yhn glewben, wie der Apostel zun Römern am achten sagt: „Der seynes eygen sohns nicht verschonet hatt, wie sollt er nicht alles vnns mit yhme geben." Wo nu das erkentnis Christi ym hertzen ist, wo der glawb im hertzen lebt, do ists vnmüglich, (S. 9) das guotte werck, Casteyung des leybs, lieb, sanfftmütickeytt, gedullt ect. sollten aussen bleyben. Dann als wenig es müglich ist, das fewer ane hitz vnnd licht sey, als wenig ist solcher glawb ane guotte werck.

Ist nun nicht müglich ynn eyner kurtzen epistolen zu begreyffen, ßondernn yhr mögents ynn dem

a) Derselbige glawb, b) das Evangelij, c) gegem, d) durch das wie yhr, e) im Orig. stets für uo ein o über dem u; so ist auch oben S. 43 u. 44 zuo, guotten, zuofriden, gnuogsam zu lesen; f) betrübten, g) krancken, h) todten, i) vnd wie, k) allen.

theuren büchlin von der Christlichen freyheytt [1]) weytter sehenn. Doch damitt yhr keynem menschen, wie groß der sey, ßondernn allein [a]) gotts wortt glewbt, ßo möget yhr die Epistel zun Römern, die ich euch hiemitt, kleyn gedruckt [2]), uberschicke, leßen, die das ynn allen orten ßwinget vnnd dringet.

Nun, das ist der weeg ßur selickeytt, den Gott geßeyget hatt, vnnd ist kurtzumb keyn anderer, vnnd wenn alle engel vom hymel odder der Apostel Paulus ettwas anders prediget, sollt man es dennocht nicht annehmen. Das bedeutt unßere tauff, die eyn sigel ist der gottlichen zusagung vnd versicherung, das Christus leben vnd todt vnßer sey, wie der Apostel zun Römern am sechsten [b]) sagt. Wer nun den glawben ynn Christo hatt, der ist schon frum vnd kan durch keyn klostergelübd, kappen, platten, stryck odder gürttell ect. frümer werden, ßondern hat schon volkomlich alles durch seyn glawben. Was er aber ernach fur guoter werck thutt, do musse er wissen, das sie yhm nichts zur selickeyt dienen; denn die rechtfertigung muß Christus vnd der glawb alleyn außrichten. Thut er aber guote werck, so thu ers nur darumb, das sie nütze werden seynem [c]) nehsten vnd [er] yhme also thu, wie yhm Christus gethan hat. Das seyn die ware guotte werck vnd früchte des glaubens, do S. Paulus Ro. 12., Gal 5 von redet.

(S. 10) Do wissen nu münch vnnd nonne, ßo bey vnßern zeytten seyn, wenig von zuo sagen, die das reyne wortt gottes nit hören wollen vnd alle Evangelische prediger (ßo sie nit nach yhrem gefallen ynn die küchen predigen) vertriben, dieweyl dann zu besorgen ist, ya wol gantz vnd gar gewiß, das vnter tausent münchen nit eyner yns kloster gangen ist, der nit solichen wahn vnnd meynung gehabt hatt, das seyn leben ettwas bessers were dann gemeyn Christlich leben, der nit das gesucht hatt, das er dadurch frum, gottgefellig vnd selig würde, wie sie dann noch heutiges tages sagen offentlich: Wann ich das nit hoffen sollt, was sollt ich dann ym kloster thun? So ist es yhe am tag, das yhr wesen ist von art vnd natur widder Christum, vnd ist ein gefencknis der gewissen ane alle gotswortt; dann Christlich gewissen konnen mitt keynem gesetz gebunden werden, dann alleyn durchs wortt gottis.

Darumb, lieber vatter, ßo ich vermercket auß den schrifften (ßo bey unßeren zeytten von klostergelübden seyn außgangen), das alle klostergelübd [a]) vnnd müncherey von art vnnd natur widder das Evangelium vnd Christum sey vnd schwerlich ane gotslesterung kunne gethan oder gehalten werden, ist meyn gewissen ynn dem offentlichen gotswort gefangen vnd hab die klostersecten vnd -rotten verlassen, dartzu dann mich beweget hatt dieße vrsachen.

Erstlich, das ich weyß vnd meyn gewissen mich hochlich beschuldiget, das ich ynn eynen [b]) solchen vnchristlichen [c]) wahn vnd meynung byn eyngangen, als wer die krafft meyner tauff nu auß. [1])

Vber das hab ich gesehen, das der meyst hauff (S. 11) der münch noch ßo verblendet vnd gar vnd gantz verstarret [ist], das sie das reyn Evangelium ynn predigen nit leyden mögen, sondern das wortt gottis vnd die Evangelische warheytt verfolgen, lesteren, schenden, verspotten vnd dieselbigen prediger veriagen mit tyranney vnd straffen, mit gefencknis vnd türnen. Darumb so all yhr heylyckeyt stehet auff lautter kinder- vnd faßnachtspiel, also das sie gar on glawben sind vnd wollen mit yhren kappen vnd platten selig werden, lassen yhnen alle welt gnuog zutragen, auß allen ortten yhn dienen, noch helffen sie widerumb niemants, sondern leben vnter solchem heyligenscheyn ynn fressen, sauffen, geytzen, neyden, hassen, huren vnd buoben vnd ander erschreckliche laster, das es nur iamer ist. Wie dann solchs weytter vnd besser ym buch der klostergelübd ist abgemalet vnd die tegliche erfarung gibt, das man yhr Phariseysche lyst vnnd büberey wol greyffen möcht. Hab ich mich derhalben von yhnen abgewandt vnnd hoff nitt alleyn von dyr, sondern auch ynn meynem gewissen fur Gott diß furnehmen zu verantwortten.

Darumb bitt ich durch Christum, lieber vatter, du wollest myr nu ynn eynen Christlichen standt helffen, darynne ich sonst meyn leben gotlich vnd Christlich müge hynbrengen. Vnd wollest dich nit bewegen lassen, das meyn profession ist geschehen ynn beywesen unßers gnedigisten fursten vnnd herrn Landtgraffen zu Hessen vatter löblicher gedechtnis [d]) verscheyden, vieler Ritterschafft vnd ander erbar leutt, als sollt dyr das nu honlich seyn. Es sind eytel menschliche gedancken, die man ynn gottes sachen nit muß ansehen.

Es durfft auff die zeytt der Gardian offentlich (S. 12) auff der kantzel außruffen, er wolt mich gott opffern vnd mit dreyen negeln ans creutz schlagen. Was das fur eyn opfferung gewest, ist nun verhanden, ßo der münch falsch geystlicheyt

a) allem, b) sechten, c) seynen.

[1]) Von der Freiheit eines Christenmenschen. 1520.

[2]) Diese Sonderausgabe des Römerbr. ist bei Panzer, Gesch. der Bibelübers. Luthers, nicht angeführt. Das längere Citat von Röm. 3, 23—26, zeigt genau den Wortlaut der Septemberbibel Luthers von 1522, mit einigen orthogr. Abweichungen, weil die Stelle wahrscheinlich aus dem Gedächtnis geschrieben ist.

a) klöstergelübd, b) eynem, c) —em, d) gedechnis.

[1]) Klostergelübde S. 87. „Sie wähnen, die Kraft der Gnade, der Taufe, sei durch die Sünde, so hernach gethan, zu nichte geworden."

kont an tag komen. Wie auch die münche der welt gestorben vnd mit Christo ans creutz geschlagen sind, gibt die erfarung, ßo niemants gar nahe weniger creutz hatt, weniger den alten Adam dempffet vnd nidertruckt dann eben die münch, wilche sich ynn müssigang von andern leutte gütter nit anders dann die schweyn mesten vnd erneeren. Wann sie es hoch treyben, so müssen sie dennoch yhr weßen vnd leben menschensatzuug bleyben lassen. Das got hat müncherey ynn keynen schrifften bevolen oder gepoten, ist offentlich, das sie von menschen erfunden vnd errichtet sind.

Nu wie hoch vnd fleyssig der Apostel dafur vns warnet, darumb das die menschensatzungen[a] alletzeitt den glawben vnterdrucken, erscheynet 1. zu Timo. 4 vnd 2. Pet. 2, wie denn auch die propheten vnd der herr Christus Matt. 15 darauff schildet also die gleyßner: Warumb vbertrettet yhr gottes gepott umb ewer auffsetze willen, yhr heuchler? Es hat wol Isaias von euch weyssagt vnd gesprochen: Diß volck nehet sich zuo myr mit seynem mund vnd ehret mich mitt seynen lippen, aber yhr hertz ist weyt von myr. Aber vergeblich dienen sie myr, dieweil sie leeren solche lere, die nichts den menschenleer vnnd gepott sind.

Dißes, lieber vater, hab ich dyr wollen antzeygen, meynen brüdern vnd andern meyn guotten freunden vnd günnern, damit sich niemant an meynem außgang (den ich, als ich hoff, mit gott vnd guottem gewissen gethan) ergeren[b] müge.

Wirt auch yemants sein, der diß meyn vnterrichtung nicht begnügig ist, erbiete ich mich alletzeytt (S. 13) *Christlich vnd brüderlich yhn zu vnterrichten.*

a) menschensatzung, b) ergere.

Und nachdem ich byß anher von der armen schweyß vnd blut ynn müssigang mit meynen brüdern gelebt [1]), die auff heutigen tag sich alßo neeren lassen vnd das Evangelium dennoch nit predigen, so doch der Apostel Paulus, wiewol er prediget, das brott nit wollt von yemants umbsonst nemen, sondern erbeit[a] mitt seyn henden, das er niemants beschweret 2. Tessa. vlt.

So bitt ich nu, lieber vatter, du wolst thun, als rechten eldern gezympt, vnd helffen, das ich eyn besser gottlicher leben vnnd standt möcht anfangen. Itzt wil ich in dissem kortzen sendbrieff dich nit lenger auffhalten, sondern wollest gott bitten, das er von tag zu tagen mehr sein heylig lautter gotswortt ynn den hertzen der glewbigen wider die teuffelsleer eroffnen vnd durch seynen geyst erwecken will. Gottes frydo[b] stercke dir deyn glawben vnd geb vns allen reychlich erkentnis unßers herrn Jhesu Christi.

Meyne lieben muotter wolstu grüssen, dergleychen meyn brüder[c] vnd unßer verwanten ynn Christo dem Herrn,
Wilchem sey Preiß vnd lob
ynn ewickeytt. Amen.

Geben zu Wittemberg auff freytag nach
Sanct Matthias [2]) im Jar. Tausent
Funffhundert vnd XXiij.

a) erbet, b) fryds. c) Im Original statt ü, ö meistens ein e über dem Vokal.

[1]) Klostergel. 301. „Das heißt Gott und die Menschen verspotten, wenn sie also die Gelübde der Armut vorgeben und doch — von anderer Leute saurer Handarbeit, Blut und Schweiß im Sause leben und gleichwohl arme Brüder, arme Klöster, arme Convent im Maul haben."

[2]) 24. Februar 1523.



Das Beuerholz.

Ein Beitrag zur Geschichte der hessischen Markgenossenschaften.

Von Dr. Fenge.

Östlich vom Heiligenberg erstreckt sich in einer Größe von 2778 Kasseler Morgen das Beuerholz, auch Markwald geheißen, seit 1360 im Besitze der Stadt Felsberg, deren jeweiliger Bürgermeister Obermärker ist, sowie der Dörfer Gensungen, Beuern und Helmshausen. Die Aufsicht führt wie bei allen Privatwaldungen der Staat. Freilich hat dieser mehr als einmal versucht, dies Aufsichtsrecht in ein Eigentumsrecht zu verwandeln, aber es ist den Markgenossen stets gelungen, die Angriffe auf ihr verbrieftes Eigentumsrecht abzuschlagen. Durch das ebenso umfangreiche wie gründliche und gelehrte Urteil, mit dem die Generalkommission zu Kassel am 22. Mai 1872 den Prozeß des preußischen Fiskus gegen die Märkerschaft entschieden hat, ist es uns möglich geworden, die Rechtsverhältnisse des Beuerholzes von der Begründung der Mark bis in die neueste Zeit zu verfolgen.

Am Sonntage Misericordias Domini des Jahres 1360 wurde die Markgenossenschaft Beuerholz gegründet durch die Schenkungsurkunde Landgraf Heinrichs des Eisernen, die (in heutiger Rechtschreibung) also lautet:

„Wir Heinrich von Gottes Gnaden Landgraf zu Hessen, und Wir Otto, sein Sohn, bekennen mit Unseren Erben öffentlich an diesem Briefe, daß wir Unseren lieben Getreuen, den Burgmännern und Bürgern gemeiniglichen Unserer Stadt zu Felsberg und Unseren Leuten zu Gensungen, Sundheim, Beuern, Heßlar und Melgershausen, die zu Felsberg gehören, haben befohlen und befehlen an diesem Briefe Unser Holz, genannt Hasenwinkel, Beuerholz, Hilgenberg und Gassenstruth, die da antreten an dem Wege von Melgershausen bis an den Weg gegen Milsungen von dem Kessel auf und an das Elfershäuser und Hilgershäuser Holz, und sie sollen die Holze getreulich hegen und sollen es nicht roden noch verkaufen, noch fremden Leuten geben, sondern sie sollen ihre Mark darinnen haben und das gebrauchen zu ihrer Notdurft nach möglichen Dingen, und was Unsere ehegenannten Bürger einträchtiglich über(ein)kommen, um die Holze zu hegen oder zu ihrer Notdurft zu hauen, das sollen Unsere Burgmannen und Landleute ehegenannt gefällig sein und das also halten; auch sollen sie keine Wellen zu Wehren darinnen hauen, noch niemals gestatten zu hauen.

Wo sie das nicht thäten noch hielten, als vorstehet geschrieben, so wollen Wir und mögen Uns des Holzes wieder unterwinden, als vor, ohne Widerrede. Hierum sollen Unsere Bürger und Leute der ehegenannten Dörfer Uns jährlich auf St. Martini-Tag geben 12 Malter Hafer, auch sollen die vom Eppenberge ihre Mark in diesen Holzen behalten, als sie die vorgehabt haben, und sollen es mit allen Stücken halten, als Unsere Burgmannen, Bürger und Leute vorgenannt das halten, und sollen Uns jährlich davor geben, als sie vorhin gethan.

Des zu Urkund geben Wir ihnen diesen Brief, versiegelt mit Unserm Insiegel, nach Christi Geburt dreizehnhundert in dem sechzigsten Jahre, an dem Sonntage Misericordias Domini."

Diese Urkunde bildet die unerschütterliche rechtliche Grundlage bei der Abweisung der im Laufe der Jahrhunderte vom Fiskus oft wiederholten Versuche, das Beuerholz in seinen Besitz zu bringen. Es ist das Verdienst der Generalkommission zu Kassel, in dem erwähnten Urteil eine auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhende Auslegung der landgräflichen Urkunde in juristisch unanfechtbarer Form gegeben zu haben, so daß nunmehr für alle Zeiten ein Eingriff in die Rechte der Märkerschaft ausgeschlossen erscheint. Es verlohnt sich der Mühe, auf einige Punkte dieser Urteilsbegründung näher einzugehen.

Der königlich preußische Forstfiskus, der am 23. Februar 1868 auf Ablösung der der Märkerschaft zustehenden Berechtigungen klagte, sah in der landgräflichen Verordnung von 1360 nur die Verleihung von bestimmten Holz-, Hute- und Mastberechtigungen und nahm für sich das alleinige Eigentumsrecht in Anspruch. Das Urteil der Generalkommission weist aber in scharfsinniger Weise nach, daß der Landgraf den vier Gemeinden den Wald als unumschränktes Eigentum gegeben habe. Es handelt sich bei der Auslegung der Urkunde zunächst und hauptsächlich um das Wort befehlen.

. . . „Wir haben befohlen und befehlen Unser Holz . . Unseren lieben Getreuen. ." Im Urteil wird dazu folgende sprachlich unanfechtbare Bemerkung gemacht: der Ausdruck „befehlen" mit dem nachfolgenden Accusativ der Sache und Dativ der Person bedeutet nach der Sprache der damaligen Zeit — wie Grimms Deutsches Wörterbuch bezeugt — nicht ein Gebieten, sondern ein Übergeben. Der Landgraf hat ihnen also den Besitz des Waldes übergeben, wie auch dadurch bestätigt wird, daß er zum Schluß erklärt, er würde sich, falls die Beliehenen die ihnen auferlegten Bedingungen nicht erfüllen sollten, des Holzes unterwinden; denn „sich der Sache unterwinden" heißt nach „Eichhorns deutschem Privatrecht § 157" sowie nach „Albrechts Geweren S. 26 und 70" nichts anderes als die Revindikation und Reapprehension der Sache. — Diese sprachliche Auslegung, namentlich des Wortes befehlen, entscheidet ein für alle Mal die Streitfrage.

Das Urteil begnügt sich aber mit dieser Beweisführung nicht; es findet für die Übertragung des Eigentums noch andere Gründe. Die Urkunde sagt: . . . „sie sollen ihre Mark darinnen haben und das gebrauchen zu ihrer Notdurft nach möglichen Dingen." Der Wald soll also eine Mark bilden, die Bürger sollen darin märkerschaftliche Rechte ausüben. Mit dem Begriffe Mark ist aber der Begriff des Eigentums unauflöslich verbunden. Wenn ein Markwald vorhanden ist, so ist dadurch eo ipso das Eigentum der Markgenossen oder Märker erwiesen. Das Urteil stützt sich bei dieser Auslegung auf Maurers Geschichte der Markenverfassung in Deutschland (Erlangen 1856) und auf Kramers Wetzlarsche Nebenstunden.

Wenn der Landgraf fortfährt, daß sie sich des Waldes „zu ihrer Notdurft nach möglichen Dingen gebrauchen sollen", so liegt darin nicht bloß die Einräumung bestimmter Gebrauchs-Rechte — wie der Fiskus annimmt —, sondern es wird ihnen dadurch im Gegenteil aller nur mögliche Gebrauch zugestanden, zwar nur zu ihrer

Notdurft, aber das ist gerade das Charakteristische der Markgenossenschaften, daß sie eine Vereinigung bilden, lediglich zu dem Zwecke, ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse aus den Erträgnissen der ungeteilten Mark zu decken (an Nichtmärker darf dem Wesen der Mark und der ausdrücklichen Bestimmung der Urkunde nach kein Holz, welcher Art es auch sei, abgegeben werden).

Ein weiteres entscheidendes Kriterium für das Eigentumsrecht der Gemeinden an dem ihnen verliehenen Walde ist das folgende Moment.

Nachdem der Landgraf durch die Worte . . „sie sollen die Holze getreulich hegen" Bestimmungen über die Erhaltung des Waldes getroffen hat, Bestimmungen, die beweisen, daß der Wald selbst den Märkern zum Besitz, zur Nutzung und Verwaltung und zur Verfügung übergeben worden ist, überträgt er durch die Worte . . „und was Unsere ehegenannten Bürger (zu Felsberg) einträchtiglich über(ein)kommen, um die Holze zu hegen oder zu ihrer Notdurft zu hauen, das sollen Unsere Burgmannen (zu Felsberg) und Landleute ehegenannt (zu Gensungen, Beuern und Helmshausen) gefällig sein und das also halten" den Bürgern oder vielmehr dem Bürgermeister und Rat der Stadt Felsberg das Markvorsteher- oder Obermärker-Amt, denn was sie über Hegung (Kultur) und Hauung des Waldes beschließen, das sollen die sämtlichen Märker als zu Rechte bestehend anerkennen. Der Landgraf entäußerte sich also der Obermärkerschaft und übertrug dieselbe einer der markberechtigten Gemeinden (s. Maurer a. a. O. § 57).

Schließlich geht auch aus den landgräflichen Worten . . . „Wo sie das thäten . . ., so wollen Wir und mögen Uns des Holzes wieder unterwinden" klar und deutlich hervor, daß wir es mit einer Schenkungsurkunde zu thun haben.

Es bedarf zum Verständnisse der Urkunde noch der Erwähnung, daß die darin genannten Dörfer Heßlar und Melgershausen bereits vor dem 17. Jahrhundert aus der Märkerschaft dadurch ausgeschieden sind, daß ihnen ein bestimmter Teil des Beuerholzes zu ihrer alleinigen Benutzung überwiesen worden ist, und daß an Stelle des untergegangenen Dorfes Sundheim das Dorf Helmshausen getreten ist.

Summa Summarum: Landgraf Heinrich der Eiserne hat durch seinen „Brief" vom Sonntage Misericordias Domini des Jahres 1360 das Beuerholz den Bürgern zu Felsberg und den Leuten zu Gensungen, Beuern und Helmshausen in Gestalt einer Mark als Eigentum verliehen, mit dem Recht eigener Verwaltung.

Daß im Laufe der fünfeinhalb Jahrhunderte, die seit dem Schenkungsjahre verflossen sind, manche Veränderungen in der Verfassung der Mark Beuerholz eingetreten sind, ist selbstverständlich, sind doch im Kampfe gegen die eine vollständige Territorial-Herrschaft anstrebende Landeshoheit viele Marken überhaupt eingegangen und in das Eigentum des Landesherrn übergegangen. Vor diesem Geschick hat der unzweideutige Wortlaut der Schenkungsurkunde den Markwald Beuerholz bewahrt. Freilich sind Streitigkeiten mannigfacher Art sowohl mit nicht märkerschaftlichen Gemeinden als mit der herrschaftlichen Forstverwaltung nicht ausgeblieben.

Aus einem landgräflichen Bescheide des Jahres 1534 (unter der Regierung Philipps des Großmütigen) geht hervor, daß, wie oben erwähnt, den Dorfschaften Heßlar und Melgershausen ein Teil des Beuerholzes zugefallen ist. In diesem Teile sollen sie zwar das Recht haben zu pfänden, aber verpflichtet sein, die Pfänder an den Obermärker zu Felsberg abzuliefern. Im übrigen erkennt der Bescheid den vier Gemeinden das Recht des Eigentums, der Gerichtsbarkeit und der Verwaltung ohne Widerrede von neuem an.

Unter der Regierung Landgraf Wilhelms (1567—1592) ist an Stelle des in der Schenkungsurkunde vorgesehenen Haferzinses (12 Malter = 48 Viertel) die Geldabgabe des halben Forstes vom Brennholz (= 3 Albus) und des vollen Forstgeldes von der Eichelmast getreten, während das Bauholz unentgeltlich verabfolgt werden sollte. Zwar hatten die Förster 1586 sich bemüht, auch das Bauholz mit Forstgeld zu belegen, aber Landgraf Wilhelm hatte gnädiglich resolvieret, es solle beim Alten bleiben.

(Schluß folgt.)

Römische Erinnerungen.

Von Louis Katzenstein.

Aus der Zeit meines römischen Aufenthaltes in den vierziger Jahren ist mir ein Erlebnis so lebhaft im Gedächtnis geblieben, daß ich es heute, nachdem mehr als ein Menschenalter darüber hingegangen, mit voller Klarheit und Deutlichkeit vor die Seele rufen und gleichsam wieder erleben kann.

Mehr als heute war Rom zu jener Zeit das Eldorado für Künstler, denn nicht nur die un=

erschöpflichen Kunstschätze der ewigen Stadt, die Trümmer und Ruinen einer großen Vergangenheit, die großartige Landschaft hielten den Sinn gefangen, es kam dazu die Ungebundenheit und heitere Sorglosigkeit des Lebens, wie es keine andere Stadt aufzuweisen hatte. Wie dem Auge des Künstlers das malerische Volksleben mit seinen farbenprächtigen Trachten, seinen Mönchen und Bettlern und Modellen eine unerschöpfliche Quelle des Studiums bot, so machte der gesellige Verkehr, der noch nichts kannte von nationalen Antipathien, die Stunden der Erholung zu wahrhaft genußreichen. Auch arbeitete man nicht übermäßig stark; manchen Tag brachte man auf den Gassen zu oder man studierte die klassischen Linien der Campagna, das Skizzenbuch in der Hand.

Lernte man doch im Spazierengehen, man war ja in Rom, in Rom, dem Ziele unseres Sehnens.

Wie manche prächtige Skizze, welche die Wände des Ateliers schmückte, verdankte ihr Entstehen der Reminiscenz an einen Abend- oder Nachtspaziergang.

Freilich, mancher von den jungen Künstlern, die mit den besten Vorsätzen herkamen, gingen zu Grunde an seiner berauschenden Atmosphäre, vermochte sich zu energischer Arbeit nicht aufzuraffen oder verzettelte sich in unbedeutenden Farbenspielereien. Ihnen galt das damals oft zitierte Wort eines deutschen Landschaftsmalers: „Rom ist das Paradies der Mittelmäßigkeit“. Es wurde viel Schönes geplant, aber es kam sehr wenig zu stande.

Von den steifen Formen und den Regeln gesellschaftlicher Etikette, welche die sogenannte „Gesellschaft“ in anderen modernen Städten um sich gezogen, kannte man in Rom nichts. Jeder ließ sich gehen, wie er es eben für gut fand, besonders Kleiderluxus war unbekannt. Die Parole des Tages schien zu sein: „ich geniere mich nicht und niemand geniert mich“. Daher denn auch die Menge von originellen Gestalten, denen man in den Straßen begegnete, die aller modernen Eleganz den Krieg erklärt zu haben schienen.

In fast allen Fällen waren es Künstler, Maler, Bildhauer oder Musiker. Aber weit entfernt das Auge zu beleidigen, paßte diese Vernachlässigung des äußeren Menschen ganz vortrefflich zu den römischen Straßen und Lokalitäten jener Zeit.

In den Kaffeehäusern und Restaurants, welche vorzugsweise von Künstlern besucht wurden, herrschte eine ewige Dämmerung, welche in wohlthuender Weise die landesübliche Unsauberkeit verhüllte. Elegante und modische Toiletten sah man da selten, fast nie; die Habitués des Café delle belle arti im Korso kamen in ihrem Atelierkostüm, nicht selten in Pantoffeln, um ihre gewohnte Ecke einzunehmen. Aber klangvolle Namen waren es, die diese Räume füllten, Namen, geweiht vom Genius der Kunst. „Tretet ein, auch hier sind Götter.“

Der alte Herr mit dem weißen Bart, angethan mit einer alten Sammetjoppe von ganz undefinierbarer Farbe, einen großen Hund an der Kette nach sich ziehend, ist der berühmte Landschaftsmaler Reinhardt, ein Baier, der noch mit Schiller im Körnerschen Hause in Dresden verkehrte und in seinen Skizzenbüchern köstliche Zeichnungen aus jener Zeit bewahrte. Neben ihm der Mann mit den harten energischen Zügen, der stark gebogenen Nase und dem vollen starken Bart ist der Maler der zu ihrer Zeit so hoch geschätzten italienischen Genrebilder, Riedel; beide sind in eifrigem Gespräch mit einem Herrn von imponierender Erscheinung. Der prächtige Kopf mit dem blonden Vollbart und den gesundheitstrotzenden Wangen ruht auf einer wahren Hünengestalt. Die geistvollen Züge belebt ein jovialer Zug, sie lassen den bedeutenden Menschen auf den ersten Blick erkennen. Das ist der Österreicher Rahl, damals wohl der hervorragendste Künstler der deutschen Kolonie. Daß er eben Schinkenschnitte aus der Westentasche hervorzieht und mit Behagen verzehrt, thut der Würde seiner Erscheinung nicht den geringsten Eintrag. Im denkbar stärksten Kontrast zu ihm steht ein anderer hier selten gesehener Gast. In der schmächtigen Gestalt, in der priesterlich zugeschnittenen schwarzen Kleidung, in dem schmalen, bartlosen Gesicht mit den ernstblickenden Augen wäre man versucht einen deutschen Dorfschulmeister zu sehen. Das ist Overbeck, der geniale Zeichner biblischer Geschichten.

Man traf in dem dunklen kleinen Café am Korso zu allen Tageszeiten Künstler, und wer gern ein paar Stunden herumschlendern wollte, konnte hier sicher darauf rechnen, Gesellschaft zu finden. Mich interessierte es besonders, in den ersten Wochen meines Aufenthalts hier Künstler aller Länder kennen zu lernen, und der Verkehr machte sich leicht und in der angenehmsten Weise. Noch ahnte man nicht, welche Stürme in wenigen Jahren über die europäische Welt losbrechen würden, und die Unterhaltung in diesen Kreisen drehte sich fast ausschließlich um künstlerische Dinge oder um pikanten römischen Stadtklatsch, um Theater, Modelle oder neuangekommene interessante Persönlichkeiten.

Als täglicher Gast hatte ich mir bald ein bestimmtes Plätzchen an einem der kleinen Marmortischchen ausgesucht und meine mezza-crema, Kaffee mit Rahm — wurde bei meinem Eintritt von dem aufmerksamen Kellner bald ohne weiteres serviert. Ein orgineller Bursch war dieser Kellner, der alte Pietro. In meinem Skizzenbuche steht das runzlige Gesicht mit der ungeheuren Nase und den freundlichen verschmitzten Augen wiederholt verewigt. Er

kannte alle Leute und war die lebendige Chronik seines Stadtviertels. Die Besucher des Cafés redete er nach italienischer Weise immer mit ihren Vornamen an, und ich brauchte mich nur an ihn zu wenden, wenn ich näheres über einen Gast wissen wollte. So hatte schon seit einigen Wochen eine Persönlichkeit mein lebhaftes Interesse erregt, und doch hielt mich eine gewisse Scheu ab, dem allwissenden Pietro meine Neugier zu verraten, ich mochte den Zauber nicht zerstören, den die eigentümlich fesselnde Erscheinung des Fremden um mich gewoben hatte.

Es war ein Mann in den Vierzigen, die hohe Gestalt ein wenig nach vorn gebeugt, ein schwarzer, schon leichtergrauter Bart umrahmte das ernste blasse Gesicht, und das wirre, wenig gepflegte Haupthaar fiel fast bis auf die Schultern herab. Den langen schwarzen, aus einem dünnen Stoff gefertigten Mantel legte er trotz der Wärme nicht ab. Wie fast alle Besucher hatte er seinen bestimmten Platz, aber nie sah ich ihn in Unterhaltung mit Andern, man schien ihn gern sich selbst zu überlassen.

Mußte der schöne Kopf mit dem großen traurigen Augen das Interesse des Malers erwecken, so zog mich ein wirkliches Mitgefühl für den offenbar Leidenden noch mächtiger an. — Der Zufall vermittelte endlich die Bekanntschaft und ließ mich ihm näher treten. Er hatte die Gewohnheit, so bald er sich an seinem Tische niedergelassen, ein kleines abgegriffenes Notizbuch neben sich zu legen und dann und wann mit dem Bleistift hastig kurze Sätze niederzuschreiben. Eines Nachmittags — ich war in meine Zeitung vertieft gewesen und hatte sein Fortgehen nicht bemerkt — sah ich das Notizbuch an der Erde liegen und beeilte mich, es in Sicherheit zu bringen, denn es konnte ja einen wertvollen Inhalt bergen, und es schien mir nicht ratsam, es einem Kellner zur Rückgabe anzuvertrauen. Auf meine Erkundigung bei Pietro erfuhr ich, daß man den Gast nur schlechtweg den Schweden nannte und daß er irgendwo am Monte Pincio wohne. Es konnte mir nicht schwer fallen, ihn dort zu erfragen, und ich beeilte mich, auf dem nächsten Wege dorthin zu gelangen. Ich hatte kaum die ersten Stufen der spanischen Treppe erstiegen, als ich meinen Mann langsam von oben herab kommen sah. Er wußte offenbar noch nichts von seinem Verlust und sah mich, als ich direkt zu ihm hinschritt, etwas verwundert an. Ich hatte das kleine Buch in ein Zeitungsblatt geschlagen und beeilte mich, es ihm zu überreichen und zu sagen, wo ich es so eben gefunden. Er griff hastig an seine Taschen, gleichsam um sich zu überzeugen, daß er es wirklich verloren habe, und nahm es dann mit den lebhaftesten Dankesworten entgegen. Er zog das Buch rasch aus der Umhüllung, öffnete es, wie um sich zu überzeugen, daß nichts von dem Inhalt abhanden gekommen. „Verzeihen Sie,“ sagte er mit der eigentümlich scharfen Silbenbetonung der Nordländer, „das Buch enthält nichts, was für einen Andern von dem geringsten Wert wäre, neben abgerissenen Gedanken, die ich gelegentlich zu Papier bringe, bewahre ich darin einige Briefe auf, die ich um nichts in der Welt missen möchte. Wie lieb ist es mir, daß gerade Sie es finden mußten.“

(Fortsetzung folgt.)

Renatus Karl v. Senckenberg.

Von Aug. Reuter, Marburg.

(Schluß.)

Wohl dürfen wir Haupt in dem Urteil beistimmen, daß Senckenberg nicht aus Gewinnsucht und mit betrügerischer Absicht jenen verhängnisvollen Schritt gethan hat. Aber nach meiner Ansicht zeugt es doch von einer schwer entschuldbaren Selbstüberschätzung, daß der Mann der Bücher und Akten glaubte, durch Veröffentlichung einer vergilbten Urkunde den Stein, der ins Rollen gekommen war, aufhalten zu können, ja zu müssen. Der klare Blick für die Folgen seines Schrittes hat ihm gefehlt, weil er sich durch einen Ehrgeiz, den wir sonst nicht an ihm gewahren, blenden ließ. Als er anfängt zu begreifen, wie sich Konsequenzen, die er nicht vorausgesehen hat, unerbittlich ergeben, da verliert er völlig den Kopf. Erst die unbarmherzige Peinigung durch seine sogenannten Richter giebt ihm Kraft und Klarheit wieder. —

Auf diese schmerzlichste Zeit seines Lebens, — die, nebenbei bemerkt, ihn von einer großen Carrière dauernd ausschloß, — folgen einige Jahre amtlicher Thätigkeit, — 1780 wird er Regierungsrat, — daneben juristischer Schriftsteller und Anfang 1784 quittiert er den Dienst. Das Amtszimmer, in dem es gilt fremden Interessen sich zu widmen, fordert gerade von dem wissenschaftlich interessierten Manne eine stete Selbstverleugnung, wie Senckenberg sie nicht üben will oder kann. Da seine finanzielle Lage es gestattet, zieht er sich, — im Alter von dreiunddreißig Jahren, — in das otium cum dignitate zurück.

Und wahrhaft würdig hat Senckenberg die sechzehnjährige Muse seines noch übrigen Lebens verwendet. Vor allem nahm ihn die Ausarbeitung zahlreicher juristischer Arbeiten in Anspruch. Sie können hier nicht alle angeführt werden. Erwähnen will ich nur seine Hauptwerke: die Fortsetzung der Teutschen Reichsgeschichte von Häberlin, die in sieben Bänden das 17. Jahrhundert behandelt, und die Fortführung der von Lipenius begründeten umfassenden juristischen Bibliographie.

Das zweite Werk zeigt ihn als den passionierten Bücherfreund, der er war. Vom Vater hatte er eine umfangreiche Büchersammlung überkommen. Sie zu mehren und zu bessern war sein stetes Bemühen. Im Verkehr mit den stummberedten Freunden des Gelehrten wird er manche genußreiche Stunde verlebt haben.

In jungen Jahren war er zu Rom in die Akademie der Arkadier aufgenommen worden. Unter dem Namen Polydorus Romeaeus, mit dem ihn damals die modernen Arkadier begabt hatten, veröffentlichte er 1785 griechische und lateinische Gedichte. Diesen folgten 1787 „Gedichte eines Christen“, 1796 gar eine Tragödie Charlotte Corday; diese Heldin besang er gleichzeitig in lateinischen Versen. Nicht ganz also blieb Senckenberg von dem poetischen Geiste, der seine Zeit durchwehte, unberührt; aber er gehörte nicht zu den Wiedergeborenen dieses Geistes; das zeigt seine Ablehnung des „süßen Werthergiftes“ und seine Empörung über die Xenien, „den Schimpf-Musen-Almanach“. Bedeutender als seine Poesieen scheint eine Schrift, in der er sich um die grammatische Regelung der Muttersprache bemühte: „Gedanken über einige Gegenstände, die Teutsche Sprache betreffend“ (1798). Dennoch galt ihm das Deutsche nicht für würdig die Geheimnisse der Jurisprudenz zu verkünden; für die Wissenschaft war ihm Latein das einzig angemessene Ausdrucksmittel.

So hat Senckenberg vorwiegend als Gelehrter und Litterat dahingelebt. Aber ein warmes Interesse für das Ergehen der Mitmenschen und für das große Ganze hat er dabei bewahrt und nicht selten durch die That bewiesen. Wenn wir von der an ihm gerühmten steten Fürsorge für die Armen absehen, so zeigte er Mut und aufrichtiges Wohlwollen, als er 1796 nach dem Abzug der Franzosen für die am meisten geschädigten oberhessischen Städte mit einem Schriftchen eintrat; er verlangte Ersatz aus öffentlichen Mitteln. Für die bedrängte Lage der hessischen Schulen, welche besonders finanziell viel zu wünschen übrig ließ, hätte er gern etwas Durchgreifendes gethan. Er, als Privatmann, veranstaltete eine Art Enquête, die die Grundlage für Reformvorschläge bilden sollte. Zu diesen selbst ist es freilich nicht gekommen. Zur Oberaufsicht über die Anstalten seines Oheims in Frankfurt war er durch dessen Testament verpflichtet, er hat diese Pflicht unermüdlich geübt, ohne sich durch den Widerspruch und die Undankbarkeit der dortigen Verwaltung beirren zu lassen. —

Die zärtliche Liebe zu seiner einzigen Tochter veranlaßte Senckenbergs frühen Tod. Während er in Frankfurt in ärgerlichen Geschäften sich aufhielt, erkrankte sie in Gießen an den Pocken. Er eilte an ihr Sterbebett und erlag bald darauf derselben Krankheit. (11. Oktober 1800.) —

Diese Zeilen haben ihren Zweck erfüllt, wenn sie dazu dienen das Interesse an dem trotz mancher Schwächen edlen und verehrungswerten Manne zu beleben. In dem von ihm so sehr geliebten Gießen wirkt er durch seinen Bücherschatz weit über sein Erdendasein hinaus.

Vom Kasseler Hoftheater.

IV.

Ich schloß meine letzte Betrachtung mit dem November ab, — begonnen hatte ich sie mit einer Klage über das wenige Neue, das zu berichten war über die letzten Monate. Was die Oper anlangt, so hat diese Klage auch heute noch ihre Berechtigung, denn außer zwei einaktigen Opern haben wir auch bis jetzt noch nichts Neues wieder erlebt. Die eine derselben: „Ein Stücklein vom Schill“ von Gustav von Rößler ist ein harmloses und unbedeutendes Machwerk, sowohl was Handlung wie Musik anlangt. Die andere: „Der Überfall“, deren Text nach einer Wildenbruchschen Novelle bearbeitet ist, behandelt den tragischen Zwiespalt, den die Vaterlandsliebe und die Liebe zum Manne in der Seele eines Weibes aufreißen und der sie schließlich in den Tod treibt; die hochdramatische Musik Heinrich Zöllners bietet viel Interessantes und Fesselndes. Bei der Aufführung fand besonderen Beifall bei Kritik und Publikum Frau Morny als die Darstellerin der französischen Bäuerin. Erwähnung dürfte hier wohl noch finden das Ballet „Phantasieen im Bremer Ratskeller“, eine freie Bearbeitung des Hauffschen Werkes, das in farbenprächtiger Ausstattung und geschickter Inszenierung zu den flotten Tanzweisen der dazu gehörenden Musik von Ad. Steinmann aufgeführt wurde und sehr gefiel. Sonst wurde das Repertoir vielfach durch die leidigen Gastspiele beeinflußt, die ja nicht zu umgehen sind, immerhin kamen eine Reihe von bewährten Tonschöpfungen zu guten Aufführungen wie „Troubadour“, „Fidelio“, „Carmen“, „Walküre“, „Hans Heiling“, „Tristan und Isolde“, „Rienzi“ u. a. m. Für den schon längere Zeit unpäßlichen Herrn Bartram ist eine zeitweilige Vertretung in Herrn Marsano gefunden worden. Eins der drei Abonnementskonzerte in dieser Zeit bot besonderes Interesse durch das Auftreten

des Herrn Dr. Zulauf, eines Kindes unserer Stadt, der sich zu einem sehr gewandten und feinfühligen Pianisten entwickelt hat.

Mehr Leben herrschte auf dem Gebiete des Schauspiels. Zunächst erlebte seine Erstaufführung „Florio und Flavio“ von Schönthan und Koppel=Elfeld, ein armseliger Ableger von der beiden Autoren einst mit soviel Beifall aufgenommenem Lustspiel „Renaissance“, der ein krasses Beispiel dafür ist, wohin die Manier schließlich führen kann. Selbst die mit trefflichem Humor beseelte Darstellung unserer besten Lustspielkräfte, wie der Herren Demme, Kothe und Jürgensen, konnte das Stück nicht retten, das hoffentlich nicht noch einmal erscheinen wird. Die Weihnachtszeit brachte ein dramatisches Kindermärchen „Wie Klein=Elschen das Christkind suchen ging“. Man ist diesmal von der Gewohnheit abgegangen, den Kindern eine jener allen bekannten Perlen aus dem deutschen Märchenschatz auf der Bühne vorzuführen —, ob es so besser ist, möchte ich bezweifeln, denn da es ja so unendlich schwer ist, sich vollkommen in das Gemüt und die Denkweise des Kindes hineinzuversetzen, bringen meistens diese erfundenen Märchen etwas dem Kindersinne Fremdes mit und das Kind hat mehr Freude, wenn es seine alten Bekannten auch auf der Bühne wiedersieht. Therese Haupt, die Verfasserin dieses Weihnachtsmärchens, hat sich ja alle Mühe gegeben, sich der kindlichen Auffassungsfähigkeit anzupassen; ganz ist es ihr nach meinen Beobachtungen in zwei Aufführungen nicht gelungen, denn die geradezu gierige Aufmerksamkeit, mit der die Kinder sonst den Schicksalen Aschenbrödels oder Schneewittchens folgten, habe ich nicht bemerken können, sondern beobachtet, daß sie sich vielmehr durch das nebensächliche Beiwerk der Aufführung ablenken ließen. Als weitere Neuheit hatten wir Felix Philippis neuestes Werk: „Das große Licht“, eine Künstlertragödie, in der ein junger talentvoller Maler durch grenzenlosen Ehrgeiz, Neid und Eifersucht in Wahnsinn und Tod getrieben wird. Wie alle Philippischen Stücke ist auch dies mit glänzender Beherrschung der Bühnentechnik geschrieben und ist wirksam von Anfang bis zu Ende, hinterläßt aber doch einen kleinen Rest unbefriedigter Gedanken. Bei der Aufführung traten namentlich hervor Frl. Ellmenreich und die Herren Volkner, Jürgensen und Le Seur. Auch im Schauspiel wurde viel gastiert, zum Theil auch mit Erfolg. Für Herrn Le Seur, der nach nur einjähriger Thätigkeit schon wieder aus dem Verbande scheiden wird, führte das Gastspiel des Herrn Bohnée, eines tüchtigen Künstlers aus Köln, als Karl Moor, Tell und Philipp Derblay zum Engagement. Für Frl. Hartmann, unsere Nichtsalsnaive, wurde Frl. Währ nach ihrem Auftreten als Franziska in „Minna von Barnhelm“ und in „Cornelius Voß“ verpflichtet, während verschiedene Gastspiele für die Herren Volkner, Binder und Demme und eines für Frl. Schweighofer noch nicht zum Engagement führten, teilweise sogar schon vor der Beendigung abgebrochen wurden.

Die so überaus löblichen Volksvorstellungen an Sonntagnachmittagen wurden fortgesetzt und es gelangten zur Aufführung: „Othello“, „Wie Klein=Elschen das Christkind suchen ging“, „Inspektor Bräsig“, „Nathan der Weise“ und „Preziosa“. **B. F. C.**



Aus Heimat und Fremde.

Universitätsnachricht. Dr. Karl Kaiserling aus Kassel, bisher Assistent Rudolf Virchows, wurde als Privatdozent in der medizinischen Fakultät der Universität Berlin zugelassen. In seiner Antrittsvorlesung behandelte Dr. Kaiserling das Wesen der Gicht.

Jubiläum. Am 25. Februar feierte Herr Geheimer Sanitätsrat Dr. Führer in Wolfhagen das 50jährige Doktorjubiläum, aus welcher Veranlassung ihm viele Ehrungen zu Teil wurden. Die Stadt Wolfhagen machte den verdienten Jubilar zu ihrem Ehrenbürger. Ferner wurde unter Beteiligung des Kreises und der Stadt Wolfhagen eine Führer=Stiftung ins Leben gerufen.

Oberkonsistorialrat Habicht. Am 5. Februar vollendete der erste evangelische Geistliche des Großherzogtums Hessen, der Oberkonsistorialrat und Prälat Dr. Viktor Habicht in seltener Rüstigkeit sein 80. Lebensjahr. Seit 1875 gehört er dem Oberkonsistorium in Darmstadt an, und zehn Jahre später kam er an die Spitze der evangelischen Geistlichkeit in Hessen, indem er zum Prälaten der Landeskirche ernannt wurde. Sein 50jähriges Jubiläum als Geistlicher feierte er schon vor sieben Jahren.

Todesfall. In Wien starb am 23. Februar Professor Max Büdinger. Derselbe war am 1. April 1828 in Kassel geboren und hatte in Marburg, Bonn und Berlin Philologie und Geschichte studiert. 1851 habilitierte er sich in Marburg, siedelte dann aber nach Wien über. 1861 folgte er einem Ruf als Professor der Geschichte nach Zürich; 1872 wurde er Professor an der Wiener Universität, an welcher er bis 1899 wirkte. Er verfaßte zahlreiche geschichtliche Werke, gab mit Grunauer „Älteste Denkmale der Züricher Literatur“ heraus und suchte in einer 1859 erschienenen Schrift die Unechtheit der Königinhofer Handschrift nachzuweisen. Sein bedeutendstes Werk behandelt die englische Verfassungsgeschichte und ist 1880 erschienen.

„Freie Feder“. Die in Kassel im September v. J. gegründete Schriftsteller=Vereinigung „Freie Feder“ hatte Donnerstag den 13. Februar im Central=Hôtel einen Vereinsabend veranstaltet, an welchem zum erstenmale Damen als Gäste zu=

gegen waren. Der Vorsitzende des Vereins Professor Dr. Kreßner hielt einen Vortrag über Arnold von Brescia, an welchen sich eine Vorlesung der Hauptszenen aus dem gleichnamigen Drama von Ernst Strüfing, das in Leipzig im Verlag von Breitkopf und Härtel erschienen ist, anschloß. In einer früheren Versammlung der „Freien Feder“ war bereits das Schauspiel „Mirabeau“ des genannten, in Kassel lebenden Autors zum größten Teile vorgelesen worden. In der am 20. Februar stattgefundenen Versammlung schilderte Herr Rosenthal das Erdbeben an der Westküste von Südamerika im Jahre 1868 nach eigener Anschauung. Der Centennarfeier Viktor Hugos war der Abend des 27. Februar gewidmet, an welchem der Vorsitzende den französischen Dichter als Lyriker würdigte und Herr Max Müller das Gedicht „Die Sühne“ von Viktor Hugo, in der Übersetzung von Hartmann, vorlas. Ferner gelangte in den verschiedenen Versammlungen eine Anzahl ernster und humoristischer Gedichte von den Herren von Bodenhausen, Dietz, Heidelbach, Jonas und Lampmann zum Vortrag.

Ausgrabungen. Auf Veranlassung des Hanauer Geschichtsvereins finden in der Gemarkung Eichen Ausgrabungen statt, die den besten Fortgang nehmen. Es wird vermutet, daß eine größere Anzahl Gebäude vorhanden ist. Die vormalige Ansiedelung dürfte sonach eine recht große gewesen sein.

In der „Lindener Mark“ (Wald in der Gemarkung Großen-Linden) bei Gießen haben ebenfalls Ausgrabungen stattgefunden. Am reichhaltigsten war ein Grab, das allem Anschein nach einem Häuptling aus der „Hallstattzeit“, etwa 700 v. Chr., angehörte. Es wurden im ganzen etwa 14 Urnen gezählt, die teilweise noch vollständig erhalten waren. Eine der Urnen hatte eine intensiv rote Färbung und war ringsum mit schwarzen, dreieckigen Figuren verziert. Sämtliche Urnen hatten eine schiefe, geneigte Stellung, was z. T. auf den Bodendruck, z. T. auf das Sichsetzen der Brandschicht und unzweifelhaft auch auf einen Erdstoß zurückzuführen ist. Die Funde wurden dem Museum in Gießen einverleibt.



Personalien.

Ernannt: Landrichter Schmidt in Hanau zum Landgerichtsrat daselbst; Gerichtsassessor Plitt in Biedenkopf zum Amtsrichter in Battenberg; Gerichtsassessor Wenderoth in Oberkaufungen zum Amtsrichter in Oberaula.

Verliehen: dem zweiten Staatsanwalt am Landgericht zu Hanau von Ibell der Charakter als Staatsanwaltschaftsrat; dem Rechtsanwalt und Notar Justizrat Eberhard in Hanau der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Bezirksvorsteher a. D. Dionysius Reuß zu Fulda der Kronenorden 4. Klasse.

Versetzt: Landgerichtsdirektor Ahlemann zu Paderborn in gleicher Eigenschaft an das Landgericht zu Kassel.

Vermählt: prakt. Arzt Dr. med. Gottfried Volland zu Ziegenhain mit Fräulein Anna Matthäi (Marburg, 15. Februar).

Geboren: ein Sohn: Oberlehrer Sandrock und Frau (Kassel, 18. Februar); Amtsrichter Avenarius und Frau (Abterode, 21. Februar); Eugen Frederking und Frau Tilli, geb. Gunzelmann (Veendam, Niederland, 21. Februar); Kaufmann August Herwig und Frau Frida, geb. Bartel (Kassel, 24. Februar); Dr. Otto Brunner und Frau (Neuemühle, 26. Februar); — eine Tochter: Hauptmann Engelhard und Frau (Kassel, 18. Februar); Pfarrer Eisenberg und Frau (Kassel, 26. Februar).

Gestorben: Frau Geh. Regierungsrat Ernestine Kind, geb. Uloth (Wiesbaden, 4. Januar); Zuckerfabrik-Direktor a. D. Julius Weinzierl, 60 Jahre alt (Kassel, 16. Februar); Fräulein Bertha Grandidier, 53 Jahre alt (Kassel, 17. Februar); Oberstleutnant z. D. Rudolf Hofmann, 82 Jahre alt (Fulda, 17. Februar); Frau Dorothea Heyken, geb. Schwabedisse, Wittwe des Königl. Wasserbau-Inspektors, 77 Jahre alt (Kassel, 17. Februar); Professor Dr. Lahr, 62 Jahre alt (Marburg, 20. Februar); Maurermeister Siegmund Lauckhardt, 67 Jahre alt (Kassel, 22. Februar); Professor Max Büdinger, 83 Jahre alt (Wien, 23. Februar); Frau Elise Sandrock, geb. Stübinger, 69 Jahre alt (Kassel, 24. Februar); Postverwalter a. D. Heinrich Schlarbaum, 73 Jahre alt (Rauschenberg, 24. Februar); Fräulein Anna Wallstab (Kassel, 24. Februar).

Briefkasten.

v. R. in W. „Portrait-Gallerie der Regenten des Kurfürstentums Hessen. 23 Lichtdrucke nach den in der Schloßkuppel zu Wilhelmshöhe befindlichen Gemälden. Kassel 1893. Verlag von Gustav Klaunig, Hofbuchhandlung“ (jetzt Vietor). Diese Portraits sind auch enthalten in der „Geschichte von Hessen von K. Heßler. Kassel 1891“ (obiger Verlag). Ferner dürfte zweckentsprechend sein: „Röth-Stamford, Geschichte von Hessen“. — Einen Abriß der Geschichte des Hessenlandes, zum Gebrauche der Schule zusammengestellt, hat Professor Karl Wagner in Kassel im Verlag der Hühnschen Hofbuchhandlung daselbst herausgegeben (2. Auflage 1896).

L. a. m. Antwort wird brieflich erfolgen, da die Sendung erst kurz vor Redaktionsschluß eintraf. Vorläufig besten Dank.

J. L. in Kassel. Dankend erhalten.

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XVI. Jahrgang. Kassel, 17. März 1902.

Erste Lerche.

Über der Wiese am einsamen Hage
Erster jauchzender Lerchenton — — — —
„Flügel-getragene Sängerin, sage:
Kündet Dein Lied den Frühling schon??
Ist er schon nahe, der Blütenbringer,
Dem aus den Locken das Sonngold tropft . . .?“

„Ja, schon hat er mit tastendem Finger
An die Pforte des Waldes geklopft . . . !
Heute taumelt er noch am Stabe
Schlummertrunken einher und blind;
Bald aber schenkt er Dir Wonne und Labe,
Wenn ihm die Augen geöffnet sind! —
Hörst Du wohl rings das Regen und Raunen?
Schmeckst Du die Süße der Lüfte nicht?
Fühlt es Dein Herz mit Entzücken und Staunen,
Wie schon von Wundern der Brunnquell spricht? . . .“

Lange noch seh' ich die Lerche fliegen,
Bis sich im Blauen ihr Lied verlor:
Höher und höher ist sie gestiegen,
Hymnen zu singen am Himmelsthor . . .

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Jenseits der Liebe.

Jenseits der Liebe fließt der Lethestrom,
Der dunkle Strom, der mir Dein Bild nicht zeigt,
Jenseits der Liebe liegt das stille Land,
In dem die laute Sehnsucht endlich schweigt.

Jenseits der Liebe wächst Cypressennacht
Auf stummen Gräbern, wohnt Verblichner Schar.
Das Schweigen lastet wie ein Marmorstein
Auf dem, was einst voll Lust am Leben war.

Jenseits der Liebe! Welch ein Wort der Not!
Jenseits der Liebe! Ach, mein Herz versteint!
Dort sitzt auf einem schwarzen Thron der Tod,
Der bleiche Schatten, der nicht lacht, noch weint.

Regensburg. **Therese Keiter-Kellner.**

Abschied von Marburg.

Marburg, wir sah'n uns zum ersten Mal,
Als Rauhreif die Zweige deckte,
Als in der Sonne Frühmorgenstrahl
Dein Bergschloß die Mauern reckte.

Marburg, wir sah'n uns zum andern Mal,
Als Frühling durchritt die Lande,
Als mailufttrunken rauschte durchs Thal
Der Lahnstrom im Silberbande.

Marburg, und hör' ich zum letzten Mal
Die fröhlichen Burschenlieder —
Marburg, Dir gilt der letzte Pokal:
Marburg, wann seh'n wir uns wieder?

Marburg, 1902. **M. Kettler.**

Beitrag zur Charakteristik des letzten Kurfürsten von Hessen.

Vortrag, gehalten von dem Wirkl. Geheimen Rat v. Weyrauch in der Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 24. Januar d. J.

Am 20. August d. J. werden es 100 Jahre sein, daß Friedrich Wilhelm, der letzte Kurfürst von Hessen, geboren wurde. Das Bild dieses viel verlästerten Fürsten wird somit mehr und mehr in die geschichtliche Entfernung gerückt, in der dem Auge des ohne Voreingenommenheit herantretenden Beschauers die wesentlichen Züge klar und deutlich erkennbar bleiben, während was mehr zufällig ist oder was Unwahres hinzugethan wurde, vor der Leuchte ehrlicher Forschung nicht Stand hält.

Die Geburt Friedrich Wilhelms fiel in die Zeit, in der sein Großvater Landgraf Wilhelm IX., der nachherige Kurfürst Wilhelm I., ein nur noch durch den Schein einer Reichsgewalt beschränktes absolutes landesherrliches Regiment führte und sich eben anschickte, seinen Thron mit dem durch die Kurfürstenwürde bedingten größeren äußeren Glanz zu umkleiden. Kaum aber war in dem vierjährigen Knaben die Fähigkeit erwacht, mit Bewußtsein zu leben und den Reiz der reichen fürstlichen Hofhaltung zu empfinden, in der er aufwuchs, da brach die ihn umgebende Herrlichkeit jählings zusammen und er mußte den Eltern in die siebenjährige Verbannung folgen. Nach der Rückkehr des Großvaters und Vaters in das wieder erstehende Kurfürstentum war der mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstete Knabe Zeuge der rücksichtslosen, ohne jeden ernstlichen Widerstand durchgeführten Restauration, mit der Wilhelm I. alle Spuren der westfälischen Zwischenherrschaft zu vertilgen strebte. Dann folgte nach des Großvaters Tod von 1821 bis 1831 die Periode der Regierung Wilhelms II., in welcher die ganze Organisation der Staatsverwaltung umgestaltet und mit der Verfassungsurkunde vom 6. Januar 1831 dem Land das längst ersehnte Staatsgrundgesetz gegeben wurde.

In der Verkündigungsformel der Verfassung hieß es nach einigen einleitenden Sätzen folgendermaßen: „So erteilen Wir nunmehr in vollem Einverständnisse mit den Ständen, deren Einsicht und treue Anhänglichkeit Wir hierbei erprobt haben, die gegenwärtige Verfassungsurkunde mit dem herzlichen Wunsche, daß dieselbe als festes Denkmal der Eintracht zwischen Fürst und Unterthanen noch in späteren Jahrhunderten bestehen und deren Inhalt sowohl die Staatsregierung in ihrer wohlthätigen Wirksamkeit unterstützen, als dem Volke die Bewahrung seiner bürgerlichen Freiheiten versichern und dem gesamten Vaterlande eine lange segensreiche Zukunft verbürgen möge."

Leider sollten die hier zum Ausdruck gebrachten guten Wünsche und schönen Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen!

Zunächst zeigte sich bald, daß — hauptsächlich infolge des Kurfürsten unseligen Verhältnisses zu seiner Maitresse, der Gräfin Reichenbach — ein nicht mehr heilbarer Riß zwischen Fürst und Volk entstanden war. Noch im Laufe des Jahres 1831 kam es zu so schweren Zerwürfnissen zwischen der Bürgerschaft Kassels und dem Kurfürsten, daß dieser die Residenz verließ, um nie wieder in dieselbe zurückzukehren, und im September desselben Jahres entschloß er sich sogar, die Regierung in der Form der Errichtung einer Mitregentschaft an seinen einzigen Sohn Friedrich Wilhelm abzutreten.

Der Kurfürst enthielt sich fortan jeder Teilnahme an den Regierungsgeschäften, und so wurde der 29jährige Kurprinz thatsächlich alleiniger Regent des Kurstaates.

Die Signatur seiner Regierung war von Anfang an das Bestreben, die von seinem Vater dem Land gegebene Verfassung so auszulegen und zu handhaben, daß die Kronrechte möglichst wenig beschränkt erschienen. Der Regent war in den Anschauungen eines Trägers unbeschränkter Souveränität aufgewachsen, er hatte beobachtet, wie besonders sein Großvater die Machtbefugnisse eines solchen rücksichtslos geübt hatte. Diesem Vorbild folgte der Enkel, wo es nur möglich war. Der ihn dabei leitende Gedankengang war immer der, daß alle durch eine Verfassungsbestimmung nicht ausdrücklich abgetretenen oder eingeschränkten Rechte des Landesherrn demselben ungeschmälert geblieben seien. Diesem bei jeder Gelegenheit

mit unerschütterlicher Festigkeit vertretenen Standpunkt des Regenten trat die grade entgegengesetzte, alle Konsequenzen der konstitutionellen Theorie ziehende Tendenz der Volksvertretung gegenüber, und so konnte es nicht ausbleiben, daß zwischen Regierung und Ständen immer von neuem Reibungen und Konflikte entstanden, die sich schließlich bis zu dem bekannten verhängnisvollen Verfassungskampf verschärften.

Es würde über den Rahmen der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, hinausgehen, wollte ich in eine nähere Erörterung der Verfassungs-Streitigkeiten und -Kämpfe eintreten; es kann mir heute nur darum gelten, an diejenigen geschichtlichen Thatsachen kurz zu erinnern, die für eine Würdigung der Persönlichkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von besonderer Bedeutung sind und die es erklärlich machen, daß bei der Beurteilung dieses Fürsten der Einfluß der Parteileidenschaft zu Übertreibungen und Entstellungen geführt hat.

Die eine Zeit lang landläufige und von manchen Seiten geflissentlich genährte Vorstellung, die Regierung Friedrich Wilhelms sei eine vollständige Mißregierung gewesen, unter der das ganze hessische Volk als unter einem schweren Druck geseufzt habe — diese Vorstellung ist von Dr. Otto Bähr in seiner Schrift „Das frühere Kurhessen" als völlig unhaltbar erwiesen und gründlich widerlegt worden. Die Ausführungen dieses als bedeutender Jurist rühmlich bekannten Schriftstellers sind um so bemerkenswerter, als sie aus der Feder eines entschiedenen Gegners des politischen Regierungssystems des Kurfürsten geflossen sind.

Bähr hat dargethan, daß sich der Kurstaat bis in die letzte Zeit seines Bestehens einer trefflichen, wohlfeilen, raschen und völlig unabhängigen Rechtspflege erfreute, daß seine Verwaltung — besonders auf kommunalem Gebiet — eine gesetzlich streng geregelte war und daß seine finanziellen Verhältnisse vorzügliche waren. Bähr hebt ferner hervor, wie grade unter der Regierung des letzten Kurfürsten der hessische Bauernstand durch Ablösung der Grundlasten und Errichtung der Landeskreditkasse gehoben, wie Handel und Gewerbe durch zeitigen Beitritt Kurhessens zum Zollverein und durch Eisenbahnbauten gefördert wurden und wie wenig die ganze Bevölkerung mit Steuern belastet war.

Auch der Person des Kurfürsten läßt Bähr im wesentlichen Gerechtigkeit widerfahren. Den Hauptcharakterzug Friedrich Wilhelms nennt er dessen unbegrenzten Fürstenstolz. In der That gab dieser Stolz die unerschütterliche Festigkeit in der Abweisung aller Versuche, maßgebenden Einfluß zu üben, und war der letzte Grund einer völligen Gleichgültigkeit gegen die Volksmeinung und gegen die als deren Organ sich gerirende Presse des In- und des Auslands. Er war aber auch die Wurzel der Menschenverachtung, die gelegentlich in dem schroffen Wort zum Ausdruck kam: „Meine Diener, hoch wie niedrig, sind in meine Hand gegebene Schwämme, die ich nach Gefallen ausdrücke und dann wegwerfe." Nicht weniger war es Ausfluß dieses Fürstenstolzes, wenn Friedrich Wilhelm auf einen Vorschlag, durch veränderte Einrichtungen in der Hofverwaltung Ersparnisse zu machen, kopfschüttelnd erwiderte: „Das paßt sich nicht für mich, ich führe ja keinen Haushalt, ich führe eine Hofhaltung, von der die Leute leben sollen."

Bähr hebt anerkennend hervor, daß der Kurfürst durchaus keine Günstlinge (weder männliche noch weibliche) gehabt habe, daß ihm persönliche Unterwürfigkeit zuwider gewesen, daß deshalb unter seiner Regierung das Land frei geblieben von Nepotismus und Protektion und daß man ein Streberthum nicht gekannt habe. Er rühmt vom Kurfürsten, daß er von Haus aus durchaus nicht geizig, daß er wohlthätig gegen Arme gewesen und daß es ihm nicht an Gewissenhaftigkeit in solchen Dingen gefehlt habe, wo er sich bewußt gewesen, eine Pflicht erfüllen zu müssen.

Weiter giebt Bähr zu, daß es dem Kurfürsten auch an Rechtssinn nicht gefehlt habe, der sich freilich vor allem in eifriger Bewahrung seiner eigenen Rechte, dann aber doch auch in der Achtung vor einem Richterspruch — selbst wenn er ihm persönlich ungünstig war — sowie darin gezeigt habe, daß der Fürst bei Ausübung des Begnadigungsrechts, namentlich bei ihm vorliegenden Todesurteilen, mit der größten Sorgfalt, ja Ängstlichkeit zu Werke ging, und daß es sein eifrigstes Bemühen war, in den Fall einzudringen und sich selbst ein Urteil zu bilden.

Den Schlüssel dazu, daß solche unzweifelhafte Regententugenden auf die herrschende Vorstellung von der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms so wenig Einfluß gehabt haben, sucht Bähr in der alten Erfahrung, daß dem Menschen am wenigsten persönliche Unliebenswürdigkeit verziehen werde, sowie darin, daß dem Kurfürsten vor allem das gefehlt habe, was man doch von einem Fürsten, in dessen Hand das Geschick von Hunderttausenden gelegt sei, noch mehr als von jedem Andern erwarte: das menschliche Wohlwollen.

Beide Vorwürfe der Unliebenswürdigkeit und des Mangels an menschlichem Wohlwollen sind in der Uneingeschränktheit, in der sie erhoben werden, keineswegs begründet.

Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß Friedrich Wilhelm infolge mancher verbitternder Lebenserfahrungen dazu gekommen war, den Grundsatz zu befolgen und auch gelegentlich offen auszusprechen, er wolle lieber gefürchtet als geliebt sein. Mit diesem Grundsatz war denn freilich eine öffentliche Bethätigung von Liebenswürdigkeit und Wohlwollen nicht vereinbar. Die in häufige nähere Berührung mit dem Monarchen kommenden Personen, wie Minister, Hofchargen, Adjutanten konnten aber aus ihren Erfahrungen immer nur bezeugen, daß ihnen der allerhöchste Herr regelmäßig höflich und rücksichtsvoll begegnete und daß er es keineswegs an Beweisen freundlichen Wohlwollens fehlen ließ. Aus eigener, allerdings nur einjähriger Erfahrung als Generalsekretär des Gesamt-Staatsministeriums, als welcher ich mit den Funktionen eines Kabinetsrats betraut war, kann ich selbst das nur vollauf bestätigen.

Der vorhinnige Geh. Legationsrat, frühere Geh. Kabinetsrat von Goeddaeus hat in seiner kleinen Schrift „Aus dem Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen" eine ganze Reihe von Belegen mitgeteilt für die Gewissenhaftigkeit und Menschlichkeit Friedrich Wilhelms bei Führung seiner Regierung, für seine Mildthätigkeit und Freigebigkeit, für seine Fähigkeit, sich liebenswürdig und gütig zu erweisen. Ich möchte diesen Mitteilungen einiges aus meinen eigenen Erlebnissen und Erinnerungen hinzufügen.

(Schluß folgt.)



Das Beuerholz.

Ein Beitrag zur Geschichte der hessischen Markgenossenschaften.

Von Dr. Fenge.

(Schluß.)

Als im Jahre 1607 die herrschaftlichen Förster der benachbarten fürstlichen Reviere Kessel und Quiller den Bewohnern von Hilgershausen und Melsungen gestattet hatten, im Markwalde Holz zu hauen, Kühe und Schafe auf die Hute, die Schweine in die Eichelmast zu treiben, da beschwerte sich über diese Besitzstörungen der Magistrat zu Felsberg bei dem Jägermeister Wolf Philipp von Uhrbach. Infolge dieser Beschwerde wurde, unter Landgraf Moritz, am 24. September 1608 zu Heßlar zwischen der Forstverwaltung einerseits und dem Bürgermeister und Rat zu Felsberg andererseits ein — durch fürstliche Verordnung vom 19. Januar 1695 ausdrücklich bestätigter — Kontrakt geschlossen, der in mehrfacher Hinsicht für die Geschichte des Markwaldes von Bedeutung ist. Er enthält bezüglich der Verwaltung und Aufsicht über das Beuerholz sehr wesentliche Neuerungen. Während bisher der Obermärker zu Felsberg allein die Macht hatte, in dem Wald zu forsten und zu pfänden und alle Pfänder und Bußen allein zu beziehen, sollen von nun an die herrschaftlichen Förster „auf das Beuerholz mit zu sehen und zu pfänden haben, und was sie an Bußfälligen bekommen, Ihrer Fürstl. Gnaden zur Forst einbringen; was dagegen der Stadtförster pfändet, soll der Stadt verbleiben, bei gleichzeitiger Pfändung hingegen sollen die fürstlichen Forstknechte den Vorrang haben".

In Bezug auf die Holznutzung wurde bestimmt, „daß das Holz zu Klaftern gelegt, und in Wellen gebunden, danach von den fürstlichen Beamten (d. h. dem Rentmeister und dem Schultheiß zu Felsberg) im Beisein der Förster aufgeschrieben werden sollte, damit Unserem gn. F. und H. nichts unterschlagen, sondern mit halbem Forst eingebracht werde, wie herkommen".

Die Ansprüche von Melsungen und Hilgershausen an den Markwald wurden rundweg abgewiesen. — So war also — und das ist das Wichtigste aus diesem Kontrakte — den landgräflichen Forstbeamten das Mit-Verwaltungs- und Aufsichtsrecht eingeräumt worden; im übrigen aber war der Markgenossenschaft das Eigentumsrecht ausdrücklich zugestanden worden.

Wie in diesem Falle die Markgenossenschaft einen Teil ihrer Befugnisse an den Staat verloren hatte, so gelang es endlich auch den hartnäckigen Hilgershäusern festen Fuß im Markwald zu fassen, freilich nur was die Hute angeht. Durch einen in Felsberg am 21. Juli 1656 abgeschlossenen „Rezeß" wurde eine bestimmte Hute im Beuerholze abgegrenzt und den Bewohnern von Hilgershausen zugewiesen gegen eine jährliche Abgabe von 2 Thlr. 16 Alb. an jeden der beiden Förster und von einem Kopfstück (= 7 1/3 Albus) an den Förster des Quillers. Das Huterecht der Hilgershäuser tritt in diesem Kontrakt recht deutlich als Servitut an die Mark und diese selbst dadurch als Eigentum der Märker hervor.

Am 2. Mai 1659 fand um das Beuerholz ein Grenzbegang statt, an dem sich die herrschaftlichen Beamten und Forstbedienten, sowie Bürgermeister und Rat von Felsberg samt der ganzen Bürgerschaft, auch sämtliche Mitmärker beteiligten.

Der märkerschaftliche Vorstand scheint aber um jene Zeit seine Pflichten bezüglich der Auf- und besonders der Abforstung stark vernachlässigt zu haben, denn unterm 20. Juni 1680 haben — vermutlich auf starken Druck der Forstverwaltung hin — Bürgermeister und Rat zu Felsberg sowie abgeordnete Mitmärker auf dem Rathause zu Felsberg eine Holzordnung unterzeichnet und veröffentlicht, die strenge Bestimmungen enthält, um der Verwüstung des Waldes zu steuern. Es muß sehr arg im Walde gehaust worden sein, denn es heißt in der Ordnung einleitend: „Nachdem Bürgermeister und Rat zu Felsberg mit nicht geringer Bestürzung vernehmen müssen, daß durch ihre Unachtsamkeit das Beuerholz in Weghauung der tragbaren Bäume, sowie des Brennholzes durch die Bürger und Mitmärker, indem jeder, wie und wann es ihm beliebt, in das Holz fahren und daselbst fällen, also das Beuerholz deteriorieren und verwüsten sollte . . ." Auf die Holzordnung im einzelnen einzugehen, hat keinen Wert; doch ist sie insofern wichtig, als sie erkennen läßt, das die Mit-Aufsicht und Verwaltung der herrschaftlichen Beamten und Förster sich zu jener Zeit noch nicht in erheblichem Maße entwickelt hatte, daß vielmehr die eigentliche Verwaltung und Verfügung über die Mark nach wie vor fast ausschließlich in den Händen der Markgenossenschaft lag, daß diese also alleinige Eigentümerin des Waldes ist, dessen Nutzungen sie allein bezieht.

Wie 1656 der Gemeinde Hilgershausen die Huteberechtigung in einem Teile des Waldes zugestanden worden war, so erhielt 1692 Elfershausen und 1719 Heßlar ein Stück Hute für das Vieh angewiesen „gegen Recompens".

Im Jahre 1682 macht Landgraf Karl sein Mit-Aufsichtsrecht über das Beuerholz in nachdrücklicher Weise geltend, indem er unterm 15. Februar dem Rentmeister Zielfelder zu Felsberg anbefiehlt, „daß die Beamten zu Felsberg der Anweisuug des Bau- und Brennholzes, sodann der Austeilung desselben beiwohnen, folgends das ausgeteilte Bau- und Brennholz im Beisein der Förster aufschreiben sollen, damit Uns an dem gebührenden halben Forste nichts unterschlagen, das Beuerholz auch nicht veröset*) noch deterioriert werden möchte". Die Beamten sollen darauf sehen, daß das Beuerholz nicht ferner, wie bisher zum höchsten Mißfallen des Fürsten geschehen, gleichsam liederlicher Weise ruinieret und ganz kahl gemacht werden möge. Sie sollen an die Regierung berichten, wenn ohne der Beamten und Förster Vorwissen und Beisein Bürgermeister und Rat Holz anweisen, damit sie exemplariter bestraft werden.

*) „Verösen" (= althochd. ôshan) ein heute nicht mehr verstandenes Zeitwort in der Bedeutung: öde machen, verderben, vernichten.

Einen bemerkenswerten Schritt weiter in der Entwicklung des Beuerholzes bedeutet die Resolution des Landgrafen Karl vom 19. Januar 1695. Die von den Märkern selbst im Jahre 1680 erlassene Holzordnung hatte es nicht vermocht, die Holzverwüstung im Beuerholze abzustellen, und da sich Bürgermeister und Rat zu Felsberg, den wiederholten landesherrlichen Befehlen entgegen, der Aufsicht und Mitwirkung der fürstlichen Beamten und Förster bei Feststellung, Anweisung und Verteilung des Holzes zu entziehen suchten, auch vielfache Unterschleife und Excesse vorgekommen waren, sah sich Landgraf Karl unterm 19. Januar 1695 veranlaßt, selbst eine Holzordnung für das Beuerholz zu erlassen. Diese Holzordnung schildert in der Einleitung die schlechte Wirtschaft des märkerschaftlichen Vorstandes, wie sie den Wald von Nutz- und Brennholz fast ledig gemacht, keine jungen Eichen wieder anpflanzen, das Markholz unordentlich hauen lassen, die jungen Pflanzungen nicht gehörig einhegen u. s. w. dermaßen, daß der Fürst wohl das Recht habe, das Beuerholz wieder in sein Eigentum zu übernehmen, wie es in der Verleihungsurkunde angedroht sei; daß er aber die Märkerschaft in Gnaden bei den vormals erlangten Privilegien belassen wolle. Der in forsttechnischer Beziehung wichtigste Punkt dieser Holzordnung ist wohl das Gebot, in Zukunft schlagweise zu hauen und nicht, wie es üblich war, plänterweise*), d. h. den Waldbestand durch Aushauen einzelner Bäume zu lichten. Im übrigen hat diese Verordnung ausgesprochenermaßen nur den Zweck, die Administration zu ändern, nicht aber die althergebrachten Eigentumsrechte anzugreifen. Wie die Kosten der Verwaltung sich steigerten, so war man bestrebt, auch die an den Staat zu entrichtenden Abgaben zu erhöhen. Insbesondere soll in Zukunft das Werkholz, von dem bisher neben Bau- und Brennholz nicht die Rede gewesen war, völlig verforstet werden. Was die Mast betrifft, die ebenfalls völlig zu verforsten ist, so nimmt der Landgraf diese für sich allein in Anspruch und gesteht den Märkern bei Betreibung der Mast nur den

*) Über „pläntern", das den Gegensatz zu dem „schlagweisen Betriebe" bildet, s. Zeitschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins. 1901. Spalte 289.

Vorrang vor Andern zu. Eine weitere Ausdehnung der staatlichen Aufsichtsrechte ist in der Bestimmung zu erblicken, nach der in Zukunft bei Annahme eines Stadtförsters dieser im Beisein eines fürstlichen Forstbeamten auf die fürstlichen Interessen mit zu verpflichten ist.

Noch oft hatte die Märkerschaft Klage zu führen gegen die herrschaftlichen Förster, die im fiskalischen wie in ihrem eigenen Interesse nicht bloß ihre Machtbefugnisse, sondern insbesondere auch die ihnen und dem Staate zustehenden Gebühren zu erhöhen bemüht waren. So mußte im Jahre 1738 dem Förster Grebe zu Melgershausen von seiner vorgesetzten Behörde selbst entgegengetreten werden, weil er aus dem Mark- oder Brennholze, von dem bloß halber Forst gezahlt wurde, alles Stangen- und Werkholz herauswarf, um davon den vollen Forst für den Staat herauszuschlagen und außerdem noch die höheren Accidenzien. Diese galten ursprünglich als eine für die fürstlichen Förster bestimmte Verwaltungsgebühr, flossen aber seit 1752 in die herrschaftliche Kasse, waren also eine Realabgabe geworden.

Auch ein Bescheid des fürstlichen Oberforstamts zu Kassel vom 11. November 1805 behandelt den Übergriff eines fürstlichen Försters und zwar bei Aufstellung der Liste der berechtigten Holzempfänger aus dem Beuerholze. Als sich nämlich der Magistrat zu Felsberg weigerte, die Namen der Holzempfänger für 1806 dem Förster abzuliefern, ordnete das fürstliche Oberforstamt an, daß es in Ansehung der genannten Waldung bei der bisherigen Verfassung, wonach der Magistrat die Listen selbst aufstellt, belassen werden solle.

Durch den siebenjährigen Krieg waren die Waldungen auch in Hessen vielfach verwüstet worden. Zur Wieder-Aufforstung der Wälder hatte daher die fürstlich hessische Kriegs- und Domänen-Kammer zu Kassel unter der Regierung Landgraf Friedrichs II. durch das Regulativ vom 9. April 1764 die Anordnung getroffen, daß von allen Waldnutzungen die zur Bepflanzung bezw. Besamung erforderlichen Pflanzkosten unter der Form eines „Pflanzaufsatzes“ als Zuschlag zu dem zu entrichtenden Forstgelde erhoben werden sollten. Der Bitte des märkerschaftlichen Vorstandes um Erlaß dieses Pflanzaufsatzgeldes gab die Regierung unterm 31. August 1764 statt, bedeutete aber zugleich die Bittsteller, daß, wenn sie die Waldung nicht in gehörigem Stande erhielten und nicht jährliche neue Anpflanzungen machten, ihnen der Wald dem Schenkungsbriefe gemäß genommen werden sollte.

Das sind in groben Umrissen die rechtlichen Verhältnisse des Beuerholzes, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte bis zur westfälischen Zeit entwickelt haben. Bei Beginn der westfälischen Fremdherrschaft steht es mit dem Beuerholze, um es in wenigen Worten zusammenzufassen, in folgender Weise:

Die in dem Schenkungsbriefe von 1360 bezeichnete Mark Beuerholz besteht noch; sie befindet sich im Eigentum der Stadt Felsberg sowie der Gemeinden Gensungen, Beuern und Helmshausen, deren alte Privilegien oftmals und bis in die neueste Zeit hinein von den Staatsbehörden anerkannt und geschützt worden sind. Dagegen hat die Verwaltung mannigfache Veränderungen erfahren. Während ursprünglich die Märkerschaft unbeschränkte Selbstverwaltung in ihrem Walde ausübte, gingen nach und nach diese Befugnisse teils infolge mißbräuchlicher Verwaltung, hauptsächlich aber infolge der Entwicklung der Landeshoheit, die besonders in Hessen ein ausgedehntes Forstregal in Anspruch nahm, verloren und verwandelten sich in Rechte einer beschränkten Mitwirkung bei Feststellung und Ausführung der Kultur- und Nutzungspläne des Waldes.

Von geringerer Bedeutung sind die Änderungen in den Abgabeverhältnissen. An Stelle der ursprünglichen Haferabgabe ist zu Ende des 16. Jahrhunderts eine Geldabgabe getreten. Der halbe Forst vom Brennholz ist übrigens im Laufe der Zeiten nie erhöht worden, er hat bis zur westfälischen Zeit stets 3 Albus (= 2 gute Groschen 4 Heller) betragen. Diese Abgaben sind samt den Accidenzien als Ersatz für die ursprüngliche Zinsabgabe und als Gegenleistung für die dem Staate obliegenden Verwaltungskosten anzusehen.

Es kam die Zeit des Königs Lustik. Die am 29. März 1808 eingesetzte General-Administration der Domänen, Gewässer und Forsten wollte gar zu gern aus unserm alten hessischen Beuerholz einen westfälisch-französischen Staatswald machen; sie verfügte, daß dem Staate an dieser bisher märkischen Waldung „principaliter ein ausschließliches Eigentum zustehe, indem die Gemeinden die Waldung nur jure servitutis benutzten“. Mit anderen Worten also: die westfälische Regierung erklärte das Beuerholz grundsätzlich als Staatseigentum. In Wirklichkeit aber zog sie gelindere Saiten auf; wohl weil sie von ihrem „guten“ Rechte wenig überzeugt war, beanspruchte sie bloß den vierten Teil für sich, indem sie diesen sonderbaren Anspruch damit begründete, daß die Abgabe für Brennholz, welche 3 Albus für die Klafter betrug, „hin und wieder den 4. Teil des in den herrschaftlichen Waldungen genommenen Forstgeldes von 12 Albus ausmache“. Als hiergegen der Maire und Municipalrat der

Stadt Felsberg Einspruch erhob, wurde der Präfektur-Rat Wittich mit der Untersuchung der Verhältnisse beauftragt. Nachdem dieser die auf den Gegenstand bezüglichen Akten und Urkunden, welche sich in den Archiven der Ober-Rentkammer und des Forstdepartements zu Kassel, sowie der Renterei und des Magistrats zu Felsberg vorgefunden hatten, zu Rate gezogen hatte, gab er sein Gutachten dahin ab, „daß dem Staate weder das alleinige noch ein Mit-Eigentum an dem Holze zustehe, daß dieses vielmehr eine Mark sei und als solche der Märkerschaft zu vollem und ausschließlichem Eigentum gehöre".

Infolge dieses Gutachtens, das mit seinen reichlichen Belegen die Grundlage für das Urteil der königlich preußischen Generalkommission vom 22. Mai 1872 bildet, ließ die königlich westfälische Regierung ihre Ansprüche fallen.

Nichtsdestoweniger wurde in kurhessischer Zeit ein neuer Angriff gegen das Beuerholz unternommen. Während dieses bisher im Grundsteuer-Kataster auf den Namen der vier Gemeinden, die es auch zum vollen Betrage versteuerten, als Eigentum eingetragen war, wurde im Jahre 1843 auf Beschluß des kurfürstlichen Obersteuerkollegiums zu Kassel in den Steuerkatastern der vier Gemeinden der Eintrag erwirkt, „daß an dieser Waldung der Staat das ausschließliche Eigentum in Anspruch nehme". Da die staatlichen Behörden durch gütliche Vorstellungen nicht zur Zurücknahme dieses Eintrags bewogen werden konnten, wurde die Märkerschaft im Jahre 1859 bei dem Justizamt zu Felsberg gegen den Staat klagbar. Auf den Bericht des Oberforstkollegiums hin gab jedoch das kurfürstliche Finanzministerium am 24. Mai 1859 den Bescheid, „daß das ausweislich der überreichten Akten hinsichtlich der Markwaldung bestehende Rechtsverhältnis ein Eigentum des Staates an den zur Mark gehörigen Waldteilen nicht erkennen lasse und ein solches auch im Wege Rechtens sich nicht werde zur gerichtlichen Anerkennung bringen lassen". Der verhängnisvolle Eintrag in den Steuerkatastern wurde daraufhin gelöscht, und somit war auch dieser Angriff auf das Beuerholz abgeschlagen.

Aber noch einmal und hoffentlich zum letzten Male sollte die alte Markgenossenschaft ihre verbrieften Rechte verteidigen, und zwar gegen die neue Landesherrschaft, gegen den preußischen Staat, auf den 1866 die hessischen Lande übergegangen waren. Aber auch dieser im Jahre 1868 von der königlich preußischen Regierung zu Kassel gegen die Märkerschaft angestrengte Prozeß wurde, wie Eingangs erwähnt, in der Sitzung der königlichen Generalkommision zu Kassel vom 22. Mai 1872 unter dem Vorsitze des Generalkommissarius Wilhelmy zu Gunsten der Märkerschaft entschieden. Das Endurteil, das diese Entscheidungsbehörde fällte, lautet in seinen Hauptpunkten: „Das Beuerholz ist den Bürgern zu Felsberg und den Leuten zu Gensungen, Beuern und Helmshausen als eine Mark und damit zugleich als Eigentum verliehen. — Der Staat hat von dem Vorbehalte, den Wald für den Fall schlechter Bewirtschaftung wieder an sich zu ziehen, nicht Gebrauch gemacht, vielmehr die Märkerschaft in ihren alten Privilegien wiederholt bestätigt und ihr Eigentum wiederholt bis in die neueste Zeit hinein anerkannt. — Nur die Administration hat der Staat an sich gezogen, damit aber zugleich den Vorbehalt, den Wald selbst wieder an sich zu ziehen, aufgegeben. — Dem Eigentumsrecht entsprechend, hat die Märkerschaft nicht bloß sämtliche Nutzungen des Waldes bezogen und sich dadurch und durch ihre Mitwirkung bei der Administration in dem Besitz erhalten, sondern auch alle Kulturkosten desselben getragen und die Steuern davon entrichtet."

Nachdem somit auch die neue Landesregierung der Märkerschaft das Beuerholz als rechtliches Eigentum zugesprochen hat, steht zu hoffen, daß, solange der preußische Wahrspruch Suum cuique zu Recht besteht, die Stadt Felsberg und die Gemeinden Gensungen, Beuern und Helmshausen in ungestörtem Besitze des Markwaldes Beuerholz, dessen sie sich nun 542 Jahre erfreuen, bleiben werden.

Heute ist der Felsberger Bürgermeister als Obermärker in glücklicherer Lage als sein Vorgänger aus dem Jahre 1680, der „mit nicht geringer Bestürzung" ersehen hatte, daß das Beuerholz deterioriert und verwüstet sei; heute kann der Obermärker mit Befriedigung und Stolz auf den vortrefflichen Zustand des Markwaldes — als eine Folge des einträchtigen Zusammenwirkens der staatlichen Forstverwaltung und des märkerschaftlichen Vorstandes — blicken.

Die Leser werden es, denke ich, verstehen und verzeihen, wenn ich diesen kleinen Beitrag zur Geschichte eines hessischen Waldes mit dem Wunsche schließe, daß der gegenwärtige greise Obermärker, der nun eine lange Reihe von Jahren mit so großer Liebe und Hingebung für sein Beuerholz gesorgt hat, sich noch manches Jahr an dem poetischen Zauber des Waldes erfreuen möge.

Römische Erinnerungen.

Von Louis Katzenstein.

(Fortsetzung.)

Ich äußerte meine Freude, daß ich ihm den kleinen Dienst hatte erweisen können, und wollte mich grüßend entfernen. Er drückte mir herzlich die Hand. „Wenn es Ihnen recht ist und Sie nichts versäumen," sagte er, „so machen wir noch einen Gang über den Pincio. Jetzt um die Zeit des Sonnenuntergangs ist es doch die interessanteste Promenade, abgesehen von der herrlichen Aussicht auf die Stadt. Aber zuvor muß ich mich Ihnen doch vorstellen." Er nannte mir seinen Namen und daß er von deutschen Eltern in Stockholm stamme, ich nannte den meinigen und meinen Beruf. „Ich hoffe," sagte er lächelnd, „Sie arbeiten tüchtig und lassen sich nicht allzusehr von dem hier üblichen Schlendrian fortreißen, der um so gefährlicher ist, als er die jungen Leute in den Glauben wiegt, daß bloßes Sehen schon Studium sei."

Ich glaubte ihn darüber beruhigen zu dürfen und sprach meine Vermutung aus, in ihm einen Berufsgenossen zu sehen.

„Nein," unterbrach er mich etwas haftig, „so glücklich bin ich nicht. Ich reise viel, bleibe aber nie sehr lange an einem Ort; meine Beschäftigung erlaubt das," fügte er trübe lächelnd hinzu, „ich habe keinen bestimmten Beruf, Sie müßten mir denn, wie meine Landsleute daheim, nach einigen schwachen Versuchen die Ehre anthun, mich einen Dichter zu nennen."

Dies Geständnis gab unserm Gespräch eine neue Richtung, und wie nichts so sehr geeignet ist, gebildete Menschen einander näher zu bringen, als der gemeinsame Enthusiasmus für bestimmte Meisterwerke der Dichtung, so nahm unsere Unterhaltung einen lebhafteren, wärmeren Ton an. Von Dichtern stand ihm keiner so hoch wie Byron, von dem er mit der glühendsten Bewunderung sprach. Ich stimmte voll und ganz in seine Begeisterung ein, und es schien ihn angenehm zu überraschen, daß ich die herrlichen, auf Rom und Venedig bezüglichen Strophen in Childe Harolds Pilgerfahrt englisch zitieren konnte.

Wir sahen uns von da an fast täglich, und ich hatte alle Ursache, mich der neuen Bekanntschaft zu freuen. Mein neuer Bekannter erwies sich als geistvoller Kenner der italienischen Geschichte, der er, wie mir schien, ein besonderes Studium widmete. Von den in Rom lebenden Künstlern kannte er die meisten, aber außer einem gelegentlichen Besuch im deutschen Künstlerverein unterhielt er mit keinem einen näheren Verkehr.

Der Winter war inzwischen herangekommen, und es wurden im Palazzo Simonetti, dem schönen Lokale des deutschen Künstlervereins, Anstalten getroffen zu einer solennen Sylvesterfeier. Nach dem festlichen Abendessen waren Vorträge ernsterer und heiterer Art in Aussicht genommen. Auch mein neuer Freund war unter den Gästen, und es gelang mir den Platz an seiner Seite bei Tisch zu bekommen. Der fröhliche Lärm umher, das Singen und Musizieren machten ein ruhiges Gespräch unmöglich; die zwölfte Stunde nahte heran, es wurden riesige Bowlen aufgestellt, und man bereitete sich vor, das neue Jahr mit einem donnernden Gruß zu empfangen.

Zu meiner großen Verwunderung erhob sich mein Nachbar, klopfte an sein Glas und bat um Gehör. Als mit Mühe einige Ruhe hergestellt war, sagte er, daß er zur Sylvesterfeier einige Verse verfaßt und daß sein Nachbar — auf mich deutend —, der ein klangvolles Organ habe, dieselben lesen würde. Zugleich steckte er mir ein Papier in die Hand und flüsterte mir zu: „Verzeihen Sie die Überrumpelung und seien Sie ohne Sorge, es ist deutlich und leserlich geschrieben."

Diese Ankündigung war mit Jubel aufgenommen worden, und als der Zeiger der großen Wanduhr auf zehn Minuten vor Mitternacht wies, erhob ich mich auf einen Wink des Dichters und las.

Es waren wundervolle, tief empfundene Worte von klassischer Vornehmheit, in denen hier der fernen Heimat Grüße zugerufen und das junge Jahr bewillkommnet wurde. In den stürmischen Beifall am Schlusse mischte sich das Geläut von Hunderten von Kirchenglocken, deren Ton durch die offenen Fenster hereingetragen wurde. Dann entstand ein allgemeiner Aufbruch, alle erhoben sich, um allen die Hand zu drücken und Glück zu wünschen. Der Dichter hatte sich, das Gewühl benutzend, unbemerkt entfernt. —

Es vergingen einige Wochen, ohne daß ich ihn sah; sein gewohnter Platz im Café blieb leer, und Pietro meinte auf mein Befragen, der Schwede müsse entweder krank oder abgereist sein.

Eine Anzahl Maler hatte sich damals vereinigt, um in den Abendstunden nach kostümierten Modellen zu zeichnen und zu diesem Zwecke in einer engen entlegenen Straße eine Art Saal gemietet. Es war nicht weit vom Forum, und an einem wundervollen mondhellen Abend zog ich vor, anstatt in der von Lampendunst erfüllten Atmosphäre zu zeichnen, ganz allein nach dem Colosseum zu schlendern.

Zu solcher Zeit ruht ein unbeschreiblicher Zauber in den alten Gassen der ewigen Stadt. Während tiefe Schatten die eine Seite der Straße in Nacht einhüllen, erglänzen die gegenüberliegenden Häuser in magischem Lichte, welches verklärend das alte Gemäuer umspielt, und je weiter man wandert, bis man sich endlich in der riesigen Trümmerwelt des Forum Romanum befindet, desto überwältigender wird der Eindruck, und die Stille der Nacht bringt die ganze großartige Szene zu mächtiger Wirkung. Vorüber führt mein Weg an der Fontana Trevi, der Meisterschöpfung Berninis, von der die hübsche Sage geht, daß, wer einmal aus ihr getrunken, immer wieder nach Rom zurückkehren müsse. Weiterhin erinnern aneinander geschobene zweiräderige Karren und zertretenes Stroh an die jetzige prosaische Bestimmung des klassischen Ortes, er ist heute — ich schrieb dies vor über vierzig Jahren — zum Viehhof — campo vaccino, herabgesunken. Zu meiner Rechten zeichnet sich scharf und klar das Kapitol auf dem tiefblauen Nachthimmel ab, und matt schimmert im Mondlicht die grandiose Reiterstatue des Mark Aurel. Und nun noch wenige Schritte und man steht vor der ungeheuern Arena, deren massiges Steingefüge vielen Jahrhunderten getrotzt und kaum an Umfang verloren zu haben scheint, wenn spätere Geschlechter aus ihm das Material zur Erbauung ganzer Straßen genommen haben.

Nahezu zweitausend Jahre sind über den Riesenbau dahingegangen, er hat den Glanz der Imperatorenzeit gesehen, wenn ein ungeheures seidnes Zelt ihn überspannte, um die Kampfspiele vor der Glut der Sonne zu schützen, er sah den Verfall des mächtigen Reiches, als die antike Welt in Trümmer sank unter dem ehernen Tritte nordischer Barbaren, er sah die ersten todesmutigen Bekenner des neuen Glaubens von wilden Tieren zerrissen, genau an der Stelle, wo heute das siegreiche Symbol des Christentums, das Kreuz, aufgerichtet ist. — Wo wäre in der Welt eine Stätte, die mehr zu ernsten wehmütigen Betrachtungen anregt, wo giebt es ein Geschichtsbuch wie dieses!

Langsam stieg ich die Stufen hinauf, um von der Höhe einen Blick in die von silbernem Duft eingehüllte Campagna zu werfen, nichts regte sich in dem weiten Amphitheater, nur hin und wieder schwirrte eine Fledermaus an mir vorbei. Da plötzlich gewahrte ich, daß ich doch nicht der einzige nächtliche Besucher war; auf dem Sitze über mir gewahrte ich eine in einen Mantel gehüllte Gestalt, den breitkrämpigen Hut tief in das Gesicht gedrückt, sitzen. Ich wollte vorübergehen, als ich mich bei meinem Namen angerufen hörte und zu meiner Verwunderung meinen Schweden erkannte. Er reichte mir die Hand, um mich beim Erklimmen der steilen Stufen zu unterstützen, und bat mich, neben ihm Platz zu nehmen. Ich drückte ihm meine Freude aus, daß die Befürchtung, er sei krank, grundlos gewesen.

„Ich war“, sagte er, „mit einer Arbeit beschäftigt, die keine Störung vertrug, und hatte mich, um ganz allein zu sein, in Albano eingemietet, wohin um diese Zeit kein Mensch kommt.“

Ich knüpfte an unsern im Künstlerverein verlebten Abend an und fragte, warum er so rasch verschwunden sei.

„Es hatte mich“, antwortete er, „überhaupt Mühe gekostet, hinzugehen, aber ich wollte einmal versuchen mir selbst zu entrinnen. Ich bin ein unstäter Geist, den es nirgends lange leidet, ich suche die Einsamkeit und nichts ist leichter zu finden. Mein ungeselliges Wesen wird Ihnen längst bekannt sein.“

„Bis jetzt“, erwiderte ich, „hatte ich noch nie Gelegenheit, etwas über Sie zu hören, ich war dem Zufall dankbar, der mir Ihre Bekanntschaft gab, und hatte den Wunsch, es möchte eine dauernde sein, — den muß ich nach dem Gehörten nun wohl unterdrücken.“

„Nein, nein,“ unterbrach er mich, „Sie mißverstehen mich, so war es nicht gemeint. Ich bin kein Menschenfeind, aber ich fliehe die Gesellschaft, weil ich ihr nichts zu bieten habe. Wie oft schon habe ich stundenlang hier gesessen, Stunden, die mir wie Minuten dahinschwanden, Stunden, in denen Jahrtausende von Geschichte an meinem innern Auge vorüberzogen und mich so tief die Wahrheit des Dichterwortes fühlen ließen, daß unsere kleinen Schmerzen verstummen müssen, hier, wo eine Welt in Trümmern liegt.“

Er schwieg, und gleichsam wie ein Echo seiner Gedanken drangen die Worte eines alten Liedes hinauf zu uns, wie es die Feldarbeiter um Rom heimkehrend zuweilen nach einer melancholischen Weise singen:

„Roma, Roma tu non sei come era prima!“

Einige Minuten saßen wir schweigend den fern verklingenden Tönen lauschend, dann fuhr mein unbekannter Freund fort: „Meine Bekanntschaft, die Sie so freundlich sind zu wünschen, würde Ihnen auf die Dauer keine Freude machen. Wie ich Sie nach flüchtigem Begegnen recht zu beurteilen glaube, sind Sie eine ächte und rechte fröhliche Künstlernatur, genießen mit vollen Zügen, was Natur und Kunst Ihnen hier verschwenderisch bieten, sind leichtlebig und haben das Bedürfnis der Mitteilung. Vor Ihnen liegt die Zukunft rosig und glänzend, mich aber, den gereiften Mann“ — er brach ab, verfiel in Schweigen und wie er da saß, das gramdurchwühlte Antlitz dem vollen Monde zugekehrt,

wagte ich nicht, die Stille durch ein banales Wort zu unterbrechen.

„Wie lauten doch“, wandte er sich endlich wieder zu mir, „die herrlichen Worte, welche Byron im Childe Harold an das Colosseum richtet, das man bei Mondschein besuchen soll?“

Ich zitierte die Strophe:

„Doch wenn der Mond im Aufgang sich erhebt
Zur höchsten Höh' und dort zuweilen scheint:
Die Sterne funkeln durch die ewige Zeit —
Wenn sanft der Nachtwind rauscht und leis bewegt
Das üppige Laub, der alten Mauern Zier,
Dem Lorbeer gleich, der Cäsars kahles Haupt bekränzt,
Und mildes Licht Dein Aug' erfreut,
Dann laß in diesem mag'schen Rund
Die Toten auferstehn!
Hier schritten Helden einst, Du trittst auf ihren Staub!“

„So lautet es, ja,“ unterbrach er mich indem er mir die Hand auf den Arm legte, „,dann laß' in diesem mag'schen Rund die Toten auferstehn‘. Sie sollen wissen, was mich zu dem einsamen freundlosen Mann gemacht, als der ich Ihnen erschienen bin. Vielleicht hat es einigen Nutzen für Sie.“

Ich bat ihn, sich nicht schmerzlichen Erinnerungen hinzugeben, nicht etwa alte Wunden zu berühren, aber Zeit und Ort schienen sänftigend auf ihn zu wirken.

(Schluß folgt.)



Bergluft.

Erinnerungen eines Überläufers.

Von Valentin Traudt.

Ein Kultusminister ist immer ein gebildeter und liebenswürdiger Mann und sozusagen die Amme vieler jungen Talente. Auch mich hatte er unter seine fürsorglichen Fittiche genommen und mir Gelegenheit gegeben, aus dem großen Topf mitessen zu dürfen. . . . Und was so einem Hochgestellten nicht alle im Kopfe herumgeht! Damit will ich, seine riesigen geographischen Kenntnisse, die er als Schulmann ja haben muß, in allen Ehren, keineswegs behaupten, daß er das furchtbar einsam gelegene kalte Fuchsloch, Kirchdorf im Kreise Rauhfrost, gekannt hätte, auch nicht, daß er etwa gar mit mir oder dem dortigen Bürgermeister in näherer Beziehung gestanden habe; aber doch das, daß er in der Regierung zu Sittlingen ein Organ hatte, dem es bekannt war, daß in Fuchsloch seit vier Jahren kein Schullehrer fungiere. Auf den erdenklich schlechtesten Wegen mich durch die Wälder schlagend, war ich in dem Dorfe angekommen. Es wollte gerade Winter werden und die mit Schiefer gedeckte Ostseite der Häuser war schon mit Moos und Stroh gegen die rauhen Stürme geschützt. Der Herr Assessor, welcher den Kreis provisorisch verwaltete, ein sehr feiner Herr, hatte mir lächelnd erklärt, daß man da oben im Winter oft sechs Wochen eingeschneit sei, noch nie ein Schulrat oder sonstiger Revisor dort gewesen wäre, ich aber doch fleißig sein müsse. Es sei ein Posten für einen jungen, strebsamen Mann. . . . Gewiß gab es viele schönere Schulstellen, die man revidieren konnte, und eine noch größere Zahl besserer, die die Strebsamkeit ungeheuer unterstützen mußten. . . . Für mich mußte es gerade dieses Nest sein. . . .

Die Jugend von Fuchsloch war nicht gerade erbaut von meiner Ankunft, sintemalen ihr das Waldlungern und Nesterausheben, das Viehhüten und Beerensuchen, das Schlittenfahren und Schneeballspiel viel wichtiger dünkte. Umso liebevoller nahmen mich die Honoratioren des weltbekannten Sturmbadortes auf. Der alte Pfarrer, Vater dreier Töchter, Besitzer eines vorsintflutlichen Tafelklaviers, das nie gestimmt worden war, erwartete in mir einen Gesellschafter, der graue Förster, ein Teufelsbraten feinster Nummer, einen Kartenfreund, der Bürgermeister einen Schreibersknecht und die diversen Bauerntöchter den Verfasser ihrer kernigen Liebesbriefe an den Musketier oder Dragoner August, Hannes oder Christoph. Jedenfalls wurde ich wie ein Triumphator empfangen, und eine ganze Menge von Festlichkeiten, vermutlich zu meinen Ehren, wurden veranstaltet. Zunächst schlachtete der Dorfgewaltige zwei fette Schweine und lud die ganze gebildete Gesellschaft dazu ein, dann gab es eine große Spinnstube mit nachfolgender Keilerei, ganz im Rahmen alter Gewohnheit, später einen Abendthee mit klassischer Musik aus Clementis Anfängerheften und zum Schluß eine Treibjagd mit Rehlebereffen. So hatte ich denn Gelegenheit genug, die riesige Aufnahmefähigkeit im Leiblichen und „Geistigen“, sowohl bei den Alten wie bei den Jungen kennen zu lernen, und es bedünkte mich, als stände die Sicherheit der Jugend in diesen Dingen in einem argen Mißverhältnis zu den Bemühungen derselben in der Schule. Von mir verlangte man weiter nichts, als die Fähigkeit, sie alle zu übertreffen, zu wissen, wie schwer die einzelnen Schweine seien,

wo dieses oder jenes Regiment läge, wie man eine Rehleber am schnellsten vertilge, in welchem geistigen Verhältnis alter Korn zum Wachholder stände und ob Richard Wagner wirklich etwas von Musik verstanden habe.

Meine Wohnung hatte ich bei dem Bürgermeister, welchem zwei lieblich handfeste Töchter erblüht waren, deren Umgangsformen dem Vaterhause alle Ehre machten und denen der Wahlspruch des guten Vaters: „Wenn ich höflich will sei', hau' ich ihm 'n paar Zähn' ei'" auf der Stirn geschrieben stand. Da ich in der Gegend zunächst bekannt werden wollte, widmete sich der Förster, den Waldlaufer nannten sie ihn, meiner Ausbildung. Er war ein wunderlicher Kauz, ein kleiner Kerl mit wildem Graubart und gutmütig-schalkhaften Augen. Er kannte jede Pflanze, jeden Vogelpfiff und jeden Pfiff der Fuchslocher. „Daß Sie unverlobt und unverheiratet sind, ist in den Augen der Bauern Ihr größt' Talent!" behauptete er mir stets ins Gesicht und setzte mir auseinander, daß es wohl die erste Liebesthat der Fuchslocher sein werde, mich so schnell wie möglich mit einer ihrer Töchter zu beglücken. „Aber mer wird schon fertig, wann mer iwerall die Auge aufhat und 's Herzel."

So gehörte denn ein hoher Grad von Standhaftigkeit dazu, all der weiblichen Anmut und Liebenswürdigkeit feinsinnig aus dem Wege zu gehen. Vor allen Dingen mußte ich auf der Hut sein vor den Töchtern des Bürgermeisters, welche mein armes Herz mit Schweinerippchen und Dampfnudeln zu bezaubern suchten. Doch der Förster und ich verstanden es, der pausbäckigen Trine ihren alten Schatz, den Waldbachmüller, wieder in die Arme zu führen und den Dragoner der Lisbeth so mit Liebesbriefen zu bombardieren, daß er ihr kurzer Hand seinen Hof zu Füßen legte. Er war ihr eigentlich nur wegen ihres letzten Briefes gram geworden, den ich, da ich die Angelegenheit ja einrenkte, in Abschrift habe. Er lautete:

„Lieber Hannjörg!

Ich fasse jetzt tie Bäder, um dir zu sage, ob du mich wohl freie tätst. Ich hab noch keinen neuen; aber so ganz ohne kann man auch nett sein. Und so du wollst daß mer beite uns soll habe schreib mer kleich. Willst du es es aber nicht, so werf ihn ins Feier. Ich liebe dich aus Härzensgrund wie der Ochs sei' Heibund und wenn er es gefräsſe hat, dann bin ich deiner auch schon sad. Schreibe mir kleich, daß ich was weiß.

Deine dich geliebte

Lisbeth."

Die Tapferkeit des Hannjörg hatte diesem Brief nicht ganz Stand gehalten; aber wir stählten wieder seine Nerven durch neue Beweise der verborgenen Huld und versäumten nicht, die Lisbeth zu veranlassen, einige Würste als überzeugende Gründe anzufügen. . . .

Eines Tages schickte mir der Waldläufer einen ausgestopften Habicht und ließ mir sagen, er huste momentan so auf alles, daß er sich nicht zeigen könne. Da war ich den Abend im Pfarrhaus und verliebte mich im Geheimen in Anna und Emma. Else war noch nicht erwachsen, sonst wäre es wohl ein dreizüngiges Herzfeuer geworden. Der alte Pfarrer, noch schneller aber seine Frau, hatten das gar bald heraus und zogen eine Art geistigen Stacheldraht zwischen mich und ihre Kinder. Und doch mußte ich den Pfarrer lieb haben; denn er war ein Lehrerfreund und der Ansicht, daß man den Geist nicht zwingen, nur anregen kann, auf- und vorwärts zu schauen, daß man das innere Auge für Nähe und Ferne stärken müsse, das Herz zu erwärmen, den Geist zu erleuchten, den Körper zu stählen habe. Er war wie ein weiser Wegweiser und natürlicher Förderer. Gewiß hätte er mir auch Anna oder Emma gegeben, wenn ich nicht wie ein Schmetterling von der Blonden zur Braunen geflattert wäre, gewiß auch dann, wenn nicht eines Tages im Kreisblatt, das mich allabendlich in Schlaf lullte, die Doppelverlobung der beiden Mädchen mit benachbarten Kandidaten der Theologie gestanden hätte. Diese Lösung des Konfliktes war ebenso einfach an sich wie belehrend für mich. . . .

Da war endlich der Winter da mit seinem nachtschwarzen Schneetreiben. Der Schnee war ja allerdings weiß, aber seine Absicht war eine schwarze. Ich vergrub mich in die Schule und ließ mich von all den tiefsinnigen Fragen bestürmen, welche die Kinder nach Überwindung der Scheu an mich richteten.

„Hat der liebe Gott einen Kittel an?"

„Wie heißt die Frau liebe Gott?"

„Giebt's im Himmel auch Blumen?"

„Gehn die Engel auch in die Schul'?"

„In die Kirch' brauche mer drobe' nett mehr zu gehe? — Ewer doch?"

Oft versagte auch diese Unterhaltung, weil sich die Leute erst wieder aus dem Schnee graben mußten. Im Wirtshaus gab es schon lange nichts mehr zu trinken und Kornkaffee konnte man ja daheim haben. Alles lag auf dem Bärenfell und füllte die freie Zeit mit Essen aus. Hätte ich noch vor vier Wochen den Gesangverein gegründet, heute wäre er glücklich wieder aus dem Leim, in Ermangelung der stets notwendigen Begießung der Statuten.

— Eine kleine Abwechselung gab es nur, als der Gensdarm, welcher in Rauhfrost wohnte und kürzlich pensioniert worden war, mit einem großen Wagen kam und sich nach alter Observanz — „Obselvarz“ sagte er — beim Bürgermeister sein Holz holen wollte, wohingegen früher die Fuchslocher am Abend keine Laterne am Fuhrwerk zu haben brauchten, in der „ewigen Lampe“ bis über Mitternacht karten und sich sonst allerlei Seitensprünge erlauben durften.

Diesmal aber zog er betrübt und allein auf dem Wäglein ab. Traurig drückte er mir die Hand: „Herr Lehrer, hätte ich meinen Säbel noch!“

Eines Tages mußte ich wegen einer unliebsamen Sache zu dem Pfarrer. Ich hatte einen Jungen verhauen, der mir, als ich ihm ein schönes Zimmerröschen, das ich mit Mühe gepflegt hatte, zeigte, nicht sagen konnte oder wollte, was es für eine Blume wäre.

„Wenn er auch keine Blumen mit den Namen kennt, wenn er sie nur lieb hat“, sagte der kluge Mann mit weicher Stimme. „Die Einsamkeit ist Ihnen nicht gut. Kommen Sie zu uns.“

Und so kam ich denn öfter und saß dann auch neben der helläugigen Else und studierte Latein. Und das Latein machte mein Herz kalt und warm. Kalt, daß es ohne Gefühl für die Dorfschönen, warm, daß es mit Glut für die „Solidaten“ alle die notwendigen Korrespondenzen besorgte, kalt für die Gegenwart, warm für die Zukunft. Mit den Fuchslochern kam ich immer besser aus und der Bürgermeister schaffte sogar für die Schule, „obgleich er nichts vor so große Städte iwrig hätt’“ eine Karte von Europa an . . . Wie freute ich mich mit dem Pfarrhause, als Else konfirmiert wurde! Nicht nur das Mädchen, auch Vater, Mutter und Geschwister sahen mich glücklich an. — Er ist der fühlende Philosoph, sie die sorgliche Hausfrau und die Kinder sind die jubelnden Heidevögel . . . Else lernte bei mir Klavier, ich mit ihr Latein und wir machten riesige Fortschritte. Wir gingen auch zusammen durch Feld und Hag und im Winter saß ich bei ihr am Spinnrad und wir lasen die lateinischen Dichter und pflanzten still im Herzen ein zartes Kräutlein. Als aber die Knospen der Sonnentriebe aufbrechen wollte, wurde ich auf Betreiben des Pfarrers versetzt. Gleich in die große Hauptstadt. — Ob? — Es war im Juni.

Als ich mich von meinem alten Freunde, dem Waldläufer, verabschiedete, zog ein schweres Wetter über die Wipfel. Der Regen klatschte an die Scheiben, der Sturm heulte, der Donner rollte unaufhörlich. Der Alte saß mit geschlossenen Augen in seinem Lehnstuhl. Da wurden auf einmal die Vögel in den Käfigen unruhig, die Hunde sprangen um, der Sturm schwieg einen Augenblick . . . „Jetzt kommt’s!“ rief der Graubart . . . Und da zuckte auch ein furchtbarer Blitz hernieder und zerschmetterte die Eiche, welche dem Forsthaus gegenüber stand. Wie eine Riesenfackel flammte sie auf.

„So muß es kommen, wenn’s besser werde’ soll im Volk. Seht Euch die Fackel an, — —! So werdet eine!“

Das war der Abschied.

Der Bürgermeister machte es einfacher. „Mer krije g’wiß wieder ’n Annere. Wann net — dann.“ Und er schnappte mit dem Daumen.

Der Pfarrer aber begleitete mich bis zur Kreisstadt, von wo ab ich mit der Bahn fahren konnte. Else war nicht zu sehen gewesen.

„Weiter, weiter, junger Freund!“ rief mir der alte Herr noch in den Eisenbahnwagen nach. „Es ist gut für uns alle.“

Das war der schönste Abschiedslaut und Geleitsbrief.

In dem Gewühl der Stadt bekam ich zunächst ein großes Heimweh nach den rauhen Bergen, deren Duft ich in meinen freien Stunden in Verse goß und durch die Handlungen meiner Erzählungen säuseln ließ. Die Leute in der Stadt hatten bald auch etwas für mich übrig und einige sogar soviel, daß ich meinen Beruf, die Kleinen zu lehren, mit dem, durch das gedruckte Wort zu wirken, vertauschen konnte. Die Fuchslocher waren das zufrieden, und die hatten doch auch ein Urteil!

Überhaupt so — das unwirtliche Nest . . . Es zieht mich an . . .

Fast in jedem Sommer steh ich wieder auf der Höhe vor dem Dörflein. Dann duftet es in den Hecken, die Wasser rauschen, die Blumen plaudern leise, in den Feldern wandelt es hin und her . . Rastlos webt Leben und Liebe.

Weit hinter dem Walde kommt dann der Geist der Nacht herauf und sendet Träume ins Land und segnet die Kinder der Erde und streift mit mildem Finger das Haupt meiner Else und dann auch meines.

Und am Abend droht das Mütterchen von der Hausthür her: „Aber Kinder, es ist schon spät! Es ist Eulennacht!“



Die Roawena.[1]

(Wetterauer Mundart.)

Die Roawena, die Roawena,
Oacht Ärterchen[2] eamm Himmilsdah[3]
Met Leu vo ächtem Koarn eann Schruth,
Met Marrerchen wäi Moarjeruth;
Ds Groas se huuch, se stolz die Fricht,
Zefrirre jeres Ohngesicht!

Edorcher[4] mette schäißt die Lomm[5],
Däi giht bahl groad, bahl mächt se kromm
Ennoabber[6] dorch de Grond. Ds Doahl
Gleazzert[7] eamm ihrschde Sonnestroahl;
Eann dauß[8] ohm Wahld schuhnd Moarjets froi
Do hoitt[9] dr Koihhort met de Koih.

Die Roawena, die Roawena
Treibt Hannelschaft met allerla,
Met Verschelin[10] eann häusern Woar.[11]
Die Suchihl[12], däi sein aach näit roar.
— „Steinewaar kauf!" — Aha
E Landsmann vo dr Roawena!

Die Börner[13] geawwe fresche Trunk
Eann Rih eann Hoase gett's[14] genungk[15].
Die ahle Aichbehm[16] deann eamm Wahld[17],
Ze Nordecke ds Schloaß ds ahld,
Däi konn verrzehn vom ahle Rächt,
Vo Ritterschmann eann Lanzeknächt.

Soldoare aus dr Roawena
Vom Hessestamm eaß ahnerla,
Brecht[18] aach ds Aage treu eann blo,
„Die Roawenaer, däi sein do!"
Rieft se dr Kaiser moarrn eann haut[19],
's giht droff luus, 's batt[20] alles naut.

Die Roawena, die Roawena
Zäikt[21] gähle Waas[22] eann doffdig Ha
Se stolz wäi ronderimm e Grond.
's gett[23] eann die Meste, eann's Gebond,
Eann vo de Äppilbehm dr Wein
Eaß besser wäi vom Iwwerrhein[24].

E Madche vo dr Roawena
Hott Äjilcher[25] wäi Himmilsdah
Eann Bäckilchern — ei, die Schwernuth —
Väil schihner noach wäi Moarjeruuth.
Ach, schweit merr stell, aich weaß gena:
's gett joa nur ahn Roawena.

[1]) Rabenau (Landschaft zwischen Gießen, Marburg und Grünberg gelegen); [2]) acht Örtchen; [3]) im Himmelsthau; [4]) hindurch; [5]) Lumda (Bach); [6]) hinab; [7]) glänzt; [8]) draußen; [9]) hütet; [10]) Porzellan; [11]) Ware des Geschirrs von Hausen: [12]) Blutigel; [13]) Brunnen; [14]) giebt's; [15]) genug; [16]) Eichbäume; [17]) drinnen im Wald; [18]) bricht; [19]) morgen und heute; [20]) = hilft; [21]) zieht; [22]) gelber Weizen; [23]) es giebt; [24]) Überrhein; [25]) Äuglein.

Gießen.

Fr. von Trais (Fr. Möbius).

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In Marburg hielt in der Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins am 21. Februar Herr Professor Schröder einen Vortrag über deutsche Münznamen mit besonderer Rücksicht auf Hessen. Aus der umfassenden Behandlung des interessanten Gegenstandes ist das Nachfolgende hervorzuheben: Die Münzbezeichnungen entstanden nur selten dadurch, daß sie von vornherein den Münzen mit auf den Weg gegeben wurden, zum größten Teil bildeten sie sich im Volksmunde und erhielten oft erst dann die amtliche Anerkennung, wenn das auf der Münze enthaltene Bild, das zur volkstümlichen Bezeichnung die Veranlassung gegeben hatte, längst einem andern gewichen war; wie dies z. B. beim „Kreuzer" geschah, der keine Spur des Kreuzes, von dem ihm einst der Name geworden, mehr zeigte. Herr Professor Schröder entwickelte sodann die Münzverhältnisse von der Zeit der alten Germanen bis zum Erscheinen der Thaler und betonte bezüglich der hessischen Münzsorten besonders die Zwischenstellung Hessens zwischen dem Rheinland und Sachsen, wobei die „Turnosen" und „Albus", die „Groschen" und „Böhmischen" angeführt wurden. Im Anschluß hieran wurde noch die Etymologie des Ausdrucks „Mise" für ein Zweialbusstück besprochen, welches in Vilmars „Idiotikon" bei Erläuterung des Wortes „Weißpfennig" glaubwürdig damit erklärt wird, daß der Doppelalbus der niedrigste Einsatz (mise) bei dem unter Landgraf Friedrich II. bestehenden Lotto war.

Der am 2. März vom Hessischen Geschichtsverein in Kassel veranstaltete wissenschaftliche Unterhaltungsabend fand im kleinen Hanusch'schen Saale statt und wurde von Herrn Kanzleirat Neuber eröffnet. Den ersten Vortrag hielt Herr Kanzleirat Keßler über „Münzstätten und Münzprivilegien in Hessen". Es kommen dabei hauptsächlich in Betracht Fulda, Helmarshausen und Eschwege, denen das Prägerecht von den Kaisern Otto I., Konrad II. und Friedrich I. verliehen wurde. Von großem

Vorteil für die Entwickelung des Handels, der mit der Förderung der Münzthätigkeit in enger Beziehung stand, war für Hessen der Umstand, daß es, im Herzen von Deutschland gelegen, sowohl mit dem regen Thüringen wie mit dem goldenen Mainz in Verbindung stand, welches letztere sich die „Metropole des Reichs" nennen konnte. Da gegenwärtig der Münzkunde ein weitgehendes Interesse entgegengebracht wird, war dieser Vortrag, obwohl er in längst vergangene Kulturverhältnisse zurückführte, ein sehr zeitgemäßer. Herr Dr. Seelig verbreitete sich darauf über fuldaische Wappen, wobei er auch der fuldaer Fürstbischöfe und der großen Verdienste gedachte, die sich dieselben um die Stadt erworben haben. Sodann ergriff Herr Dr. Schwarzkopf das Wort, um über hiesige Bauten und Baudenkmäler zu sprechen, so wie über die daran verübten Versündigungen, wobei er namentlich der Zertrümmerung des Brinkbrunnens gedachte. Bei Schilderung der nunmehr in der Umgestaltung begriffenen „Tränkepforte" wies der Herr Redner auf das Haus Nr. 2 hin, welches fast 400 Jahre alt und nach der über dem Portale angebrachten Inschrift von Kaspar Lüttgendorf erbaut ist. In diesem 1610 errichteten Hause befand sich ein flott gehender Kaufmannsladen, in welchem die Bürger und wohl auch die Edelleute alles finden konnten, dessen sie benötigten. Nicht unerwähnt blieb, daß ein Hans Lüttgendorf auf der Reise zur Leipziger Messe zwischen Kassel und Witzenhausen einen andern Bürger erschlagen hatte und flüchtig wurde, bis er gelegentlich der Vermählung des Landgrafen Moritz mit Agnes von Solms Begnadigung erhielt. Es geschah dies 1593, also bevor die Familie Lüttgendorf sich das bis jetzt noch vorhandene Haus in der Tränkepforte erbaute. — Nachdem Herr Kanzleirat Neuber im Hinblick auf die in der Kasseler Bildergalerie befindlichen Gemälde von Jordaens und Steen das „Bohnenfest" besprochen und Herr Breithaupt die Lage der Kasseler Sternwarte in Betrachtung gezogen hatte, machte Herr Direktor Henkel eingehende Mitteilungen über die Familie von Donop, wozu der Umstand Veranlassung gab, daß ein Herr von Donop gegenwärtig in englischen Diensten in Süd-Afrika mehrfach genannt worden ist. Das Material zu der von Donop'schen Familiengeschichte war Herrn Direktor Henkel von den Ministerien zu Berlin, Stuttgart, London und Kopenhagen bereitwillig zur Verfügung gestellt worden*)

*) Über die Familie von Donop vergl. „Hessenland" 1892, Seite 247: „Die von Donop in hessischen Diensten" von Friedrich Henkel, sowie auch Jahrgang 1893, Seite 63, und Jahrgang 1899, Seite 179 u. 288 ff.

In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel am 10. März d. J. hielt der Vorsitzende des Vereins, Herr Generalmajor z. D. Eisentraut, einen längeren Vortrag über „Neue Forschungen auf dem Gebiet der Altertumskunde in Hessen".

Neben den bereits früher bei uns aus neolithischer Zeit bekannt gewordenen Grabstätten sind nun auch Spuren von Ansiedelungen aus jener alten Zeit in Hessen aufgefunden, und zwar durch Herrn Baron v. Gilsa bei Niederurf und durch Herrn Vonderau in den Schlackenwällen des Haimberges und des Schulzenberges bei Fulda. Hoffentlich werden sich diesen Funden noch mehr im Laufe der Zeit in Hessen anschließen. Der im letzten Jahrzehnt in Fulda aufgedeckte Pfahlbau ist nicht der neolithischen, sondern einer viel jüngeren Zeit zuzuschreiben.

Von den in den letzten Jahren durchforschten Grabhügeln weisen wir die vom Igelskippel bei Unterbimbach (Fulda) in die Bronzezeit, die von den Straßenhecken in derselben Gegend wie auch das zwischen Hausen und Weißenborn geöffnete Grab in die Hallstadtzeit.

Besser als Grabhügel gestatten uns Ansiedelungen und Wohnstätten Einblicke in die Kultur der prähistorischen Zeit. Wohnstätten aus der La-Tène-Zeit sind in den letzten Jahren vielfach aufgedeckt, namentlich auch in Ringwällen. Hochinteressant sind die Ergebnisse der durch Herrn Dr. Böhlau und Herrn Vonderau im letzten Jahre ausgeführten Grabungen auf der Milseburg im Rhöngebirge. Am Abhang des Felsenberges hat man eine große Anzahl Wohnstätten gefunden, die der Anlage eines germanischen Dorfes angehören und in Beziehung standen zu den Ringwallbefestigungen des Berges.

Eine Anzahl von den auf der Milseburg in großen Mengen gefundenen Eisen-Waffen und Geräten, von Thongefäß-Scherben, auch solcher von Graphit-Schmelztiegeln, dann Spinnwirtel und Armringe aus Gagat-Kohle lagen zur Ansicht aus. Das Dorf muß 200 Jahre vor und nach Christi Geburt besiedelt gewesen sein. Die Anlagen der Milseburg zeigen auffallende Ähnlichkeit mit denen des kleinen Gleichberges bei Römhild in Sachsen-Meiningen, wie auch mit den Ansiedelungen in den Ringwällen im Taunus.

Diese Entdeckungen regen an zur eifrigen Durchforschung aller in Hessen in großer Zahl vorhandenen Ringwälle. Die seit zwei Jahren innerhalb des Geschichtsvereins bestehende Kommission zur Erforschung alter Befestigungen in Hessen ist schon tüchtig bei der Arbeit. Es gilt zunächst,

alle alten Befestigungen, Ringwälle, Wallburgen, Landwehren zu inventarisieren, sie zu vermessen, zu zeichnen, zu durchforschen und zu beschreiben. Dann sollen die Ergebnisse veröffentlicht werden, wie es in andern Provinzen, besonders in Hannover und in der Provinz Sachsen, längst geschieht. Bei der schnellen Zerstörung der auf uns überkommenen Reste dieser alten Denkmäler duldet die Arbeit nicht länger den Aufschub. Sie erfordert viele Kräfte, viele Mittel. Die Provinz muß hier helfend eintreten, es müssen für die Zwecke der Altertumsforschung in Hessen dieselben Mittel aufgebracht werden, wie in andern Gebieten Deutschlands. Besonders aber müssen die alten Denkmäler sorgfältig vor weiterer Zerstörung geschützt und muß die Liebe und der Sinn aller Bevölkerungsschichten für diese Altertümer geweckt und gefördert werden.

Universitätsnachricht. Der außerordentliche Professor Dr. Robert Haußner an der Universität zu Gießen hat den Ruf auf das Ordinariat der Mathematik an der technischen Hochschule in Karlsruhe angenommen.

Erstaufführung. Am 5. März ging am Königlichen Theater in Kassel das fünfaktige Schauspiel „Die Kaiserin“ von Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg zum ersten Male in Szene und fand eine sehr beifällige Aufnahme.

Todesfälle. In Felsberg starb am 2. März der Amtsgerichtsrat a. D. Joh. Konrad Dallwig, eine weitbekannte und hochgeschätzte hessische Persönlichkeit. Derselbe war als Sohn des Pfarrers Dallwig in Zimmersrode am 8. Mai 1822 geboren. Von 1833—40 besuchte er das Gymnasium zu Hersfeld und studierte sodann in Marburg die Rechtswissenschaft. Er gehörte dem Corps „Guestphalia“ an. Nachdem er bei den Justizämtern in Felsberg und Oberaula thätig gewesen, kam er 1852 als Auditeur nach Kassel, woselbst er sich verheiratete. Von 1859 bis 1867 war er Justizbeamter in Veckerhagen, alsdann Amtsrichter und Oberamtsrichter in Hersfeld und Marburg. Als Amtsgerichtsrat feierte er am 4. Dezember 1894 sein 50jähriges Dienstjubiläum, drei Jahre später trat er in den Ruhestand und kaufte sich in Felsberg an.

In Berlin starb am 9. März der Schriftsteller Karl Münch. Derselbe war aus Kassel gebürtig, hatte sich der Bühne gewidmet und war als Darsteller, wie als Schwank- und Librettodichter thätig. Über eines seiner letzten Opernbücher, „Der Hexenmeister“, ist im „Hessenland“, Jahrgang 1900, Seite 299, eine eingehende Besprechung erschienen.

Kogelberg. Über die Ruine Kogelberg bei Volkmarsen findet sich in Nr. 6 des Organs der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen „Der Burgwart“, Zeitschrift für Burgenkunde und mittelalterliche Baukunst, eine Notiz, nach welcher die weiteren Herstellungsarbeiten für März in bestimmte Aussicht genommen sind. Der Baufonds ist inzwischen auf 1000 Mark angewachsen, woran Provinz und Kreis mit je 300 Mark beteiligt sind. Es lassen sich hiermit der Wehrturm, die Zwingmauer und der Keller so herstellen, daß einem weiteren Verfall Einhalt gethan ist. Besondere Erwähnung finden die Bemühungen des Herrn Bürgermeisters Heinrich von Germeten, welcher die auf den Mauern wuchernden Dorngestrüppe beseitigen ließ. Bekanntlich hat Herr Ingenieur Ernst Happel in Kassel die Erhaltung der Ruine Kogelberg sich zur Aufgabe gemacht, wofür ihm alle Freunde unserer alten Burgen dankbar sind.

Hessische Bücherschau.

Stratz, Rudolf. Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald. 4. Aufl. 356 S. 8°. Stuttgart (Cotta) 1901. M. 3.—

Aus Großstadt und Hochgebirge, Kulissenwelt und Gletschereis ist Rudolf Stratz mit diesem Roman auf den heimatlich vertrauten Boden des Odenwaldes, ins Neckarbergland, zurückgekehrt. Aber auch in dem scheinbar weltverlorenen Winkel sieht das gesellschaftskritische Auge des modernen Sittenschilderers nicht nur Idylle, eher ihre Kehrseite. Auch in diese stillen Waldgründe des neckardurchrauschten Odenwaldes will die neue Zeit mit ihren Kämpfen eindringen. Doch die neue Zeit, die neuen Gedanken und Bedürfnisse finden ein — altes Geschlecht. Dort droben auf der „ewigen Burg“, die, epheuumrankt und halb schon morsch, doch dem Wetter noch trotzen möchte, hausen die letzten, müden Sprößlinge des uralten Geschlechtes der Wodenstein, jeder in seiner Art verschieden vom anderen, und doch alle in romantische Träume und unfruchtbare Erinnerungen versponnen. Thatlos dämmern sie dahin und wehren sich vergeblich gegen das Hereinbrechen des Neuen: drei verfallene Greise, die Oheime des jungen Burgherrn, der über Stammbaumstudien seine Pflichten versäumt und ungenützt die Zeit verrinnen läßt. Schon senden unten vom Thale her die Fabrikschlote ihren Qualm empor zu der waldumnachteten Burg, dem Sinnbild einer versunkenen Zeit. Schon regt sich dort hämmernd das neue, bunte, vielgestaltige Leben. Auch in den Köpfen der Leute vom Thale spuken alte Erinnerungen, revolutionäre Gedanken aus dem „tollen Jahre“ 1848/49, und verbinden sich verderbendrohend mit den neuen sozialistischen Ideen. Doch Arbeit ist dort

unten die allgemeine Losung. Gegenüber dem rat- und thatlosen Grimm der Schloßbewohner steht die frische Thatkraft des Fabrikherrn, vor allem der opferwillige Schaffenseifer des Kassenarztes, der in elenden Hütten und vornehmen Landhäusern den Krankheiten wehrt und mit dem Mikroskop ihre Erreger aufspürt, und dann die geschäftige Wühlarbeit des sozialdemokratischen Hetzers; dazwischen werden die Wünsche der verbitterten Hofbauern und kleinen Waldleute laut, die der Fabrik wie der Burg feindlich gegenüberstehen. In diesen Kampf alter und neuer Zeit wird als engere Romanhandlung das sich von Freundschaft zur Liebe entwickelnde Verhältnis des Arztes zur jugendlichen Schloßherrin hineingestellt, in dessen Verlauf der temperamentvolle Doktor aus einem selbstbewußten Herrenmenschen zu einem Manne der Pflicht sich herausbildet. Im ganzen hat Stratz mit seinem Odenwaldroman ein charakteristisches Bild aus dem modernen Kulturleben, von einem eigenartigen Weltwinkel aus gesehen, gezeichnet. Manches an der Fabel mag allzu romanhaft ausgesponnen, manches in der Charakteristik der Hauptpersonen flüchtig oder tendenziös sein, aber man muß es dem Verfasser lassen, er kennt seinen Odenwald: Natur und Menschen, Zustände und Leben des Neckarberglandes sind mit dichterischer Wirklichkeitstreue abgeschildert.

Worms a. Rh. **Karl Berger.**

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig (Druck und Verlag von B. G. Teubner) 1902.

In einer sehr lesenswerten Einführung in die vorliegende Auswahl deutscher Dialektdichtungen giebt Dr. Dähnhardt eine treffende Charakteristik der deutschen Volksstämme selbst. Nachdem Norden und Süden eingehend charakterisiert sind, heißt es dann von dem weiten Gebiet Mitteldeutschlands: „Auch hier ist Sprache und Volkstum vielgestaltig, aber weniger rein und unvermischt. Auf heiteren Höhen und in lieblichen Gründen sitzt das freundliche, lebhafte und eifrig betriebsame Geschlecht der Thüringer; neben ihnen im rauheren Hessen die stattlichen Enkel der Katten, Männer mit ruhigem Ernst und redlicher Festigkeit." Leider aber ist aus dem Kattenland oder vielmehr dem ehemaligen Kurhessen nur ein Dichter und von diesem auch nur ein Beitrag in Prosa aufgenommen, es ist dies unser geschätzter Mitarbeiter Paul Weinmeister mit seiner Geschichte „Vum Mexter Briel", abgedruckt aus seinen „Marburger Geschichterchen", 2. Auflage, 1885. Ferner findet sich noch ein den Lesern des „Hessenland" wohlbekannter Name: Friedrich von Trais („Dr Sommer eann dr Wearrera"). Die Ursache, aus welcher Kurhessen so spärlich vertreten ist, ist hauptsächlich wohl darin zu suchen, daß die meisten und auch viele der besten mundartlichen Gedichte in Zeitschriften und Zeitungen zerstreut erschienen sind und nicht gesammelt vorliegen. Es würde deshalb ein jedenfalls vom heimatlichen Standpunkt aus sehr dankenswertes Unternehmen sein, wenn einer unserer Verlagsbuchhändler sich entschließen würde, die mundartlichen Gedichte von H. Herzog, H. Jonas, Agathe Koppen, H. Kranz, H. Naumann, K. Ruhn, J. H. Schwalm, F. Storck u. A. einzeln oder in einem Gesamtband herauszugeben, sodaß bei Abfassung mundartlicher Werke, die gerade sich einer großen Verbreitung erfreuen, das alte Kattenland ferner ebenfalls mitsprechen kann. **W. B.**

Zur Besprechung eingegangene Bücher:

Biographische Charakterbilder. Eine Sammlung kleiner Schriften von Christian Wilhelm Stromberger †, Dr. phil. u. Dr. theol., Großherzogl. Hessischem Kirchenrat. Frankfurt a. M., Verlag von Heider & Zimmer, 1901.

Immortellen von * * *. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1902.

Gustav Adolf Müller. Gedichte. Kassel, Karl Vietor, Hofbuchhandlung, 1902.

Personalien.

Ernannt: Dr. Emil Haselhoff in Münster zum Direktor der Landwirtschaftlichen Versuchsstation in Marburg; wissenschaftlicher Hilfslehrer Emil Becker in Marburg zum Oberlehrer am Gymnasium daselbst.

Vermählt: Privatdozent Dr. phil. Thiele mit Fräulein Frida Lucae (Marburg, März); Apotheker Karl Steinmetz mit Fräulein Helene Kortenbach (Marburg, 9. März); Spezialarzt Dr. med. Karl Ludwig mit Fräulein Bertha Efferz (Biedenkopf, 15. März).

Geboren: ein Sohn: Regierungspräsident Kammerherr von Trott zu Solz und Frau Eleonore, geb. von Schweinitz (Kassel, 13 März); Zahnarzt Scheele und Frau, geb. Müller (Kassel, 13. März); Fabrikant Julius Wentzell und Frau Paula, geb. Hoppe (Kassel, März); — eine Tochter: Zahnarzt Hachtmann und Frau (Marburg, März); Kaufmann Friedrich Krüger und Frau, geb. Knetsch (Kassel, 8. März).

Gestorben: Georg Sander, 39 Jahre alt (Karlshafen, 1. März); Oberpostsekretär Ernst Kümmel, 54 Jahre alt (Kassel, 1. März); Kanzleirat Heinrich Weckesser, 73 Jahre alt, (Kassel, 2. März); Amtsgerichtsrat a. D. Joh. Konrad Dallwig, 79 Jahre alt (Felsberg, 2. März); Lehrerswittwe Gertrud El. Otto, geb. Schmidt, 76 Jahre alt (Kassel, 3. März); Landwirtschaftlicher Kommissar a. D. Julius Clement, 83 Jahre alt (Kassel, 3. März); Frau Geh. Justizrat Sophie Renner, geb. Rocholl, 60 Jahre alt (Kassel, 4. März); Lehrer Albert Lindemann, 53 Jahre alt (Rothenditmold, 4. März); Fräulein Minna Herbold, (Rhoden bei Saarlouis, 5. März); Seminarlehrer Finkenwirth (aus Homberg), 51 Jahre alt (Marburg); Lehrer a. D. Karl Kochs, 76 Jahre alt (Oberrosphe, 5. März); Schriftsteller Karl Münch (Berlin, 9. März); Frau Oberstabsarzt Dr. Bäumler, 71 Jahre alt (Kassel, 10. März); verw. Frau Julie Schaumburg, geb. Hohmann, 72 Jahre alt (Kassel, 11. März); Frau Henriette Hallo, geb. Simon, 76 Jahre alt (Kassel, 11. März); Freifrau Dorette Schenck zu Schweinsberg, geb. Freiin Schenck zu Schweinsberg, (Niederofleiden, 11. März); cand. med. Ludwig Ostheim, 24 Jahre alt (Marburg, 13. März).

Briefkasten.

A. B. in Darmstadt. Dankend erhalten. Bezüglich der gewünschten Bücher wird Herr Dr. Sch. Ihnen Mitteilung machen.

E. in Kassel, G. A. M. in München, A. Tr. in Wien, P. H. in Kassel, S. E. in Ravolzhausen. Besten Dank.

P. T. in München. Einverstanden. Folgt im nächsten Heft.

☞ Mit dem heutigen Heft beschließt das „Hessenland" das I. Quartal des XVI. Jahrgangs. Wir bitten namentlich die verehrlichen Post-Abonnenten um rechtzeitige Neu-Bestellung. Mit dem 1. April neu zugehenden Abonnenten können die Hefte 1—6 nachgeliefert werden. Probe-Hefte stehen jederzeit gern zur Verfügung. Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. April 1902.

An Dich.

Der Abend dämmert, und mit leisem Rauschen
Begrüßen ihn des Waldes Wipfel all.
So komm' auch Du, mein Kind, und laß uns lauschen
Dem Zauberliede der Frau Nachtigall!

Wer aber gab der hellen Vogelkehle
Für dieses Liedes Ton die Allgewalt,
So recht in Eins zu schmelzen Seel' und Seele,
Wenn solchem Liede lauschen Nacht und Wald?

Zwei Wesen sind, o Kind, wir einst gewesen,
Doch wir vergaßen längst das Mein und Dein.
Es hat der Himmel gnädig uns erlesen,
Nur Eins und ewig ungetrennt zu sein.

Doch schweigt die Nachtigall, des Menschen Kehle
Giebt Antwort dann, von Lieb' und Lust berauscht,
Und Niemand trennt dann wieder Seel' und Seele,
Mir sagend, welche singt und welche lauscht.

Ich weiß nur Eins: Es giebt ja doch auf Erden
Als höchstes Glück nur Liebesseligkeit;
Drum will ich ganz in Dir begraben werden,
So zu vergessen alles Menschenleid.

Wien. **A. Trabert.**

❦ ❦ ❦

Satanas.

Nimm hin, sprach Gott zu Satanas,
Wonach Dein Sinnen stets gestanden ...
Du wolltest Macht? Nimm sie und laß
Dein Banner weh'n ob allen Landen.

Du wolltest herrschen? Herrsch' so weit,
Als Menschen auf dem Erdball walten,
Nur eine einz'ge Fähigkeit
Sei Dir als Strafe vorenthalten.

Dein Reich sei groß, als wie mein Reich,
Doch Eines bleib' Dir unverschrieben,
Was Menschen macht mir selber gleich,
Das ist — die Fähigkeit zu lieben.

Richard Jordan (†).

❦ ❦ ❦

Lied.

Springt der Bub' zur Welt hinein
Noch im Flügelkleide,
Bringt er schon der Mutter ein
Beides, Glück und Leide.

Streift die Maid ans Fingerlein
Goldenes Geschmeide,
Schließt ihr dieses Ringlein ein
Beides, Glück und Leide.

Deckt das sterbliche Gebein
Linnen oder Seide —,
Seide, Linnen hüllen ein
Beides, Glück und Leide.

Findest Du Dich endlich ein
An des Lebens Scheide,
Sinkt mit Dir zur Gruft hinein
Beides, Glück und Leide.

Kassel. **Paul Heidelbach.**



Beitrag zur Charakteristik des letzten Kurfürsten von Hessen.

Vortrag, gehalten von dem Wirkl. Geheimen Rat v. Weyrauch in der Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins zu Marburg am 24. Januar d. J.

(Schluß.)

Nach kurhessischem Recht bedurfte es zur Vollstreckung der Todesstrafe landesherrlicher Genehmigung, und nach älterem Recht durfte auf Grund eines nur indirekten Beweises zum Tod überhaupt nicht verurteilt werden. Erst mit Einführung der Geschworenengerichte wurde dieser letztere Rechtszustand geändert. Der Kurfürst hielt jenes ältere Recht für das richtigere und war zur Bestätigung eines Todesurteils außer im Fall eines Geständnisses oder direkten Beweises nur dann zu bewegen, wenn er persönlich von der Richtigkeit des Wahrspruchs der Geschworenen überzeugt worden war. Das letzte während seiner Regierung gefällte Todesurteil war das gegen den am 14. Oktober 1864 hier am Rabenstein hingerichteten Schuhmacher Hilberg von Ockershausen, der im Marburger Dammelsberg ein Ockershäuser Mädchen auf scheußliche Art ermordet hatte. Der Vorstand des Justizministeriums beantragte in einer unter dem Vorsitz des Kurfürsten gehaltenen Sitzung des Gesamt-Staatsministeriums in längerem Vortrag die Genehmigung zur Vollziehung des auf einstimmigen Wahrspruch der Geschworenen ergangenen Todesurteils. Der Kurfürst, der dem Vortrag aufmerksam gefolgt war, wendete ein, es liege doch kein Geständnis oder sonstiger direkter Beweis vor, die Geschworenen könnten trotz aller Indizien geirrt haben, er könne sich deshalb noch nicht entschließen, dem Antrag stattzugeben. Die Sache blieb also zunächst unerledigt und mußte nach der bestehenden Geschäftsordnung zur nachträglichen Einholung der allerhöchsten Entschließung noch einmal vom Kabinetsrat ohne Gegenwart der Minister vorgetragen werden. Ich wiederholte bei diesem Vortrag die Ausführungen des Justizministers, gab meiner persönlichen Überzeugung von der Schuld des Verurteilten Ausdruck und bat um Genehmigung der Vollstreckung des Urteils. Der Kurfürst hatte abermals mit großer Aufmerksamkeit zugehört, zeigte sich mehr als in der Staatsministerialsitzung geneigt, sich im Sinne meiner Bitte zu entschließen, erklärte aber zuletzt, er sei immer noch nicht vollständig überzeugt, und schloß mit dem Befehl, der Justizminister solle ihm mit den Prozeßakten, aus denen bis jetzt nur ein Auszug vorlag, in meiner Gegenwart die Sache nochmals vortragen. Das geschah mit großer Klarheit und Ausführlichkeit — das Justizministerium wurde damals von Staatsrat Pfeiffer verwaltet —, und nun erst erklärte der Monarch sich auch von der Schuld des Verurteilten überzeugt und erteilte die beantragte Genehmigung der Hinrichtung. Als deren Vollstreckung mit dem Zusatz gemeldet wurde, Hilberg habe dem ihn zum Tod vorbereitenden Geistlichen gegenüber noch in seiner letzten Stunde ein Geständnis abgelegt, nahm der Kurfürst diese letztere Meldung mit besonderer Befriedigung entgegen und sprach aus, jetzt erst sei er vollständig beruhigt. —

Eines Tages fährt der Kurfürst in offener Kalesche, nur von einem Leibjäger begleitet, von Kassel nach Schloß Wilhelmshöhe. In der Wilhelmshöher Allee steht ein sehr elend aussehender Bettler in demütiger Haltung am Straßenrand. Der Kurfürst läßt halten, ruft dem hinter ihm sitzenden Leibjäger in seiner bekannten lakonischen Art zu: „etwas geben!" und erwidert auf des Leibjägers Frage: „wieviel befehlen Königliche Hoheit?" kurz: „was Sie in der Tasche haben." Der Leibjäger zieht seinen Geldbeutel und wirft ihn dem Bettler in den Hut. Beim Aussteigen fragt der Kurfürst den Jäger: „wie viel ausgelegt?", dieser erwidert: „Königliche Hoheit haben befohlen, zu geben, was ich in der Tasche hatte; heut' ist der 1. d. Mts., ich hatte in Kassel meinen Monatsgehalt empfangen und noch nichts davon ausgegeben, ich hatte also 16 Thlr. 20 Slbgr. im Geldbeutel." Der Kurfürst, der nicht gedacht hatte, daß der Jäger mehr als die übliche Almosengabe von 2 Thalern in der Tasche haben würde, bleibt überrascht mit der Frage stehen: „so viel?" Als aber der formgewandte Jäger erwidert: „am Befehl meines allergnädigsten Herrn durfte ich nicht deuteln", entläßt ihn der Fürst in freundlichster Weise mit den Worten: „haben sehr recht gethan; Strube

— so hieß der Schatullkassierer — soll den Gehalt alsbald nochmals zahlen", und von Stund an hatte sich der Jäger besonders gnädiger Behandlung zu erfreuen. —

Das Städtchen Frankenau war im Jahr 1864 fast vollständig niedergebrannt. Der Wiederaufbau sollte nach einem neuen, eine wesentliche Verbesserung der Straßen vorsehenden Bebauungsplan erfolgen und zur endgültigen Feststellung des letzteren bedurfte es Allerhöchster Genehmigung. Die Vorarbeiten hatten den ganzen Winter 1864/65 in Anspruch genommen und die Vorlage des Plans im Ministerium des Innern, von wo aus die Entschließung des Kurfürsten einzuholen war, konnte erst im Mai 1865 erfolgen. Bis zum Wiederaufbau der zerstörten Stadtteile waren die Abgebrannten sehr notdürftig untergebracht, eine Beschleunigung der Inangriffnahme der Neubauten war daher dringend wünschenswert. Der Kurfürst pflegte Bauangelegenheiten besonders eingehend zu prüfen und die Entschließung über solche nicht eher zu fassen, als bis er sich ein klares Bild von dem durch vorgelegte Pläne veranschaulichten Unternehmen hatte machen können. So geschah es denn auch, daß er die vom Minister des Innern beantragte Genehmigung des Frankenauer Bebauungsplans in der Ministerialsitzung, in welcher ihm der erste Vortrag über die Sache gehalten wurde, nicht sofort erteilte. Bald nach dieser Sitzung konnte man schon böswillige Äußerungen darüber hören, daß die Frankenauer Bauangelegenheit vom Kurfürsten verschleppt werde. Es dauerte auch nur wenige Tage, da erschien ohne vorherige Anmeldung auf Schloß Wilhelmshöhe, wo sich das Sommerhoflager befand, eine Deputation der Frankenauer Bürger, um dem Kurfürsten die Bitte um baldige Genehmigung des Bebauungsplans vorzutragen. Ich kam, um mich zum Vortrag zu melden, in dem Augenblick in das Wartezimmer, als der dienstthuende Flügeladjutant der dort auf Vorlassung harrenden Deputation den Bescheid überbrachte: Se. Königliche Hoheit seien heute so sehr anderweit in Anspruch genommen, daß sie bedauerten, die Herren nicht empfangen zu können. Ich versuchte die verblüfft dreinschauenden Männer, die eine herzbewegende Schilderung von den in ihrer Heimat herrschenden Zuständen machten, zu beruhigen, indem ich ihnen vorstellte, daß die schwierigen Arbeiten für die Feststellung des neuen Bebauungsplans von den Behörden unmöglich rascher hätten beendigt werden können, daß ihre Sache erst vor wenigen Tagen dem Kurfürsten unterbreitet worden sei, daß dieser bei seinen vielen andern Regierungsgeschäften noch nicht Zeit zu einer der Wichtigkeit der Angelegenheit entsprechenden eingehenden Prüfung habe finden und besonders deshalb sie — die Deputation — auch nicht habe empfangen können, daß sie aber versichert sein dürften, die Allerhöchste Entscheidung werde baldigst erfolgen. Die Männer verließen, durch die Abweisung bitter enttäuscht, in niedergedrückter Stimmung das Schloß. Bald darauf wurde ich zum Vortrag befohlen. Der Kurfürst, sichtlich erregt, kam alsbald auf die Bitte der Deputation um Audienz zu sprechen und erklärte, es sei sehr unpassend, ohne vorherige schriftliche Anmeldung zu kommen und ihn drängen zu wollen. Ich suchte die Leute mit ihrer Unerfahrenheit und mit der Bedrängnis, in der sie sich befänden, zu entschuldigen und gab dabei mit einiger Lebhaftigkeit die Schilderungen wieder, die ich im Wartezimmer gehört hatte. Der Kurfürst wurde ruhiger, wiederholte aber, es sei trotz alle dem ganz ungehörig, daß die Leute gekommen, er wolle und könne sich auf solche Versuche, zu Entschließungen zu drängen, nicht einlassen. Dann setzte er aber hinzu: „Sie sind ebenso wie mein Adjutant ganz bewegt durch das, was Ihnen die Leute erzählt haben, mir würde es doch ebenso gehen, wenn ich sie anhörte, es paßt sich aber nicht für mich, mich bewegt zu zeigen." Auf meine Bitte, die Sache bald vortragen zu dürfen, gab er keine Antwort, forderte mich vielmehr auf, mit den für den heutigen Vortrag bestimmten Sachen — zu denen die Frankenauer noch nicht gehörte — zu beginnen. Nach Beendigung meiner Vorträge entließ er mich in ganz gnädiger Stimmung, ohne jedoch die oben genannte Angelegenheit weiter zu erwähnen.

Ich fuhr ziemlich niedergeschlagen nach Haus, indem ich mich in Betrachtungen darüber vertiefte, wie die Begebenheit des heutigen Tags wieder zu entstellten Schilderungen der Hartherzigkeit des Kurfürsten werde ausgebeutet werden!

Am andern Morgen erschien in aller Frühe in meiner Wohnung in Kassel ein berittener Leibgendarm von Wilhelmshöhe, der mir den Allerhöchsten Befehl überbrachte, Sr. Königlichen Hoheit um 10 Uhr — also zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde — im Stadtschloß über die Frankenauer Angelegenheit Vortrag zu halten. Der Kurfürst kam präzis 10 Uhr direkt von Wilhelmshöhe angefahren, ließ mich alsbald vor und empfing mich mit der Aufforderung, die Frankenauer Sache sogleich vorzutragen, er habe den Wunsch, dieselbe noch heute zu erledigen. Ich legte die bereit gehaltenen Pläne vor, erläuterte sie ausführlich und schloß mit dem Antrag auf allergnädigste Genehmigung der zu keinerlei Bedenken Anlaß bietenden Vorlage. Der Kurfürst

folgte aufmerksam, betrachtete die Zeichnungen mit prüfendem Interesse und schrieb nach einigen Zwischenfragen, die ich zu seiner Befriedigung beantworten konnte, sein „genehmigt“ in das ihm vorliegende, den schriftlichen Antrag des Ministers des Innern enthaltende Hauptprotokoll sowie auf den neuen Stadtplan. Dann entließ er mich in sichtlich guter Stimmung mit den Worten: „recht gut, daß ich gleich habe genehmigen können, sorgen Sie nun, daß meine Entschließung sofort weitergegeben wird und womöglich, wenn die Deputation nach Haus kommt, dort schon bekannt ist.“ So geschah's denn auch, und Denen, die aus der Abweisung der Deputation Kapital zu schlagen gedachten, war die Freude verdorben! Dem Kurfürsten selbst lag übrigens diese letztere Betrachtung bei seiner souveränen Verachtung der öffentlichen Meinung absolut fern.

Es war nur meine Absicht, einen Beitrag zur Charakteristik des letzten Kurfürsten von Hessen zu geben, nicht etwa ein vollständiges Charakterbild oder eine eigentliche Geschichte desselben; ich schließe meine kurze Skizze mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möge, wenigstens aus unserem Kreis den immer noch nicht überall überwundenen Irrtum ein für allemal zu verbannen, als seien dem hochseligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm Regungen menschlichen Mitgefühls und Wohlwollens vollständig fremd gewesen.

Richard Jordan als Übersetzer.

Anläßlich des am 6. Januar d. J. zu Charcas in Mexico erfolgten Todes des erst im 44. Lebensjahre stehenden, durch seine eigenen Dichtungen wie durch seine Übertragungen aus dem Spanischen bekannten hessischen Dichters und Schriftstellers Richard Jordan verdient erwähnt zu werden, daß Richard Jordan es war, der im Jahre 1893 bei Otto Hendel in Halle a. d. Saale unter dem Titel „Spanische Lieder“ eine als mustergiltig anerkannte deutsche Übersetzung der durch die Höhe des in ihnen zu Tage tretenden Dichter-Ideales besonders bemerkenswerten „Rimas“ des Spaniers Gustavo Adolfo Bécquer lieferte. Ein im gleichen Jahre in der „Beilage“ der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ aus der Feder Jordans erschienener Aufsatz brachte den deutschen Lesern eingehende Kunde von drei anderen ausländischen, ebenfalls in ihrer Heimat bereits seit Langem gefeierten Dichtern. Es waren dies die drei mexicanischen Poeten Diaz Mirón, Manuel Acuña und Juan de Dios Peza. Die Charakteristik, welche Richard Jordan von denselben auf Grund seines eigenen langjährigen Aufenthaltes in Mexico lieferte, rechtfertigte, ebenso wie die von ihm im genannten Aufsatz getroffene Auswahl aus deren Dichtungen, den Ruf, welchen dieselben zufolge des Zeugnisses spanischer Autoren (vergl. Francisco Blanco García in seinem dreibändigen Werke „La Literatura Española en el siglo XIX.“) auch in Spanien und zum Teil in Frankreich seit Langem genießen. Die letzte der in jenem Aufsatze verdeutschten Gedichtproben, welche Pezas Gedicht „Fusiles y muñecas“ („Puppen und Gewehre“) betraf, eine für die Pezasche Vorliebe, das Leben und Treiben seiner eigenen Kinder zu verklären, bezeichnende Dichtung, fand im Jahre 1894 Aufnahme in jenem für die Verehrer tropenländischer Poesieen besonders wertvollen Gedichtbuche Richard Jordans, das unter dem Titel „Lieder vom Stillen Ocean“ bei Hendel in Halle a. d. Saale erschien und den Verfasser, der bis dahin vorwiegend in seiner engeren hessischen Heimat und unter den Deutschen seines Adoptivvaterlandes Mexico bekannt war, in die Reihe der ersten lebenden deutschen Dichter erhob. Unter den drei am Schlusse der „Lieder vom Stillen Ocean“ veröffentlichten Übertragungen ist besonders bemerkenswert die Wiedergabe jenes Madrigals „Yo pienso en tí“ („Ich denke dein“), welches nach dem Urteile des namhaften centralamerikanischen Litteraturhistorikers Ramón Uriarte (vergl. dessen in Guatemala erschienenes dreibändiges Werk „Galeria Poética Centro-Americana“) eine der hervorragendsten americo-hispanischen Poesieen darstellt. Wir können uns nicht versagen, dieses Gedicht, das von dem 1844 im 35. Lebensjahre gestorbenen Guatemalteker José Batres Montúfar herrührt und das zufolge einer dem Verfasser dieser Zeilen zur Verfügung stehenden schriftlichen Aufzeichnung Richard Jordans „in der Akademie zu Paris in Goldlettern gedruckt und als unübertrefflich ausgestellt“ ward, sowohl in seinem durch Uriarte in dessen erwähntem Werke veröffentlichten Wortlaut, als in der deutschen Übersetzung Jordans mitzuteilen.

Yo pienso en tí.

Yo pienso en tí, tú vives en mi mente,
sola, fija, sin tregua, á toda hora;
aunque talvez el rostro indiferente
no deje reflejar sobre mi frente
la llama que en silencio me devora.

En mi lóbrega y yerta fantasía
brilla tu imagen apacible y pura,
como el rayo de luz que el sol envía
al través de una bóveda sombría,
al roto mármol de una sepultura.

Callado, inerte, en estupor profundo,
mi corazón se embarga y se enajena,
y allá en su centro vibra moribundo
cuando entre el vano estrépito del mundo
la melodía di tu nombre suena.

Sin lucha, sin afán y sin lamento,
sin agitarme en ciego frenesí,
sin proferir un solo, un leve acento,
las largas horas de la noche cuento . . . .
— — — — — Y pienso en tí!

Ich denke dein.

Ich denke dein, du lebst in meinem Sinnen
Allmächtig, ewig und zu jeder Stunde,
Wenn auch nicht Thränen meinem Aug' entrinnen,
Und niemand ahnet, wie im Busen drinnen
Beständig zehrt die unvernarbte Wunde.

Dein Bild allein ist's, das in einz'ger Weise
Mein düstres Seelenleben noch erhellt,
Gleichwie der Mondenstrahl, der bleich und leise
Durch hohe Mauertrümmer auf die weiße,
Geborstne Tafel eines Grabes fällt.

Stumm, fühllos, abgewandt dem Streben
Hat sich mein Geist in sich zurückgelehnt,
Und nur durchzuckt ihn leises Todesbeben,
Wenn plötzlich draußen, in dem lauten Leben,
Die Melodie, ach, deines Namens tönt.

Ohn' Widerstreben, ohne Wunsch auch trage
Ich so, was ewig unabänderlich,
Und ohne eine, auch nur leise Klage
Zähl' ich die Stunden träger Nächte, Tage —
— — — — — — Und denk' an dich!

München, März 1902.

Auch auf dramatischem Gebiete ward Richard Jordan zum Interpreten spanischer Dichtungen. So liegt unter seinen zahlreichen noch unveröffentlichten dichterischen Arbeiten, die sich im Besitze seiner ebenfalls um die Kenntnis der spanischen Litteratur hochverdienten Mutter, Frau Henriette Keller-Jordan, in München befinden, u. A. eine abgeschlossene Übersetzung des José Echegaray'schen Dramas „O Locura ó Santidad" vor.

Nicht minder wertvoll als die Übertragung dieses Dramas, für welches Jordan in richtigem Verständnis des Wortes „Santidad" den deutschen Titel „Hoher Sinn oder Wahnsinn" wählte, sind die Übersetzungen einiger anderer spanischer Prosa-Dichtungen und zwar einiger „Leyendas" Gustavo Adolfo Bécquers. Auch diese Übersetzungen befinden sich im litterarischen Nachlaß des zu früh Dahingeschiedenen.

Dr. Paul Tesdorpf.

Hessische Sterbemünzen.

Von Paul Weinmeister, Leipzig.

Mit dem zwanzigsten Jahrhundert hat die deutsche Münzprägung eine gute alte Sitte wieder aufgenommen, die seit Einführung der Reichswährung abgekommen war, nämlich die Prägung von Gedächtnismünzen. Als Freund und Verehrer der vaterländischen Geschichte muß man sich ebenso hierüber freuen wie als guter Deutscher und Patriot; denn ohne Zweifel wird der Sinn für Geschichte und nicht minder die vaterländische Gesinnung durch Ausprägung und Verbreitung solcher Münzen im Volke geweckt und angeregt, und überdies macht der Staat mit ihrer Ausgabe ein gutes Geschäft, indem er das so niedrig stehende Silber zu gutem Preis anbringt, ohne die Wiedereinlösung solcher Münzen, die natürlich in Sammlungen und Sparbüchsen verbleiben oder zu Schmucksachen verarbeitet werden, in Aussicht zu haben. Wie ist es doch in dieser Hinsicht mit den preußischen Krönungsthalern (1861) und den mancherlei Siegesthalern (1871), besonders den sächsischen, gegangen! Alle sind sie aus dem Verkehr entschwunden, und wenn einmal die Thaler sämtlich eingezogen werden, so wird kein einziger von diesen zur Einlösung gebracht werden. Das Bedürfnis für Gedächtnismünzen ist also im Volke vorhanden, fand aber keine Befriedigung mehr, seit im Jahre 1872 als letzte ein Doppelthaler auf die goldene Hochzeit des damaligen sächsischen Königspaares geschlagen worden war; wie viele Gedenk-Zweimarkstücke auf den Tod Kaiser Wilhelms I. z. B. würden als heiliges Andenken aufbewahrt werden, wenn man deren geprägt hätte! Man braucht nur zu bedenken, daß die Silberprägungen seines Nachfolgers Friedrichs III. gar nicht in den eigentlichen Verkehr gekommen sind, obwohl sie nicht einmal Gedächtnismünzen sind. Und so war denn auch die erste Auflage der Gedächtnismünzen des preußischen Königsjubiläums, mit denen uns das neue Jahrhundert beschenkt hat, sofort vergriffen.

Die Münzprägung früherer Jahrhunderte hat Leid und Freude, die das Haus der Münzherren betraf, stets getreulich zum Ausdrucke gebracht, und unermeßlich ist die Zahl der Stücke, die in

Deutschland bei Vermählungen, Geburten, Regierungsantritten, Krönungen, Siegen, Jubiläen, Todesfällen u. a., die das Herrscherhaus eines Landes betrafen, geprägt worden sind. Auch in Hessen spiegeln sich alle diese geschichtlichen Ereignisse in zahlreichen Prägungen wieder, und es möge daher, um nicht zu weit zu gehen, im Folgenden nur eine Besprechung der hessischen Sterbe- oder Begräbnismünzen gegeben werden, und zwar unter Beschränkung auf diejenigen Stücke, welche zugleich einen bestimmten Nominalwert haben, d. h. also mit Ausschließung der sogenannten Medaillen.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts entstand in Hessen die Sitte, beim Tode des Landesherren, auch wohl beim Ableben der Landesmutter gewissermaßen zum Zeichen der Landestrauer vorübergehend von der sonst üblichen Münzform abzuweichen, nämlich fast alle größeren und kleineren Gold- und Silbermünzen, die während des Trauerjahres geprägt wurden, mit einer auf den Todesfall bezugnehmenden Inschrift, oft auch im übrigen mit einem Denkgepräge zu versehen. Die ältesten Sterbemünzen Hessens beziehen sich auf den Tod Wilhelms IV. von Hessen-Kassel (1592) und auf den Ludwigs III. von Hessen-Marburg (1604). Von ersteren kennen wir Doppelthaler, Thaler und halbe Thaler, die außer Brustbild und Wappen die Umschriften Wilhelmus Dei Gratia Landgravius Hassiae Obiit Anno 1592 Die 25 Augusti Aetatis Suae 61 (Wilhelm von Gottes Gnaden Landgraf von Hessen starb am 25. August 1592 im 61. Lebensjahr) aufweisen. Von Ludwig III. giebt es als Sterbemünzen nur Viertel-Thaler (Ortsthaler) mit dem Wappen und der Inschrift Ludovicus Dei Gratia Landgravius Hassiae, Comes In Cattimeliboco Obiit Anno Domini MDCIIII. Mense Octobris Die IX. Hora VII., Vixit Annos LXVII Menses IIII Dies XII Horas VI (Ludwig von Gottes Gnaden Landgraf von Hessen, Graf zu Katzenelnbogen starb im Jahre des Herrn 1604 am 9. Oktober 7 Uhr, lebte 67 Jahre 4 Monate 12 Tage 6 Stunden). Zahlreich sind die Sterbegepräge auf den Tod von Wilhelms IV. Sohn und Nachfolger Moritz (1632), der übrigens schon fünf Jahre vorher die Landesregierung seinem Sohn übertragen hatte; es giebt nämlich Doppeldukaten, Dukaten, Doppelthaler, Thaler, halbe, Viertel- und Achtel-Thaler. Das bei Moritz beliebte Gepräge, nämlich zwei gekreuzte Fahnen, darüber Palm- und Lorbeerzweige, darunter eine Glocke und eine Sanduhr, ist auch auf ihnen zu finden, aber die sonst zu den Seiten der Fahnen stehende Jahreszahl fehlt, „nachdem der Sand in der Sanduhr verronnen und das Glöcklein ausgeschlagen". In- und Umschrift lauten (bei den kleineren Nominalen etwas kürzer): Mauritius Landgravius Hassiae Deo Et Imperio Fidus Natus 25. Maii Anno 1572, Mortuus 15. Martii Anno 1632 Regnavit Annos 34 Menses 6 Dies 22, Vixit Annos 59 Menses 10 Dies 10. Mauriti, Memento Mori Consilio Et Virtute (Moritz Landgraf von Hessen, Gott und dem Reiche getreu, geboren am 25. Mai 1572, gestorben am 15. März 1632, regierte 34 Jahre 6 Monate 22 Tage, lebte 59 Jahre 10 Monate 10 Tage*). Gedenke, o Moritz, an den Tod mit Klugheit und Tapferkeit). Schon fünf Jahre darauf starb Wilhelm V. (1637) nach zehnjähriger Regierung, und die lange Reihe seiner zahlreichen Prägungen beschlossen als Sterbemünzen ganze, halbe, Viertel- und Achtel-Thaler. Sie alle zeigen das bekannte Symbol des Landgrafen, den von der Sonne bestrahlten und vom Wind umstürmten Baum in der Nähe einer Stadt mit der zugehörigen Umschrift Vno Volente Humilis Levabor (die Anfangsbuchstaben ergeben W H L, d. h. Wilhelmus Landgravius Hassiae); die Denkinschrift lautet Wilhelmus V. Dictus Constans, Hassiae Landgravius, Natus XIV. Februarii Anni MDCII., Mortuus XXI. Septembris Anni MDCXXXVII. Regnavit Annos X Menses VI Dies VI, Vixit Annos 35 Menses VII Dies VII (Wilhelm V., genannt der Beständige, Landgraf von Hessen, geboren am 14. Februar 1602, gestorben am 21. September 1637, regierte 10 Jahre 6 Monate 6 Tage, lebte 35 Jahre 7 Monate 7 Tage). Die Vormundschaft für den minderjährigen Nachfolger übernahm nun dessen Mutter, die verwitwete Landgräfin Amalie Elisabeth, geborene Gräfin zu Hanau, und führte dreizehn Jahre lang die Regierung mit geradezu männlicher Festigkeit und weiser Umsicht, ohne jedoch dabei den weiblichen Charakter zu verleugnen. Als sie 1651, ein Jahr nach Übergabe der Regierung an ihren Sohn, starb, kam die allgemeine Verehrung, deren sie sich erfreut hatte, in zahlreichen Sterbemünzen zum Ausdrucke, Doppeldukaten, ganzen, halben, Viertel- und Achtel-Thalern. Die Prägung zeigt einen vom Winde bestürmten Felsen, auf dem sich ein von der Sonne beschienener Altar mit einem geflügelten Herzen befindet, und die Umschrift Wider Macht Und List Mein Fels Gott Ist, ferner das Denkgepräge Amelia Elisabetha Hassiae Landgravia, Hanoviae Comes, Nata 29. Januarii 1602 Princeps Pietate, Fide Ac Constantia Incluta Post 13 Annorum Tutelam Ac Regimen Gloriosum Placida Morte

*) Richtig: 9 Monate 19 Tage.

Obiit 8. Augusti 1651 (Amalie Elisabeth Landgräfin von Hessen, Gräfin zu Hanau, geboren am 29. Januar 1602, eine durch Pflichtgefühl, Treue und Standhaftigkeit ausgezeichnete Fürstin, starb nach dreizehnjähriger Vormundschaft und Regierung eines sanften Todes am 8. August 1651).

(Schluß folgt.)

Blätter zur Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Von Felix Freiherrn von und zu Gilsa.

Am 23. Juli 1758 fand bei Sandershausen unweit Kassel ein heftiges Gefecht zwischen einem unter dem Befehle des Herzogs von Broglio stehenden französischen Corps gegen eine erheblich schwächere Heeresabteilung des in landgräflich hessischen Diensten befindlichen Generals Prinzen Casimir Isenburg statt, wovon das vom hessischen Geschichtsverein 1892 errichtete Denkmal an Ort und Stelle Kunde giebt. Trotz großer Tapferkeit*) wurden die Hessen unter ihrem Führer geschlagen und zum Rückzug nach Münden gezwungen. Bis ganz zuletzt behauptete jedoch das löbliche hessische Jägercorps unter dem Major Treusch von Buttlar**), welcher verwundet wurde, seine Stellung auf dem rechten Flügel des Prinzen Isenburg, mit seinem wohlgezielten Büchsenfeuer verschiedene Angriffe der Franzosen zurückweisend und den Rückzug deckend. Das ganze Land erscholl vom Lobe der wackeren Grünröcke, und in der entstandenen patriotischen Aufregung, welche durch den kurz zuvor bei Crefeld stattgefundenen Sieg des Herzogs von Braunschweig über die Franzosen noch erhöht wurde, verließen viele Förster Hessens in Privat- und Staatsdiensten ihre Stellen, um sich den kämpfenden Truppen freiwillig anzuschließen! Welchen Eindruck diese spontane Bewegung auf die Feinde machte und wie brav die Hessen sich geschlagen hatten, ersieht man aus dem vom Prinzen Soubise als General en chef erzwungenen Ausschreiben der fürstlich hessischen Regierung zu Kassel vom 11. August 1758, welches lautet:

Unsern günstigen Gruß und freundlichen Dienst zuvor, Edle und Veste, gute Freunde!

Nachdem der über die in hießige Lande abermahlen eingerückte Königl. Französische Armée das Commando führende Prince de Soubise bey Uns die Anzeige gethan, was maßen denen Ihm zugekommenen Nachrichten zufolge, nach der am 23. nuperi ohnweit von hier bey Sandershausen vorgefallenen Bataille, verschiedene Försters und deren Bedienten und Bursche, auch Adeliche Jägers sich außer Landes ins Hannöverische begeben hätten, und bey dasigen Jäger-Corps Dienste thäten, Er aber solches keines weges gestatten könne, noch darunter die geringste Nachsicht zu haben gemeynet sey, mit dem angefügten Begehren, solches gehörig zu publiciren, und zugleich mit dem fordersamsten bekant zu machen, daß die Ausgetrettene sich innerhalb denen nächsten 10 Tagen, nach Verkündigung dieses wieder in ihrem Heimath herstellen und deren keiner Mangel erscheinen lassen, widrigenfalls ihre eigenthümliche Häuser, Güther und Haabseligkeit mit militärischer Execution belegt, und besonders die Häuser abgerissen und dem Erdboden gleich gemacht, diesertwegen auch öfters Visitationes angestellet werden solten: Alß haben Wir Euch solches zur weiteren Bekandtmachung in Eurem Gericht, hierdurch ohnverhalten wollen, und werdet Ihr die bey Euch wohnhaffte Förster und Jagd-Bedienten zu bedeuten wissen, daß Sie sich jederzeit auf ihrem Posten ruhig halten, und durch ihr Entfernung zu einigen Ungelegenheiten nicht selbst Anlaß geben mögen. Wormit Wir Euch übrigens günstig und freundlich zu dienen geneigt verbleiben.

Cassel den 11. Tag Aug. 1758.

Fürstl. Hess. Regierung
hierselbst.

Auch in den späteren Feldzügen zeigten sich die hessischen Jäger, deren Büchsen scharfen Knall die Franzosen nicht gut vertragen konnten, vorzüglich tüchtig im sogenannten kleinen Krieg. In der Erinnerung an Sandershausen aber verbot noch im Jahre 1761 am 26. Dezember der Marschall von Broglio den Jägern und Förstern andere als rote Röcke „bei Eisenstrafe“ zu tragen.

Es liegt darüber die nachfolgende Verfügung vor:

*) Vergl. Archenholz, Geschichte des siebenjähr. Krieges. Als einzelnes Beispiel der allgemeinen Tapferkeit sei angeführt: ein hessischer Jäger, dem drei Soldaten des Landregimentes Homberg geladene Büchsen zureichten, setzt an einer Eiche postiert mehr wie zwanzig Franzosen außer Gefecht, fällt dann und wird unter der Eiche begraben. Bd. I. Neue Folge der Zeitschrift f. Hessische Geschichte, S. 374.

**) Wilhelm Johann Friedrich, geboren den 21. Juli 1723 zu Markershausen, gestorben als Hess. Kasselscher Oberjägermeister am 14. Januar 1797 zu Zwesten. (Stammtafeln der althessischen Ritterschaft.)

VICTOR FRANÇOIS DUC DE BROGLIE, des Heil. Römischen Reichs Fürst, Mareschal von Franckreich, Ritter derer Königl. Orden, Gouverneur der Stadt und Schlosses Bethune, Commendant en Chef im Ober- und Nieder-Elsaß, auch Sr. Allerchristlichsten Majestät Armée auf dem Ober-Rhein.

Nachdem des Königs Dienst erfordert, alles dasjenige zu vermeiden, was allenfalls die Unterthanen des Hessen-Landes mit denen feindlichen Trouppen vermengen könte, und um denen Uebelgesinnten allen Vorwand und alle Art von Verstell- und Verkleidung zu benehmen, befehlen Wir hierdurch allen Beamten und Bürgermeistern derer Hessischen Lande, vor Ablauf des ersten Februarii künftigen Jahrs, alle Mondirungen von Soldaten, Reutern Dragonern, Husaren oder Jägern, welcher Art die auch seyn mögen, so die Unterthanen ihres Amts, Stadt oder Gerichts in Besitz haben mögen, in ihre sichere Gewahrsam liefern zu lassen, unter der Verwarnung, daß Sie selbst davor einstehen, und mit einer denen Umständen nach billigmässigen Strafe belegt, die Unterthanen selbst aber, welche nach Verfliesung des Termins vom ersten Februarii des künftigen 1762ten Jahrs Mondirungen entweder selbst trügen, oder bey sich finden liesen, arrestirt und zu denen Eisen verurtheilt seyn sollen.

Wir verbieten gleichermasen allen Jägern im Lande, andere als rothe Röcke, Camisöler und Hosen mit weisen Knöpfen von Metall zu tragen, bey gleichmässiger Strafe derer Uebertretter, nehmlich bei Strafe der Eisen vor den Jäger, so nach dem ersten Februarii sich grün gekleidet betretten lassen wird, und Bestrafung ihrer Herren und der Obrigkeit des Orts, wo Sie sich befinden.

Wir geben allen Generals und sonstigen Officiers unserer unterhabenden Armée auf, die Befolgung dieser unserer Ordnung sich angelegen seyn zu lassen, die Regierung zu Cassel aber hat solche drucken, publiciren und ohne Aufschub affigiren zu lassen, dergestalten, daß dem Chevalier Dumny den 10ten des künftigen Monaths Januarii von der beschehenen Publication und Anschlagung in allen Hessischen Städten und Dörfern Nachricht gegeben werden könne.

Gegeben zu Cassel, den 26ten Decembris 1761.

(L. S.) Der Marechal Duc de Broglie.

Durch Ihro Durchlaucht

Des Forges.

Diese Publikation wurde in deutscher und französischer Sprache auf einem Blatt nebeneinander veröffentlicht.

Von weiterem Interesse erscheint eine in damaliger Zeit bei dem landgräflichen Kriegskollegium eingereichte Beschwerde des Glasmeisters Fleckenstein zu Langenthal (Amt Carlshafen) über Anwerbung eines seiner Gesellen, sowie die in dieser Angelegenheit gepflogenen Verhandlungen. Das von dem Kriegs-Collegium

„Dem Edlen, Vest- und Mannhaftem,
Unserm besonders Guten Freunde, Fürstl.
Hessischen Obersten von der Infanterie
Herrn N. N. von Haller.
N° stehet beym Löbl. von Gilsa-Regmt.
frco Rinteln"

übersandte Schreiben hat folgenden Wortlaut:

Edler, Vest- und Mannhafter,
besonders Guter Freund!

Was bey Uns der Glaßmeister Fleckenstein zu Langenthal wegen gewaltsamer Anwerbung seines Glaßmacher Gesellens, Nahmens Johann Adam Stricker, gegen das Löbl. Gilsaische Regiment beschwerend vorgestellet und zu verfügen gebeten, solches ergibt die abschriftliche Anlage des mehrern.

Da Wir nun über sothane Anwerbung, des Löbl. Regiments Bericht und Verantwortung zu erfordern nöthig finden;

So wolle der Herr Oberster solchen zu weiterer Verordnung forderſamst anhero einsenden, und Wir verbleiben demselben in dessen Versehung frdl. zu dienen geneigt.

Cassel, den 8ten Febr. 1762.

L. H. Kriegs-Collegium hierselbsten.
Engelhard. Schultz. Wildungen.
Schrumm.

An den Obersten von Haller.

Die in dem vorstehenden Schreiben angezogene Beschwerde ist wie folgt abgefaßt:

Der Glaßmeister Jesaias Fleckenstein von Langenthal
bittet unterth.
at intus.

Ps. Cassell den 4ten Febr. 1762.

Copia.

Hochwohlgebohrne FreyHerren,
Hochwohl- und Wohlgeborne ꝛc.

Ew. Excell. ꝛc. geruhen sich hierdurch unterth. vortragen zu laßen, wasmasen die Langenthaler ohnweit der Paderbornischen Grentze gelegenen Glaßhütte schon vor geraumer Zeit vom Hoch-Fürstl. Bergraths Collegium Contractmäßig übernommen, und mir auch in demselben die Freyheit meiner Arbeiter von Soldaten Ausnahmen gleich denen Berg-Leuten zugestanden worden.

Da mir nun aber, bereits im vorigen Jahre einer meiner Glaßmacher-Gesellen Nahmens Joh. Gottfried Gunckell von dem Löbl. Prinz Carlischen Regiment und auch dermahlen in dem jetztlaufenden 1762ten Jahre ein zweyter Nahmens Joh. Adam

Stricker unter das Löbl. Gilsaische Regiment zum Soldaten weggenommen worden, daß mich nunmehro aller meiner Gesellen entlediget sehe, wodurch aber aus Mangel des Betriebs nicht allein vor meine Person in einen sehr großen Schaden versetzet werde, sondern auch wenn die Glaßhütte nicht betrieben wird, der Gnädigsten Herrschaft davonfallende Pacht zurückbleibet.

Es ergehet also diesem nach an Ew. Excell. ꝛc. meine gantz unterth. Bitte Höchst=Dieselben geruhen gnäd. den Befehl an vorgedachte Regimenter ergehen zu lassen, daß mir meine mit Gewalt ausgenommene Gesellen und zumahl um so mehr wieder losgegeben werden möchte, weil es in denen Hessischen Landen gar sehr an Glaße fehlet, dergestallt daß viele Häußer in Cassel und auf dem Lande, mit Fenster Scheiben nicht versehen werden können und solches nicht anders als mit vielen Kosten aus auswärtigen Ländern zu erhalten stehet. Der unter Getröstung gnädig. Erhörung ꝛc.

Ew. ꝛc.

unterth. Knecht
der Glaßmeister Fleckenstein.

Hierauf ist die nachstehende Erwiderung erfolgt:

Gantz gehorsamer Bericht.

Hoch fürstliches Heßisches Hochverordnedes Kriegs=Colegium haben unterm 8t fep. an den Obrist von Haller rescribiret so aber Erst d. 5t. Merz eingelauffen; fernern Bericht einzusänden wegen der Klage so der Klaßmeister Fleckenstein wegen anwerbung seines gesellens Nahmens Johan Adam Stricker unterth. eingegeben hat, vordersamst abstanden solte. Das aber gedachter Obrist in das Cordony Commandirt ist so sehr solches Erbracht, demnach berichten gehorsambst das dießer Recrut Stricker nicht mit Gewalt angeworben ist, sondern sich alß Soldat mit zweyjährlicher Capitelation guthwillig unterhalden laßen auch dießer Zeit willig außhalten will. Demnach ergehet meine gehorsamste bitte mir dießen Kerlen ganz gnäd. zu laßen. Wiehr haben die allerschärffeste ordre von Serenissime erhalten und zwar bey größt. andung und Ungnade Ende Februarii complet zu seyn. Keine außländer wollen bey uns Dienste nehmen und ist also fast ummöglich das wir unß completiren können, da dem corps noch gar vielle Leuthe fehlen, so ist leicht zu eracht was dießes die Regimenter in sorge und ampera setzt. Ich getröste mich demnach einer wilfährigen Resolution und bin in
respect

Einem zum hochfürstl. Kriegs Colegio
Hochverordneter Herrn
gehorsamer Diener
Eitell von Gilsa.

Der Schriftwechsel des Generals Eitel von Gilsa vom letzten Jahre des siebenjährigen Krieges mit dem fürstlichen Kriegskollegium spricht von schon damals bestandenen Vorrechten mancher Industrien hinsichtlich der Befreiung vom Militärdienste. Bei der großen Schwierigkeit für die Truppen nach so vielen Kriegsjahren vollzählig ins Feld zu rücken, konnten diese behaupteten Vorrechte nicht so ganz beachtet werden, besonders wenn man bedenkt, daß einem Kapitän, dessen Kompagnie beim Verlassen der Winterquartiere nicht vollzählig war, mit „sofortiger Entlassung" entgegen getreten wurde. Jedenfalls aber gefällt das kampfesfreudige wackere Benehmen der hessischen Jäger und Förster dem Herzen unseres Volkes besser, wie das Berufen auf Privilegien, wenn Not an den Mann geht.

Römische Erinnerungen.

Von Louis Katzenstein.

(Schluß.)

Ich gebe die Erzählung des beklagenswerten Mannes, soweit ich mich auf mein Gedächtnis verlassen kann, in seinen eigenen Worten wieder, welche schlicht und ohne alles Pathos waren, aber nichts kann den Eindruck schildern, den sie damals in der Mondnacht auf der Ruine machten.

„Meinen Namen kennen Sie, ich bin in Schweden geboren und der Sohn einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie. Ein um einige Jahre älterer Bruder und eine jüngere Schwester machten den Bestand unseres Hauses aus. Es war ein harmonisches Familienleben, und von den Eltern zärtlich geliebt verlebten wir eine so glückliche Kindheit, wie sie wohl nicht Vielen zu teil wird. Wir hatten die besten Lehrer und jede aufkeimende Neigung, uns in irgend einem Fache weiter zu bilden, fand bei unseren Eltern bereitwillige Förderung.

Wenn ich einem Portrait von mir, welches im großen Saale unseres Hauses hing, Glauben schenken darf, so muß ich ein bildschöner Knabe gewesen sein; es stellte mich in meinem zwölften Jahre dar. Das blühende Kindergesicht mit den blauen Augen rahmte eine Fülle von blonden Locken ein. Wenn ich bei Ausfahrten neben meiner Mutter im Wagen saß, in meinem eleganten Knabenkostüm, und wir von Bekannten begrüßt wurden, merkte ich wohl,

mit welch freudestrahlendem Blicke die Augen der Mutter auf mir ruhten. Ich war überhaupt ihr Abgott, und als ich schon früh mich geistig entwickelte und mit Leichtigkeit lernte, sah sie mich im Geiste den Namen unserer Familie mit den höchsten Ehren schmücken.

Ich hatte mich für das Studium der Philologie entschieden, als am meisten meinem Hang zur Poesie entsprechend. Meine ersten dichterischen Versuche reichen in meine Knabenzeit zurück und hatten bei den Meinen und bei den Freunden unseres Hauses beifällige Aufnahme gefunden. Mein älterer Bruder, eine kühle, praktische Natur, bildete sich unter den Augen des Vaters zum künftigen Chef des großen Hauses aus. Mit den Mitteln, die mir zu Gebote standen, konnte ich als Student ganz nach meiner Neigung leben, was mir leider nicht zum Segen gereichte. Ein Brotstudium brauchte ich nicht zu treiben; ich begeisterte mich an den Schätzen der Poesie, schwärmte bald für diesen, bald für jenen Dichter und versäumte darüber — arbeiten zu lernen. Nur neuere Sprachen trieb ich mit Eifer, ganz besonders die englische. Vor allem fand ich mich zu Byron hingezogen, dessen wundervolle Sprache — Sie wissen es ja — noch heute das Höchste für mich ist. Eben so sehr wie seine Dichtungen interessierte mich die Person des Dichters, sein häusliches Drama, seine glühende Freiheitsliebe und nicht am wenigsten der Mut, mit welchem er den tief eingewurzelten Vorurteilen seines Volkes trotzte und seinen eigenen Weg ging.

Mein Kopf war erfüllt von Plänen zu großen Dichtungen. Ja, wenn ich von meinen großen Vorbildern gelernt hätte zu arbeiten, die Zeit zu Rate zu halten, anstatt zu glauben, daß meinem Talente die Früchte mühelos in den Schoß fallen müßten, vielleicht hätte ich etwas geschaffen, was würdig gewesen nach mir zu leben. So aber bin ich über Pläne und Bruchstücke nicht hinausgekommen, immer mir mit dem Gedanken schmeichelnd, daß die Vollendung mit der Reife der Jahre von selber kommen würde. Sie sehen, ich entwerfe kein geschmeicheltes Bild von mir selbst, wer könnte aber auch", rief er aus, auf die Trümmer um uns deutend, „an dieser Stelle lügen. Drei Jahre hatte ich an der Universität zugebracht, als ich in die Heimat zurückkehrte, von den Meinen mit der alten Liebe und Herzlichkeit empfangen. Es hatte sich dort wenig verändert, nur die Schwester hatte sich zur Jungfrau entwickelt. Man hatte, wie ich schon aus Briefen wußte, eine junge Deutsche als Erzieherin und Gesellschafterin für sie angenommen. Es war eine Pfarrerstochter, früh verwaist, vortrefflich erzogen, aber mittellos und auf die Verwertung ihrer Kenntnisse und Talente angewiesen. Meine Schwester sprach mit Enthusiasmus von ihr und wußte mir ihren Geist und ihre feine Bildung nicht genug zu rühmen.

Überrascht war ich von dem ungewöhnlichen Talent, welches die Aquarellbilder, deren einige die Wände zierten, bekundeten. ‚Und das ist alles', wie die Schwester mit Stolz versicherte, ‚ihre eigene Erfindung.' Ich hatte bald Gelegenheit mich zu überzeugen, daß man nicht zu viel zum Lobe der jungen Fremden gesagt. Ich lernte ein liebenswürdiges Wesen kennen, keine blendende Schönheit, aber von einer Anmut, von einem Liebreiz und begabt mit einem bezaubernden Organ, daß ich wohl begriff, wie sie der Liebling des Hauses geworden. Mir kam sie, von dem sie sich, wie sie mir später gestand, aus den begeisterten Schilderungen von Mutter und Schwester eine ganz falsche Idee gebildet hatte, schüchtern und befangen entgegen und schien froh zu sein, als sie sich nach der Zeremonie der Vorstellung entfernen konnte.

Wie ich nach und nach den ganzen Wert des herrlichen Mädchens erkennen lernte, wie mich ihre Bescheidenheit und ihr geistvolles Urteil bezauberten und einen Einfluß auf mich ausübten, dem ich mich nur zu willig unterwarf, das sind lichtvolle Erinnerungen, die die Öde meines jetzigen Daseins doppelt traurig machen. Die eigentümliche Schönheit und die Poesie unserer nordischen Natur lernte ich damals erst recht schätzen, als ich sie in den Skizzenbüchern der jungen Künstlerin — denn das war sie — wiedergegeben fand. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meine Eltern keinen höhern Wunsch hatten, als ihre Kinder glücklich zu sehn, und so konnte ich ihrer Einwilligung sicher sein, als ich, im beglückenden Bewußtsein geliebt zu sein, dem trefflichen Mädchen Herz und Hand bot.

Das Leben schien für mich erst recht zu beginnen bei der Aussicht, es an der Seite eines so feinfühligen und verständnisvollen Wesens zu genießen, und ich ging mit neuem Eifer an meine dichterischen Arbeiten, gehoben von neuer Anregung, von neuem Ehrgeize, denn der zu hoffende Erfolg und der Ruhm hatten nun noch höheren Wert für mich. Glücklichste, unvergeßlichste Zeit meines Lebens!

Ich ging mit meiner jungen Frau auf Reisen, wir besuchten die deutschen Hauptstädte und beabsichtigten dann längere Zeit in Italien zu leben. Da wollte ich endlich, getragen und begeistert von der klassischen Atmosphäre, ernstlich schaffen, wollte ringen um Anerkennung, wollte mich meines Glückes würdig machen. Aber die Anerkennung blieb aus, die Arbeiten, welche ich anbot, fanden keinen Anklang, man sandte sie mir mit höflichen Phrasen zurück, sprach von beachtenswertem Talent, welches die Zeit reifen würde, und ähnlichen Dingen. Das verbitterte meine Stimmung, machte mich verdrossen

und, was das Schlimmste war, warf seinen Schatten in mein Heim und fing an mich stumpf zu machen gegen seinen Reiz. Vergebens versuchte meine Frau mir die Häuslichkeit so behaglich wie möglich zu machen, versuchte mich aufzurichten und anzuspornen zu neuer Arbeit. Gerade der Frau gegenüber empfand ich es wie Beschämung, daß ich nicht mit einem befriedigenden Ergebnis meiner Thätigkeit vor sie hintreten konnte, und sie glaubte doch unverbrüchlich an mich und an meinen endlichen Erfolg. Wir wohnten eine Zeit in Rom, meine Frau betrieb mit Eifer ihre Studien, und immer erfreulicher entwickelte sich ihr Talent. Bei dem Besuche der Museen und Privatsammlungen mußte ich staunen über ihr feines Verständnis der Werke der großen Maler und Bildhauer.

Die sinnigen Bemerkungen, die sie daran knüpfte, sind mir unvergeßlich. Ihr besonderer Liebling war Ghirlandajo, von dessen Kreuztragung sie sich kaum trennen konnte. Die Energie und der Fleiß, mit dem er sich vom Goldschmiedsgesellen zur Höhe der Kunst emporgeschwungen, der wunderbare Ausdruck in seinen Köpfen und die liebevolle Ausführung seiner Bilder, das alles erfüllte sie mit Entzücken.

‚Welche Summe von Arbeit, von Studium und von Fleiß muß es gekostet haben‘, rief sie aus, ‚um das alles beim Betrachten des vollendeten Werkes vergessen zu machen. Ist es nicht, als ob die Blumen unter den Füßen des Heilands aus dem Boden hervor sprießen.‘ Auf die Dauer wollte es ihr hier in Rom nicht behagen, ihr feinfühliges Wesen hatte bald begriffen, daß es die Atmosphäre nicht war, in der ich zu stetiger Arbeit angespornt würde. Wir verkehrten zumeist mit Künstlern, besuchten Ateliers und Sammlungen und verbrachten Stunden unter den Trümmern vergangener Herrlichkeit und Größe im alten Teile der Stadt und in der Campagna. Das Hôtel, in dem wir wohnten, lag am spanischen Platze, und wir konnten früh morgens das malerische Gewühl auf der spanischen Treppe, welche nach dem Monte Pincio hinaufführt, mit aller Muße betrachten.

‚Dies Rom‘, meinte meine Frau, ‚kommt mir vor wie ein großes Buch, in dem man fort und fort studieren kann, aber es scheint mir, als ob von den Vielen, die des Studiums wegen hergekommen, nur Wenige darin zu lesen verstünden. Oder ist es die Wucht einer ungeheuren Vergangenheit, die auf den Menschen lastet, gegen die sie sich nicht aufraffen mögen — die Epigonen! Ladet nicht alles zu träumerischem Genießen ein, giebt es einen Ort, wo das Faulenzen so reizvoll ist, das dolce far niente!‘

Wir kamen überein, unsern Aufenthalt hier abzubrechen und nach Florenz zu gehen. Die liebliche Natur des Ortes, seine Kunstschätze und geschichtlichen Erinnerungen zogen uns mächtig an, und meine Frau schien glücklich, mich in anderer Umgebung zu wissen. In einer Villa am Arno schlugen wir unser neues Heim auf. Meine Frau war besonders erfreut, ein so ergiebiges Feld für ihre Studien so zu sagen vor der Thüre zu haben. Mit Vorliebe machte sie Skizzen zu ihren Bildern an den malerischen Uferpflanzen und pflegte in ihrer Gondel sitzend zu zeichnen. Ich selber wollte die florentinischen Archive benutzen, um Material zu einem Drama aus der Zeit der Medizäer zu bekommen.

Ich besuchte oft ein Café in der Nähe der Uffizien, in welchem vorzugsweise Künstler und Litteraten verkehrten, und lernte da einen deutschen Schriftsteller kennen, der längst zu Ruf und Ansehen gelangt war. Sein Äußeres verriet freilich nichts von dem Dichter. Von kräftigem Körperbau, gesundheitstrotzendem Gesicht und von unverwüstlich heiterer Laune, zu harmlosem Spott und Ironie geneigt, in der Vollkraft seines Talentes, erschien er mir ein wahrhaft beneidenswerter Mensch. Er hatte sich nach harter Arbeit durchgerungen, seinem Namen einen guten Klang verschafft und durfte nun in Seelenruhe weiter schaffen. Kein Wunder, daß er unserm kleinen Kreise als Autorität galt.

Ich hatte ihn mit meinem Leben bekannt gemacht, ebenso mit meinen bisher erfolglosen dichterischen Versuchen. Ich bat ihn um ein freimütiges Urteil, und er versprach mir meine Arbeiten zu lesen. Als wir an einem der folgenden Tage auf dem Heimwege waren, erinnerte ich ihn an sein Versprechen. ‚Ich bin‘, sagte er endlich, ‚weit entfernt, ein maßgebendes Urteil über Ihre Begabung als Dichter abgeben zu wollen; es steckt sicher Talent in Ihnen, nur muß es ausreifen, und lassen Sie mich das offen sagen, Sie stehen zu sehr auf der Sonnenseite des Lebens, um Erfahrungen zu sammeln, kennen zu wenig dessen Ernst. Sie wollen Menschen schildern und haben zu wenig vom Leben kennen gelernt, zu wenig Ahnung von der Not des Daseins. Goethe macht eine Ausnahme. Schmerzenskinder sind viele, vielleicht die schönsten Dichtungen. Da ist Ihr besonderer Liebling Byron, hat er nicht seine schönsten Verse gemacht, als er sich von seinem Weibe, seiner Ada, trennen mußte?‘“ —

Hier hielt der Erzähler inne, stützte den Kopf wie gramversunken in die Hand, dann stand er rasch auf und machte eine Bewegung, als wollte er gehen. Ich war im Begriff ihm zu folgen, als er mich wieder auf meinen Sitz zog und, mehr wie zu sich selber sprechend, sagte: „Ich bin noch nicht zu Ende, — das Ende fehlt noch! Mußte mich schon der sich unwillkürlich aufdrängende Vergleich meiner Person mit der kerngesunden Natur dieses Mannes verstimmen, so thaten diese Worte das

Übrige, um meine Laune ganz zu verderben. Immer mußte ich mir wiederholen: Sie haben zu wenig vom Leben kennen gelernt, zu wenig Ahnung von der Not des Daseins, und es schien mir nun klar, warum ich mich nicht zum Höchsten emporschwingen konnte. Eine verbitterte Stimmung ergriff mich, während ruhige Überlegung mir doch hätte sagen müssen, daß jene Worte doch nur teilweise gelten konnten und leicht zu widerlegen seien. Was war natürlicher als daß mein seelisches Leiden seine Schatten auf das sonst so heitere Gemüt meiner Frau warf. Ich fand sie in dieser Zeit oft in Gedanken versunken, unthätig vor ihrer Staffelei sitzen, ihre Arbeit machte keine Fortschritte, was ich aber in meiner grübelnden Stimmung, nur mit mir selbst beschäftigt, nicht bemerkte. Vergebens suchte sie mich aufzumuntern, sprach von meiner Arbeit und bat mich davon zu sprechen. In einer unseligen Stunde ließ ich mich von meinem Unmute hinreißen, ihr jenes Gespräch mit dem deutschen Dichter mitzuteilen, und gab zu verstehen, daß häusliche und eheliche Bande dem idealen Schaffen nicht günstig seien. Verblendeter, wahnsinniger Thor, der ich war, das köstlichste Gut, welches ich besaß, die Poesie meines Lebens mit Füßen zu treten, das Wesen für meinen Mangel an Erfolg verantwortlich zu machen, welches nie aufgehört hatte an das endliche Gelingen meiner Arbeit zu glauben. — Meine Geschichte ist nun bald zu Ende, es wird auch kühl", sagte er sich fröstelnd in seinen Mantel hüllend, „es ist nicht gut hier länger zu verweilen. Was kommen mußte, kam. Der giftige Pfeil, den ich in das treueste, liebevollste Herz gesenkt hatte, that seine Wirkung. Ich kann nicht sagen, daß ich im Benehmen meiner Frau seit dieser Zeit eine wesentliche Veränderung wahrgenommen hätte, wie sehr ich mir auch später die kleinsten Vorkommnisse dieser Tage ins Gedächtnis rief.

An einem herrlichen Frühlingstag war ich schon früh zu einem Spaziergang in die liebliche Umgegend der Arnostadt hinausgegangen. Meine Frau war, wie gewöhnlich, zu Haus geblieben, weil sie meinte, ich könnte dann ungestörter an meine Arbeit denken, ja, sie wünschte, ich möchte meine Wanderung recht weit ausdehnen, wenn es auch spät mit der Heimkehr würde, sie selbst wollte den Tag benutzen, um ihr Bild ‚Elfenreigen im Mondschein' zu fördern.

Ich war mit historischen Studien in der Bibliothek beschäftigt und hatte mich an jenem Tag so in meine Arbeit vertieft, daß mich erst das Läuten der Avemaria-Glocken an die Heimkehr mahnte.

Seit langer Zeit fühlte ich etwas wie Befriedigung mit meinem Thun, ich hatte gearbeitet, mein Eifer wuchs, und mein Freude an der Arbeit, eine Frühlingsstimmung beherrschte mich. Gewöhnlich erwartete mich meine Frau in dem Weinlaubgang unserer Villa, in dem ich ihr helles Kleid schon von weitem erkennen konnte. Statt dessen sah ich fremde Gestalten sich um das Haus bewegen; eine seltsame Unruhe ergriff mich, ich beschleunigte meine Schritte, und da am Eingange des Hauses stürzte mir unsere alte Dienerin schreckensbleich entgegen, ‚O! die Signora, die Signora' war alles, was sie hervorbringen konnte. Meiner Sinne kaum mächtig, stürzte ich in das Zimmer. Da lag meine Frau, starr und bleich, wie man sie vor wenigen Minuten aus dem Wasser getragen hatte; die schleunig angestellten Versuche, sie ins Leben zurückzurufen, waren vergeblich gewesen.

Man sagte mir, daß der Kahn an einer als gefährlich bekannten Stelle umgeschlagen sein müßte. Es war niemand in der Nähe gewesen, und Hülferufe hatte man nicht gehört.

Zwölf Jahre sind seit jenem Tag verflossen, an dem ich alles verlor, — verlor! — durch meine Schuld!"

Er reichte mir die Hand, die ich in tiefer Bewegung drückte. Sprechen konnte ich nicht. Dann erhob er sich und bat, ihn allein gehen zu lassen. Als ich ihn aus den Augen verloren, verließ auch ich meinen Platz und stieg hinunter. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, in der nächsten Zeit meinen gewohnten Platz im Café belle arti einzunehmen, und als ich einige Wochen später wieder hinkam, erfuhr ich, daß der Schwede nach dem Orient abgereist sei.

Die vorstehende Erzählung bezieht sich auf das tragische Ende von Charlotte Stieglitz, geb. Willhöft. Um die Einkleidung einer Novelle zu gebrauchen, hat der Herr Verfasser Wahrheit mit Dichtung zuweilen vermischt.

Anmerkung der Redaktion.

Kasseler Skizzen.

Von W. Bennecke.

II. Etwas von Paul Bulß.

Zu Anfang der 70er Jahre, als Bulß in das Engagement der Kasseler Hofbühne trat, verkehrten die Mitglieder derselben vorzugsweise in der Weinwirtschaft Feodor Schröders in der oberen Karlsstraße und sodann bei Balthasar Wulp am Friedrich-Wilhelmsplatz. Dort bildete sich ein stark besuchter Frühschoppen, bei welchem Bulß und Ewald prä-

sidierten und ihres Amtes mit größter Loyalität und Kollegialität walteten. Dieser Frühschoppen wurde das „Biereau“ genannt, dessen wohl niemals aufgeschriebene Satzungen es zuließen, daß auch Nichtkünstler Mitglieder werden konnten. Bei der feierlichen Aufnahme in das „Biereau“ machte es Bulß nun stets ein besonderes Vergnügen, den Ritterschlag zu erteilen. Obwohl die Vereinigung ein Frühschoppen war, fand die Reception jedoch am späten Abend statt, wobei ein frisch vom Metzger entnommener Kalbskopf eine Hauptrolle spielte. Der künftige Neophyt wurde unten im Lokal von einigen Mitgliedern in Empfang genommen und mit verbundenen Augen erst im ganzen Hause Trepp' auf, Trepp' ab geführt, bis man mit ihm in die stets bereitwillig zur Verfügung gestellte gute Stube des Balser Wulp trat. Dort lag auf dem Tisch in einer flachen Schüssel der ominöse blutige Kalbskopf, matt beleuchtet vom Scheine zweier düster brennenden Kerzen, und im Halbkreis standen die Bundesbrüder in ziemlich abenteuerlichen Bekleidungen, denn über ihre Röcke hatten sie die sämtlichen Überzüge der im Zimmer befindlichen Möbel gebunden oder sonstige zweckdienliche Hüllen, deren sie habhaft werden konnten, umgenommen. Die Großmeister aber — „in zwei weißen Hemden man beide stehen sah“, wie weiland Siegfried und Gunther, als sie zum Brunnen um die Wette laufen wollten. Nun wurde an den noch immer mit verbundenen Augen dastehenden Novizen von dem Präsidenten Bulß eine sehr ernste Ansprache gehalten und ihm bedeutet, seine Hand zum Schwur und ohne zu zittern auf das hohe Symbol des Bundes zu legen. Sowie der Unglückliche aber mit seiner ausgestreckt herumtastenden Hand den kalten, glitschigen Kalbskopf berührte, schrak er unwillkürlich zurück, und dann kam das gänzlich Unerwartete der feierlichen Aufnahme, denn die tiefe, rings herrschende Stille durch ein gelindes Indianergeheul unterbrechend, stürzten alle über den Prüfling her und — wichsten ihn gehörig durch, und der Ausdruck der Überraschung, der sich bei dieser Prozedur jedesmal in den Zügen des Ahnungslosen malte, bildete den Höhepunkt des fidelen Abends.

Ein hochangesehenes Mitglied war Bulß auch in dem von seinem Vorgänger Dr. Franz Krückl und Ernst Gettke, dem jetzigen Direktor des Raimund-Theaters in Wien, 1870 gegründeten „Kasseler Künstler-Club“. Als erste Novität, nachdem Bulß sich im Engagement am Königlichen Theater befand, war auf demselben Verdis „Rigoletto“ mit Bulß in der Titelpartie im September 1871 in Scene gegangen. Obwohl die Oper auch in den andern Partieen („Gilda“ Therese Tremel, „Maddalena“ Marie Braciszewska, „Herzog“ Zottmayr, „Monterone“ Lindemann, „Sparafucile“ Schulze) glänzend besetzt war, erfuhr sie doch in der Kasseler „Tagespost“ durch den Musikreferenten Herrn T. eine ungünstige Beurteilung, da derselbe sich mit dem Inhalt nicht befreunden konnte und dabei u. A. von dem „Herzog und seiner Schwefelbande“ sprach. Dies veranlaßte den Kasseler „Künstler-Club“ im Schaubschen Saale in der Wolfsschlucht eine bizarre Puppenkomödie „Rigoletto oder der Herzog und seine Schwefelbande“ zur Aufführung zu bringen, für welche Bildhauer Brandt die Figuren in porträtähnlicher Treue cachiert hatte, und besonders die Gestalt Kasperle-Rigolettos die größte Heiterkeit hervorrief, da Brandt ein köstliches Abbild von Bulß zu Stande gebracht hatte. Gegen das erwähnte Puppenspiel sind aber alle Überbrettls von heute nur Kinderkomödien . . .

Nach einer der ersten Aufführungen des „Rigoletto“ im Hoftheater hatte Bulß einige Freunde zu sich geladen (er wohnte damals am Friedrichsplatz in einer der oberen Etagen des Schäferschen Hauses), und unter fröhlicher Unterhaltung war es spät und immer später geworden. Bulß war von der Aufführung her im Kostüme geblieben, über das er beim Nachhausegehen einen Mantel geworfen hatte, und saß zuletzt nur noch mit einem seiner Kollegen zusammen, den er schon von früher her kannte. Endlich ging auch dieser, und Bulß geleitete ihn mit der Lampe die Treppen hinunter bis vor die Hausthür und im Gespräche begriffen auch noch weiter an den Häusern her bis an das Theater, wo Beide sich, da die Rückerinnerungen so angenehmer Natur waren, auf den Treppenstufen niederließen und weiter plauderten. So saßen die Beiden da, neben sich die flimmernde Lampe, bis allmählich der Tag zu dämmern begann und schon vereinzelte Leute vorübergingen — die sahen dann allerdings den seltsam gekleideten Mann, der im Morgengrauen vor dem Theater saß, mit großen Augen an, — das würde ihn nun wenig gekümmert haben, aber die kühle Luft ließ es ihm doch ratsam erscheinen, sich zu Bett zu begeben, und Rigoletto mit seiner Lampe verschwand mit Sonnenaufgang vom Friedrichsplatz. . . .

Bulß, der Künstler, Bulß, der Sportsman, Bulß, der liebenswürdige Gesellschafter, war aber auch insofern ein sehr guter Kollege, als er stets gern zu geben bereit war, z. B. wenn es sich um Veranstaltung von Chorkränzchen handelte. Gegen Ende 1872 hatte er das Malheur, sich den Fuß zu verstauchen, wodurch er Monate lang am Auftreten gehindert war. Nachdem er am 26. Februar 1873 in den „beiden Schützen“ von Lortzing zum

ersten Male wieder unter großen Ovationen gesungen hatte, gab er einige Wochen später dem Chorpersonal seiner glücklichen Wiederherstellung wegen in dem Restaurant „Bellevue" in Wehlheiden (das Gebäude, in welchem sich dasselbe befand, gehört jetzt zum Diakonissenhaus) ein „Fäßchen". Da es in eine Zeit fiel, wo nicht getanzt werden durfte, hatte er alles Mögliche gethan, um dazu die Erlaubnis zu erhalten, und in letzter Stunde traf denn auch die frohe Kunde ein: „Wehlheiden darf tanzen!" Ob Bulß bei dieser Gelegenheit in den Saal geritten ist, wie erzählt wird, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, jedenfalls aber ist er an diesem Abend unter den Fröhlichen einer der Fröhlichsten gewesen, denn: „Holde Göttin Freude gab ihm immer das Geleite!"

Aus alter und neuer Zeit.

Ein verschwundenes Beförderungsmittel. Die Benutzung von Sänften oder Tragbahren zur Weiterbeförderung von Menschen war schon dem grauen Altertum bekannt, aber eine besondere Art derselben bildete sich im Zeitalter der französischen Könige Ludwig XIV. und XV. aus: die Porte-chaise oder in richtigem Französisch Chaise à porteurs, eine kurze Sänfte, aussehend wie eine Doktorkutsche, bestehend in einem mannshohen sechsseitigen Kasten mit Sitzfläche an der Hinterseite im Innern, vorn Thür mit Fenstern und Vorhängen und desgleichen zur Rechten und Linken Fenster und Vorhänge, und endlich außen auf beiden Seiten mit eisernen Ringen, durch welche Stangen gesteckt wurden, sodaß zwei Männer die Sänfte tragen konnten.

Im Hessenlande werden die Porte-Chaisen zuerst erwähnt unter der Regierung des Landgrafen und Schwedenkönigs Friedrich I. (1730—1751), und waren dieselben nicht nur in Übung bei hohen Herrschaften, sondern auch beim größeren Publikum, sodaß sich manche Leute als Lohndiener daraus einen Erwerb machten. Um auf diesem Gebiete Ordnung zu schaffen, erging ein „Reglement, wonach sich diejenige Porteurs, so bey keinem Herrn in Diensten stehen und nicht in Livrée seyn, sondern um Lohn tragen, in hiesiger Residentz-Stadt und Vestung Caßel zu halten haben" vom 11. August 1731 (Sammlung Fürstl. Hess. Landes-Ordnungen, T. IV. S. 56 flg.) Dies wurde aufgehoben durch Ordonnance ... vom 10. August 1750 (L.-O. T. IV, S. 1065 flg.) unter derselben Regierung und endlich unter Landgraf Friedrich II. (1760—1785) durch Reglement von 18. Februar 1778 (L.-O. T. VI, S. 910 flg.). Aus dem Letzteren ist folgendes hervorzuheben (in geringer Abweichung von den früheren Bestimmungen):

Die zum Porte-Chaisen tragen sich zu widmen Lust haben, müssen bei Fürstl Policey-Commission sich angeben, in das Porteur-Buch einschreiben lassen (§ 2), eine Nummer auf Blech auf der Brust und auf der Porte-Chaise mit Farbe führen (§ 3); sie müssen sich eines ehrbaren Lebens befleißigen, aller Schwelgerei, besonders aber des Brandteweinssauffens, wie auch Zankens und Fluchens, Zottenreißens und ungebührlicher Reden enthalten, und denen die sie bedienen, mit Höflichkeit begegnen (§ 4). Die bei Herrschaften dienenden Porteurs stehen unter demselben Gerichte wie ihre Herrn (§ 5) und dürfen nicht andere für Geld tragen (§ 6). Alle Porteurs müssen in der Stadt dauernd wohnen (§ 7). Ungehörigkeit und Verbrechen werden geahndet zunächst durch Geldstrafen, dann schärfer, und da kommen als Strafmittel vor: Reitung auf dem hölzernen Pferde, Anhängung steinerner Kugeln, endlich dem Befinden nach schimpfliche Verweisung (§§ 8, 11, 16).

An der Spitze der um Lohn dienenden Porteurs in der Stadt stand ein Porteur-Meister, welcher darauf zu sehen, daß die Porteurs sich alles Vollsaufens enthielten, und die nöthigen Anzeigen zu machen hatte (§ 15).

Übrigens konnte bei aller Strenge das Verhältnis gegen 14tägige Kündigung gelöst werden (§ 9). Das Tragen kostete für beide Träger berechnet einen ganzen Tag 1 Gulden, für einen einzelnen Gang 2 Ggr., bei weiteren Entfernungen 4 Ggr., beim Rücktragen war 1 Stunde Wartezeit frei (§ 12).

Die Porte-Chaisen wurden, einmal eingeführt, viel benutzt, jedoch vorzugsweise von den wohlhabenden Einwohnern. So erklärt sich wenigstens die Bestimmung in einer Luxus-Verordnung vom 26. Dezember 1731 (L.-O. T. IV, S. 89 fg.), daß derjenige, „der es nicht außerdem alltäglich gewohnt ist", bei Kindtaufen, sie geschehen in der Kirche oder Privathäusern, sich der Kutschen oder Porte-Chaisen bei fünf Reichsthaler Strafe nicht bedienen sollte.

Eine besondere Rolle haben die Porte-Chaisen unter Landgraf Friedrich II. gespielt durch ihre Benutzung von Militärpersonen, und auf Grund glaubwürdiger Mitteilungen alter Kasselaner, welche sich wieder auf Erzählungen älterer Leute stützen, hat sich die Sache folgendermaßen zugetragen:

Der hohe Herr (Friedrich II.) wollte aus seiner beim Regierungsantritte (1760) noch zum Teile von einer Ackerbau treibenden und im Comfort zurückgebliebenen Bevölkerung bewohnten Residenz eine auf Fremde einen angenehmen und behaglichen Eindruck äußernde Musterstadt machen. Er fing deshalb damit an, eine Anzahl Schuhputzer auszustatten und in der Nähe des Schlosses — der alten Kattenburg — aufzustellen, damit die Besucher desselben dies mit sauberem Schuhwerke betreten sollten. Sodann erregte sein allerhöchstes Mißfallen, daß seine Offiziere, wenn sie zu Hofbällen befohlen wurden, bei schlechtem Wetter, um die feine Kleidung zu schonen, sich von ihren Burschen Huckepack ins Schloß tragen und unterm Thore absetzen ließen. Er befahl deshalb, da nur wenige Stadtwagen in der Residenz vorhanden waren, die Beschaffung einer Anzahl Sänften (Porte-chaisen) und deren Benutzung durch die Offiziere bei Hofbällen. Diese Sänften standen wie die übrigen unter Aufsicht der Polizei und wurden dann auch von andern, namentlich altersschwachen Leuten benutzt. Später und im 19. Jahrhundert fast ausschließlich dienten sie als Kranken-Transportmittel zur Charité.

Ausweislich der Adreßbücher von Kassel waren es in den 40er und 50er Jahren noch vier Portechaisen-Träger, dann in den 60er Jahren blos zwei Namens Martin Dousset und Heinrich Scheffer, beide daneben noch Kohlenmesser, die letzten ihres Zeichens. Im Adreßbuch von 1865 kommt Scheffer vor als Gastwirt „zur Stadt Hanau", Frankfurter Straße 65, 1868 Dousset als Portier.

Die inzwischen eingeführten Droschken und Dienstmänner brachten das schöne Institut der Porte-Chaisen zu Falle. Sänften gibt es jetzt noch in Gebirgsgegenden und in heißen Ländern.

C. N.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 24. März fand der letzte wissenschaftliche Unterhaltungsabend des Kasseler Geschichtsvereins im laufenden Halbjahr statt. Herr General Eisentraut begrüßte die Anwesenden und erteilte Herrn Oberlehrer Dr. Henkel das Wort, welcher eine Anzahl auf seine Familie bezügliche Papiere vorlegte. Herr Dr. Schwarzkopf rief darauf in seiner lebhaften Vortragsweise die kurhessischen Gardes-du-Corps in die Erinnerung zurück, wobei er besonders betonte, daß der „erste Richter des Reichs" in Berlin den kurhessischen Armee-Traditionen wieder zu ihrem Rechte verholfen und damit einen Alp von denjenigen Gemütern genommen habe, die es bisher nicht für ratsam gehalten hätten, sich der hessischen Kriegsgeschichte zu erinnern. Schon vor zehn Jahren habe Oberstleutnant Freiherr von Werthern am 100. Jahrestage der Erstürmung Frankfurts das hiesige Husarenregiment auf dem Forst auf den ruhmvollen Anteil hingewiesen, den die hessischen Gardes-du-Corps an dieser Waffenthat gehabt hatten. Aber noch ein anderer preußischer Herr hat s. Z. den Gardes-du-Corps das höchste Lob gespendet und zwar Generalleutnant von Brauchitsch, der im September 1863 mit dem badischen Generalmajor von Faber und einem höheren österreichischen und würtembergischen Offizier die kurhessischen Truppen inspizierte. „Kurhessen," sagte Generalleutnant von Brauchitsch zu den Gardes-du-Corps, nachdem dieselben auf dem Forst mehrere Attacken ausgeführt hatten, „mit großen Erwartungen sind wir hierher zu Euch gekommen, wußten wir doch, daß wir die Söhne jener Tapferen zu inspizieren hatten, die durch Jahrhunderte hindurch auf allen Schlachtfeldern, wo sie kämpften, sich durch Heldenmut und braves Verhalten unvergänglichen Ruhm und Siegeslorbeeren errungen haben. Allein was wir erwartet, habt Ihr heute bei weitem übertroffen; Ihr seid noch immer die echten Söhne der alten Chatten, und stolz kann der sein, dem es vielleicht einmal vergönnt ist, Euch zum Kampf zu führen." Nach dem fesselnden Vortrag zeigte Herr Dr. Schwarzkopf Bilder der hessischen Garde-du-Corps aus allen Zeiten vor, wobei besonders eins derselben, Offiziere und Mannschaften der zweiten Schwadron, unter ihnen Prinz Philipp von Hanau und Premierleutnant von Loßberg, ganz außerordentlich gefiel, sowie ein Bild des Prinzen Moritz von Hanau und eine Photographie des letzten Kurfürsten in Gardes-du-Corps-Uniform, Porträts, deren Vervielfältigung lebhaft gewünscht wurde. Aus der darauf folgenden Diskussion sei noch hervorgehoben, daß von einem der Vereinsmitglieder des Premierleutnants von Schenk zu Schweinsberg gedacht wurde, der 1866 mit 10 Gardes-du-Corps und einigen nassauischen Infanteristen in der Nähe von Sabern eine preußische Feldwache, bestehend aus einem Unteroffizier und sechszehn Mann, zu Gefangenen machte.*) Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner besprach sodann den Giftmord des Hoflakaien Bechstädt am 31. Ja-

*) Vergl. „Hessenland" Jahrg. 1897, S. 271: „Erinnerungen aus den letzten Tagen eines deutschen Fürstentums." Von einem ehemaligen kurhessischen Offizier.

nuar 1822 und verlas ferner eine von dem Generalleutnant von Haynau an den Kommandeur der Schutzwache gerichtete Aufforderung vom 5. Oktober 1850, die sich in dem städtischen Archive befindet.

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor der Rechte Dr. von Savigny in Marburg wird zum Herbste an die neu errichtete juristische Fakultät der Universität Münster übersiedeln. — Professor Hoffa, zuletzt in Würzburg, hat die ihm angebotene Professur für orthopädische Chirurgie in Berlin angenommen.

Todesfälle. Am 14. März starb in Kassel hochbetagt Fräulein Friederike Kauffmann, Mitbegründerin des 1869 daselbst ins Leben gerufenen Frauenbildungsvereins, dessen Vorstand sie 32 Jahre lang angehörte. Durch ihre vielseitigen Kenntnisse und ihr thatkräftiges Eintreten für die Sache, der sie sich gewidmet hatte, war sie eine Hauptstütze des segensreichen Vereins. — Am 16. März verschied in Stettin der dortige Superintendent Wilhelm Fürer, geboren am 23. Mai 1841 in Frankenberg, und einen Tag später folgte ihm in Haus Rockenau bei Eberbach in Baden sein Bruder Pfarrer Karl Eduard Fürer, geboren am 13. Juni 1830 in Kirchhain. Als Söhne des Pfarrers Julius Fürer studierten beide Brüder Theologie. Während der ältere von ihnen in Hessen verblieb und seit 1856 als Pfarrer an der Brüderkirche in Kassel wirkte, war der jüngere Bruder als Pastor in Friesdorf in der Provinz Sachsen, dann als Reiseprediger für die innere Mission in Pommern und von 1884 an als Pastor in Stettin thätig. 1897 wurde er zum Superintendenten ernannt. Pfarrer Karl Eduard Fürer ist auch als geistlicher Dichter hervorgetreten. — Am 19. März starb zu Gießen der Oberstleutnant beim Regimentsstabe des Infanterieregiments „Kaiser Wilhelm“ (2. Großherzogl. Hessischen) Nr. 116 Georg Herrlein. Als Großgrundbesitzer in Margarethenhaun war der Verblichene Mitglied des hessischen Kommunallandtages sowie des Provinziallandtages. — Auf einer Kunstreise in Ungarn begriffen, schied am 20. März in Temesvar plötzlich der Königl. Kammersänger Paul Bulß dahin. Derselbe war von 1871—1876 als Bariton am Königlichen Theater in Kassel engagiert gewesen und hatte sich großer Beliebtheit zu erfreuen gehabt.

Personalien.

Ernannt: Hilfspfarrer Dellit zu Kassel zum luther. Pfarrer in Wohra und Diakonus in Gemünden; Gerichtsassessor Dr. Beyer zum Amtsrichter in Schenklengsfeld; die Referendare Amelung und von Apell zu Gerichtsassessoren; Rechtskandidat Greim zum Referendar.

Verliehen: die China-Verdienst-Medaille Frau General Kuchenbecker, Frau Selma Plaut, Frau Justizrat Dr. Rothfels, Frau Postdirektor Schlüter in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Landrichter Limberger und Frau Jenny, geb. Himmighoffen (Kassel, 23. März); — eine Tochter: Intendantur-Sekretär A. Knuth und Frau Else, geb. Methe (Frankfurt a. M., 15. März); Fabrikant Otto Fennel und Frau Marie, geb. Schäfer (Kassel, 23. März); Domänenpächter A. Lohmann und Frau Anna, geb. Jahns (Wilhelmshöhe, 26. März); Kaufmann Fritz Schäffer und Frau Emma, geb. Mahlau (Kassel, 28. März).

Gestorben: cand. med. Ludwig Ostheim, 25 Jahre alt (Marburg, 13. März); Kaufmann Hermann Berger, 72 Jahre alt (Berlin, 13. März); Frau Minna Wolters, geb. Paack, 29 Jahre alt (Crefeld, 14. März); Fräulein Friederike Kauffmann, 78 Jahre alt (Kassel, 14. März); Königl. Oberleutnant Fritz Brill von Hanstein (Metz, 15. März); Frau Marie Häfner, geb. Kaiser, 57 Jahre alt (Kassel, 16. März); Superintendent Wilhelm Fürer, 60 Jahre alt (Stettin, 16. März); Pfarrer Karl Eduard Fürer, 71 Jahre alt (Haus Rockenau bei Eberbach in Baden, 17. März); Oberstleutnant Georg Herrlein (Gießen, 19. März); Bürgermeister Hartmann Ludwig (Treysa, 19. März); Frau Emilie Noelck, geb. Coester (Lübeck, 20. März); Privatmann Joh. Heinrich Friede, 78 Jahre alt (Kassel, 22. März); Frau Geh Kriegsrat Luise Weber, geb. Heuser, 58 Jahre alt (Kassel, 23. März); Frau Konsistorialrat Rettberg, geb. Gieseler (Marburg, 23. März); Königl. Geh. Baurat a. D. W. J. Janssen, 70 Jahre alt (Kassel, 25. März); Kurhessischer Leutnant a. D. Rudolf von Kaltenborn-Stachau (Merrill in Nord-Amerika, 25. März); Färbereibesitzer Justus Kersten, 50 Jahre alt (Kassel, 26. März); Königl. Domänenpächter Oberamtmann Gerlach (Rangen, 27. März); Privatmann Wilhelm Schumann, 78 Jahre alt (Wahlershausen, 27. März).

Mit Bedauern teilen wir den verehrlichen Mitarbeitern und Lesern unserer Zeitschrift mit, daß Herr **Dr. Schoof**, durch Gesundheitsrücksichten gezwungen, die Redaktion des „Hessenland“ mit Ablauf des I. Quartals niedergelegt hat. Seine eifrige und erfolgreiche Redaktionsführung sichert ihm bei uns ein dankbares Andenken. Herr Dr. Schoof hat uns gütigst in Aussicht gestellt, auch ferner nach Möglichkeit für das „Hessenland“ thätig zu sein. — An seiner Stelle hat Herr **W. Bennecke**, hier, welcher bereits seit einiger Zeit die Redaktion vertretungsweise geführt hat, dieselbe nunmehr freundlichst endgültig übernommen.

Kassel, 31. März 1902.

Der Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. April 1902.

Die Nacht.

Auf dunkeln Schwingen naht die Nacht,
Und allen Freuden
Und allen Leiden,
Und dem Gram, den der Tag gebracht,
Flüstert sie zu:
„Nun geh zur Ruh!"
Und müde senken die Lider
Auf träumende Augen sich nieder.

Doch aus des Dunkels dichtem Flor
Steigt leise, leise
Nach Geisterweise
Der Sorgen düstre Schar empor,
Von Nacht umwallt.
Mit finstrer Gewalt
Zerstört sie den friedlichen Schlummer
Durch nagenden, zehrenden Kummer

Und um die tieffte Mitternacht,
Wenn alles schweiget
Und ruht, da steiget
Der Zweifel empor aus tiefem Schacht.
Sein Eishauch zieht
Wie Tod durchs Gemüt
Und will den kindlichen Glauben
Der ringenden Seele rauben. —

Auf dunkeln Schwingen flieht die Nacht,
Vor Sonnenstrahlen
Schwinden die Qualen,
Schwindet des Zweifels finstre Macht,
Des Frühlichtes Schein
Weicht die Sorgenpein,
Hell klingt's in den flutenden Schimmer:
„Ich glaube, nun laß ich Dich nimmer!"

Darmstadt. **Therese Köstlin.**

❦ ❦ ❦

O, glaub' mir: könnt' ich zaubern . . .

O, glaub' mir, könnt' ich zaubern,
Sollt' Dein Kummer vergeh'n!
Wo Du weilst, wo Du wandelst,
Sollten Blumen ersteh'n . . .
Deine Lippen säh' ich lachen,
Deine Wangen ließ' ich blüh'n,
Deine Seele müßt' genesen
Von glühendem Müh'n,
Dein Herz würde jauchzen,
Deine Hände dürften ruh'n. — —
O, glaub' mir: könnt' ich zaubern,
Wollt' ich Wunder für Dich thun!!

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**



Hessische Sterbemünzen.

Von Paul Weinmeister, Leipzig.

(Schluß.)

Der seit 1650 volljährige Wilhelm VI. regierte selbst noch dreizehn weitere Jahre und starb 1663. Seinem Tode sind als Sterbemünzen gewidmet Dukaten, Thaler, halbe, Viertel- und Achtel-Thaler. Außer dem Brustbild und sieben kleinen Wappenschilden weisen sie folgende Inschrift auf: Wilhelmus VI. Dei Gratia Landgravius Hassiae, Princeps Hersfeldensis, Comes Cattimeliboci, Deciae, Ziegenhainae, Niddae Et Schawenburgi, Nascitur Anno MDCXXIX. XXIII. Maii, Vixit Annos XXXIV Mensem I Dies XXI, Regnavit Annos XII Menses IX Dies XXI, Obiit XVI. Julii Anni MDCLXIII. Pietate, Fide Et Justitia (Wilhelm VI. von Gottes Gnaden Landgraf von Hessen, Fürst zu Hersfeld, Graf zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda und Schauenburg, wurde geboren am 23. Mai 1629, lebte 34 Jahre 1 Monat 21*) Tage, regierte 12 Jahre 9 Monate 21 Tage, starb am 16. Juli 1663. In Pflichtgefühl, Treue und Gerechtigkeit). Wiederum war der Landesfürst in jugendlichem Alter gestorben, und wiederum war deshalb eine Vormundschaft für einen noch unmündigen Landgrafen nötig. Diese übernahm auch diesmal des Minderjährigen Mutter, die verwitwete Landgräfin Hedwig Sophie, geborene Prinzessin von Brandenburg. Aber der jugendliche Wilhelm VII. starb (1670) noch vor Beendigung der Vormundschaft, und die trauernde Mutter feierte sein Andenken in Dukaten, ganzen, halben, Viertel- und Achtel-Thalern mit der Inschrift Wilhelmus VII. Dei Gratia Landgravius Hassiae, Princeps Hersfeldensis, Comes Cattimeliboci, Deciae, Ziegenhaini, Niddae et Schawenburgi, Natus Cassellis XXI. Junii MDCLI. Obiit In Ipso Regiminis Propylaeo Parisiis XXI. Novembris MDCLXX. Vixit Diu, Quia Bene Vixit, Annos 19 Menses 5 (Wilhelm VII. von Gottes Gnaden u. s. w., geboren zu Kassel am 21. Juni 1651, starb noch vor dem eigentlichen Antritte seiner Regierung zu Paris am 21. November 1670. Er hat lange gelebt, weil er wacker gelebt hat: 19 Jahre 5 Monate). Fast sieben Jahre lang führte nun Hedwig Sophie die Vormundschaft weiter für ihren zweiten Sohn Karl und lebte danach noch sechs Jahre. Ihr Gedächtnis wird in ganzen, halben und Viertel-Thalern gefeiert. Sie zeigen alle den hessischen Löwen und den brandenburgischen Adler, die Thaler mit der Inschrift Wilhelmi VI. Hassiae Landgravii, Principis Hersfeldensis Conjunx (1649) Hedwigis Sophia Nata Princeps Electoralis Brandenburgica Nascitur Berolini IV. Julii Anno MDCXXIII., Post Obitum Conjugis Anno MDCLXIII. Vera Patriae Mater Tutrixque Regimen Hassiacum Pie, Fideliter Ac Feliciter Administrat Annos XIV, Moritur Schmalcaldiae Die XVI. Junii Anno MDCXXCIII., Vixit Annos LIX Menses XI Dies XIV (Wilhelms VI., Landgrafen von Hessen, Fürsten zu Hersfeld, Gattin — 1649 — Hedwig Sophie geborene Prinzessin von Kurbrandenburg wird geboren zu Berlin am 4. Juli 1623, verwaltet nach dem Tod ihres Gatten im Jahre 1663 als wahre Landesmutter und Vormünderin die hessische Regierung pflichtmäßig, treu und glücklich 14 Jahre lang, stirbt zu Schmalkalden am 16. Juni 1683, sie lebte 59 Jahre 11 Monate 14*) Tage), die kleineren Nominale mit der Inschrift Hedwigis Sophia Hassiae Landgravia, Princeps Hersfeldensis, Nata Princeps Electoralis Brandenburgica, Nata Die 4. Julii 1623, Denata Die 16. Junii 1683 Vixit Annos 59 Menses 11 Dies 14 Humata Die 17. Julii 1683 (Hedwig Sophie Landgräfin von Hessen, Fürstin zu Hersfeld, geborene Prinzessin von Kurbrandenburg, geboren am 4. Juli 1623, gestorben am 16. Juni 1683, lebte 59 Jahre 11 Monate 14 Tage, beerdigt am 17. Juli 1683). Ihrem Sohne Karl war eine sehr lange Regierungszeit beschieden, nämlich nach der siebenjährigen Vormundschaft seiner Mutter noch weitere dreiundfünfzig Jahre. Aber eigentliche Sterbemünzen sind auf seinen Tod nicht geprägt worden, dagegen hatte er am 26. Juni 1711, zehn Tage nach dem Tode seiner Gemahlin Maria Amalia, eigenhändig die Ausprägung von 400 Stück Begräbnisthalern verfügt. Diese Gepräge zeigen das Bild der

*) Richtig: 23 Tage.

*) Richtig: 12 Tage.

Landgräfin mit der Umschrift Pietate Insignis (durch Pflichtgefühl sich auszeichnend) und die Gedenkworte Serenissima Princeps Et Domina Domina Maria Amalia Ex Serenissima Ducali Stirpe Churlandica Oriunda Nata Anno MDCLIII. Die XII. Junii, Nupta Serenissimo Et Potentissimo Principi Ac Domino Domino Carolo, Hassiae Landgravio, Principi Hersfeldensi, Comiti Cattimeliboci, Deciae, Ziegenhaini, Niddae Et Schawenburgi, Die XXI. Maii Anno MDCLXXIII., Denata Vilmonasterii XVI. Junii Anno MDCCXI. (Die durchlauchtigste Fürstin und Herrin Frau Maria Amalia aus dem durchlauchtigsten herzoglich kurländischen Geschlecht entsprossen, geboren am 12. Juni 1653, vermählt mit dem durchlauchtigsten, großmächtigen Fürsten und Herrn Herrn Karl, Landgrafen von Hessen, Fürsten u. s. w., am 21. Mai 1673, gestorben zu Weilmünster am 16. Juni 1711). Von Karls Söhnen und Nachfolgern Friedrich I. und Wilhelm VIII. sind zwar Sterbegepräge bekannt, doch lassen sich die des ersteren nur teilweise und nicht mit Sicherheit als eigentliche Münzen bezeichnen, vielmehr machen alle den Eindruck von Medaillen. Die eine Prägung auf den Tod Friedrichs I. wird zuweilen als Thaler bezeichnet; sie hat die Umschriften Fridericus Dei Gratia Rex Sueciae Die XXV. Martii MDCCLI Sideribus Receptus (Friedrich von Gottes Gnaden König von Schweden am 25. März 1751 in den Himmel aufgenommen), die andere soll ein halber Thaler sein und sagt in Um- und Inschrift Fridericus *Dei Gratia Rex Sueciae Bono Subditorum* Natus Die 17. Aprilis 1676 Jmperavit Annis 31 Coelo Redditus Die 25. Martii 1751 (Friedrich u. s. w., zum Heile seiner Unterthanen geboren am 17. April 1676, herrschte 31 Jahre, dem Himmel zurückgegeben am 25. März 1751). Beide Gepräge kennzeichnen sich übrigens als schwedisch, da Friedrich nicht als Landgraf von Hessen, sondern nur als König von Schweden bezeichnet wird und seine Regierungsdauer als 31 Jahre, d. h. von 1720 an angegeben ist, während er in Hessen erst von 1730 an regierte Die Sterbemünze auf das Ableben Wilhelms VIII. (1760) ist sicher eine Medaille, übrigens das letzte Gepräge auf den Tod eines Landesfürsten von Hessen-Kassel.

In Hessen-Darmstadt beginnt die Sitte der Prägung von Sterbemünzen 1626 beim Tode Ludwigs V. Auf Doppelthalern und Thalern findet sich die Inschrift Ludovicus Dictus Fidelis, Hassiae Landgravius, Natus XXIV. Septembris Anni MDLXXVII., Mortuus XXVII. Julii Anni MDCXXVI. Regnavit Annos XXX Menses V Dies XIX. Vivit Post Funera Virtus. Patri Patriae, Immortalitate Donato (Ludwig genannt der Getreue, Landgraf von Hessen, geboren am 24. September 1577, gestorben am 27. Juli 1626, regierte 30 Jahre 5 Monate 19 Tage. Tugend überlebt das Grab. Dem mit Unsterblichkeit gekrönten Vater des Vaterlands). Schon mit Ludwigs Sohne Georg II. hören die Sterbemünzen hier wieder auf. Auf seinen Tod (1661) wurden ganze und halbe Dukaten, ganze, halbe, Viertel- und Achtel-Thaler geprägt. In- und Umschriften lauten Nummus Exequialis Principis Optimi Pii Prudentis Benefici Domini Domini Georgii II. Landgravii Hassiae, Principis Hersfeldensis, Comitis Cattimeliboci, Deciae, Ziegenhaini, Niddae, Schawenburgi, Ysenburgi Et Budingae. Natus XVII. Martii Anni MDCV. Obiit XI. Junii MDCLXI, Vixit Annos LVI Menses III, Regnavit Annos XXXIV Menses X (Sterbemünze des besten, frommen, weisen und wohlthätigen Fürsten Herrn Herrn Georgs II., Landgrafen von Hessen, Fürsten zu Hersfeld, Grafen zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schauenburg, Ysenburg und Büdingen. Geboren am 17. März 1605 starb er am 11. Juni 1661, lebte 56 Jahre 3 Monate, regierte 34 Jahre 10 Monate). Auf den Goldmünzen ist die Inschrift teilweise etwas kürzer gefaßt. Alle aber zeigen sie eine hohe Eiche mit einem fliegenden Zettel daran, der die Worte Aeternitati Sacrum (Der Ewigkeit geweiht) enthält.

Die vorstehend beschriebenen hessischen Sterbemünzen werden den Sammlern alle sehr wohl bekannt sein, sonst würde meine Beschreibung ihnen nicht genügen, die ich absichtlich nicht streng numismatisch gestaltet habe, um sonstige Freunde der hessischen Geschichte nicht durch Einzelheiten zu langweilen oder durch Wiedergabe der abgekürzten Inschriften ihnen Unverständliches zu bieten. Daß fast alle diese Stücke sehr gesucht und selten sind, braucht nicht hervorgehoben zu werden, die meisten dürften aber in den beiden öffentlichen Münzsammlungen Kassels zu finden sein.



Allerlei von Zauberei.

Von L. Armbrust.

Es ist eine uralte Eigentümlichkeit der Menschen, lieber an übernatürliche Kräfte und fremden Frevel zu glauben, als an natürlichen Hergang und eigene Verfehlung. So schiebt man die Schuld an Unfällen gern geheimnisvollen Mächten und deren bösen Dienern zu. Und dem Verdachte der Thäterschaft ist unter solchen Umständen derjenige am meisten ausgesetzt, welcher die große Menge an Klugheit übertrifft oder durch sein Äußeres einen abschreckenden und unheimlichen Eindruck macht. Auf solchem Grunde beruhte ehemals (und auch heutzutage noch) der unselige Hexenglaube, den man verlachen müßte, hätte er nicht so unsägliches Elend über zahlreiche Personen und Familien heraufbeschworen.

Es wäre aber unrecht, dem niederen Volke allein die Verantwortung für diese Geißel vergangener Jahrhunderte zuzuschreiben. Die höheren Stände trifft keine geringere Schuld. Die Gesetzgeber schritten auf denselben finsteren Wegen. Und die selbstsüchtigen und gewissenlosen Richter benutzten eifrig die bestehenden Gesetze; denn jeder Prozeß warf ihnen einen nicht zu verachtenden Gewinn in den Schoß. Gesetzgeber und Richter standen nicht allein da: die Geistlichkeit ging — von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen — mit ihnen Hand in Hand; und selbst die Auslese höherer Bildung auf den Universitäten stärkte und stützte meist den verruchten Aberglauben. Alle bliesen dieselbe Melodie. Wer will da noch einen Stein aufheben gegen die Hexenfurcht unter Bauern und Handwerkern, denen Großmütter und Basen in heimlichen Dämmerstunden immer wieder von teuflischer Zauberei erzählten? Längst hatte der Glaube daran im tiefsten Volksgemüte Wurzel geschlagen. Manchmal scheint aber auch bei Zeugen und Angebern der Aberglaube nur als Aushängeschild gedient zu haben, Habgier, Eifersucht oder Haß waren dann die eigentlichen Triebfedern. Frühzeitig finden sich für alle die erwähnten Beweggründe Beweise oder wenigstens Anzeichen.

Im Jahre 1460 stand vor dem Melsunger Schultheißen eine Frau, die von einer Feindin der Hexerei bezichtigt wurde. Sie sollte einer säugenden Mutter die Milch genommen haben. Für einen so schweren Fall war der Schultheiß nicht zuständig, er verwies daher die Sache an das Gericht des Landgrafen.*)

*) G. Landau, Bußregister, in der Zeitschrift f. hess. Geschichte. II, 376 (1840).

Ein armer Kranker war es, der 1570 in den Geruch der Zauberei kam. Ein Mann aus dem hessischen Gerichte Spangenberg wurde durch Zufall nach Göttingen, der Leinestadt, verschlagen. Dort ließ ihn der ehrbare Rat von Häschern ergreifen; denn des Volkes Stimme bezeichnete ihn als „weisen Mann." Und der Verdacht bestätigte sich in herrlicher Weise. Im Besitze des Gefangenen fand sich nämlich ein Buch, in dem greuliche Teufelsbilder gemalt standen und „zauberische Buhlereien" zu lesen waren. Wenn er vollends einen Topf ans Feuer setzte und Zauberreime dazu sprach, dann zwang er dadurch eine Zauberin zu erscheinen. Dieser gewaltige Mann hatte eine lahme Witwe bezaubert. Auch im Gewahrsam gab er eine kleine Probe seiner Kunst. Er brachte es zu Wege, daß eine Hexe vor dem Hause erschien. Zu ihrem Glücke aber zog sie früh genug und unerkannt wieder von dannen, so daß sie den rohen Fäusten der Henkersknechte entging. Schließlich stellte es sich heraus, daß der angestaunte „weise Mann" ein armer Fallsüchtiger war, der von den schwersten Krämpfen heimgesucht wurde. Der Chronist*) meint freilich, der „Jammer" wäre häufig zu stark in ihm geworden, oder der Teufel hätte ihn zu arg geplagt. Die Obersten im Göttinger Rate hatten dem Kranken (wohl für eine Vorstellung seiner Kunst) freies Geleit zugesagt, darum ließen sie ihn laufen. Seine Bücher jedoch und sein sonstiges Handwerkszeug behielt man und verbrannte es.

So glimpflich kamen nicht viele davon. Schrecklich endete z. B. eine Hexengeschichte, die zwar keine hessischen Unterthanen betraf, aber einer hessischen Universität zur Beurteilung vorgelegt wurde. Dieser Prozeß giebt uns zugleich einen Einblick in den Starrsinn und die Bosheit mancher Richter, in die beschränkte Oberflächlichkeit mancher Gelehrten, denen die unschuldigsten Umstände Verdacht einflößten.

Im Mai 1664 kam es zu einer Gerichtsverhandlung gegen die 18jährige Dienstmagd Margarethe Meineken aus Westeresch im (damals schwedischen) Herzogtum Verden.**) Das Mädchen

*) Franz Lübeck, Chronik von Göttingen bis 1588, Blatt 306 b und 307 a (Handschrift „Göttingen 4" in der Universitäts-Bibliothek Göttingen). — Franz Lübeck war damals übrigens Prediger in Göttingen und wurde 1575 Nachfolger des Hessen Johann Sutel an der Sixtuskirche in Northeim.

**) Nach H. Meyer, ein Hexenprozeß aus dem 17. Jahrhundert, aus den Akten dargestellt. Hannover 1867.

war von einer Verwandten als Hexe verdächtigt. Es sollte eine Kuh durch Zauberei ums Leben gebracht und verschiedene Leute krank gemacht haben. Die Akten über die ersten Verhöre wurden der juristischen Fakultät der Universität Rinteln an der Weser übersandt. Die Antwort lautete folgendermaßen:

„Alß dieselbe uns, was für dortigem Königsmarkischen Gericht des Haußes von der Herrschaft Rotenburgk zwischen Catharinen und Margarethen Meineken in puncto veneficii inquirendo fürgangen, zugesandt und, welchergestalt mit der Inquisitinnen ferner zu verfahren, unßer rechtliches Bedenken begehret, demnach haben wir alles mit Fleiß verlesen, collegialiter woll erwogen und berichten darauf vor Recht:

Dieweil super fama keine Zeugen eydtlich examiniret seyn, so seyndt diejenige, welche umb der Inquisitinn Leben und Wandel gute Wißenschaft haben, über nachfolgende interrogatoria eydtlich zu befragen: 1. Ob Zeugin Margarethen Meineken woll kenne. 2. Ob Zeugin einige Feindschaft mit derselben habe gehabt oder noch habe und warumb. 3. Ob Zeugin bewußt sey, alß ob sie sollte zaubern können. 4. Woher solch Geschrey entstanden, und wie alt dasselbe sey. 5. Ob Zeuge sie selbst für eine Zauberinn halte. 6. Was er dessen für Ursach habe. 7. Ob Zeuge nicht wiße oder gehört habe, daß sie von einem undt andern für eine Hexe gescholten wurde, von wem, zu welcher Zeit. 8. Ob sie einen undt andern Menschen zaubern zu lehren sich erboten. 9. Ob sie jemandt zu bezaubern gedrauet undt dem Gedraueten dergleichen geschehen oder wiederfahren. 10. Ob sie sonderliche Gemeinschaft mit Zaubern oder Zauberinnen gehalten oder noch habe. 11. Ob sie mit verdächtigen Sachen, Geberden, Wortten und Wesen, die Zaubere auf sich tragen, umbgehe oder vor diesen damit umbggangen.

Dieweil auch Berendt Müller teste protocollo deponiret, daß seine Tochter ein und anderß der Inquisitinn sollte vorgehalten haben, so ist dieselbe eydtlich zu befragen:

12. Ob sie die Inquisitinn, wie ihr die letzte Kuh abgestorben, zu Rede gestellet und gefraget, woher es kähme, daß sie so eine böse Rede zu Buxtehude gehabt. 13. Ob sie ferner zu derselben gesagt: wann ihr bey unß Leuten so thun wollet. 14. Ob die Inquisitinn sie gebeten, solches ihrem Vater nicht zu sagen. 15. Wie sich dieselbe sonsten, wie ihr solches ist fürgehalten, geberdet und bezeiget.

Und würde diese bey ihrer Aussage, inquisita aber bei ihrem Leugnen verbleiben, wehre sie zu confrontiren; und ist nicht ohndienlich, daß von einem Barbierer der Inquisitinn Kopfform an der Stirn besichtigt wehre, ob allda etwas zu verspüren, und ob sie nicht leiden könne, daß mann sie an selben Orth antaste, und woher solches etwa kommen. Absonderlich aber muß Cathrina Meineken ihre Deposition, daß Inquisitinn ihr das Zaubern zu lehren angebothen, und mit welchen Ceremonien solches geschehen, eydtlich becräftigen. Sollte auch inquisita noch ferner umb das Waßerbadt anhalten — ob man gleich solche Probe für kein Argument der Schuldt und Ohnschuldt halten thut, so gar, daß, wann einer schwimmdt, dahero nicht schuldig, undt welcher nicht schwimmdt, für ohnschuldig nicht zu halten — alldieweilen aber durch solch Mittel die Inquisitinn oftermahlen zum freywilligen Bekändtniß wird bewogen, so kann ihr inn so weit willfahret werden, jedoch daß sie in loco judicii angelobe, im Fall sie oben schwimmen sollte, daß sie alsdann willig bekennen wolte, daß sie zaubern könne. Ergehet alsdann, wann solches alles vorgangen, auf anderweitige Verschickung ferners inn der Sache, was rechtens. Von Rechts wegen haben solches ohnverhalten sollen, die Herren Gottes Schutz empfehlendt,

Rinteln, den 20. May 1664.

Der Herrn dienstwillige
Decanus senior und andere Doctores der Juristen-Facultät bei der Universität daselbst."

Man nahm die Wasserprobe vor. Das Mädchen ging nur wenig unter, beteuerte aber fortgesetzt seine Unschuld, wie bisher. Zum zweiten Male wurden die Akten nach Rinteln gesandt. Die juristische Fakultät antwortete abermals, die Wasserprobe wäre trüglich, zur Folterung läge keine genügende Veranlassung vor, man sollte die Angeklagte weiter ins Verhör nehmen. Nun beging das arme Mädchen, auf Zureden eines Geistlichen, eine verhängnisvolle Unklugheit. Es gab zu, es möchte wohl (mit der im Volke noch jetzt bekannten dummen Redensart) den Herrn Christ verleugnet haben. Zugleich gestand es, es hätte im Kindesalter den Abschwörungsreim von seiner Mutter gehört. Sofort wurde auch die letztere in Haft genommen, entzog sich aber den erbarmungslosen Richtern durch Selbstmord. Sie erhängte sich im Gefängnisse, und der Henker mußte ihren Leichnam am Galgenberge verscharren. Da die Universität Rinteln dem Aberglauben oder der Bosheit der Richter nicht genug entgegengekommen war, schickte das Gericht die Akten nunmehr an die Universität Helmstedt. Diese erklärte die Folterung für zulässig, „jedoch menschlicher Weise". Das Mädchen wurde so lange gemartert, bis es

alles bekannte, was man wünschte, und nach einem abermaligen Helmstedter Gutachten als Hexe verbrannt. —

Das Gesetz, auf das man sich früher berief, und das auch damals noch die Universitäts-Gelehrten als zu Recht bestehend anerkannten, war die Carolina, die Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. Dieselbe bedrohte im 109. Artikel die Zauberei mit dem Feuertode.

Und hierauf stützte sich wieder Landgraf Philipps peinliche Halsgerichtsordnung vom Jahre 1535.*) Hart klingen ihre Bestimmungen. Wenn eine auch sonst bescholtene Person sich erbot, einem andern Hexerei zu lehren, oder jemand mit Verzaubern drohte oder auch nur verdächtige Geberden zeigte und ebensolche Worte äußerte, die konnte ohne weiteres auf die Folter gespannt werden, damit sie mehr bekannte. Dagegen sollte das Zeugnis eines Menschen, welcher der Zauberei irgendwie verdächtig war, vor Gericht nichts gelten. Ein Grund mehr, einen unbequemen Zeugen durch die Beschuldigung der Hexerei mundtot zu machen. Bekannte sich aber ein Verdächtiger auf der Folter der Zauberei schuldig, so ruhte man nicht, bis man sowohl seine Werkzeuge und die von ihm Geschädigten, als auch seine angeblichen Lehrmeister kennen gelernt hatte. So zog in vielen Fällen ein einziges Opfer des Hexenglaubens mehrere andere mit sich ins Unglück.

Wenn im Zeitalter der Reformation, eines geistigen und nationalen Aufschwungs, dergleichen Gesetze gegeben wurden, so wird man vom Jahrhundert des 30jährigen Krieges nichts Besseres erwarten.

Die sog. Reformationsordnung von 1656**) verfügte die Ausweisung der herumstreichenden Heiden und Zigeuner, die „mit gottlosen, ärgerlichen Dingen umbgehn, nemlich mit Zauberey, Warsagerey, Dieberey und allerley betrüglichen Stücken". Man betrachtete aber die Hexerei in den Kreisen der Gesetzgeber noch lange nicht als bloße Fingerfertigkeit und Betrügerei, sondern nahm sie gewaltig ernst. Das lehrt die Kirchenordnung vom folgenden Jahre.*) Sie wies die Aufsichtsbehörde an, Geistliche und Gemeindeälteste zu fragen, ob sich Zauberer, Wahrsager, Kristallseher und dergl. im Pfarrsprengel befänden. Ebenso trug sie den Seelenhirten auf, die ihnen anvertraute Herde von Hexenkünsten abzumahnen.

*) Hessische Landesordnungen I, 70. 74. 75.
**) Hessische Landesordnungen II, 412, § 5.

Zehn Jahre später**) erging ein neues Ausschreiben gegen die Zigeuner und deren Zauberei, Wahrsagerei und Dieberei.

In denselben Bahnen bewegte sich der Gesetzgeber der Kriegsartikel***), wenn er sagte: „Zauberey soll mit dem Feuer gestrafft werden."

Erst das achtzehnte Jahrhundert brachte Wandel; es ist auch in Bezug auf die Hexenfurcht die Zeit der Aufklärung. Seine wärmende Sonne taute das Eis des kalten und tückischen Aberglaubens auf. Aber nicht in stürmischem Fluge, nur Schritt auf Schritt kam man weiter. Noch lange fristete die Folter, die schlimmste Bundesgenossin der Hexenprozesse, ihr Dasein. Die peinliche Gerichtsordnung von 1748†) erwähnt die Zauberei mit keinem Worte mehr, führt allerdings auch die andern Verbrechen nicht der Reihe nach an. Aber es ist schon ein Zugeständnis an die neue Zeit, wenn die Marterung bei der Voruntersuchung gänzlich verboten wird, und wenn bei Schwäche und Krankheit die Peinigung eines Verbrechers nicht fortgesetzt werden darf. Bereits im nächsten Jahre ging man dann zur Knotenpeitsche über für die beiden gelindesten Grade der Folter.

Es war eine der ersten Regierungshandlungen Wilhelms IX., des letzten Landgrafen und ersten Kurfürsten von Hessen, daß er die Tortur beim Gerichtsverfahren völlig abschaffte und bald darauf auch die Anwendung von Stock- und Peitschenschlägen einschränkte.††)

*) 12. Juli 1657: Hessische Landesordnungen II, 533. Kap. XIX, § 13; II, 551, § 9.
**) Am 30. September 1667: Hessische Landesordnungen II, 637.
***) Vom 12. Februar 1689: Hessische Landesordnungen III, 336, Art. XX.
†) Hessische Landesordnungen IV, 973, 989, 1029.
††) Erlasse vom 29. November 1785 und 23. März 1786: Hessische Landesordnungen VI, 10, 51.

Sonnentag.

Nach dem Leben von Valentin Traudt (Rauschenberg).

In dem Leben jedes Menschen gibt es Tage, auf welche ein ganz besonders heiteres Licht fällt, das alles verklärt und selbst das Beschwerlichste leicht und fröhlich gelingen läßt. Auch in die Mühen eines Volksschullehrers huschen hie und da Strahlen der Lebenssonne, manchmal sogar ganze Lichtbündel und umspielen seine Arbeit mit jener lustfördernden Kraft, welche, wie aus unbekannten Quellen stammend, ihn und seine Schüler lachend forträgt und das Gelingen leicht macht. Solche

Tage sind meist die, an denen die Kleinen zum erstenmal in die „heiligen Hallen“ treten und Naturfrische, Mutterwitz, vorlaute Plappermäulchen und fingerfertige Händchen mit hereinbringen. Und macht da manches Käthchen oder Hanneschen von der lieben Gottesgabe „Dummheit“ den ausgiebigsten und verschwenderigsten Gebrauch, der Sonnentag läßt sie wie ein weißes Wölkchen in der blauen Luft verfliegen.

Für den alten Kantor Trabert war ein solcher Sonnentag angebrochen. Erwartungsvoll stand der graubärtige Recke in der freundlichen Schulstube und durchflog mit seinen milden Augen die eben eingetroffene Liste. Der Stadtdiener Hamel, ein des Lesens kaum kundiges Meublement des kleinen Ortes, das vor jeder Bekanntmachung einen Memorierkursus bei dem gestrengen Herrn Bürgermeister durchmachen mußte, hatte sie soeben gebracht.

„Eine schöne Bescherung vom Herrn Borgemeister und da wär' die Stammrolle der Gestellungspflichtigen.“

„Schön, Hamel! Immer militärisch.“

„Wollen der Herr Kanter mal schnuppen?“

Und schon hatte der „Stadtsoldate“ seine Birkendose aus der Hosentasche unter der schwarzen Säbelscheide herausgenestelt, schlug klatschend darauf, zog den Deckel ab und hielt sie dem Lehrer, den vorgeschriebenen Instanzenweg erleichternd und wesentlich abkürzend, dicht unter die Nase.

„Na, na! — Zur Gesundheit.“

Und dann hatte er selbst ein ausreichendes Quantum den Pforten seiner rotglänzenden Riechgruben zu pläsierlicher Unterhaltung übergeben, sagte lachend: „Gute Verrichtung, Herr Kanter. — Mögt' die Bälg' net habe'.“ — —

Trabert studierte nun erst den Titel.

„Geburtsliste der Ostern 1902 fällig werdenden Kinder der Gemeinde Ortenfels, Kreis Riedberg, Regierungsbezirk Marienleben, enthaltend die in der Zeit vom 1. April 1895 bis 1. Oktober 1896 geborenen Individuen, mit gleichzeitiger Bezeichnung derjenigen derselben, welche bis dato ebendaselbst gestorben sind. Königl. Preußisches Standesamt. Kullert. — — K. H. dem Herrn Lehrer Trabert zum amtlichen Gebrauch. Der Königl. Ortsschulinspektor Haffert.“

Das war der Inhalt des ersten Blattes.

„Nun werde ich mir 'mal meine „Individuen“ ansehen. Diejenigen derselben, welche bis dato gestorben sind, werde ich nicht aufnehmen“, murmelte Trabert schalkhaft vor sich hin und überflog die Namen. Da er schon dreißig Jahre in Ortenfels amtierte und alle Familien bis auf die Knochen kannte, wollte er sich einen kleinen Vorgeschmack von der Arbeit bereiten, die ihm bevorstand. Seine Augen leuchteten: es waren meist Kinder aus geordneten Verhältnissen und solche, die seinem Erziehertalent alle Ehre machen würden . . . Es standen also viele Sonnentage bevor!

Da klopfte es auch schon an.

„Guten Dag, Herr Kanter! Da bring ich Euch den Konrad.“

Der Schuster Daniel führte seinen ältesten Sproß herein. Der war im besten Staat, sorgfältig gewaschen und mit steif verklebtem Haarschopf. Der Lehrer gab ihm, das Täfelchen kleinsten Kalibers, das der Knabe unter dem Arm hatte, lächelnd musternd, die Hand.

„Konrad, wie spricht mer?“

„'n Dag, Kanter!“ sagte der Kleine laut.

„Das is 'n Heller, Herr Kanter. Jwerall weiß er schont Bescheid“, erklärte der Vater.

„Habt ihr zu Hause eine Kuh, Konrad?“ fragte Trabert.

„Ne — zwei!“

„O Du Tausendsasa!“ meinte der Lehrer. „Warst Du schon mit Deinem Vater in Marienleben?“

„Jo!“

„Nun, was giebt es da alle?“

„Dobbelte Würstercher!“

Der Schuster schüttelte sich vor Lachen. Trabert aber fuhr fort: „Wer ist der oberste Mann im Land?“

„Der Gerichtsvollzieher!“ gab der Kleine prompt zurück.

Es war gut, daß nun alle die Kathrinchen und Lischen und Peterchen und Christophelchen kamen, sonst hätte der Vater sicherlich eine „schlagende“ Einrede gemacht; denn er zitterte schon am ganzen Körper.

Die unruhigen Geister, welche sich scheinbar schon recht gut unterhalten konnten, ließen kein ernstes Wort mehr aufkommen, und der Lehrer hörte hier hin und da hin. Da hatte ein Mädchen „schwache Nerven“ — die Mutter wollte damit eine zarte Umschreibung dessen geben, was man sonst mit Beschränktheit bezeichnet, — ein anderes Mädchen hörte schlecht, dort sollte ein Peter recht streng gehalten werden, ein Hanneschen alle Stunde hinunter kommen u. dergl. m. Der alte Trabert kannte das ja; er wußte, daß jede Mutter das stärkste, klügste und bravste Kind brachte, daß er ja eigentlich ein Hüter lauter Engel sein würde . . .

„Der Müllern ihr Jakob soll ei' gescheit' Bürschche' sei'!“ raunte die dicke Sattlersfrau der Nachbarin zu. Die sah das als eine Anzüglichkeit auf ihren Goldjungen an, der so furchtbar schlecht sprechen konnte und bemerkte spitz: „Aber wie schmal und schlecht sieht er aus. Wie 'n Leinewebersbub'!“

Die Müllern mußte das hören und bemerkte nun ihrerseits: „Herr Kanter, unser Jakob is 'n Kopp; aber auch 'n forscher Bengel. Gestern noch hat er drei — ich glaub', da die waren auch dabei — durchgeflammt.“ Und sie hatte auf den Sattlersjungen und seinen Gespielen gezeigt . . .

Endlich hatte Trabert die kleine Gesellschaft auf seinen Bänken untergebracht. Da saßen sie denn und verglichen ihre Griffel und ihre Tafeln. Letztere waren von den Eltern und Paten mit kluger Vorsicht meist so gewählt, daß sich gar keine Unterschiede ergaben: — sie hatten alle das kleinste Maß. Und sie erzählten sich von den jungen Gänsen und Lämmern und rupften sich an den Ohren und die liebe Sonne strich durch die blonden und braunen und roten Haare und weckte lachende Funken in den sorglosen Augen und schien ihnen zuzuraunen, es wäre alle Tage hier so lustig

„Heut hat unsere Scheck ei' Kalb' krigt, Kanter!“ tönte es wieder einmal laut durch das Getümmel.

„Ach, — Ihr mit Eurem Scheck. — Der zieht ja net“, wies ein anderer den vorlauten Kameraden zurecht.

„Ihr ackert ja mit Schaf', — hat mei' Vater gesagt.“

„Wart, wann Du auf unser Miste kommst.“

Immer noch standen die Mütter und Väter da und lauschten den Weisheitssprüchen ihrer Kinder. Die schien das sehr zu freuen; denn gleich fing wieder eines an: „Kanter, mein Vater hat daheim ganz viele Dahler.“

„Aber meiner hat so große Dahler!“ Der Knirps beschrieb einen Kreis wie ein Wagenrad.

„Glaub's net, Kanter. Ich hab's gesehe', es sind gar kei' Dahler, es sind lauter Heller.“

— Der Lehrer hielt nun seine gewohnte Ansprache an die Eltern und bat um ihre Unterstützung, da Haus und Schule Hand in Hand gehen müßten. Er gab gute Lehren, Fingerzeige und Anordnungen und machte ihnen das Herz weich.

„Meiner ist so ein guter Kerl“, sagte dann des Kuhhirten Schwiegertochter. „Hannes, bet 'mal.“

Und der Hannes stand schon auf der Bank.

„Komm Jes uns Gast, säg was uns beschwert has. Ame. Mutter, mei' Leffel!“

Die Mutter wurde feuerrot im Gesicht, und der gute Herr Kantor benutzte die nach dem Gelächter eingetretene Pause, um mit Anstand und Würde die Inhaber der „Individuen“ — die der „bis dato daselbst gestorbenen“ abgerechnet — hinauszukomplimentieren.

„Was wollt ihr nun am liebsten?“ wandte er sich an die Neulinge.

„Ein Weck und heim!“ rief es durcheinander.

„Nachher! — Soll ich Euch was an die Tafel malen?“

„Kanter, der Schorsch hat mich geroppt.“

Er hörte nicht darauf.

„Einen Hasen? — Was?“

„Ja, ja!“

Der Hase entstand.

„Kanter, der hat ja nur ei' Aug'!“

„Das andere ist auf der anderen Seite!“ erklärte Trabert.

„Dann dreh' 'mal die Dafel 'rum!“

„Es is ganz richtig. — Mei Vater schreibt sie auch so“, eiferte ein anderer.

„Nun wollen wir ihn schießen! — Was?“ fragte der Lehrer.

„Biff — baff — bumm!“ ging es nun los. Einer warf einen Ball an die Tafel. Das war nun wieder nicht recht und ein kleiner Junge stand auf und zog einen Bindfaden aus der Hosentasche.

„Kanter, Du hast 'n Stock. Net? — Da, mach' 'n Flitzboge', dann kannst ihn schieße'!“

Und es wurde auch ein Flitzebogen gemacht, und der alte Trabert zeigte ihnen nachher Bilder und spielte auf der Geige und sang ihnen Liedchen vor und fragte dann wieder allerlei und gab den kleinen Mäulern mit weisem Bedacht stets etwas zu plappern.

Die Sonnenstäubchen schwebten auf und nieder und drunten im Garten sangen die Finken und lockten die Stare und die Kirschknospen schimmerten schon weiß zum Fenster hinein. Es war eigentlich schade, die kleinen Menschenblüten auf den Bänken festzuhalten! Und dem alten Trabert wurde es mitten in dem Sonnenschein wieder einmal schwer um's Herz. Jetzt, wo alles draußen dem Frühling entgegenjubelte, steckte man die lustigen Seelchen zu ihm in die vier öden Wände und er mußte sie an Griffel und Schiefertafel kommandieren und die Händchen, die lieber Blumen gepflückt hätten, zum regelmäßigen „auf“ und „ab“ anhalten und die Augen, die so gerne nach Schneckenhäusern und Schmetterlingen und Vogelnestern spähten, an die „schwarzen Teufel“, die Buchstaben bannen.

„Kinder!“ rief er plötzlich, „Kinder, kommt, wir wollen in den Garten gehen!“

Aber da stürzte auch schon die Bande hinunter, daß die anderen beiden Herrn Kollegen ihre Köpfe aus den Thüren steckten.

Und als Trabert in den Garten kam, rüttelten sie schon an allen Bäumen und rochen an allen Blumen und untersuchten alle Winkel. Es war ein Sonnentag.

Die bunte Schar hüpfte und tanzte um den ältlichen Mann, als sei er ihr Vater.

„Hol' die Musik, Kanter. — Ach, hol' sie doch!“

Der Kreis war schon gebildet um ihn.

„In meines Vaters Garten . . .
Da stehn viel schene Blimelein,“

klang es gleich darauf. — Das konnten sie alle! — Nur die Jungen wollten nicht so recht mitthun. Die äugten an der Hecke entlang nach Nestern und Käfern . . .

„Jetzt die Musik!“

O, sie hatten es nicht vergessen und zupften ihn am Rock und bettelten . . .

Trabert ging.

Als er mit der Geige wiederkam, mußte er gewahr werden, daß auch auf den Sonnentag eine Nacht folgt. Der größte Teil seiner Kleinen war durch eine Lücke in den Nachbargarten geschlüpft und hatte sich über die Tulpen- und Hyazinthenbeete hergemacht. Das konnte schön werden; denn das sorgfältig gepflegte Besitztum gehörte dem Baron von Konitz, einem geborenen Feind der Herrn von der Schule, die ihn, den Patron, mit Hilfe der einsichtigen Regierung gezwungen hatten, für anständige Schulräume zu sorgen. Und nun hörte er auch schon den Herrn Nachbar schelten!

„Ihr Gesindel, Ihr Diebsvolk!“

Schreiend klemmte sich die kleine Gesellschaft durch die Hecke, froh, daß sie den Lehrer wieder sahen, auf den nun mit den duftenden Blumen aus den Händen der Kinder arge Scheltworte aus dem Munde des Herrn von Konitz regneten.

„Das nennt sich nun eine Volkserziehung! — Aufreizung zu Unbotmäßigkeit! — Werd's Ihnen einbrocken.“

. . . Eine Wolke hatte sich vor die Sonne geschoben . . .

Eam Froijohr.

(Gedicht in Hinterländer Mundart.)

Wann dr Schnäi[1]) verschmelzt ean d's Ais vergitt[2]),
Kimmt d's Froijohr ean d's Laad[3]);
Wann om groine Ree[4]) bloihe die Veijun[5]),
Freg' ich's Bärbche im sei Haad.

Wann d'r Guggug roift ean die Umilsch schleet[6])
Ean dem schiene, groine Waald,
Hun ich's derte hie Sonndoagnochmeddoag
Bei däi gruße Ääch b'staald.[7])

Bu däi gruße Ääch met d'm Epheu stitt,
Will ich ihm g'stieh ean sah:
„Daß ich he's, nor he's[8]), fier mei Leawe gern
Nomme will zou meier Fra.“

Dert däi Ääch soll sei met d'm Epheu dro —
's Beld[9]) d'r Läib ean oiser Brost —
Bärbche, deank do dro, wann ich frege Dich:
„Sah, mei Läibche, hoste Lost[10])?“

Nanzhausen. **Heinrich Naumann.**

[1]) Schnee; [2]) Eis zergeht; [3]) Land; [4]) grüner Rain; [5]) blühen die Veilchen; [6]) Amsel schlägt; [7]) bei die große Eiche bestellt; [8]) es, nur es; [9]) das Bild; [10]) hast du Lust.

Aus Heimat und Fremde.

Universitätsnachrichten. Professor Dr. Kornemann in Gießen hat einen Ruf an die Universität Tübingen angenommen. — Die theologische Fakultät in Greifswald hat dem Generalsuperintendenten Werner in Kassel die Würde eines Doktors der Theologie honoris causa verliehen.

Freifrau von Schenck zu Schweinsberg und die wirtschaftliche Frauenschule zu Ofleiden. Am 11. März d. J. starb die Mitbegründerin und Leiterin der wirtschaftlichen Frauenschule zu Nieder-Ofleiden in Oberhessen, Dorette Freifrau Schenck zu Schweinsberg. Sie war eine der Ersten, die den praktischen Gedanken, das weibliche Geschlecht, insbesondere die Töchter höherer Stände, durch wirtschaftliche Ausbildung für das Leben tüchtig zu machen, in die That umsetzte, indem sie auf ihrer eigenen Besitzung zu Nieder-Ofleiden eine wirtschaftliche Frauenschule ins Leben rief, die geradezu mustergültig genannt werden kann.

Freifrau Dorette Schenck zu Schweinsberg war am 29. Dezember 1842 zu Marburg a. d. Lahn geboren. Sie wuchs als einziges Kind aus der Ehe des Freiherrn Karl Schenck zu Schweinsberg mit Luwinka, geb. von Borcke, auf. Da der Vater, ehemals kurhessischer Offizier, schon 1842 seinen Abschied nahm, verlebte sie den größten Teil ihrer Kindheit auf dem Lande, dem elterlichen Allodialgute zu Nieder-Ofleiden. Unter der Leitung ihrer Eltern wurde hier der Grund gelegt zu ihren ausgezeichneten Eigenschaften, deren hervorragendste, Fleiß und Pflichttreue, gepaart mit der wärmsten, werkthätigen Menschenliebe, die Richtschnur für ihr ganzes Leben geworden sind. Längere Reisen durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien, die sie als junges Mädchen mit ihren Eltern machte, weiteten ihren Blick, und einige Winter in Darm-

stadt, am Hofe der edlen und kunstsinnigen Großherzogin Mathilde, lehrten sie die Freuden der großen Welt kennen, immer kehrte sie jedoch mit Entzücken im Sommer auf das Land zurück. Im November 1864 vermählte sie sich mit einem entfernten Verwandten, dem Freiherrn Ferdinand Schenck zu Schweinsberg, Leutnant in der glänzenden Truppe der kurhessischen Gardes du Corps. Nur wenige ungetrübt glückliche Jahre sind dem Paar beschieden gewesen, ein schweres Herzleiden nötigte den Gatten, schon im Jahre 1868 seinen Abschied zu nehmen und nach Nieder-Ofleiden zu ziehen. Von da an kannte Freifrau Schenck zu Schweinsberg nur eine Samariterthätigkeit, die sie am langjährigen Krankenlager ihrer Mutter und ihres Gatten unausgesetzt ausübte. Ein Lichtblick war die Geburt einer Tochter, die auch ihr einziges Kind geblieben ist. 1882 wurde sie Witwe und lebte jetzt nur noch ihrem Kinde und ihrem alten Vater, der ihr 1885 durch den Tod entrissen wurde. Nach der Verheiratung ihrer Tochter wandte sie sich der sozialen Thätigkeit zu; die erste Anregung zur Gründung einer wirtschaftlichen Frauenschule erhielt sie im Jahr 1895 auf einem Frauentag in Kassel. Ihren rastlosen Bestrebungen, ihrer unermüdlichen Thatkraft, ihrem großen Organisationstalent und ihrer wahren Menschenliebe ist es zu verdanken, daß ihre Anstalt zu schöner Blüte gelangt ist und reiche Erfolge aufzuweisen hat. Die Schülerinnen erhalten eine gründliche praktische und theoretische Ausbildung im Kochen und in allen häuslichen Arbeiten für Stadt und Land, auch ist eine Abteilung für Seminaristinnen angeschlossen zur Ausbildung von hauswirtschaftlichen Lehrerinnen an Haushaltungsschulen, wie von Leiterinnen großer ländlicher und städtischer Betriebe. Als Lehrmittel dient eine Haushaltungsschule für Bauernmädchen mit einer Abteilung zur Heranbildung von städtischem Dienstpersonal und eine Kleinkinderschule. Ein großer Garten mit einer umfangreichen Baumschule gibt den Schülerinnen Gelegenheit, mit allen Gartenarbeiten und mit der Bienenzucht vertraut zu werden. Eine Molkerei und ein Geflügelhof bieten ebenfalls ein nützliches und anregendes Übungsfeld.

Mitten aus diesen täglich sich vervollkommnenden blühenden Schöpfungen nahm der Tod diejenige, die sie so opferfreudig ins Leben gerufen hat und die mit der bewundernswertesten Energie noch in den Tagen des schwersten Leidens ihr ganzes Denken und Fühlen auf die Förderung ihrer Anstalten richtete. Ihr Lebenswerk, das unter der Leitung von Frau von Uthmann, geb. von Baumbach, durch bewährte Lehrkräfte in ihrem Geiste weiter geführt wird, sichert ihr weit über die Grenzen ihres engeren Vaterlandes hinaus ein gesegnetes Andenken.

Städtebundtheater. In der am 10. April unter Vorsitz des Herrn Professors Dr. Kreßner stattgefundenen Versammlung der Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ wurde von Herrn von Bodenhausen die Anregung zur Gründung eines hessischen Städtebundtheaters gegeben, wie ein solches in Oberschlesien bereits besteht. Nach einer längeren Erörterung, in welcher die einschlägigen Verhältnisse von verschiedenen Seiten besprochen wurden, gelangte man zu der Überzeugung, daß eine solche Einrichtung, durch welche einer Reihe von Städten vermittels einer gut eingespielten Gesellschaft gute Stücke zu billigen Abonnements- und Kassenpreisen geboten werden könnten, auch für Hessen zu ermöglichen und deshalb die Verwirklichung dieses Planes anzustreben sei.

Bühnenjubiläum. Am 1. März d. J. beging am deutschen Theater zu Cleveland in Nordamerika unser hessischer Landsmann Viktor Müller-Fabricius sein 25jähriges Schauspieler-Jubiläum. Er stellte den „Falstaff“ in dem von ihm selbst für die Bühne eingerichteten Shakespeareschen Lustspiel „Die lustigen Weiber von Windsor“ dar und wurde von dem Publikum mit mannigfachen Ehrungen bedacht. Viktor Müller hatte sich in seiner Jugend unter der Leitung seines Großvaters, des Professors an der Kasseler Akademie der bildenden Künste Friedrich Müller, der Malerkunst zugewandt, seit 1877 sich aber der Bühne gewidmet.

Todesfälle. Am 1. April starb zu Warmbrunn Prinz Friedrich Wilhelm von Ardeck, geboren am 2. November 1858 zu Offenbach als ältester Sohn des Prinzen Wilhelm Friedrich Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld und der Prinzessin Marie von Hanau, jüngsten Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Nachdem diese Ehe im Jahre 1872 geschieden worden war, verlieh Kaiser Wilhelm I. der Prinzessin Marie und ihren Kindern den Namen Ardeck. Prinz Friedrich von Ardeck war seit 1890 in kinderloser Ehe vermählt mit Anna Hollingsworth Price. — In Kassel verschied am 2. April der Kustos des Naturalien-Museums Professor August Lenz. Derselbe war am 15. April 1828 in Eisenach geboren, seit seinem zwanzigsten Jahre aber in Kassel ansässig, wo er sich 1853 auch mit einer Kasselanerin verheiratete. Zuerst als Lehrer an verschiedenen Privatschulen thätig, unterrichtete er auch die jüngeren Kinder des Kurfürsten und erhielt sodann 1859 die frei gewordene Stelle des Inspektors am Museum Fridericianum. 1888 wurde ihm der Titel „Kustos“ und 1892 das

Prädikat „Professor“ verliehen. Nicht allein den seiner Fürsorge anvertrauten Sammlungen, die er mit wahrhaft väterlicher Liebe pflegte, auch der hessischen Geschichte war er eifrig zugethan. Dem Vorstand des hessischen Geschichtsvereins gehörte er weit über ein Menschenalter an, und als er die beschwerlichen Geschäfte des Kassierers, die er übernommen, seiner vorgerückten Jahre wegen 1895 niederlegte, ernannte ihn der Verein zu seinem Ehrenmitgliede. Die von ihm völlig neugeschaffene ethnologische Abteilung des Museums sichert seinem Namen ein bleibendes Andenken. — Am 2. April starb ferner der Königl. Polizeirat a. D. Emil Thomaszik in Schmalkalden. Geboren am 23. April 1827 zu Schwarzstein, Kreis Rastenburg in Ostpreußen, bekleidete derselbe seit 1. Oktober 1869 in Kassel die Stelle des Polizeirats bis zu seiner vor einigen Jahren erfolgten Pensionierung. Später siedelte er nach Wanfried und von da nach Schmalkalden über. Er war ein großer Musikfreund und ein Hauptförderer der Luisenstiftung. Zu ihrem Vorteil veröffentlichte er „Sprichwörter und Lebensregeln nebst kleinen Erzählungen und Anekdoten“. Ein weiteres Schriftchen von ihm erschien 1895 pseudonym und schilderte den Aufenthalt Napoleons III. auf Wilhelmshöhe. Ein Bruder des Dahingeschiedenen ist der in Weimar lebende Opernsänger Hermann Thomaszik, als tiefer Baß einst ein sehr angesehener Bühnenkünstler, der in den fünfziger Jahren auch am kurfürstlichen Hoftheater in Kassel engagiert war. — Am 4. April starb zu Leipzig der Geheime Justizrat Gottfried Ludwig Fenner, geboren zu Hoof bei Kassel am 2. Dezember 1829 als Sohn des dortigen Pfarrers. Er studierte in Marburg und Berlin Jura und war später als Obergerichtsassessor in Kassel thätig. Von 1867 bis 1879 übte er in Berlin beim Oberappellationsgericht und später beim Obertribunal die Rechtsanwaltspraxis aus. Während der letzten Jahre dieser Berliner Zeit vertrat er im Reichstage als Mitglied der nationalliberalen Partei den Wahlkreis Marburg-Frankenberg-Vöhl. Seit dem 1. Oktober 1879 gehörte er der Rechtsanwaltschaft beim Reichsgerichte an, bis er wenige Tage vor seinem Tode ausschied. — In Fulda verblich am 7. April im 73. Lebensjahre der Domdechant Philipp Engel. Als Sohn eines Schneidermeisters in Fulda geboren, erhielt er 1853 die Priesterweihe und stieg von einer geistlichen Würde zur andern empor, bis er 1898 Bistumsverweser wurde. Da er seines Alters wegen die Wahl zum Bischof von Fulda, die ihm bevorstand, nicht annehmen zu dürfen glaubte, wurde er zum apostolischen Protonotar ernannt.

Hessische Zeitschriftenschau.*)

Beilage zur Allgem. Zeitung (München), 1902, Nr. 58.
Dr. Karl Fuchs: Max Büdinger †.

Beilage zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Marburg, Schuljahr 1901/2, Bd. LXIX.
Emil Becker: Die Herren von Hanau als Landvögte in der Wetterau.

Blätter für Münzfreunde (herausgeg. von Dr. H. Buchenau), 1902, Bd. XXXVII, Nr. 2.
Paul Weinmeister: Die Achtel-Thaler von Hessen-Kassel aus dem Jahre 1723.

Der Burgwart, 1901, III. Jahrg. Nr. 2.
F. Hoffmann: Die mittelalterliche Befestigung der Stadt Fulda (Schluß).

Deutsche Heimat. Blätter für Kunst und Volkstum. V. Jahrg. Heft 21.
Dr. Hugo Göring: Geschichten aus dem Werrathal (Enthält eine Würdigung von L. Gubalkes „Bilsteiner“.)

Fuldaer Geschichtsblätter (herausgeg. vom Fuldaer Geschichtsverein), I. Jahrg. 1902, Heft 1—3.
Dr. J. Kartels: Die Wiedertäuferbewegung im ehemaligen Hochstift Fulda.
Dr. Antoni: Fulda im Bauernkriege.
J. Kartels und C. Scherer: Verzeichnis der Fuldaischen Gesamtliteratur.
Ferner: Miscellen, Bücherbesprechungen, Nekrolog.

Hessische Blätter für Volkskunde (herausgeg. im Auftrage der Vereinigung für hessische Volkskunde von Adolf Strack), 1902, Bd. I, Heft 1.
Hermann Usener: Besprechung.
Herman Haupt: Aus Karl Bernbecks Sammlungen zur oberhessischen Volkskunde.
Albrecht Dieterich: Himmelsbriefe.
Paul Drews: Religiöse Volkskunde.
Adolf Strack: Hessische Vierzeiler.
Ferner: Bücherschau, Geschäftliche Mitteilungen ꝛc.

Die Kultur. Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst. (Wien) 1902, III. Jahrg. Nr. 4.
Richard v. Kralik: Adam Trabert.

Litterarische Warte. Monatsschrift für schöne Litteratur (herausgegeben von der deutschen Litteraturgesellschaft), III. Jahrg. Heft 7.
Franz Eichert-Wien: Adam Trabert als Lyriker (Zu seinem 80. Geburtsfeste).

Monatsblätter für deutsche Litteratur (herausgeg. von Albert Warneke), VI. Jahrg. Heft 5.
Stromberger: Ein hessisches Dichterbuch und Studien zur hessischen Litteraturgeschichte.

Quartalsblätter des Histor. Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge. 1901, III. Band, Nr. 1—3.
Lic. Dr. Wilhelm Diehl: Zur Geschichte des Darmstädter Singchores.

*) Vergl. vor. Jahrg. S. 359.

Eduard Becker: Ein ungedruckter Brief Johann Reuchlins.

Paul Helmke: Aufdeckung eines römischen Brunnens in Friedberg.

Dr. August Roeschen: Reliquien- und Gräberfund in der Kirche zu Hartershausen a. d. Fulda.

Ferner: Vereinsberichte, historische und archäologische Mitteilungen, Litteratur, Hessische Chronik.

Die Zeit (Wien) 1902, Nr. 388.

Ellen Key: Malvida v. Meysenbug.

Zeitschrift für deutsches Altertum (herausgeg. von Schröder und Roethe), XXV. Bd. (1901), Heft 4.

Justi: Mütze und Verwandtes. (Enthält einiges Hessische.)

Die Herren Herausgeber werden freundlichst gebeten, die für diese Rubrik bisher ausgetauschten Zeitschriften auch ferner Herrn **Dr. Wilhelm Schoof** in Marburg, Deutschhausstraße 32, übersenden zu wollen.

Personalien.

Verliehen: dem seitherigen Leiter der Versuchsstation in Marburg Professor Dr. Th. Dietrich der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Regierungs- und Medizinalrat Dr. Siedamgrotzky in Kassel der Charakter als Geheimer Medizinalrat; dem Oberlandesgerichtsrat Geh. Justizrat Reimerdes in Kassel aus Anlaß seines Übertritts in den Ruhestand der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Gasser in Marburg der Kronenorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Regierungs- und Geheimen Baurat Waldhausen zu Kassel und dem Kreisbauinspektor Zölffel der Kronenorden 3. Klasse; dem General der Kavallerie z. D. von Heßberg zu Betzigerode die Rote Kreuzmedaille 3. Klasse; dem Bürgermeister Gaertner zu Rinteln, dem Stadtkämmerer a. D. Müller zu Marburg, dem Regierungssekretär Wimmel zu Kassel die China-Denkmünze aus Stahl.

Ernannt: Regierungsrat Wißmann zu Münster zum Oberregierungsrat bei der Generalkommission zu Kassel; Landgerichtsrat Fuchs in Kassel zum Oberlandesgerichtsrat daselbst; Oberförster Hartmann zu Kassel zum Regierungs- und Forstrat; Civilingenieur Regierungsbaumeister Rudolf Schmick zu Frankfurt a. M. zum vortragenden Rat bei der Abteilung für Bauwesen des Großherzogl. Hessischen Ministeriums der Finanzen in Darmstadt mit dem Titel „Oberbaurat"; Regierungsbaumeister Irmer zum Königl. Kreisbauinspektor in Kirchhain; Pfarrer Cornelius zu Thurnhosbach zum Pfarrer in Niedergrenzebach; Pfarrer Hohmann zu Waldkappel zum Pfarrer in Iba; Pfarrverweser Hochhuth zu Gudensberg zum Pfarrer in Remsfeld; Oberlehrer Vollhase zu Kassel und Oberlehrer Pohl zu Marburg zu Oberlehrern des Kadettencorps; Postkassierer Herding in Duisburg zum Postdirektor in Wabern; die Postkassierer Korff und Penning in Kassel bei dem Postamt I in Kassel, Wilke in Fulda bei dem Postamt in Koblenz und der Ober-Postsekretär Lenz in St. Johann bei dem Postamt in Hanau, ferner die Ober-Postdirektionssekretäre Cunze in Braunschweig bei dem Postamt in Fulda, Kind in Kassel bei dem Postamt in Torgau, Ohlhorst in Kassel bei dem Postamt in Quedlinburg, Schweiger in Kassel bei dem Postamt in Lüneburg zu Postinspektoren; der Ober-Postdirektionssekretär Wolf zu Düsseldorf zum Telegrapheninspektor bei dem Telegraphenamt I in Kassel.

Versetzt: Major und Eisenbahnlinienkommissar Breithaupt zu Kassel als Bataillonskommandeur in das Inf.-Regt. Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. Brandenburg.) Nr. 64; Regierungsrat Loewe von Kattowitz nach Kassel unter Verleihung der Stelle eines Eisenbahndirektionsmitgliedes.

Übertragen: dem Regierungs- und Forstrat Swart zu Arnsberg die Stelle eines Oberforstmeisters und Abteilungsmitdirigenten mit dem Range der Oberregierungsräte an der Königlichen Regierung zu Kassel; dem seitherigen Garnisonpfarrer Wohlfahrt in Mainz die dritte Pfarrstelle an der Marienkirche zu Hanau; dem Postinspektor Müllenberg aus Jena eine Hilfsreferentenstelle bei der Oberpostdirektion in Kassel.

In den **Ruhestand** getreten: Oberforstmeister Schwarz, Geheimer Regierungsrat Callenberg, Katasterinspektor Steuerrat Gehrmann, Regierungssekretär Kirchner, sämtlich in Kassel; Hauptsteueramts-Assistent Siebert in Frankfurt a. M. unter Verleihung des Titels „Obersteuerkontroleur".

Entlassen aus dem Justizdienste: der Referendar Stolzenberg behufs Übertritts zur Polizeiverwaltung, der Referendar Adolf von und zu Gilsa behufs Übertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Geboren: ein Sohn: Fabrikant Karl Diemar und Frau Luise, geb. Kropf (Agathof, 3. April); Kaufmann Wilhelm Dempewolf und Frau Charlotte, geb. Dingler (Kassel, 4. April); Oberlehrer Heydenreich und Frau (Wahlershausen, 5. April); Domänenpächter Hermann Plaß und Frau, geb. Krause (Mönchehof, 7. April); eine Tochter: Kaufmann Hans Wild und Frau Marie, geb. Koch (Kassel, 10. April).

Verlobt: Karl Schröder mit Fräulein Minna Badenhausen (Kassel, Ostern).

Gestorben: verwittwete Frau Oberbürgermeister Natalie Rühl, geb. Weigel, aus Hanau, 78 Jahre alt (Arolsen, 26. März); Weinhändler Georg Schäfer, 51 Jahre alt (Kassel, 28. März); Pharmazeut Otto Hannemann, 20 Jahre alt (Kassel, 29. März); Prinz Friedrich von Ardeck, 43 Jahre alt (Warmbrunn, 1. April); Königl. Küstos und Vorstand des Naturalien-Museums Professor August Lenz, 73 Jahre alt (Kassel, 2. April); Königl. Polizeirat a. D. Emil Thomaszik, 74 Jahre alt (Schmalkalden, 2. April); Obersteuerkontroleur Louis Bierau (Frankfurt a. M., 2. April); Frau Charlotte Kersting, geb. Gleim, 79 Jahre alt (Kassel, 4. April); Fabrikant Konrad Scheller, (Kassel, 4. April); Frau Sanitätsrat Auguste Limberger, geb. Lederer (Zierenberg, 4. April); früherer Rechtsanwalt beim Reichsgericht Geheimer Justizrat Gottfried Ludwig Fenner, 72 Jahre alt (Leipzig, 5. April); Maschinenfabrikant Heinrich Schürmann, (Bettenhausen, 6. April); Frau Amtsgerichtsrat Karoline Scheffer, geb. Abée, 56 Jahre alt (Eschwege, 6. April); Domdechant Philipp Engel, 72 Jahre alt (Fulda, 7. April); Königl. Oberförster Krause (Fritzlar, 9. April); Privatmann Theod. Ferd. Lambrecht, 68 Jahre alt (Bettenhausen, 11. April); Pfarrer u. Metropolitan Wilhelm Immanuel Vilmar, 61 Jahre alt (Melsungen, 12. April).

Briefkasten.

W. B. in Boppard. Zu den in Nr. 7 des „Hessenland" veröffentlichten biographischen Notizen über den † Pfarrer K. E. Fürer sei nach den von Ihnen freundlichst gegebenen Mitteilungen nachgetragen, daß derselbe seit 1856 an einer Privat-Erziehungsanstalt und später an der Realschule in Hanau als Lehrer thätig war, 1859 Pfarrer in Cronenberg bei Elberfeld wurde und als Pfarrer an der Brüderkirche zu Kassel erst seit 1868 wirkte.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. Mai 1902.

Im Maimond war's.

Im Maimond war's. Der Abendstern
Berührte schon den Himmelsrand;
Da saßen wir, dem Dorfe fern,
Am Waldessaume Hand in Hand.

Kein Vöglein regt sich mehr im Nest
Und fliegt geschäftig ein und aus;
Und kaum zu flüstern wagt der West,
Als wär' der Wald ein Gotteshaus.

Zwei Menschenkinder, mäuschenstill,
Ein einzig Dasein ich und Du;
Die Seele, die zur Seele will,
Sie braucht ja nie ein Wort dazu.

Dein Angesicht im Mondenstrahl,
Wie lächelt mir's so fromm, so süß —
Zerbrich nicht, Herz! Ich war einmal
Im längst verlornen Paradies.

Wien. **A. Trabert.**

Nach dem Kampf.

So löschet denn die letzten Lichter aus!
Die Nacht regt ernst und still zum Sinnen an,
Und die Gedanken schweifen weit hinaus,
Weil das Geräusch des Tages abgethan.

Ich möchte Einkehr halten, kampfbefreit!
Sei stark, mein Herz, wenn jäh ein Sturmwind weht
Herüber aus der schweren, — schweren Zeit,
Die grauenvoll noch immer vor mir steht.

Die Lichter aus! Gottlob, es ist vorbei; —
Was zitterst du, mein Herz, noch ohne Ruh?
Ich fühle mich so frei, unendlich frei!
Und schließ' beseligt meine Augen zu. —

So löschet denn die letzten Lichter aus!
Laßt mich allein, — der Tag ist abgethan, — —
Vor einem kleinen, ewig stillen Haus
Hält meine wandermüde Seele an. —

München. **Gustav Adolf Müller.**

Ruhe.

Herz, willst du schlafen gehn?
Den langen Schlaf, durch keinen Traum gestört,
Und wo die Ewigkeit dir ganz gehört, — —
Herz, willst du schlafen gehn?

Aug', willst du schließen dich?
Und keinen Sonnenstrahl mehr saugen ein, —
Für immer soll dein Lid geschlossen sein, — —
Aug', willst du schließen dich?

Mund, willst du werden stumm?
Mit keinem Wort erleichtern mehr die Qual, —
Den Schmerz hinauszuschrei'n zum letztenmal, — —
Mund, willst du werden stumm?

Still, — nicht so lang gefragt, —
Mir wird so wohl, — ich glaub', sie schlafen schon, —
Kein Jammerlaut und keinen Klageton, — —
Still, — nicht so lang gefragt. —

München. **Gustav Adolf Müller.**



Aus den Sammlungen des Hanauer Geschichtsvereins.

Von Dr. F. Quilling.

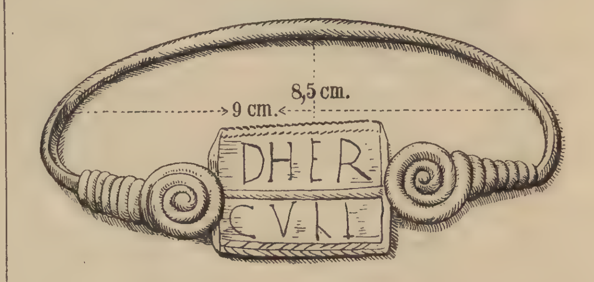
I.

In der ersten Oktoberwoche 1901 sind die Sammlungen des Hanauer Geschichtsvereins aus einem wenig geeigneten Parterre-Raume des Regierungsgebäudes in die freundlichen Säle des alten Rathauses umgezogen und damit in ein neues Stadium ihrer Entwicklung getreten. Nicht nur äußerlich. Der Umzug hat zugleich Veranlassung gegeben, ein einheitliches Inventar anzulegen, die älteren Fundberichte, Akten und Protokolle nach dem neuen System umzuarbeiten und bei der Aufstellung der Gegenstände nicht mehr typologische und ästhetische, sondern lediglich historische Prinzipien entscheiden zu lassen. Von dem Vorstande des Vereins zu diesen Arbeiten zugezogen, hatte und habe ich Gelegenheit, mich mit dem Bestande der bisher nicht genügend bekannten Sammlungen vertraut zu machen. Der vorliegende kleine Aufsatz beschäftigt sich mit zwei Einzelgegenständen daraus; zwei später folgende umfangreichere Abhandlungen werden sich mit den Gräbern der römischen Begräbnisstätte bei Rückingen und mit den vorrömischen Funden des Museums befassen.

Die Rückinger Gräber haben zwar schon in einer vortrefflichen Publikation*) des Geschichtsvereins entsprechende Würdigung gefunden, aber ein Gesichtspunkt ist dabei — dem Zwecke der Veröffentlichung gemäß — weniger beachtet worden: die chronologischen Schlüsse, die sich aus den Beigaben einzelner Gräber für deren Gesamtinhalt ableiten lassen. Bei der Aufstellung in den neuen Räumen sind die Rückinger Funde auf Grund eines s. Zt. von Akademiedirektor Hausmann verfaßten, musterhaft genauen Fundprotokolles erstmals nach ihrer Gräberzusammengehörigkeit geordnet worden. Sie liefern nunmehr ein in mancher Hinsicht wertvolles Datierungsmaterial, welches durch den zweiten Aufsatz allgemein zugänglich gemacht werden soll. Die vorrömischen Funde, welche das Museum besitzt, bestehen in einer außergewöhnlich reichen Sammlung von Gegenständen, besonders größeren und kleineren Thongefäßen, aus dem Ende der Bronzezeit und dem Beginn der Hallstattperiode, die meist aus der Umgebung von Hanau stammen.

*) „Das Römercastell und das Todtenfeld in der Kinzigniederung bei Rückingen." Hanau 1873.

Von den beiden Fundstücken, die im folgenden besprochen werden, ist eines, ein römisches Armband, bereits in der Westdeutschen Museographie XIII, S. 282, und von Professor Wolff in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1894, Nr. 16) kurz beschrieben. Es wird hier zum erstenmale in Abbildung (verkleinert) publiziert, die ich der Güte des Herrn C. Mangold, Zeichenlehrers am Königl. Gymnasium zu Hanau, verdanke. Wolff gibt davon in



dem genannten Aufsatze „Über eine römische Niederlassung auf dem Boden der Stadt Hanau" nachstehende Beschreibung:

„Als archäologisches Unikum darf wohl ein aus einem Bronzedraht mit viereckigem Querschnitt hergestellter Armring bezeichnet werden, dessen beide Enden sich, das eine nach oben, das andere nach unten, in zwei länglich rechteckige Plättchen verbreitern . . . Das obere Plättchen zeigt die eingeritzten Buchstaben DHER, das untere die Fortsetzung CVLI, also zusammen die Widmung D(eo) Herculi. Diese Inschrift auf einem, wie die Dimensionen vermuten lassen, für den Oberarm eines kräftigen Mannes bestimmten Schmuckringe ist so auffallend, daß man geneigt sein möchte, anzunehmen, daß der Schmuck für eine lebensgroße Herkulesstatue bestimmt war, wenn nicht auch diese Annahme mit Rücksicht auf die Lokalität des Fundes fast noch größere Rätsel aufgäbe."

Das Armband entstammt dem reichhaltigen Mainfunde, der nächst den Pfeilern der Römerbrücke bei Hanau auf Veranlassung des dortigen Geschichtsvereins 1894 ausgebaggert wurde. Dieser Umstand ermöglicht in Verbindung mit einigen anderen eine ungefähre Datierung des interessanten

Schmuckstückes. Der Mainfund, dem es angehört, ist meines Erachtens nicht als ein einheitliches Ganze zu betrachten. Wenn sämtliche Teile desselben gleichzeitig in den Strom versenkt worden wären, so müßten zunächst die 25 Münzen, die von Claudius bis Pius*) reichen, insofern eine Verschiedenheit erkennen lassen, als die früheren infolge der längeren Zirkulation mehr abgegriffen sein müßten als die letzten. Das ist jedoch nicht der Fall; im Gegenteil zeigen gerade manche der älteren Stücke eine besonders gute Erhaltung. Ferner müßten die mitausgebaggerten Fibeln mindestens annähernd gleichzeitige Typen aufweisen. Aber auch dies trifft nicht zu. Abgesehen von den einfachen, zeitlich nicht zu fixierenden Drahtnadeln sind vertreten: Fibeln des ersten Jahrhunderts, eine emaillierte Knopffibel des zweiten Jahrhunderts und zwei Kniefibeln, die um 200 anzusetzen sind.

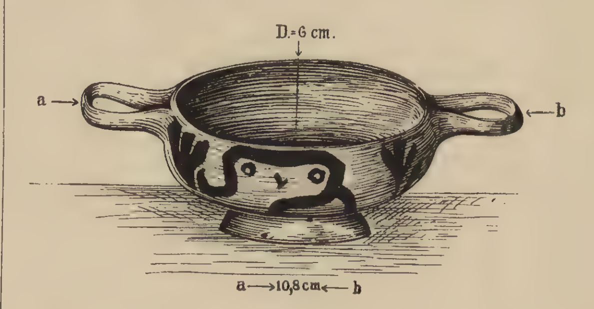
Ein näheres Eingehen auf die Entstehungszeit der Brücke und der Station in Hanau ist hier nicht am Platze; es genügt für unsere Zwecke die Feststellung der Thatsache, daß später als um 200 zu datierende Stücke nicht zu Tage gekommen sind, vielmehr die Fibeln und die Münzen mit diesem Datum in geradezu auffällig übereinstimmender Weise abschließen; denn auch das Mittelerz des Antoninus Pius war gewiß nicht eben aus der Präge gekommen, als es in den Strom geworfen wurde, sondern, wie sein Erhaltungszustand beweist, längere Zeit in Umlauf gewesen. Wir erhalten damit durch einen allerdings ziemlich gewagten und nur einer Vermutung gleichzuachtenden Schluß einen ungefähren terminus ad quem für das Armband. Den terminus a quo gibt die Inschrift, indem nach Rieses Untersuchungen (Westd. Zeitschr. XVII, S. 1 ff.) Votivinschriften mit vorgesetztem deo nach ca. 180 zu datieren sind. Das Armband dürfte also gegen Ende des zweiten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. verfertigt sein. Die Inschrift für die Datierung des Schmuckstückes zu verwerten, ist im vorliegenden Falle deshalb gestattet, weil dasselbe von vornherein zur Aufnahme der Inschrift bestimmt war; es handelt sich hier nicht um einen beliebigen Schmuckgegenstand, auf dem nachträglich an irgend einer Stelle eine Inschrift eingeritzt worden ist, sondern die Inschrift ist hier, so nachlässig sie auch im Vergleich zu der exakten Arbeit des Armbandes ausgeführt ist, die Hauptsache.

*) Ich kenne nur die im Museum des Hanauer Geschichtsvereins aufbewahrten Stücke; diese sind: 1 Claudius M. E., 4 Vespasianus M. E., 5 Domitianus (2 G. E., 3 M. E.), 2 Nerva (1 G.E., 1 M. E.), 7 Traianus M. E., 5 Hadrianus (2 G. E., 3 M. E.), 1 Antoninus Pius M. E.

Was die Herstellung der Inschrift betrifft, so scheinen mir die senkrechten Grundstriche eingeschlagen zu sein, während die anderen, wie sich z. B. aus den mehrfachen Konturen des D ergibt, mit recht ungeübter und unsicherer Hand eingeritzt sind.

Daß das Schmuckstück für eine Herkulesstatue bestimmt war, steht wohl trotz des Fundortes außer Zweifel. Dr. Henkels hoffentlich recht bald zu erwartende eingehende Abhandlung über die antiken Ringe wird die Parallelen dazu bringen.

Einstweilen kann ich nach seiner gütigen Mitteilung auf einen Ring hinweisen, der als direktes Analogon zu unserm Armband zu bezeichnen ist. Er ist in Cassel a. d. Saar in den dreißiger Jahren gefunden und jetzt verschollen; die darüber vorhandenen genauen Notizen besagen jedoch, daß er die Inschrift HERACLI trug. Ein silberner Ring im Laibacher Museum, gefunden in Dernovo, trägt die Inschrift HER. —



Das vorstehend abgebildete Gefäßchen, ebenfalls von Herrn C. Mangold gezeichnet, ist eine der kleinen bekannten unteritalischen Thonschalen mit schwarzem Firnisüberzug aus den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung, die in Griechenland und in Italien in großer Anzahl vorkommen. Es erweckt denn auch nur durch seinen Fundort und die Art seiner Bemalung Interesse. Fundort ist das römische Gräberfeld bei Rückingen. Zwar rührt es nicht von den regulären Ausgrabungen her, die der Hanauer Geschichtsverein dort im Jahre 1872 vornahm, aber es ist, wie so viele andere Fundstücke, an jener Stelle aufgelesen worden, vom Regen freigespült oder vom Pflug an die Oberfläche gebracht. Die einwandsfreie Persönlichkeit des Finders und Schenkers an das Hanauer Museum, der damals in Hanau ansässige, später in Marburg verstorbene Justizrat Grimm, bürgt für die Zuverlässigkeit der Provenienzangabe, ganz abgesehen davon, daß sich auch unter den von dem Fürsten zu Isenburg-Birstein 1802 auf dem Rückinger Totenfeld ausgegrabenen und dem Hanauer Geschichtsverein 1884 geschenkten, durch-

wegs römischen Gegenständen eine unteritalische, schwarzgefirnißte Thonschale derselben Zeit befindet. Das Hanauer Gefäßchen rangiert also auf gleicher Stufe wie die von Lindenschmit, Zentralmuseum, Tafel XLIII abgebildeten, die in den Museen zu Konstanz, Stuttgart und Stade aufbewahrt werden; es ist italischer Import. Eigentümlich ist die Bemalung, die in geradezu karikierender Manier den attischen Eulenbecher nachahmt. Die Figuren sind nicht, wie es meistens der Fall zu sein pflegt und bei den bisher bekannten importierten Gefäßen mit Ausnahme des Stadener auch der Fall ist, ausgespart, sondern mit dunkelgelber Farbe aufgemalt. Die Figur der Eule ist jedoch nur mit breitem Pinselstrich umrissen und dadurch sowohl wie durch die infolge Platzmangels stark gedrückten Körperproportionen entsteht der Eindruck einer karikierenden Nachahmung, zumal sich diese Darstellung der Eule zwischen zwei Ölzweigen sonst meines Wissens niemals auf kleinen Gefäßen der vorliegenden Gattung, sondern nur auf dem geräumigen attischen Skyphos findet.

Georg Büchner.

Unter denen, die der bekannte Pfarrer und „Revolutionär" Weidig Anfangs der 30er Jahre des neunzehnten Jahrhunderts um sich versammelte, um mit ihrer Hilfe seinen Ideen zum Siege zu verhelfen, ragte durch Geistesschärfe und ein eigentümliches agitatorisches und rednerisches Talent der junge Georg Büchner hervor. Obwohl Weidig und er in den Hauptfragen ihres Programms auseinandergingen, ordnete sich der ältere bald seinem jungen Kollegen Büchner unter, und dieser wurde, wenn auch nicht dem Namen nach, der Führer des ganzen sogen. Butzbacher Kreises.

Georg Büchner war in den ersten Tagen des Oktober 1833 nach Gießen gekommen. Aus glücklichen, zufriedenen Verhältnissen in Straßburg wurde er auf einmal hineinversetzt in die dumpfe Atmosphäre der hessischen Gelehrtenstadt. Alle Vorbedingungen waren gegeben, um den jungen Mann, der schon seit seiner Schulzeit düstere Studien über alles das, was uns Menschen überhaupt zum Nachdenken anregen kann, geführt, ganz in den Bann der „Revolution" verfallen zu lassen. Um dies ganz verstehen zu können, müssen wir uns den Lebenslauf Büchners etwas näher ansehen.

Georg Büchner*) wurde in Goddelau bei Darmstadt am 17. Oktober 1813 geboren, also an jenem Tage, da die Heere der Verbündeten sich bei Leipzig vereinigten, um der Herrlichkeit Napoleons ein Ende zu setzen. Büchners Vater, der als Distriktsarzt in hessischen Diensten wirkte, war lange Zeit Arzt im Heere Napoleons gewesen und dessen begeisterter Anhänger. Nur mit Wehmut konnte er später an den Geburtstag seines Erstgeborenen denken: ein Tag darauf wurde sein Abgott Napoleon geschlagen. Die Mutter dagegen, die Tochter eines hohen hessischen Beamten, des Kammerrats Reuß, war, gebildet durch die Schriften Arndts und Fichtes, eine begeisterte Anhängerin des deutschen Einheitsgedankens, sodaß sich die zwei Eheleute vollständig in ihren politischen Ansichten widersprachen. Glücklicherweise litt unter dieser Verschiedenheit ihrer Wünsche und Gedanken das Familienleben nicht. Wie hierin waren Vater und Mutter auch in ihrem Verhalten gegen ihren Sohn grundverschieden. Beide liebten ihr Kind, und doch konnte der Vater seinen Sohn, als er ihn auf Bahnen sah, die er in seinem politischen Gewissen nicht gutzuheißen vermochte, verstoßen, während die Mutter auch da mit der ganzen Liebe des mütterlichen Herzens an ihrem Ältesten hing. Der Vater, der seinen Sohn in ein verhaßtes Studium hineintreibt, das diesen täglich mehr und mehr anwidert, freilich, das sei hier auch gesagt, aus dem ganz gesunden Gedanken, vorerst seinem Sohn einen sicheren Erwerb zu verschaffen; die Mutter, die stets zu helfen und zu trösten weiß, „ein Musterbild edelster Menschlichkeit"*). So ließe sich die Parallele zwischen den beiden Gatten noch weiter ziehen; so ließe sich die Verschiedenheit ihrer Gesinnung weiter verfolgen, Verhältnisse, unter denen Georg Büchner selbstverständlich viel zu leiden hatte.

Bald nach der Geburt Georg Büchners waren seine Eltern nach Darmstadt übergezogen, wohin sein Vater als Obermedizinalrat berufen worden war. Hier verlebte er seine Jugendzeit. Was Goethe in großem Maße in Frankfurt genießen konnte, war in kleinem auch dem jungen Büchner zugängig. Die Anwesenheit des hessischen Hofes brachte immer einige Abwechslung und die Eindrücke, die ein fleißiger Besuch der Gemäldegallerie im Residenzschloß hervorrief, haben ihn auf seinem

*) Ich folge hier hauptsächlich der Biographie Ludwig Büchners, die dieser über seinen Bruder in dessen „Nachgelassenen Schriften", Frankfurt a. M. 1850, veröffentlichte, sowie der von Karl Franzos in „Georg Büchners sämtlichen Werken", Frankfurt a. M. 1879.

*) Franzos S. XIII.

freilich nur kurzen Lebenswege begleitet. In Darmstadt besuchte er dann auch das Gymnasium und bezog im Jahre 1831 die Universität Straßburg, um Medizin und Naturwissenschaften zu studieren.

Straßburg, die Stadt des jungen Goethe, war deshalb von seinem Vater gewählt worden, weil er auch seinen Sohn teilnehmen lassen wollte an der Verehrung, die er für die französische Sprache und Litteratur, wie überhaupt für französisches Wesen hegte. Hier wurde er in die Familie des Pfarrers Jaeglé eingeführt und bald verlobte er sich mit dessen Tochter Minna, ein schöner idealer Bund, den erst der Tod schied. Schon nach zwei Jahren wurde er aus dem schönen Kreise, in dem er sich in Straßburg bewegte, hinweggerissen, um, den Gesetzen seines Vaterlandes entsprechend, an der Landesuniversität Gießen seine Studien zu vollenden. So kam er aus dem lebenslustigen Straßburg, wo er seine Braut zurückließ, in die düstere Universitätsstadt an der Lahn. Und in dieser Stimmung warf er sich der Revolution in die Arme.

Es ist hier nicht der Platz, die Geschichte der damaligen Verhältnisse vorzuführen, ebensowenig gedenke ich hier ganz genau den Anteil Büchners an der Bewegung festzulegen. Es genügt, wenn ich sage, daß dieser sich hier zu dem Schritte fortreißen ließ, den „Hessischen Landboten“ zu verfassen, eine Schrift, die, zu Ehren des Verfassers sei es gesagt, in der vorliegenden Form weniger das Werk Büchners, sondern Weidigs ist. Daß trotzdem sich selbst Anhänger Weidigs sehr tadelnd über das Werk, das unter dem Motto „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ segelte, aussprachen, mag ja mit den ganzen Zeitverhältnissen, in denen sich niemand offen zu einer solchen revolutionären Schrift bekennen wollte, zu erklären sein. Wenn aber Dr. Eichelberg aus Marburg bei seinem Verhör die Schrift als wahrhaft ekelhaft bezeichnete und der Meinung Ausdruck gab, er würde sich schämen, wenn die geheime Presse nichts Besseres zu Tage fördern würde, so geht dies doch entschieden über eine bloße Verwahrung hinaus und läßt erkennen, daß man auch in den Kreisen mit dem Inhalt der Schrift keineswegs einverstanden war.

Die Geschichte des Druckes, der Verbreitung und der nach der Entdeckung folgenden Untersuchung ist sehr interessant. Sie zeigt uns genau die damaligen politischen Verhältnisse und die Thätigkeit gewissenloser Menschen, die um schnödes Geld ihre Freunde, in deren Vertrauen sie sich eingeschlichen, dem Richter auslieferten. Büchner entging der Untersuchung; ja, in dem Gefühle, daß man nichts von seiner Autorschaft der Schrift wisse, pochte er auf sein gutes Recht und legte Beschwerde ein, als man Haussuchung bei ihm hielt. Bald wurde ihm der Boden Gießens aber doch zu heiß und er ging nach Darmstadt zu seinen Eltern. Hier setzte er seine anatomischen Studien fort, um seine Eltern, denen er seinen Verkehr mit den Revolutionären und seine eifrige Anteilnahme an ihrer Sache verheimlicht und trotz vieler Zureden stets abgeleugnet hatte, zu täuschen. Ja — er hinterging sogar seine Eltern so, daß er während des kurzen Aufenthalts in Darmstadt nicht nur mit seinen Freunden in Gießen und Butzbach in Verbindung blieb, sondern sogar in Darmstadt eine „Gesellschaft der Menschenrechte“ gründete, deren Programm er in seinem „Hessischen Landboten“ niedergelegt hatte.

In die Darmstädter Zeit fällt auch Büchners erster Versuch, sich dichterisch zu bethätigen. Aus innerem Drange heraus schrieb er in fünf Wochen sein Drama „Dantons Tod“ nieder, über das ich später noch sprechen werde. — Bald merkte er, daß man ihm auch in Darmstadt Mißtrauen entgegenbrachte. In der Straße, in der er wohnte, waren stets zwei Schutzleute aufgestellt — man schien einen Verdacht zu haben, den man aber nicht offen aussprechen wollte. Eines Tages erschien denn auch die Vorladung vor den Richter, was soviel wie die Verhaftung bedeutete, da man, um Aufsehen zu vermeiden, diese nicht in den Wohnungen, sondern gleich im Gefängnis vornahm. Mit Hilfe seines Bruders Wilhelm, der ihm überhaupt in echt brüderlicher Gesinnung stets beigestanden, rettet er sich über die Grenze; und geht wieder nach Straßburg (Anfang März 1835). Hier wandte er sich wieder vollständig und mit großem Eifer seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien zu, mit dem Erfolge, daß er schon 1836 eine Anstellung als Privatdozent an der Universität Zürich fand. Doch schon im nächsten Jahre schloß er die Augen auf immer. Sein Todestag ist der 13. Februar 1837. Er erlag einem Nervenfieber, das zuerst zu Besorgnissen keinen Anlaß bot, dann sich aber zu Delirien steigerte und die Kräfte des Kranken bald verzehrte. Georg Herwegh widmete dem toten Dichter ein Trauerlied, in dem es heißt:

„Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.“

Wenn man das Lebenswerk Georg Büchners überschaut, wenn man die Fülle der Arbeiten bebetrachtet, die er während drei Jahren (von seinem 21.—23. Jahre) geschaffen, so kann man sich eines traurigen Gedankens nicht erwehren, daß dieser Geist so frühe schon von der Erde scheiden mußte. Eine Geschichte der griechischen Philosophie, verschiedene kleinere philosophische Abhandlungen,

verschiedene anatomische Schriften, vier vollwertige dichterische Werke, eine Reihe Übersetzungen Hugoscher Werke und der bereits erwähnte „Hessische Landbote“ — fürwahr eine Geistesarbeit, die um so auffälliger und dankenswerter erscheint, als alle diese Werke über das Durchschnittsmaß hinausgehen und zum Teil zum Besten gehören, was auf dem Gebiete geschrieben. So ist z. B. Büchners Drama „Dantons Tod“ das einzige unter den vielen Revolutionsdramen, das der großen Zeit völlig gerecht wird und auf jeden Fall, die Fehler alle anerkannt, jene Größe in der Zeichnung nicht vermissen läßt, die allein der Schilderung der damaligen Verhältnisse zukommt.

Georg Büchner hat sein Drama, wie ich schon erwähnte, unter den schwierigsten Verhältnissen, in Darmstadt in fünf Wochen beendigt. Er schrieb selbst über die Zeit: „Für Danton sind die Polizeidiener meine Musen gewesen.“ Daß diese Verhältnisse dem Drama nicht zum Vorteil gereichten, ist selbstverständlich. Ende Februar 1835 war es beendigt und Büchner schickte es mit einem Begleitschreiben an Gutzkow nach Frankfurt, den er als Kritiker schätzen gelernt und dem er, als Haupt des jungen Deutschland, auch zuerst Vertrauen schenkte. Gutzkow erkannte sofort den Wert des Dramas, übernahm seinen Druck, und bald darauf erschien es, freilich den damaligen Zeitumständen angemessen, gestrichen und „verbessert“ im Sauerländerschen Verlag zu Frankfurt a. M., eingeführt durch eine überaus glänzende Kritik des Werkes aus Gutzkow's Feder im „Phönix“.

In „Dantons Tod“*) hat es Büchner unternommen, das Drama der Revolution zu schreiben, also der gährenden Zeit, in deren Nachwehen sein Leben fällt. Es wurde düster, wild und genial, in seiner feurigen Sprache ganz der Zeit angepaßt, in der es spielt. Es läßt uns wie kein anderes Werk den Menschen Büchner erkennen. Denn „Dantons Tod“ ist ein großes Bekenntnis seines Verfassers, der, in der Gemütsstimmung, in der er sich durch die Verfolgungen befand, sein Herz erleichtern und sich über das aussprechen wollte, was die Zeit bewegte. Daher ist es auch ein sogen. Buchdrama geworden und wird sich auf der Bühne, wie auch die Versuche, die man erst kürzlich in Berlin gemacht, bewiesen haben, nicht halten können. „Dantons Tod“ ist von vornherein m. E. als philosophisches Drama zu betrachten, nur wenige Szenen, wie die Versammlung im Konvent, könnten durch glänzende Ausstattung auf der Bühne wirken. Das beweist nun wohl, daß Büchner kein Dramatiker war, es besagt aber nichts gegen den Wert des Stückes. Alle die Vorwürfe, daß die Personen sämtlich wie Philosophen reden, die Bedenken, die man in sittlicher Hinsicht gegen das Stück hegt, sie fallen zusammen, wenn man den Wert der Dichtung betrachtet, der darin besteht, daß Büchner den wilden aufrührerischen Ton der Zeit am besten getroffen, daß er dem Sinne nach richtig die Philosophie der Revolution aufgestellt. Diesem gegenüber verschwinden die thatsächlich vorhandenen Fehler und Geschmacklosigkeiten, und wir sollten uns freuen, daß wir in „Dantons Tod“ eine Dichtung haben, die als einzige in der deutschen Litteratur der Revolution gerecht wird, die Verhältnisse schildert, wie sie waren und nichts zu verheimlichen sucht. Daß dies Gemälde einer solchen Zeit, die doch gewiß zur dramatischen Behandlung zuerst einlädt, mit grellen Farben gezeichnet sein muß, ist selbstverständlich.

Ich kann hier nicht näher auf das Drama eingehen, wie ich auch Büchners übrige Werke („Leonce und Lena“, ein Lustspiel, „Wozzek“ und das prächtige Novellenfragment „Lenz“) hier nicht weiter in den Kreis meiner Betrachtung ziehen kann. Es würde das aus dem Rahmen meines Aufsatzes fallen. Mein Zweck war, aufmerksam zu machen auf dieses Genie aus dem Hessenlande, dem unsere Litteratur und Wissenschaft sicher noch viel zu verdanken gehabt hätte, wenn seinem Wirken nicht so früh durch den Tod ein Ende gesetzt worden wäre.

Alexander Burger.

*) „Dantons Tod“ Frankfurt a. M. 1835 (gekürzt und gestrichen). Wieder abgedruckt in „Georg Büchners nachgelassenen Schriften“ Frankfurt a. M. 1850 (hier sind einzelne Stellen nach dem Manuskript wieder hergestellt, doch sind noch genug Striche rc. enthalten). Den reinen Abdruck bietet erst Franzos in „Georg Büchners sämtlichen Werken“ Frankfurt a. M. 1879. Diese Ausgabe lag auch der Neuausgabe des Dramas in „Meyers Volksbüchern“ zu Grunde. Eine Neuausgabe des Werkes mit Einleitung vom Verfasser dieses erscheint demnächst in „Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur“.

Die Kasseler Felsenkeller vor dem Frankfurter Thore.

Von C. Neuber.

Bekanntlich wird ein Besitztum erst in seinem wahren Werte geschätzt, wenn man dasselbe zu verlieren fürchtet, oder gar, wenn man es verloren hat. So geht es auch mit den Felsenkellern vor dem Frankfurter Thore. Ihren Untergang muß die Kasseler Bürgerschaft betrauern. Auch der letzte von ihnen ging bekanntlich vor wenigen Jahren in Privatbesitz über, und nur

eine Zeit lang noch blieb der Fortbetrieb der Wirtschaft gestattet. Die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Felsenkeller dürfte daher nicht unwillkommen erscheinen.

In neuerer Zeit ist in höheren Kreisen das Biertrinken beliebter geworden. Wie frühzeitig dies köstliche Naß bei den meisten Völkern getrunken worden, ist allbekannt. Nach unverbürgten Mitteilungen kommt das Bier im Morgenlande schon vor einigen tausend Jahren vor, und wird der der Sage angehörende ägyptische König Osiris als erster Spender eines aus gemalztem Getreide bereiteten Bieres genannt. Weiter hören wir, daß es im alten Rom bei dem Feste der Ceres getrunken wurde, woher der Name Cerevisia; während eine deutsche Erzählung die Erfindung desselben dem Herzoge Janprimus (Johann I.) von Brabant (1251—1294 n. Chr.), aus dem später ein König Gambrinus gemacht worden ist, zuschreibt.

Im Mittelalter wird das Bier als Getränk in allen Klassen der Bevölkerung erwähnt und auch von Fürstlichkeiten nicht verschmäht. So berichtet das Chronicon Berolinense (Heft IV der Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin S. 10), daß der Rat dieser Stadt dem Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern bei seiner Ankunft 1 Tonne Bernauisch Bier, so damals 17 Groschen gekostet, verehrt habe (1412). Nicht lange zuvor, im Jahre 1395, erlangten nach einer darüber ausgestellten Urkunde „Bürgermeister, Schöffen und Bürger gemeinlich" von Kassel gegen Erlegung von 2500 Gulden vom Landgrafen Hermann dem Gelehrten die Berechtigung, in dieser Stadt nicht nur Bier zu brauen, sondern auch auszuschenken und gegen einen von ihnen selbst zu bestimmenden Preis zu verkaufen, dergestalt, daß niemand, als wer hier angesessen sei, Bier schenken oder fremdes Bier einführen dürfe, es sei denn, daß dies zu seinem und seines Hauswesens eigenem Bedarf geschehe. Dafür verpflichtete sich die Stadt, zu des Landgrafen und dessen Nachfolger Bedarf das Bier zum Preise von 3 Pfund hessischer Pfennige für das Fuder auf die Burg zu liefern.*) Die Kasseler Stadtrechnungen aus der Zeit von 1468 bis 1553 enthalten eine Reihe auf das städtische Brauwesen im allgemeinen und die Lieferungen aufs Schloß insbesondere bezügliche Posten, z. B.:

1520. 27. 22 1/2 Fuder Bier, das Fuder für 3 Pfund, aufs Schloß geliefert;
69, 70. 256 Zober Bier, der Zober für 9 Albus, aufs Schloß geliefert.*)

Infolgedessen gab es in Kassel Bierkeller genug, namentlich unter dem Rathause, und nicht nur bei freudigen, sondern auch bei ernsten und traurigen Anlässen wurde wacker gezecht, woraus sich eine einschränkende Verordnung des Landgrafen Ludwig I. des Friedfertigen erklärt vom 14. April 1455 (in der Sammlung Fürstlich Hessischer Landes-Ordnungen T. I, S. 13):

„§ 24. Item, wer Auch deß Abendß bey nachtt, So die glockhe gelüdt ist, lenger in den Bier- vnnd weinheußern, darin man pflegett zum schenckhen, sitzett vnnd funden wird, Alß dick, Alß daß geschiehett, Sollen der oder die deß thuen, vnnd Auch wer die so vffheltt, vnnd Auch in syne Hüße sitzen leßett, vnnd deß verbueßen mit drey Pfunden Hessischer wehrung."

Aber erst dem 19. Jahrhundert, welches auf vielen Gebieten bedeutende Fortschritte zu verzeichnen hat, sollte die Anlage von Bierkellern in und auf dem Kalkfelsen südlich vor dem Frankfurter Thore vorbehalten bleiben. Auf demselben waren in früheren Zeiten, sogar schon 1270, Weinreben gediehen, und er hieß deshalb, obgleich auch auf anderen höher gelegenen Punkten der Umgegend, wie Kratzenberg und Möncheberg, Wein gepflanzt wurde, Weinberg, das Stadtthor Weinberger Thor und das dabei gelegene, bei der ersten Belagerung von Kassel (1385) zerstörte Dorf Weingarten.**) *Nach glaubwürdigen Überlieferungen*, im wesentlichen festgelegt durch Aufzeichnungen des noch rüstigen Malers Reinhard Hochapfel d. Ä., versuchte Landgraf Friedrich II. (1760—1785) nach Beendigung des siebenjährigen Krieges durch den Hubertusburger Frieden (1763) nochmals die Anpflanzung von Wein auf dem Hügel am Westende der Oberneustadt zwischen Frankfurter Thor und Königsthor (dem späteren Wilhelmshöher Thor) und legte dazu vom Philosophenwege aus nach der Höhe Terrassen an, welche noch jetzt sichtbar sind. Jedoch die Reben gediehen nicht und der aus den gezogenen Trauben gekelterte Wein war nicht trinkbar. Es wurde darauf der ganze Weinberg bis zu der bald danach angelegten Wilhelmshöher Allee an zwei bemittelte Männer, Rat Wittich und Verdellet, zusammen für 3000 Thaler verkauft. Diese parzellierten wieder, und so entstanden eine

*) Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde. N. F. Bd. III, S. 69 (Denkwürdigkeiten der Stadt Kassel von F. Nebelthau, Oberbürgermeister das. Abschnitt II).

*) Dieselbe, Suppl. III (herausgeg. von Ad. Stölzel, Kreisgerichtsrat in Kassel) S. 165, 173.

**) Zeitschrift N. F. Bd. III, S. 64 fg. — A. F. Bd. III, S. 167 fg. (Beiträge zur Geschichte des Weinbaues in Althessen von G. Landau).

Anzahl Gartenanlagen, welche mit der damals beliebten Ostheimer Kirsche (benannt nach der Stadt Ostheim vor der Rhön) bepflanzt wurden, die auf dem Kalkboden gedieh, und nach wenigen Jahren zur Blütezeit einen herrlichen Anblick der ganzen Gegend gewährte, welcher sich bis heute zur Frühlingszeit erhalten hat.

Was nun die Anlage der Bierkeller vor dem Frankfurter Thore betrifft, so ist nach dem mir freundlichst zur Einsicht übergebenen Fascikel der vorhinnigen Kurfürstlichen Residenz-Polizeidirektion: „Acta die Aufbewahrung des Bieres in Felsenkellern betreffend Tom. I. B. 11“ der brave Mann, welcher dieselbe ins Leben gerufen hat, der Hof-Küfermeister Martin Reymüller (oder Reimüller) zu Kassel. Seinen Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch, wohl aber das die Polizei-Akten eröffnende Gesuch an Seine Königliche Hoheit den Kurfürsten Wilhelm II. vom 4. Dezember 1822. Dasselbe beginnt:

Allerdurchlauchtigster, allergnädigster Kurfürst und Herr!

Wenn ich es wage, mich Ew. Königl. Hoheit nochmals*) mit einem alleruntertänigsten Gesuche zu nahen, so geschieht es einzig und allein in der reinen Absicht, meinem allergnädigsten Fürsten und Herrn, sowie meinen Mitbürgern zu dienen und zu nützen.

Die Klagen über schlechtes Bier in hiesiger Residenz, besonders im Sommer, sind ebenso häufig als gegründet, vielleicht auch Ew. Königl. Hoheit nicht mehr fremd.

Wie sehr nachteilig dies aber hauptsächlich auf die geringere Klasse der Menschheit einwirkt, und ein Hauptgrund zur physischen und moralischen Verderbtheit so mancher Familie geworden ist, hat die Erfahrung genugsam bestätigt, und ich glaube daher, daß es ein Verdienst sei . . .

Die Felsenkeller und deren Vorteile sind vielleicht längst, allein in hiesiger Gegend noch nicht allgemein bekannt, und durch Einrichtung solcher hier, wo in der Nähe und namentlich am sog. Weinberge die erwünschte Gelegenheit sich darbietet, würde man nach meiner vollen Überzeugung den gewünschten Zweck erreichen . . .

Kein Bierbrauer hat so große Keller, und die meisten sind von der Art, daß sich das Bier nicht darin hält . . . Die bessere Sorte, Märzbier, ist in der Regel kein solches, führt bloß den Namen und ist in der Regel erkünstelt.

— — —

Bittsteller knüpft daran den Vorschlag, entsprechende Bauten im Weinberge vorzunehmen und dazu Leute aus den Armenanstalten unter Vergütung heranzuziehen, und bittet um Erteilung eines Urlaubs von vier Wochen zu dem Zwecke, sich die in andern Nachbarländern des Deutschen Bundes bereits bestehenden Einrichtungen der Art näher anzusehen.

Dieser edle Menschenfreund mußte den Fluch der Mehrzahl der ersten Entdecker auf sich nehmen, daß er von seiner Bemühung geringen Dank erntete und Andere Nutzen ziehen lassen mußte, zunächst aber, da er von einer Verfügung auf sein Gesuch lange Zeit nichts vernahm, solches nach mehr als Jahresfrist wiederholen (10. Februar 1824). Inzwischen hatte doch Kurfürstliche Residenz-Polizei-Direktion dahier, welche Gesuche dieser Gattung zunächst zu prüfen hatte, sich desselben angenommen und hiesige Bierbrauer zur Äußerung darüber vorbeschieden. Darauf erklärt sich der Bierbrauer Joh. Peilert, dem die Bemerkungen Reymüllers über die Aufbewahrung des Biers und dessen Beschaffenheit sehr mißfallen hatten, mit Entschiedenheit gegen dieselben, bezeichnet sie als Verleumdung und fügt hinzu, daß er sechs gewölbte Keller habe. Die miterschienenen Kollegen Friedr. Schulz, C. Ostheim, Joh. Heine, P. Eissengarthen, N. Windus schließen sich dieser Äußerung an. Die Polizeidirektion erklärt sich trotzdem für das Gesuch (8. Sept. 1824), desgleichen die Oberberg- und Salzwerks-Direktion (19. Sept. 1824), welcher dasselbe vorgelegt worden war, mit der Begründung, daß die Kalksteinfelsen im Weinberge fest genug seien und die Bauten darin keine Schwierigkeiten darböten. Darauf wurden die Kasseler Bierbrauer, unter denen jetzt auch Krause und Mayfarth erschienen, entsprechend beschieden, und erklärten sie, sich darüber benehmen zu wollen. Nunmehr berichtet der Polizeidirektor, Regierungsrat Pfeiffer, die Anlage der Felsenkeller befürwortend an den Kurfürsten mit dem Bemerken, daß bereits einige Bierbrauer mit Zustimmung der Grundeigentümer zu bauen begonnen hätten, darunter Konrad Ostheim, welcher um diese Zeit (12. Juli 1825) dort unterm Weinberge an der Straße vor dem Frankfurter Thore Grundbesitz erworben hatte für 5200 Thaler, worauf aus dem geheimen Kabinet Beschluß ergeht.

Resol. 3. August 1825: Ist vor der Hand nicht damit fortzufahren. Dem Ostheim vorerst die Anlegung des beabsichtigten Felsenkellers untersagt.

vdt. v. Meysenbug.*)

Ostheim bittet hierauf nochmals um allerhöchste Erlaubnis, und ergeht nunmehr — mochten seine

*) Ein früheres Gesuch findet sich nicht in den Akten.

*) Der langjährige Geh. Kabinetsrat Rivalier v. Meysenbug (vgl. „Hessenland“ 1900, S. 106 ff.).

Vermögensverhältnisse inzwischen nachgewiesen oder schon bekannt geworden sein —

Resol. 14. Oktober 1825: Wird allergnädigst zugestanden, da der Nachsuchende zur Ausführung dieser Einrichtung reich genug ist.

Bekannt zu machen, daß die Anlegung des Felsenkellers nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte allergnädigst zugestanden worden sei, daß Herr Ostheim eine anständige Bierwirtschaft für angesehene Personen einrichte.

(Schluß folgt.)

Stormwind.

(Schaumburger Mundart.)

Freujohr un Sommer sin all vergahn,
De Winner is't mit Frost un Is;
Bi'm warmen Awen[1]) sitt Fru un Mann,
Öhr Og is treub, öhr Hor is gris.
Sä sunnen nah[2]), wär's woll vollbracht —
Stormwind bi Tag, Stormwind bi Nacht!

Bi öhr was't Freujohr lange all,
Wo Preistersmund den Segen sproch;
Hell lücht de Sunn von Heben[3]) dal[4]),
Lacht dun[5]) dat Hart[6]), strahlt dun dat Og.
Us[7]) G'schickes Für, wär hat's anfacht?
Stormwind bi Tag, Stormwind bi Nacht!

Ist Hus ok hen, is hen ok Freud,
De Lieb doch vör de Kinner sproch,
Dat sei nich trapen Smerz un Leid,
Dat Mutterhart dat left[8]) jo noch.
Hüt? — up en Fredhof sin's all bracht —
Stormwind bi Tag, Stormwind bi Nacht!

Im Schornstin heult de Wind so krus[9]),
De Sunn am Heben leit sick dal[10]),
De Glock sleit lut dörch's stille Hus,
Nein[11]) Minsch, nur Gott seit hier de Qual.
Ein Hand heilt's wunne Hart so sacht —
Stormwind bi Tag, Stormwind bi Nacht!

Kassel.

[1]) Ofen; [2]) sinnen nach; [3]) Himmel; [4]) herab; [5]) damals; [6]) Herz; [7]) unseres; [8]) lebt; [9]) grausig; [10]) legt] sich nieder (legt sich schlafen); [11]) kein.

Agathe Koppen.

Unterm Hollunderbaum.

Historische Erzählung aus Oberhessen von O. Gros.

Erstes Kapitel:

Die Werbung.

Es war an einem stürmischen Tage in der Mitte des Monats April im Jahre 1693, da saß zu Crainfeld im hohen Vogelsberg Frau Eva Katharina Ellenberger, die Witwe des Amtsschultheißen Heinrich Christoph Ellenberger, im Wohnzimmer ihres stattlichen Hauses.

Sie stand im 43. Lebensjahr und war seit drei Jahren verwitwet; aber ihr Äußeres wies auf ein solches Alter durchaus nicht hin; man hätte die Frau mit dem frischen rotwangigen Gesichte und den freundlichen Augen höchstens für 35 Jahre alt gehalten.

Ihre drei Kinder, Elisabeth, Anna und Peter, befanden sich bei ihr im Zimmer; Elisabeth, ein Mägdlein von etwa sieben Jahren saß neben der Mutter und war, ebenso wie diese, beschäftigt, einen Strumpf zu stricken, während Anna, die etwa fünf Jahre zählen mochte, und ihr dreijähriges Brüderlein am Fenster standen und dem Treiben der Schneeflocken zusahen; es war ein strenger und später Winter.

Die ganze Einrichtung trug das Gepräge der Wohlhabenheit; ein großer Kamin, dessen Feuerschein sich gespenstisch an der Decke malte, erwärmte das Zimmer, an der Längswand stand eine eichene Bankkiste, die mit zierlichen Schnitzereien versehen war, und in der Ecke ein hoher Schrank von ungeheuerem Umfang, hinter dessen Butzenscheiben das blankgeputzte Zinngeschirr — der Stolz der damaligen deutschen Hausfrau — hervorglänzte.

Die Frau Amtsschultheißin begann gerade ihrem Töchterlein zu erklären, wie man die Ferse eines Strumpfes zusammen ziehe, um den Fuß daran zu stricken, als plötzlich die kleine Anna rief: „Mutter, es kommt jemand zu uns."

Die Mutter sah nach dem Fenster, konnte aber bei dem herrschenden Wusterwetter auch nicht mehr erkennen, als daß eine hochgewachsene Mannesgestalt, die mit Mantel und Kapuze verhüllt war, über den Marktplatz herüber auf ihr Haus zukam.

Erst beim Eintritt des Mannes erkannte sie ihn; es war der Pfarr-Adjunkt Johann Philipp Laukhardt, der, aus Crainfeld selbst stammend, dem dortigen alten Ortspfarrer als Gehilfe beigegeben war, und der im Hause der Witwe ein oft und gern gesehener Gast war.

„Ein böses Wetter, Frau Amtsschultheiß," begann der Eingetretene nach kurzer Begrüßung, „wir haben

wieder einmal einen langen und rauhen Winter, wie es sich für den Vogelsberg gehört, es fegt draußen ganz fürchterlich“, während die Witwe geschäftig war, den Gast seines Mantels und seiner Kapuze zu entkleiden und diese in der Nähe des Kamins zum Trocknen aufzuhängen.

Die beiden Mägdlein kamen schüchtern heran, machten ihren zierlichen Knix und küßten dem Besucher die Hand, während der kleine Peter sich scheu in die Ecke am Schranke verkroch.

„Komm, Peterle, küß dem Herrn Adjunkt die Hand“, befahl Frau Ellenberger. Aber nur zögernd kam der Kleine, den Daumen vor Verlegenheit im Mündchen; jedoch der Herr Adjunkt nahm den Blondkopf auf die Arme und küßte ihn herzlich auf die Stirne.

Nachdem er darauf Platz genommen hatte, begann er ohne Umschweife sein Anliegen vorzubringen.

„Frau Amtsschultheißin,“ sagte er, „es ist ein Zweifaches, was mich herführt; das Eine ist eine frohe Nachricht, die mich anlangt, das Andere eine große Bitte, die ich an Sie habe.“

Frau Ellenberger antwortete nicht, sondern sah ihn erwartungsvoll an.

„Zunächst die Nachricht,“ fuhr Laukhardt fort, „daß ich eine eigene Pfarrstelle erhalten habe. Sie wissen ja, daß ich bloß der Adjunktus des alten Herrn gewesen bin; und da ich erfuhr, daß die lutherische Pfarrei zu Hirzenhain in der Wetterau erledigt war, so habe ich mich bei dem Patronatsherrn, dem Herrn Grafen zu Stolberg, geziemend um diese Stelle gemeldet. Dieweil ich nun gute Zeugnisse habe, hat sich mir der gnädige Herr gewogen gezeigt, und mein Bestellungsdekretum habe ich vorgestern erhalten.“

„Da muß ich dem Herrn Adjunkt zur Pfarrstelle von Herzen Glück wünschen“, unterbrach ihn die Frau Amtsschultheißin; „gebe der liebe Gott, daß es dem Herrn Adjunkt wohlergehe und seine Arbeit in der neuen Gemeinde großen Segen bringe.“

„Vielen Dank, liebe Frau Amtsschultheißin,“ sagte Laukhardt, „doch ich will weiter erzählen. Gestern mit dem frühesten bin ich selbst zu Pferd nach Hirzenhain gereist, um mir die neue Stelle, dazu Kirche und Pfarrhaus anzusehen; und es hat mir alles recht wohl gefallen. Ich bin der dritte lutherische Pfarrer, der hinkommt. Mein gnädiger Herr, der Graf zu Stolberg, hat die Herrschaft erst vor vier Jahren gekauft. Die Kirche ist geräumig und schön; sie war früher die Klosterkirche der Augustinermönche, deren Orden jedoch schon seit Jahrzehnten ausgestorben ist. Das Pfarrhaus liegt unweit von der Kirche und ist, in zwei Stockwerken errichtet, für eine Familie hinreichend; vordem war es eine Försterwohnung. Alles in allem genommen kann ich Gott danken, denn mir ist mein Los gefallen auf das Liebliche.“

„Ist der Ort denn klein oder groß,“ fiel Frau Ellenberger ein, „ist er auch schön?“

„Er ist auch schön,“ bestätigte Pfarrer Laukhardt, „denn den ganzen Thalgrund erfüllt das Rauschen eines wilden Bergbaches, der Nidder, dessen eilend dahin fließendes Wasser ein gräfliches Eisenhammerwerk treibt, und der Ort ist auch ziemlich bedeutend, weil dieses Hammerwerk einen lebhaften Verkehr hervorruft.“

„Da wünsche ich dem Herrn Pfarrer nochmals von Herzen Glück, wenn ich auch sagen muß, daß es mir und der ganzen Gemeinde von Herzen leid thut, daß der Herr Pfarrer von uns gehen will.“

„Nun, wenn Ihnen der Abschied von mir wirklich leid ist,“ versetzte der Pfarrer mit feinem Lächeln, „so gibt mir das doppelten Mut, mit meiner Bitte hervorzutreten. — Frau Amtsschultheißin, Sie kennen mich, und ich kenne Sie; ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie gewillt sind, mit mir als meine christliche Ehefrau nach Hirzenhain zu ziehen; ich weiß,“ fuhr er fort, als er sah, daß die Witwe ganz bestürzt dasaß, „daß Sie allerhand Einwände fürbringen werden, aber ich habe sie schon alle in meinem Herzen widerlegt. Sie werden vielleicht sagen, daß Sie einige Jahre älter seien, als ich, aber das ist kein Fehler, Sie sehen doch kaum so alt aus wie ich mit meinem schwarzen Barte, und wenn das Herz jung bleibt, darf der Leib auch altern. Zum andern werden Sie fürbringen, daß Sie drei Kinder haben, die Sie erziehen müssen, da verspreche ich Ihnen vor Gottes Angesicht, daß ich sie christlich und gottselig aufziehen will, als wären es meine eignen Kinder. Oder meinen Sie, daß ich mir soll ein ander und fürnehmer Ehegemahl suchen? Liebe Frau Amtsschultheißin, Frömmigkeit und Herzensgüte ist mehr als vornehmes Gethue, und Sie waren dem seligen Herrn Amtsschultheiß Ellenberger ein treues Ehegemahl, Sie haben ein ehrbar Witwenleben geführt, so hoffe ich, Sie werden auch in meinem Pfarrhaus den Platz ausfüllen.“ —

Frau Ellenberger wollte reden, doch der Pfarrer schnitt ihr das Wort ab und sagte: „Ich verlange heute keine Antwort, mein Antrag hat die Frau Amtsschultheißin überrascht, und ich komme morgen wieder und hole mir Bescheid.“

Damit stand Pfarrer Laukhardt auf, warf seinen Mantel um, stülpte die Kapuze aufs Haupt und ging, nachdem er den Kindern freundlich zugewinkt hatte, mit stummem Händedruck hinaus.

Frau Ellenberger saß noch lange sinnend da, während die Kinder still mit einander spielten, bis

die Magd eine Öllampe brachte und ihre Herrin aus tiefen Gedanken aufstörte. — — —

Pfarrer Laukhardt holte sich des andern Tages bei der Witwe das Jawort und siedelte wenige Wochen nachher mit Frau und Kindern nach seiner neuen Pfarrstelle Hirzenhain über.

* * *

Hirzenhain war ein ziemlich bedeutender Ort, in früheren Zeiten Sitz eines Nonnenklosters; am meisten aber bekannt und besucht um der großen Eisengießerei willen, deren Hammerwerke von der im Winter und Sommer gleich wasserreichen Nidder getrieben wurden.

Nach dem Aussterben des Nonnenklosters hatte eine Schar Augustinermönche ein Kloster mit Lateinschule in Hirzenhain gegründet, und sie errichteten die herrliche Kirche mit der nach der Nordseite angebauten gotischen Kapelle. Als die Lehren der Reformation sich verbreiteten, starb auch dies Mönchskloster aus, und die Lateinschule ging ein; aber Hirzenhain verlor dadurch nichts von seiner Bedeutung, zumal das Ansehen der Klöster schon seit Jahrzehnten gesunken war.

Nach manchem Wechsel, wie er in jenen Zeiten nicht selten vorkam, wurde das Städtchen Hirzenhain Eigentum der Grafen zu Stolberg, die auch im benachbarten Ortenberg ein Schloß besaßen und daselbst die Gerichtsbarkeit — letztere in Gemeinschaft mit dem Grafen von Hanau — ausübten.

Dies also war der neue Wirkungskreis des Pfarrers Laukhardt. Er fand bei seiner neuen Gemeinde, die zur Hälfte aus Arbeitern im Hüttenwerk und zur Hälfte aus Bauern bestand, freundliche Aufnahme.

Die Stelle war für die damaligen Verhältnisse eine der besseren, denn sie brachte ihrem Inhaber außer dem üblichen Flachs- und Fruchtzehnten noch ein: am Gründonnerstag aus jedem Haus die Lieferung von einem Albus Eier, in der Erntezeit eine Garbe Gerste, zu Advent eine Meste Korn und einen Hahn und dazu an Bargeld 27 Gulden.

Die Amtsthätigkeit Laukhardts in Hirzenhain war eine sehr gesegnete. Er predigte kernig und kraftvoll und fand deshalb eine zahlreiche Zuhörerschaft; Arme und Kranke besuchte er fleißig und nahm sich des Jugendunterrichts mit großer Treue an.

Seine Stiefkinder zog er auf in Zucht und Vermahnung zum Herrn, zumal ein Söhnlein, das Gott im Jahre 1695 dem Ehepaare schenkte, und dessen Geburt mit Freude begrüßt wurde, nach kurzer Zeit wieder starb und die weitere Ehe Laukhardts kinderlos blieb.

Die Gemeinde, die den eifrigen Pfarrer wirklich lieb gewonnen hatte, nahm herzlichen Anteil an Freude und Leid im Pfarrhaus.

Zweites Kapitel:

Der Ortenberger Kirchenstreit.

Jahre vergingen; die zwei Worte schreiben sich so leicht hin und schließen doch so vieles in sich: Freude und Leid.

In dem eine gute Stunde thalabwärts gelegenen Städtlein Ortenberg starb am 31. März 1711 der von der Grafschaft Stolberg eingesetzte lutherische Pfarrer Konrad Faust. Die Einsetzung eines neuen lutherischen Pfarrers seitens des Stolberger Grafen verzögerte sich aus irgend welchem Grunde, und so dachte der Graf von Hanau, der reformierten Bekenntnisses war, für seinen Anteil an Ortenberg einen reformierten Pfarrer einzusetzen. Er bestimmte hierzu, um dem Stolberger Grafen zuvorzukommen, den Pfarrer des auch zu Hanau gehörigen kaum eine halbe Stunde entfernten Selters, namens Johann Georg Blum. Dieser beeilte sich auch, bereits am nächsten Sonntag in Begleitung geistlicher und weltlicher Herren herüberzukommen, um von seiner neuen Stelle Besitz zu nehmen. Wie sehr war er aber erstaunt, das Gotteshaus bereits besetzt und auf der Kanzel den Pfarrer Laukhardt aus Hirzenhain zu finden!

Mit lauter Stimme forderte Pfarrer Blum den Pfarrer Laukhardt auf, diese ihm durch die Gnade des Grafen von Hanau verliehene Kanzel zu verlassen. Laukhardt jedoch entgegnete ihm: „Dies Gotteshaus ist von meinem gnädigen Herrn zu Stolberg erbaut; es ist ein lutherisches Gotteshaus, die lutherische Lehre ist hier rein und unverfälscht gepredigt worden, und nie soll ein Reformierter an dieser heiligen Stätte stehen."

Pfarrer Blum zog seine Bestellungsurkunde, die mit dem gräflich hanauischen Siegel versehen war, aus der Brusttasche, hielt sie hoch und rief: „Hier ist mein Dekretum, wodurch ich zum Pfarrer allhier in Ortenberg bestellt worden bin."

„Das gilt nicht für mich," antwortete Laukhardt, „und gilt nicht für die hiesige Gemeinde; Ihr seid ein Reformierter und nicht von meinem allergnädigsten Grafen eingesetzt; geht hin nach Stolberg und laßt Euch als lutherischen Pfarrer bestätigen, so will ich weichen, so wird auch die hiesige Gemeinde Euch aufnehmen; sonst aber, das glaubt mir, soll hier nie das Evangelium in reformierter Weise gepredigt, und nie soll das Sakrament des heiligen Abendmahls nach Eurer Weise gespendet werden."

„Nach unsrer Weise?" fuhr Blum auf, „haben wir denn den falschen Glauben? ich meine, Ihr Lutherischen versteht nicht einmal die Worte, die unser Herr bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls sprach."

Ein dumpfes Gemurmel erscholl aus der versammelten Gemeinde heraus; drohende Fäuste fuhren gegen den kühnen Sprecher in die Höhe, — aber mit Donnerstimme übertönte Pfarrer Laukhardt den Lärm und rief: „Mein Haus soll ein Bethaus sein, spricht Christus, und kein Ortenberger macht es zur Mördergrube; laßt mich dem Manne antworten aus der heiligen Schrift!“ Mit diesen Worten wandte er sich zu Blum und fragte: „Antwortet mir! Hat nicht Christus ausdrücklich gesagt: das ist mein Leib? — darum glauben wir, daß Christus uns unter dem Brot seinen wahren Leib geben will und gibt!“

„Nein,“ antwortete Blum, „wenn der Herr sagt, das ist mein Leib, so ist es nicht mehr Brot, sondern ist wirklich sein Leib; da aber die Jünger den Herrn im Leib noch am Tisch sitzen sahen, so war es nicht sein Leib, sondern Brot, und deshalb haben sie Christi Worte ebenso verstanden, wie wir, nämlich; das bedeutet meinen Leib.“

„Was die Jünger verstanden, ist uns lutherischen Christen einerlei; wir halten uns an das, was Christus gesagt hat; es gilt, dem Worte des Herrn einfältig zu glauben, und Christus hat gesagt: das ist mein Leib“, entgegnete Laukhardt mit Überzeugung.

„Also,“ fuhr da Blum fort, „wir essen Brot, das für uns ein Sinnbild des Leibes Christi ist, und ihr eßt Fleisch — da seid ihr übel drán, denn Christus hat gesagt: Der Geist ist, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze.“

Aber der schriftkundige Laukhardt antwortete: „Christus hat auch gesprochen: Mein Fleisch ist die rechte Speise; deshalb glauben wir ihm auch, wenn er bei der Einsetzung des heiligen Abendmahles spricht: das ist mein Leib.“

Ein Beifallsgemurmel erhob sich unter der ganzen Zuhörerschaft, und als einer der Begleiter Blums diesem ein paar Worte ins Ohr flüsterte, nickte derselbe zustimmend und sagte dann laut: „Ich sehe, wir kommen hier zu keinem Ziele; ich weiche für heute von diesem Platze, aber ich behalte mir Beschwerde vor bei meinem gnädigen Herrn Grafen von Hanau, und ich werde zu gegebener Zeit doch wieder hier sein.“ —

„Ganz dasselbe will ich thun,“ fiel ihm Laukhardt ins Wort, „ich werde meinen gnädigen Herrn in Stolberg von dem Geschehnis in Kenntnis setzen, aber ich werde auch, sobald Ihr wieder hierher kommt, immerdar am Platze sein.“

Da erhob sich aus der Zuhörerschaft plötzlich die breitschulterige Gestalt des gräflich stolbergischen Oberamtmannes und rief mit dröhnender Stimme über die Versammlung hin: „Und von heute ab werde ich die Kirche verschließen, bis dieser Streit zwischen den beiden Herrschaften entschieden ist.“

„Wie?“ rief Laukhardt, „Ihr wollt dem reinen Worte Gottes die Thür verschließen?“

„Ihr wollt also offene Feindschaft mit dem Grafen von Hanau beginnen, der mich dahier installieret hat?“ schrie Blum dazwischen.

„Was ich thue, werde ich verantworten können“, sagte der Amtmann, dem der Wortwechsel im Gotteshaus ärgerlich war, und ging davon.

Diesem Beispiel folgte auch Pfarrer Blum mit seiner Begleitung, und Laukhardt blieb als Sieger zurück und hielt seinen Predigtgottesdienst. Am Abend schrieb er dann in seine Hirzenhainer Pfarrchronik ein, daß er heute zu Ortenberg „für das Vaterland“ gefochten habe. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Joseph Schwank †. Am 15. April starb zu Frankfurt a. M. der frühere Garnisonsauditeur Joseph Schwank, einer der Mitbegründer und treuesten Mitarbeiter des „Hessenland“. Am 18. Januar 1820 zu Fulda als Sohn des kurfürstlichen Rentmeisters J. Schwank geboren, widmete er sich, nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, 1840 dem Studium der Jurisprudenz auf der Universität Marburg. Ein flotter Corpsstudent hat der Verewigte das studentische Leben seiner Zeit in seinen im „Hessenland“ erschienenen „Marburger Erinnerungen“ (Jahrgänge 1889, S. 174 u. 321 ff., 1894, S. 215 ff.) mit lebhaften Farben geschildert. Im November 1846 bestand er das Staatsexamen und wurde auch von dem gestrengen Justizminister Bickell zum juristischen Vorbereitungsdienst in Kurhessen zugelassen. 1851 wurde Schwank Rechtspraktikant bei dem Justizamt Oldendorf*), Verwaltungsamt Rinteln, wo er als Vertreter der Staatsbehörde fungierte, und sodann 1854 Garnisonsauditeur in Hanau. 1865 erfolgte seine Versetzung als Aktuar nach Naumburg, wo er 1868 Sekretär wurde, welche Stellung er auch von 1871 bis zu seiner Ende der 70er Jahre nach Reorganisation

*) Bei dem Heranziehen der Staatshandbücher bez. der von dem Verewigten innegehabten Stellungen ergab sich die auffallende Erscheinung, daß von 1851 bis einschl. 1862 bei Schwank die Vornamen Adam Joseph zu lesen sind, 1863 und 1864 aber Anton Joseph, später regelmäßig nur Joseph. 1877 wird sodann der einfache Schwank plötzlich mit einem ck versehen und kommt als „Schwanck“ auch noch in den folgenden Jahren vor.

des Gerichtswesens stattgefundenen Pensionierung bei dem Amtsgericht I in Kassel bekleidete. Auch er zählte zu den schon mehrfach erwähnten „akademisch gebildeten hessischen Aktuaren, die nach der Einverleibung in die große Klasse der Subalternbeamten zurückversetzt wurden“, ein schwerer Schlag für die alten Musensöhne. In den Ruhestand getreten, behielt er zuerst seinen Wohnsitz in Kassel bei, vertauschte denselben aber später mit Frankfurt a. M., der Heimat seiner Gattin, wo er hochbetagt entschlafen ist. Joseph Schwank hat seinem Namen ein bleibendes Gedächtnis hauptsächlich durch die Schenkung seiner wertvollen Büchersammlung an die Landesbibliothek seiner Vaterstadt Fulda gesichert. (Siehe hierüber „Hessenland“ 1890, S. 143 u. 1891, S. 162.) Allen hessischen Geschichtsfreunden aber ist er lieb und wert geworden durch die unerschütterliche Anhänglichkeit an seine engere Heimat, welcher er stets durch Wort und Schrift Ausdruck verlieh, wie er sie auch in unserer Zeitschrift von Anbeginn derselben treulich bekundet hat. Neben vielen größeren Aufsätzen verdanken wir ihm eine Menge kleinerer Beiträge zu der Rubrik „Aus alter und neuer Zeit“, da ihm seine umfassende Geschichtskenntnis stets Veranlassung zu interessanten Mitteilungen gab. Mit dem ersten Herausgeber des „Hessenland“, dem ihm schon 1894 im Tode vorausgegangenen Ferdinand Zwenger, war er eng befreundet und hat seinem Fuldaer Landsmann bis zu dessen Heimgang getreulich mit Rat und That beigestanden, denn die Pflege uneigennützigster Freundschaft war eine seiner wesentlichen Charaktereigenschaften.

Außer den bereits erwähnten „Marburger Erinnerungen“ und zahlreichen kleineren geschichtlichen Artikeln sind im „Hessenland“ von Joseph Schwank die nachfolgenden Aufsätze und historischen Rückblicke erschienen:

- Hessische Ehrentafel. Chronologische Zusammenstellung der Schlachten, Gefechte ꝛc., an welchen die Hessen seit dem 30jährigen Kriege teilgenommen haben. Jahrgang 1887 und 1888.
- Hessische Offiziere. Ein Beitrag zur hessischen Militärgeschichte. Jahrgang 1888 und 1889.
- Ein Beitrag zur Erziehung und Bildung hessischer Prinzen. Jahrgang 1889, S. 48.
- Hessische Offiziere im Dienste des schwarzen Königs Heinrich I. von Haïti. Jahrgang 1889, S. 361 f.
- Eine Jugenderinnerung. Jahrg. 1894, S. 186 f.
- Das Fuldaer Liebhabertheater. Jahrgang 1895, S. 7 f.
- Alte Häuser in Fulda. Jahrgang 1895, S. 132 f., 159 f.
- Die Kirchweihe in Kleinsassen. Jahrgang 1896 S. 9 f.

Hessischer Geschichtsverein. Der letzte wissenschaftliche Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel für das abgelaufene Winterhalbjahr fand am 21. April im Café Merkur statt. Der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, teilte den Versammelten mit, daß im Mai gelegentlich eines Ausflugs ein Zusammentreffen des hessischen mit dem waldecker Geschichtsverein beabsichtigt sei. Die darauf folgenden Vorträge wurden von den Herren Dr. Schwarzkopf, Kanzleirat Neuber, Major von Löwenstein, Direktor Henkel und General Eisentraut gehalten. Herr Dr. Schwarzkopf bot wiederum ein Bild aus der westfälischen Zeit und zwar ein sehr trauriges, da er die kläglichen Trümmer der großen Armee behandelte, von welchen ein kleiner Teil hier am Fackelteich vor dem Leipziger Thor unter den Rasen gebettet wurde. Eine Anzahl der unglücklichen aus Rußland heimkehrenden Krieger hatte sich, in Kassel angekommen, nicht weiter zu schleppen vermocht. Die meisten Offiziere wurden in dem am Meßplatz gelegenen französischen Hospital untergebracht, aber die Tag für Tag in ganzen Wagenladungen anlangenden übrigen Soldaten kamen in das Landkrankenhaus. Viele der dort verstorbenen wurde an dem benachbarten Fackelteich bestattet, wo die Überreste vor einigen Jahren ausgegraben worden sind. Da der damals an der Unterneustädter Kirche amtierende Pfarrer Münscher ein genaues Verzeichnis über die beerdigten Soldaten geführt hat, so konnten sogar die Namen mitgeteilt werden, sowie Nationalität, Alter und Angehörigkeit der Truppe. — Ebenfalls über französische Gäste sprach darauf Herr Kanzleirat Neuber, aber nicht über solche, die von Osten, sondern die aus ihrer Heimat zu uns kamen und denen es hier ungleich besser ergangen ist, wie jenen. Die Einwanderung der Hugenotten und ihre Aufnahme unter Landgraf Karl ist bekannt, weniger weiß man im allgemeinen über die Anlegung neuer Kolonien unter Landgraf Friedrich II., die infolge Übervölkerung der ersten Ansiedelungen sich als notwendig erwiesen. Es sind dies Friedrichsdorf, Friedrichsfeld, Friedrichsthal, Friedrichsstein, Friedrichsaue, Friedrichsbrück, Friedrichshof, Friedrichsburg, Friedrichshöhe, Friedrichswald und die nach des Landgrafen Gemahlin genannten weiteren Kolonien: Philippinenhof, Philippinenburg, Philippinendorf und Philippinenthal. Dieselben waren für je zehn Familien angelegt, wurden als Stadtdörfer betrachtet, brauchten keine Herrendienste zu thun und waren von allen Abgaben frei. — Herr Major von Löwenstein machte Mitteilungen über Dr. Johannes von Horn, der ein Buch über die an Kurfürst Wilhelm II. gerichteten Drohbriefe

geschrieben hat, und Herr Direktor Henkel gab Erörterungen über die Familie von Oeynhausen und sodann über die Familie von Donop. — Herr General Eisentraut hielt ferner einen Vortrag, in welchem das Elend geschildert wurde, welches der siebenjährige Krieg über Oberhessen gebracht hatte und zwar nicht einmal von Seiten der Feinde, sondern durch die befreundeten englischen Truppen, welche, nach einem eingehenden Bericht des Amtsschultheißen Riemenschneider in Rauschenberg, in der empörendsten Weise hausten. Erst der Hubertusburger Friede machte diesen Drangsalen ein Ende. — So schlossen die so beliebten Unterhaltungsabende des Geschichtsvereins mit sehr interessanten Ausführungen, die auf das anregendste wirkten.

Universitätsnachrichten. Der Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek zu Berlin Dr. Alfred Schulze ist in gleicher Eigenschaft unter Beilegung des Titels „Ober-Bibliothekar" an die Universitäts-Bibliothek in Marburg versetzt worden. — Der Universitäts-Professor Dr. von Drach in Marburg ist zum Bezirks-Konservator des Regierungsbezirks Kassel bestellt worden.

Fuldaer Erinnerung. „Prinz Friedrich Wilhelm von Ardeck, welcher am 1. April d. J. in Warmbrunn aus dem Leben schied," schreibt ein geschätzter Mitarbeiter des „Hessenland", „ist nicht zu Offenbach, sondern in Fulda geboren. Den Eltern, dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld und der Prinzessin Marie von Hanau, war nach ihrer Vermählung vom Kurfürsten der südliche Vorderflügel des Fuldaer Schlosses zur Wohnung überwiesen worden. Der kleine Prinz hatte eine Frau aus Großenlüder als Amme bekommen, welche ihn sehr stolz herumtrug. In einer Gesellschaft von „Kolleginnen" und Kindermädchen, die im Schloßgarten bei schönem Wetter mit ihren Pflegebefohlenen Staat machten, that nun die Prinzenamme, als eine jede das schönste Kind haben wollte, den gelungenen Dialektausspruch: „Onser Kuiz is doch von all' de Kiz der schönst Kuiz." Kauz = Kuiz (plur. Kiz) bezeichnet im Fuldaer Dialekt jedwede männliche Persönlichkeit, alt und jung."

Beitrag zur hessischen Familiengeschichte. Die seltene Feier des 90. Geburtstages begeht am 13. Mai zu Berlin eine alte Hessin, die verwitwete Frau Kanzleirat Wilhelmine Wagner, geb. Colin. Sie wurde 1812 zu Hanau als älteste Tochter des Bijouterie-Fabrikanten Charles Colin und seiner Ehefrau Therese, geb. Rémond, zur selben Stunde geboren, als Napoleon I., von Paris kommend, auf dem Marktplatz zu Hanau verweilte, um sich nach kurzer Rast nach Dresden und von da an die Spitze der Großen Armee zu begeben. 1841 kam Wilhelmine Colin besuchsweise nach Berlin und lernte dort ihren zukünftigen Gatten kennen. Der weiten Entfernung wegen kehrte sie jedoch nicht wieder nach Hanau zurück (die Reise mit Extrapost nahm drei Tage in Anspruch, wogegen es mit der gewöhnlichen Post noch viel länger dauerte), sondern ihr Vater kam zur Hochzeit nach Berlin. Von den vier der Ehe entsprossenen Kindern sind noch zwei am Leben, eine Tochter Elisabeth und ein Sohn Wilhelm, beide in Berlin wohnhaft. Bemerkenswert und für die Verbreitung der Hugenottenfamilien in Hessen charakteristisch ist es, daß zwei Töchter der selbst von väterlicher wie mütterlicher Seite solchen Familien entstammenden Dame wieder mit Nachkommen französischer Einwanderer (dem Major Gissot, dem letzten Kommandanten von Spangenberg, und dem Weinhändler le Goullon in Kassel) verheiratet waren.

Eine Erinnerung an den 18. Oktober 1863. Der in Wahlershausen am 27. März 1902 verstorbene Privatmann Wilhelm Schumann war früher Privatbereiter in Kassel und hat insofern eine Rolle gespielt, als er am 18. Oktober, damals 39—40 Jahre alt, dem herrlichen und großartigen Festzuge, welcher sich vom Rathause durch mehrere Straßen der prachtvoll geschmückten Stadt zum Forste vor dem Leipziger Thor bewegte, um dort mit Fürst und Militär die 50jährige Jubelfeier der Völkerschlacht bei Leipzig zu begehen, als Herold, angethan mit den damaligen Farben Deutschlands: schwarz, rot und gold, und mit dem schwarz-rot-goldenen Banner in der Rechten, voranritt, eine äußerst stattliche und imponierende Erscheinung, welche die lebhafte Bewunderung von jung und alt hervorrief.

Es war dieser 18. Oktober 1863 einer der schönsten Tage in der Geschichte unseres engeren Vaterlandes und höher schlug damals jedem braven Hessen das Herz in der Brust. **C. N.**

Todesfälle. Am 13. April verschied im 82. Lebensjahre Leonhard Schultheis, von 1848 bis 1. Januar 1889 zuerst als Praktikant und später als Sekretär an der Kasseler Landesbibliothek thätig. Er hatte, als Sohn des Regierungsrates, nachherigen Oberappellationsgerichtsrates Schultheis in Fulda geboren, das Pädagogium zu Marburg und das Gymnasium zu Kassel besucht und studierte in Marburg und Göttingen Philologie. Nachdem er 1846 am Gymnasium zu Fulda praktiziert, erhielt er die Stelle an

der Landesbibliothek zu Kassel. Während seiner langen amtlichen Thätigkeit erwies er sich als ein sehr gewissenhafter Beamter und zeigte im Verkehr mit dem Publikum das größte Entgegenkommen. — Ebenfalls am 13. April starb zu Berlin der vortragende Rat im Reichseisenbahnamt, Wirkliche Geheime Ober-Baurat Wilhelm Streckert. Am 22. November 1830 in Kassel geboren trat er 1848 als Baueleve in das technische Bureau der Oberbaukommission der kurfürstlichen Residenzstadt ein, und im Jahre 1866 finden wir ihn immer noch in derselben Stellung, zugleich aber auch als Ingenieur auf dem technischen Zentralbureau der Direktion für den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn. Er hatte während dieser 18 Jahre die Polytechnische Schule und die Universität München besucht und war beim Bau der Eisenbahnen in Kurhessen, Preußen, Rußland und Baiern thätig gewesen, da den Baueleven die Unterbrechung des Vorbereitungsdienstes behufs Beschäftigung für Eisenbahnbauten 2c. auf unbestimmte Zeit gestattet war. 1869 wurde er, nachdem er in den preußischen Staatsdienst übergetreten, Eisenbahn-Bauinspektor und 1873 Kaiserlicher Regierungsrat und ständiger Hilfsarbeiter beim Reichseisenbahnamt. Seine außerordentlichen Fähigkeiten ließen ihn immer weiter steigen, bis er 1895 zum Wirklichen Geheimen Ober-Baurat mit dem Range eines Rates I. Klasse befördert wurde. Seit 1880 gehörte er der Akademie des Bauwesens als ordentliches Mitglied an, auch war er seit einer langen Reihe von Jahren erster Vorsitzender des Vereins für Eisenbahnkunde. — Einem Schlaganfall erlag am 15. April in Kassel Professor Dr. Oskar Kius, seit 1872 Lehrer am hiesigen Friedrichs-Gymnasium. Zu seinen Schülern zählte als Prinz auch Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. Professor Dr. Kius war 1848 zu Weimar geboren. — Nach kurzer Krankheit verschied am 19. April in Kassel der Kunstmaler Siegmund Gerechter. Derselbe, 1850 in Berlin geboren, wo er sich auf der Königlichen Akademie ausgebildet hatte, kam auf Anregung des Hoftheaterintendanten Freiherrn von Gilsa gegen Ende der siebziger Jahre nach Kassel und zählte daselbst zu den gesuchtesten Portraitisten. — Am 24. April verschied zu Fulda der Geheime Justizrat Edmund Mackeldey im 80. Lebensjahre. Er war der Sohn des Oberappellationsgerichtsrats Friedrich Mackeldey, welcher von 1837 bis 1846 kurhessischer Justizminister war. Edmund Mackeldey wurde, nach beendigtem Studium, 1846 Obergerichtsreferendar in Kassel und bei der Staatsprokuratur beschäftigt. 1855 trat er als Amtsassessor bei dem Justizamt II in Marburg ein und verblieb daselbst bis 1858, wo er Stadtgerichtsassessor beim Stadtgericht in Kassel und sodann 1861 Unterstaatsprokurator bei dem Obergericht daselbst wurde. 1863 erfolgte seine Versetzung als Staatsprokurator an das Obergericht nach Fulda. 1867 zum Staatsanwalt beim Kreisgericht daselbst ernannt, wurde er 1879 Amtsgerichtsrat, in welcher Stellung er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1899 verblieb.

Hessische Bücherschau.

Stromberger, Christian Wilhelm. Biographische Charakterbilder. Frankfurt a. M. (Heider & Zimmer) 1901.

Diese Sammlung kleinerer Schriften ergänzt in mancher Hinsicht das Buch desselben Verfassers über die „Geistliche Dichtung in Hessen“. Für die Beurteilung der „Biographischen Charakterbilder“ im „Hessenland“ können in der Hauptsache natürlich nur die Aufsätze in Betracht kommen, die in irgend einer Hinsicht auf Hessen Bezug haben. Da ist nun die Ausbeute gering. Viel Neues bringt keines der Bilder, wenn auch diejenigen über Erasmus Alberus und O. Glaubrecht in den Kreisen hessischer Litteraturfreunde Interesse erregen mögen. Namentlich der letztere Aufsatz über den bekannten oberhessischen Volksschriftsteller R. Oeser (O. Glaubrecht) dürfte, da aus eigenen Erinnerungen geschrieben, besonders hervorgehoben werden. Eine Biographie und Würdigung der Werke Glaubrechts soll und will der Artikel nicht sein. So bringt er namentlich an biographischem Material schon längst bekanntes. Immerhin sind einige Aussprüche Glaubrechts, die mit hinein verwoben wurden, von Interesse.

Stromberger schrieb seine Charakterbilder vom Standpunkt des streng religiös-kirchlich gesinnten Mannes, und wir können uns aus rein ästhetischen Erwägungen mit manchen seiner Urteile über dichterische Werke nicht einverstanden erklären. Strombergers Bedeutung für die Litteraturgeschichte unseres hessischen Vaterlandes, besonders auf dem Gebiete der geistlichen Dichtung, ist bekannt. Er fügt seinem Bauwerke, das er in vielen Jahren aufgebaut, einen neuen Stein hinzu. Seine Bedeutung wird aber kaum in diesem Buche beruhen; seine „Geistliche Dichtung“, seine Neuausgabe älterer, namentlich geistlicher Dichtungen, so der Landgräfin Anna Sophia von Hessen-Darmstadt, über die der fünfte Aufsatz im vorliegenden Buche handelt, sichern ihm die Beachtung aller derer, die sich eingehender mit der hessischen Litteraturgeschichte befassen.

Alexander Burger.

Gedichte von Gustav Adolf Müller. Kassel (Karl Vietor, Hofbuchhandlung). M. 1.—

Die Sprache ist klangvoll, die Form rein und untadelig, der Reim meist klar und ungesucht, der Gedanke deutlich, und der Gebrauch von Bild und Vergleich bekundet das sinnige Talent. Die Lieder strömen aus einem reichen Schatz seelischer Erfahrungen und Erlebnisse, zeugen zwar nicht von himmelstürmender Glut, sind aber doch voller Farbe und Frische, Blut und Wärme. Hoffentlich findet

der Verfasser in unserer hessischen Heimat soviele Freunde und Leser, daß ihm die Freude an weiterem Schaffen erhalten bleibt. **Valentin Traudt.**

Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders. Von Wilhelm Holzamer. Leipzig (Hermann Seemann Nachfolger).

Der Verfasser, von dem ich im vorigen Jahre schon bei der Besprechung seines Buches „Im Dorf und draußen“ Rühmliches sagen konnte, hat uns in „Peter Nockler“ ein äußerst scharfes Bild aus dem kleinbürgerlichen Leben beschert. Der Schneider ist eine beschauliche, tiefinnerliche Natur, ein stiller Kämpfer und — Sieger. Holzamer hat in ihm ein wahres Kabinettstück psychologischer Beobachtungskunst geliefert und sich wiederum als echter Volkskenner und Volkserzähler erwiesen. Schon bei ihrem ersten Erscheinen in der „Deutschen Romanbibliothek“ hat sich die Geschichte viele Freunde erworben, zu denen nun die Buchausgabe zahlreiche neue gewinnen wird. **Valentin Traudt.**

Trendila. Eine Sage aus dem Sachsengau und Schwarzwald von R. Suchier. Mit Buchschmuck von F. Greiner. Freiburg i. B. (G. Ragoczy [E. Jedele]) 1902.

Die an der Weser und Diemel gelegenen Burgen bieten den Dichtern mannigfachen Stoff, der bislang jedoch nicht genügend benutzt worden ist, da es fast den Anschein hat, als ob Schillers wenig gerechtfertigtes Wort die Weser bei den Poeten in dauernden Mißkredit gebracht habe. R. Suchier hat es nun in dem vorliegenden Gedicht unternommen, eine der Hauptsagen des Wesergebietes poetisch zu gestalten, ist aber insofern ebenfalls dem Zug der Zeit gefolgt, als er den Sachsengau mit dem Schwarzwald in Verbindung bringt, der bei dem Publikum in Bezug auf Romantik allerdings in besserem Ansehen steht. So ist das Interesse, das die Dichtung erweckt, kein einseitiges, denn dem nördlichen wie dem südlichen Deutschland wird sie willkommen sein. Da die wilde, schreckenverbreitende Trendila und ihr Untergang in den „Wolkenbrüchen“ bei Trendelburg im Mittelpunkt der Handlung stehen, eignet sich das Buch aber besonders für das Hessenland. Der Leser wird darin ergreifende Schilderungen menschlicher Verhältnisse aus jener längst vergangenen Zeit finden, in welcher die Erdbewohner dem Übermenschentum unbewußt weit näher standen, als die heutige, geschniegelte Welt. Die Natur tritt uns lachend und grollend entgegen, und beides weiß der Dichter mit gut gewählten Farben wiederzugeben. Daß einige nicht einwandfreie Reime mitunterlaufen, soll bei den zwölf Gesängen nicht weiter in Betracht gezogen werden. Der Buchschmuck von F. Greiner, sowie die sonstige Ausstattung, geben dem Gedicht ein gefälliges Äußere. **B.**

„Das Vater Unser“ für eine hohe oder tiefe Singstimme mit Klavier-, Harmonium- oder Orgelbegleitung von Joh. Lewalter. Berlin (Ries & Erler).

Dieses wahrhaft tief empfundene und zu Herzen sprechende Werk des auf dem Gebiete der vokalen Musik verdienstvollen Komponisten sei allen den Sängern und Sängerinnen warm empfohlen, welche ihre Kunst auch in den Dienst des öffentlichen Kirchensologesanges gestellt haben. Es erblüht ihnen im Vortrage dieses Opus eine Aufgabe, in deren Ausführung sie sich die größte Sympathie ihrer Zuhörer sichern können. **R.**

Personalien.

Verliehen: dem Geheimen Regierungsrat a. D. Callenberg und dem Steuerrat a. D. Gehrmann zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Oberlehrer a. D. Professor Dr. Hornstein zu Kassel, dem Bergrat a. D. Franke zu Obernkirchen und den emer. Pfarrern Dithmar zu Altenburschla und Achilles zu Marburg der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Regierungssekretär a. D. Kirchner in Kassel der Königliche Kronenorden 4. Kl.

Ernannt: Regierungsassessor Dr. jur. von Mettenheimer in Rotenburg zum Landrat des Kreises Rotenburg; Amtsrichter Hasse zu Fulda zum Landrichter in Kassel; Forstassessor Kühn zu Vöhl zum Königl. Oberförster; Gerichtsassessor Bock zum Amtsrichter in Eiterfeld; die Pfarrer Martin in Sontra und Schmitt in Spangenberg zu Metropolitanen; Pfarrer Lic. theol. Schüler aus Marburg zum Gouvernements-Pfarrer beim Kaiserlichen Gouvernement von Kiautschou; Berginspektor Schultze zu Obernkirchen zum Bergwerksdirektor bei dem Gesamtbergamt daselbst; Referendar Apel zum Gerichtsassessor; die Rechtskandidaten Lampersbach und Ludwig zu Referendaren; Zollpraktikant Lutze zu Wiesbaden zum Hauptzollamtsassistenten in Emmerich a. Rh.

Versetzt: Forstmeister Hilsenberg in Doberschütz auf die Oberförsterstelle Schmalkalden; Salinendirektor Walther in Sooden a. d. W. nach Lüneburg; Bergwerksdirektor Zirkler zu Habichtswald nach Sooden a. d. W.

Geboren: ein Sohn: Königl. Landmesser Theodor Rabeneick und Frau Gertrud, geb. Wollenhaupt (Melsungen, 22. April); eine Tochter: Pastor Rothfuchs und Frau Johanna, geb. Marburg (Rodenberg, 20. April).

Gestorben: Vortragender Rat im Reichseisenbahnamt Wirklicher Geheimer Oberbaurat Streckert, 71 Jahre alt (Berlin, 13. April); Landesbibliothekssekretär a. D. Leonhard Schultheis, 81 Jahre alt (Kassel, 13. April); Versicherungsinspektor a. D. Eduard Petersen, 72 Jahre alt (Kassel, 14. April); Frau Lina Artmann, geb. Früh, 51 Jahre alt (Kassel, 14. April); verw. Frau Katharine Haupt, geb. Plitt, 78 Jahre alt (Kassel, 14. April); verw. Frau Erste Staatsanwalt Amalie Wilhelmi, geb. Scholl, 74 Jahre alt (Kassel, 14. April); Oberlehrer Professor Dr. Oskar Kius, 53 Jahre alt (Kassel, 14. April); ehemaliger Kurfürstlicher Auditeur Sekretär a. D. Joseph Schwank, 82 Jahre alt (Frankfurt a. M., 15. April); Frau Marie Liebehenz, geb. Hupfeld, 60 Jahre alt (Hanau, 15. April); Königlicher Förster L. Spies, 67 Jahre alt (Forsthaus Hemelberg bei Veckerhagen, 16. April); Frau Amtsanwalt Julie Spohr, geb. Dölle, 57 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 18. April); Kunstmaler Siegmund Gerechter, 51 Jahre alt (Kassel, 19. April); Privatmann Theodor Hild, 72 Jahre alt (Kassel, 20. April); Lehrer a. D. Heinrich Schefer, 81 Jahre alt (Kassel, 20. April); Frau Johanna Jung, geb. Jacobi, 70 Jahre alt (Kassel, 21. April); Frl. Sophie Neuber, Tochter des Medizinalrats, 74 Jahre alt (Kassel, 21. April); Königl. Landrentmeister a. D. Rechnungsrat Karl Brehm, 72 Jahre alt (Kassel, 23. April); Frau Georgine Stück, geb. Specht, 46 Jahre alt (Kassel, 23. April); Sprachlehrer Heinrich Eisenträger (Kassel, 24. April); Geheimer Justizrat Edmund Mackeldey, 79 Jahre alt (Fulda, 24. April); Kaufmann Friedrich Wilhelm Köster (Kassel, 26. April); Bürgermeister Karl Heinrich Herbener, 38 Jahre alt (Marbach, 26. April); Königl. Eisenbahnsekretär a. D. Karl Poppe, 74 Jahre alt (Kassel, 27. April); Kaufmann Julius Gundelach, 60 Jahre alt (Kassel, 28. April).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1902.

Rückkehr.

I.

Lehr' mich so einfach sein wie Du,
Lehr' mich so selbstvergessen sein!
So schlicht in dem, was wahr und recht,
In meiner Lieb' so stark und rein!
Ich wandre durch den lauten Markt
Des Lebens meiner Jugend zu.
Zu Deinen Füßen sitz' ich still,
Von Dir beschirmt in sel'ger Ruh.
In Dein gefurchtes Angesicht
Und in Dein Auge scharf und klar
Schau' ich empor, wie damals, da
Ich unbewußt Dein Kind nur war.
Da lernt' ich nicht genug von Dir.
Nun kehr' ich wieder, schamvoll fast,
Und werde nach so langer Zeit
All Deiner reichen Güte Gast
Und beuge unter Deine Hand
Mein müdes Haupt und fleh' Dich an:
Mach' mich so einfach, wie Du warst,
Der heilig seine Pflicht gethan.

II.

Schwer fiel auf Dich die Hand des Schicksals nieder,
So schwer, so hart, daß Deine Kraft erlahmte
Und daß Dein stolzer Schritt nicht überbrückte
Den Wust, den rings um Dich das Leben kramte.
So wardst Du still. Dich trug nicht hoch zum Himmel
Ein stolzer Flug, ein heißer Traum des Glückes —
Mit kleinem Maß teilt' Dir die karge Gabe
Die geiz'ge Laune ärmlichen Geschickes.
Doch warst Du groß. Aus Deiner Kleinheit hat
Ein starker Wille Dich zum Ziel getragen!
Und ewig bleibst Du für Dein suchend Kind
Ein leuchtend Beispiel in des Lebens Tagen.

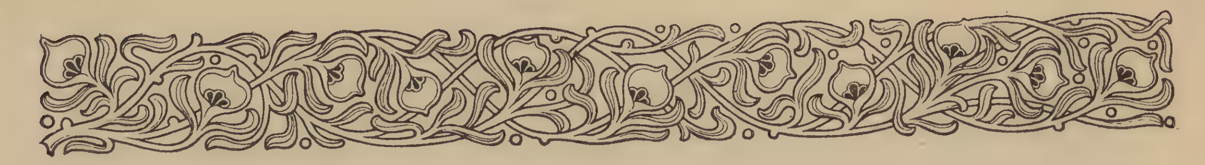
Regensburg. **Therese Keiter-Kellner (M. Herbert).**

Klage der Verlorenen.

Wer rettet? Wer rät?
Zu spät! — Zu spät!
Wir haben verloren
Den Weg zu den Thoren
Ins ewige Licht.
Auch finden wir nicht
Die Straße zurück
Zum leuchtenden Glück,
Zum Glück neu-lachenden Lebens.
Vergebens
Schien uns das Licht.
Am Willen zerbricht
Der Gottheit gütigste Gabe:
Und wir wollten nicht!

Nun zieh'n wir zum gähnenden Grabe,
Zu Gräbern ohn' Ruh' . . .
Hülle uns zu,
Mantel der Nacht,
Schirmende Macht
Aller von Schmerzen
Zerrissenen Herzen . . .
Doch bricht ein Schein
Allmächt'ger Erlösung
In Höllen hinein —
Dann gib Genesung
Der Sehnsucht der Sünder,
Dem Heimweh der Späten,
Die darum, Herr, beten:
Daß all' Deine Kinder,
In Reue gereinigt,
Ein Himmel vereinigt.

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**



Hessen-Darmstadts Abfall von Napoleon I.

Von Dr. phil. Bergér in Gießen.

Notwendigkeit des Anschlusses an Napoleon.

Zur Abwehr der ihnen von dem neuen französischen Imperator, der bereits im Jahre 1803 Hannover besetzt hatte, drohenden Gefahr schlossen im Jahre 1805 England, Rußland, Österreich und Schweden die dritte Koalition. Baiern, Württemberg und Baden, die bei Eröffnung des französischen Feldzugs gegen Österreich in der Operationslinie des französischen Machthabers lagen, sahen sich genötigt, 1805 in ein Bundesverhältnis zu diesem zu treten. Ein gleiches Ansinnen an den Landgrafen Ludwig X. von Hessen wurde von diesem mit der Begründung abgelehnt, „daß seine Pflicht ihn an das teutsche Reich und sein Oberhaupt binde". Napoleon schien diese Rücksicht zu achten. Die aus Hannover in Oberhessen einrückenden französischen Truppen fanden beim Durchmarsche rücksichtsvolle Aufnahme. Es war dies die Nachwirkung der humanen Behandlung, die Stadt und Universität Gießen im Revolutionskriege 1799 seitens des französischen Generals Bernadotte, der auch jetzt wieder das durchziehende Armeekorps kommandierte, erfahren hatte. Die Universität Gießen, die der französische Befehlshaber in seinen besonderen Schutz genommen und mit kostbaren litterarischen Werken beschenkt hatte, gab ihrem Gönner Beweise des Dankes und der Verehrung und ernannte ihn später zum Ehrendoktor.

Beim Heranmarsche der gesamten französischen Macht unter ihrem Kaiser wurde die Aufforderung an Hessen zum Beitritt mit der Erklärung wiederholt, daß bei fernerer Weigerung ein Okkupationsheer von 10 000 Mann ins Land gelegt würde. Zur Vermeidung von Konflikten verließ Landgraf Ludwig Darmstadt, begab sich nach Gießen, nachdem er am 2. Oktober seinen Generaladjutanten von Morenville zum Kaiser nach Ettlingen entsandt und die Unmöglichkeit seines Beitritts wegen der Rücksicht auf Preußen hatte erklären lassen. Die Stellung von 3000 Mann zu Napoleons Heer lehnte der Gesandte ab und bat um Verschonung des Landes von Requisitionen. Über den Erfolg dieser Verhandlungen läßt der Landgraf aus Gießen, den 11. Oktober 1805 [1]) an seinen Geschäftsträger in Paris durch folgendes Schreiben berichten: „Der Major von Morenville ist am 3. d. M. von seiner Sendung zurückgekehrt. Er hatte den Kaiser Napoleon zu Ettlingen im Badenschen erreicht. Se. Majestät würdigten ihn einer sehr ausführlichen Unterredung, worin Sie zu beweisen suchten, daß es das wahre Interesse des Herrn Landgrafen erheische, sich eng mit Frankreich zu verbinden, und die Verhältnisse wieder herzustellen, worin sich das Haus Hessen-Darmstadt ehemals gegen die Könige der dritten Dynastie befunden habe. Für jetzt begehrte der Kaiser wiederholt und dringend die Stellung eines Korps von 3000 Mann . . . . Verweigere man ihm die 3000 Mann, so werde er zwar deswegen das Land nicht feindlich behandeln, aber dann wissen, was er zu thun, und woran er sich zu halten habe. Er werde sich alsdann, statt

Benutzte Quellen:

A. **Akten** des Großherzoglich Hessischen Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt:

1. Ministerial-Akten. Neutralität 1805. Verhandlungen und Ereignisse 1806. Rheinbund A. D. Convolut I.
2. Ministerial-Akten. Kriegserklärung und Friedensschlüsse 1812—1814. Rheinbund A. D. Convolut 5.
3. Ober-Kriegs-Collegial-Akten, die Reorganisation des Großherzoglichen Truppen-Corps betreffend vom 13. November 1813 bis August 1814, Nr. 1a bis 1c.

B. **Druckschriften:**

4. Steiner, Ludwig I., Großherzog von Hessen und bei Rhein, nach seinem Leben und Wirken. Offenbach 1842.
5. Arthur Kleinschmidt, Bayern und Hessen 1799—1816. Berlin (Verlag von J. Räde) 1900.
6. De Martens, G. Fréder., Nouveau recueil de traités d'alliance, de paix, de trève, de neutralité, de commerce etc. des puissances et états de l'Europe. Tome IV. 1808—1819, à Gottingue 1820. [Darmstädter Hofbibliothek.]
7. Großherzoglich Hessische Zeitung auf das Jahr 1813.

[1]) Darmstädter Archiv: Ministerial-Akten. Neutralität 1805. Verhandlungen und Ereignisse 1806. Rheinbund A. D. Convolut I.

des Landgrafen, mit einem anderen deutschen Fürsten verbinden und diesem die Vorteile zuwenden, die jenem zugedacht gewesen . . . . Die schriftliche Antwort des Kaisers auf das von pp. Morenville überbrachte Schreiben Serenissimi bestätigt den Inhalt der obigen Unterredung. Unmittelbar nachdem wurde auch von Herrn von Talleyrand eine ausdrückliche Depesche an Herrn Helfinger erlassen, welche letzterer persönlich hier nach Gießen überbrachte, und das darin erneuerte Verlangen durch mündliche Vorstellung auszuwirken bemüht war. So sehr indessen Se. Landgräfl. Durchlaucht durch die französischen Anträge Sich geschmeichelt fühlen, und so sehr Sie, nach Ihren dem Kaiser Napoleon gewidmeten Gesinnungen von Verehrung und Anhängigkeit wünschten, Sich für diese Partie erklären zu können, so wären Sie doch durch das gegen den Berliner Hof übernommene Engagement zu sehr gebunden, als daß Sie Sich nicht für verpflichtet hätten halten sollen, bei diesen neueren Umständen und wiederholtem französischen Ansinnen, ehe Sie darauf eine definitive Antwort erteilten, Sich abermals den bestimmten Rat des Königs von Preußen zu erbitten. Serenissimus haben demnach beschlossen, HöchstIhren General-Adjutanten von Oyen, mit einem Höchsten Handschreiben an Se. Majestät abzuordnen . . . . . ."

Nach der Schlacht bei Austerlitz und dem Preßburger Frieden war der Fortbestand des deutschen Reiches nur noch eine Frage der Zeit. Mit der geplanten Errichtung eines Königreichs Westfalen zum Schutze Hollands und der Abrundung dieses *neuen* Staates nach Süden war der Fortbestand der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt bedroht. Um seinen Staat zu retten, zeigte sich Landgraf Ludwig X. nach den in Gießen begonnenen und in Darmstadt fortgesetzten Verhandlungen im Januar 1806 einem Bündnisse mit Frankreich geneigt. Es geschah dies wohl auch unter dem Eindrucke der Nachricht, daß bei dem Gouverneur zu Darmstadt, dem General de Werneo, ein Schreiben des Oberkommandanten der französischen Armee, des Marschalls Augereau, unter dem 5. Januar 1806 aus dem Hauptquartier zu Heidelberg eingelaufen sei, aus dem hervorging, daß das französische Korps Augereaus sich gegen die hessischen Staaten wenden würde, die Einwohner möchten sich einrichten, die französischen Truppen zu empfangen; man zweifle nicht an einer freundschaftlichen Aufnahme.[2]) Einige Tage nachher schlug Augereau sein Hauptquartier in Darmstadt auf. Die Verhandlungen über den Anschluß Hessen-Darmstadts an Frankreich zogen sich noch einige Monate hin, bis der Landgraf schließlich durch ein vom 16. Juni 1806 aus Gießen datiertes eigenhändiges Schreiben[3]) seinen Generaladjutanten Morenville autorisierte, den Beitritt zu Frankreichs Sache bestimmt zu erklären: „Da die gegenwärtigen Umstände Uns bestimmt haben, Herrn von Moranville[4]), unsern Generaladjutanten, an den kaiserlich französischen Hof zu schicken, so ermächtigen Wir ihn durch dieses Schreiben, jedem Bundesvertrage mit dem Kaiser der Franzosen beizutreten, alle unsere Truppen gegen Frankreichs Feinde anzubieten und allen Einrichtungen zuzustimmen, welche Seiner kaiserlichen Majestät angenehm sind."

Zwischen den Vertretern der Regenten von Baiern, Württemberg, Baden, Berg und Cleve, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Ysenburg-Birstein, Aremberg, Lichtenstein, Leyen wurde unter dem Vorsitze des französischen Ministers Talleyrand[5]) in vierzig Artikeln die Rheinische Bundesakte beraten. Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte als Vertreter den Baron von Pappenheim entsendet. Die vorerwähnten Staaten schließen nach Artikel 1 einen Bund unter dem Namen: États confédérés du Rhin.[6]) Jeder Fürst verzichtet auf die Titel, welche auf das deutsche Kaiserreich Bezug nehmen, und wird am 1. August die Trennung vom Reich dem nächsten Reichstag anzeigen (3). Napoleon erklärte sich *zum Protektor des Bundes (12) und* verlieh seinen Bundesgenossen Rangerhöhungen und Gebietserweiterungen. Nach der Unterzeichnung dieser Akte vom 12. Juli 1806 nahm Landgraf Ludwig X. den Titel eines Großherzogs an. Während seiner Zugehörigkeit zum Rheinbunde nahm Hessen-Darmstadt an den Feldzügen 1806 und 1807 gegen Preußen, Rußland und Schweden, 1809 gegen Österreich, 1808—1812 gegen Spanien und England, 1811, 1812 und 1813 gegen Rußland und Preußen teil.

Lossagung von Napoleon.

Nach den für Napoleon unglücklich verlaufenen Schlachten von Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz war der Glaube an seine

[2]) Darmstädter Archiv: Ministerial-Akten. Neutralität 1805 rc. Rheinbund A. D. Convolut I.

[3]) Ebenda. Wir geben hier eine Übersetzung des französischen Briefes.

[4]) Es findet sich die Schreibweise Morenville und Moranville.

[5]) Spätere Schreibweise: Tayllerand.

[6]) Darmstädter Akten: Ministerial-Akten rc. Rheinbund A. D. Convolut I.

Unbesiegbarkeit erschüttert worden, und sein Glücksstern schien zu erbleichen. Aber nur schwer konnte unter seinen Bundesgenossen in Deutschland eine Stimmung aufkommen, die zum Abfall neigte. Baiern suchte sich am ersten von dem Korsen zu emanzipieren. Durch den Vertrag von Ried am 8. Oktober 1813, der zwischen dem Prinzen Heinrich XV. von Reuß und dem Grafen Wrede geschlossen wurde, hatte es seinen Anschluß an die Verbündeten zugesagt. Die Mitteilung hiervon ging bald darauf an die einzelnen bairischen Gesandten, so auch an Herrn von Sulzer in Darmstadt. Der König Max Joseph betont in dem Schreiben an seine Gesandten: „In einer so kritischen und fast verzweifelten Lage ist Mir kein anderer Ausweg geblieben als der lebhaften, wiederholten und dringenden Bitten der verbündeten Höfe nachzugeben und mit ihnen einen Bündnisvertrag unter günstigen Bedingungen abzuschließen.“ [7]) Unter dem Eindrucke der Nachricht von Baierns Abtrünnigkeit schreibt der Darmstädter Gesandte aus Paris unter dem 16. Oktober 1813 [8]) an seinen Hof: „Nach Abgang meines gestrigen unterthänigsten Berichts, erfuhr ich, daß der Baierische Minister von Cetto Nachts einen Courier erhalten und darauf gestern Vormittag seine Päffe verlangt habe. Aus Delikatesse bin ich nicht zu ihm gegangen; unterdessen bestätigt sich diese Nachricht von so vielen Seiten her, daß mir über die Richtigkeit derselben kein Zweifel mehr übrig bleiben kann ... Man sagt, die nächste Veranlassung zu dieser Abberufung seye, daß der König von Baiern Se. Majestät den Kaiser Napoleon um die Einwilligung in ein Neutralitäts-System gebeten, diese ihm aber verweigert worden mit der Auflage, sich bestimmt für oder gegen zu erklären. Inwiefern diese Sache gegründet, wird man in Darmstadt früher wissen als hier.“

[7]) Veröffentlicht bei Arthur Kleinschmidt.

[8]) Darmstädter Archiv: Ministerial-Akten. Kriegserklärung und Friedensschlüsse 1812—1814. Rheinbund A. D. Convolut 5.

In der Gesandtschaftsdepesche [9]) vom 18. Oktober heißt es: „.... Die Entblößung eines beträchtlichen Teils der Grenze, wodurch die baierischen Truppen konnten im Rücken angegriffen werden, die Drohung der alliierten Höfe, und die offizielle Zusicherung, daß der König an seiner Staatsgröße nichts verlieren solle, scheinen neben Ursachen geringer Art, die Haupt-Triebfeder der Abtrünnigkeit gewesen zu seyn ....“

Die Mitteilung an die einzelnen Höfe, daß nach der abgeschlossenen Konvention Baiern 30000 Mann stellen würde, zu denen 15000 Österreicher stoßen würden, machte bei den Rheinbundfürsten tiefen Eindruck. In Darmstadt suchte man zunächst eine abwartende Haltung zu beobachten. Der bairische Gesandte v. Sulzer wandte sich in einem Schreiben [10]) vom 23. Oktober an den hessischen Minister von Lichtenberg mit dem Ersuchen um eine Erklärung seitens seines Landesherrn, auf welche Seite er sich in Zukunft stellen würde, da sonst die Beziehungen der beiden Höfe abgebrochen werden müßten. Nach Angabe der Gründe, die Baiern veranlaßt hätten, auf die Seite der Verbündeten zu treten, fährt das Sulzersche Schreiben fort: So wenig der König von Baiern sich mit dem Gedanken vertraut machen könnte, mit einem seit langer Zeit befreundeten und verwandten Souverän in Kriegszustand zu treten, ebenso wenig möchte er einseitig über die Fortdauer oder Aufhebung der gesellschaftlichen Verhältnisse beider Höfe beschließen. Der König stellte es daher dem Großherzoge anheim, ob der bairische Gesandte seine Päffe verlangen und seine Sendung als beendigt betrachten, ob er nur Urlaub nehmen oder endlich seine gesandtschaftliche Stellung ruhig beibehalten sollte. Davon hing dann auch Abreise oder Verbleiben des hessischen Gesandten am bairischen Hofe ab. Sulzer bat dann den hessischen Geheimen Staatsreferendar von Lichtenberg um baldige Entscheidung.

[9]) Darmstädter Archiv: Ministerial-Akten &c. Rheinbund A. D. Convolut 5.

[10]) Ebenda.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kasseler Felsenkeller vor dem Frankfurter Thore.

Von C. Neuber.

(Schluß.)

Inzwischen hatte auch der Bierbrauer Johs. Peilert, welcher damals gleichfalls (22. Febr. 1825) dort Grundeigentum erworben von Pierre Charvin (dermalen zu Paris) für 1000 Thaler, einen Felsenkeller angelegt (Genehmigung dazu erhellt nicht aus den Akten) und mußte nur später das Eingangsthor nach der Straße vor dem Frankfurter Thore hin ändern, wie es noch jetzt ist.

Dann bat Vitus Krause um Anlegung eines Felsenkellers hinter dem Menagerie-Gebäude in der

Aue (später Hofbleiche), worauf aus dem Kabinet zu Wilhelmshöhe erging:

Resol. 11. August 1826: Ein für allemal abgeschlagen, wonach die Residenz-Polizeidirektion den Nachsuchenden zu bedeuten hat.

K. Ostheim hatte mehr Glück und legte sogar einen zweiten Felsenkeller an. Auf den ihm dabei seitens der Polizei gemachten Vorhalt (31. Oktober 1826), daß er nicht die vorgeschriebene Bedingung erfülle, eine Wirtschaft für Gäste der höheren Klassen anzulegen, da, solange er die gemeinen Tanzpartieen halte, kein angesehener Bürger oder Angestellter das Lokal besuche, äußerte er sich schriftlich dahin, daß er seine Gäste habe und nur Sonntags gemischtes Publikum (6. November 1826). Damit scheint die Sache erledigt.

Auf Gesuch des Bierbrauers Klippel um Anlage eines Felsenkellers (14. Oktober 1826) und befürwortenden alleruntertänigsten Bericht des Polizeidirektors mit dem Schlußsatze: „Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht" (16. November 1826) erfolgte allergnädigste Genehmigung (26. November 1826).

Die Polizeiakten enthalten nun eine Reihe von Verhandlungen über Anlage von Felsenkellern seitens verschiedener Bierbrauer. Dieselben beginnen in der Regel mit einem Gesuche an Seine Königliche Hoheit den Kurfürsten, welches bei der Kurfürstlichen Residenzpolizeidirektion eingereicht und von dieser — und was rühmend hervorzuheben ist, fast stets befürwortend — weiter gegeben wurde. In den meisten Fällen ging die Angelegenheit nunmehr noch an die Oberberg- und Salzwerkdirektion und dann zuweilen auch an die Oberbaudirektion, womöglich an deren beide Abteilungen: des Landbaues und des Wegebaues. An diese drei Behörden gingen die Akten, wenn voraussichtlich umfangreiche Bauten vorgenommen werden sollten, und erst mit der Befürwortung jener kamen sie in die Hände des Landesherrn, doch erteilte dieser selten sogleich die Genehmigung, vielmehr schlug er in den meisten Fällen das Gesuch ab. Stets aber wurden die Akten der Polizeidirektion zurückgesandt, die Bittsteller zu bedeuten. Aus der Menge der solchergestalt gepflogenen Verhandlungeu sind einige besonders hervorzuheben.

Auf ein Gesuch des P. Eissengarthen äußerte sich die Oberberg- und Salzwerkdirektion u. a. dahin (2. Juli 1827), daß zwischen den Felsenkellern der Bierbrauer Peilert und Klippel einerseits und denen der Bierbrauer Ostheim und Eissengarthen anderseits noch mindestens sechs Felsenkeller angelegt werden könnten, wenn dieselben ihre Hauptausdehnung senkrecht nach dem Berge hin erhielten und ihnen der nötige Luftzug verschafft werde, wodurch auch Unglücksfälle durch die bei der Gärung in großer Menge sich entbindenden kohlensauren Gase verhütet würden.

Die weiteren Verhandlungen ziehen sich dann durch andere der übrigen Bierbrauer hin. Schließlich scheint Genehmigung erfolgt zu sein, da die bereits begonnenen Arbeiten ihren Fortgang nahmen. Ostheim beschaffte sich für seine „feinen" Gäste sogar Bier aus Bamberg im Königreiche Baiern, hatte zwar das Mißgeschick, daß Göttinger Musensöhne, welche damals häufig nach Kassel kamen und wahrscheinlich zu viel von dem guten Stoffe zu sich genommen hatten, diesen schlecht machten und insbesondere ihm vorwarfen, daß es berausche, erwirkte sich jedoch günstiges Zeugnis des Stadtphysikus Dr. Mangold (16. Juli 1827), aus dem hervorzuheben: „Allerdings hat jedes gute Bier die Eigenschaft zu berauschen, und es ist dies keineswegs ein Vorwurf. Daß das Bamberger Bier, von dem ich schon öfters getrunken, diese Eigenschaft in besonders hohem Grade habe, ist mir nicht bekannt." —

Sehr interessant sind die Verhandlungen auf das Gesuch des Johs. Heine (vom 29. Mai 1827), mit dessen Kelleranlage sich der Nachbar Eissengarthen einverstanden erklärte. Das darüber eingeforderte Gutachten des Kurfürstlichen Obermedizinalkollegs sprach sich sehr zu gunsten des Bittstellers ungefähr dahin aus:

Das Bier, in kalten Kellern gelagert, gewinne an Güte und Geschmack, müsse aber, da es einige Grade kühler aus dem Felsenkeller sei als aus andern Kellern, mit Vorsicht, vielleicht nach Einnahme konsistenter Nahrung, und nicht im Übermaße genossen werden, und sei dann durchaus nicht schädlich.

Höheren Orts dachte man in verschiedenen Punkten anders und erging auf den alleruntertänigsten Bericht der Residenzpolizeidirektion vom 10. Oktober 1827

Resol. Abgeschlagen, da durch das zu vielseitige Unterminiren der Berg am Ende leiden würde.

2. Man im Irrtum ist zu behaupten, daß das Felsenbier gesund sei, es vielmehr seiner berauschenden Kraft und Kälte wegen für höchst ungesund anerkannt werde.

vt. v. Meysenbug.

Ein neues Gesuch des Heine wurde gleichfalls abschlägig beschieden, ebenso ein Gesuch des Nikolaus Zahn, zu welchem ebenfalls ein günstiges Gutachten der Medizinalbehörde vorlag (vom 6. Oktober 1828):

„Die Erfahrung zweier Sommer, während welcher das hiesige Felsenkellerbier zum Lieblingsgetränk

vieler Menschen geworden ist, gibt keine Data an die Hand, wodurch die Ansicht, welche wir in dem am 10. Mai v. J. allerhöchsten Orts erstatteten Berichte ausgesprochen haben, modifiziert werden könnte, im Gegenteil scheint sie dieselbe zu bestätigen und wir sind daher der Meinung, daß, wenn dieses Getränk auch einzelnen Personen nicht gut bekommen sollte, dies nicht in der Natur des Felsenkellerbieres an sich liegt, sondern in der Individualität der Trinker, denen überhaupt wohl starke Getränke nicht zusagen.

Aus Kurfürstlichem Obermedizinalkollegium.
(gez.) Heraeus.
vt. Schwarzenberg."

Auf ein zweites Gesuch des Zahn erfolgte Beschluß:

Wilhelmshöhe, 17. Sept. 1829.
Bleibt bei der früheren abschläglichen Resolution.
Wilhelm K.*)

Ebenso auf ein erneuertes Gesuch des Heinrich Mayfarth:

Kassel, 19. Februar 1830.
Bleibt bei wiederholter abschläglicher Resolution.
Wilhelm K.

Ein Gesuch des Mayfarth um Ausgrabung eines Kellers lediglich zur Aufbewahrung, nicht zum Verkaufe des Bieres wurde auch erst wiederholt abgeschlagen, dann aber genehmigt. Ebenso wurde das Gesuch von Heine genehmigt, nachdem er inzwischen den Garten, unter welchem er den Keller anzulegen gedachte und der damals von den Erben des Landesbibliotheks- und Museumsdirektors Oberhofrat Ludwig Völckel an den Schreinermeister Christian Eubel durch Kaufvertrag übergegangen war, kurz danach von dem letzteren käuflich erworben hatte.

Die weiteren Verhandlungen wegen Anlage von Felsenkellern im Weinberg und dessen nächster Umgebung, welche sich in das folgende Jahrzehnt hineinzogen, haben abgesehen davon, daß wieder einmal der Hofküfermeister Martin Reymüller als Bittsteller für seinen Bruder, den Bierbrauer Georg Reymüller, auftritt — soviel ersichtlich nur wegen eines Kellers zur Aufbewahrung von Bier — keine allgemeine Bedeutung.

Vom Jahre 1830 an sind nun Jahrzehnte vier und nach dem Abgange von Ostheim durch Verkauf an Gastwirt Höhmann (27. März 1852) drei Keller, von der Frankfurter Landstraße an beginnend: Peilert, Heine resp. Schwaner, Eissengarthen, Hauptanziehungspunkte für die gesamte Kasseler Bevölkerung. Wegen ihrer geschützten Lage, ihrer gesunden Luft und der herrlichen Aussicht, welche man von ihnen genießen konnte, wurden sie von Leuten aus allen Schichten aufgesucht, die Reisehandbücher führten unter den Sehenswürdigkeiten von Kassel die Felsenkeller vor dem Frankfurter Thore auf und veranlaßten viele Fremde, denselben einen Besuch abzustatten. Der Heinesche, später Schwanersche Keller, auch Lippsius genannt nach einem langjährigen Bierschenker (1837—1844), in der Mitte und am höchsten von den drei Kellern gelegen, scheint beim Abgange von Ostheim dessen schweres Bier aus dem Baierlande und die noble Kundschaft abgefangen zu haben. Hier (von dem wohlbekannten Wirte Cimiotti in der Kölnischen Straße abgesehen) trafen sich die Offiziere der Kasseler Garnison und Zivilpersonen der höheren Stände, kurz ausgedrückt die oberen Zehntausend (bezw. Tausend), während die beiden anderen Felsenkeller von der übrigen Bürgerschaft besucht wurden. Jeder der drei Keller war an schönen warmen Sommertagen bei guter Beleuchtung bis zum späten Abend von frohen Menschen gefüllt. Auch fanden hier öfters Versammlungen verschiedener Vereine statt; fröhlich gestimmte Sängerchöre ließen ihre Lieder vom Berge zum Thale erschallen, wohl geschulte oder auch nicht geschulte Musikkapellen ihre Instrumente bis zur nahen Karlsaue erklingen. Alte und auch junge Kasselaner erzählen noch heute mit großer Freude und Begeisterung von den schönen Abenden, welche sie, nachdem sie des Tages Last und Hitze getragen, auf den Weinbergskellern mit der Familie und im Freundeskreise verbracht haben. Sogar die Dichtung hat sich derselben bemächtigt. Unser heimischer Dichter Ernst Koch (Eduard Helmer), welcher in der Nähe bei zwei alten Fräuleins Caufid — jetzt Humboldtstraße Nr. 2 und 4 — wohnte und mit seinem Freunde Erasmus an einem Sonntag-Nachmittag von Wilhelmshöhe kommend die Felsengärten besuchte, schildert in seinem köstlichen Roman „Prinz Rosa-Stramin" (S. 114 der Reclamschen Ausgabe) den schönen Ausblick: „Wir sahen von da, wie von einer Altane herab, in die weite Ebene, in den schönen rosigen Abend" — und die dort angetroffenen feinen Herren und Damen, sowie vier Tiroler Sänger, drei Männer und ein Mädchen, welche, schwarze spitze Filzhüte tragend mit breiten Rändern und Blumen darauf, ihre Alpenlieder ertönen ließen.

Die vielen Bewohnern Kassels gewiß noch bekannte Zauberposse „Herkules oder Ambos und Aktien" von W. Lynker und J. Braunhofer, Musik von Karl Graff (Kassel 1859) hat eine interessante

*) Eigenhändige feste Unterschrift des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen (1821—1847).

Szene (Akt II, Szene 2), welche auf einem Felsenkeller spielt. An einem Tische sitzen drei Spießbürger: der Küfer Hahnemann, der Barbier Schnepper und der Bäcker Lippert, und jedem von ihnen werden einige Kasseler Redewendungen in den Mund gelegt, namentlich dem erstgenannten, welcher z. B. sein Bierglas prüfend aufhebt und offenbar durch den Genuß des Trankes nicht befriedigt ausruft: „Se suffens doch!"; dann zum Freunde Lippert, der kaum ein Wort gesprochen hat und stottert: „Schwigg stille, Lippert, bist ein langweiliger Kerl!"; hierauf zu ankommenden Bekannten: „Aha, me huns, me kuns! Vetter Gutmann, wie sich die Frau widder uffgedonnert hat", und später Lippert zu Gutmann: „Diesen Morgen war's trübe, He — Herr Gutmann, aber es hat sich dicke uffgeklärt." Eine Frau bestellt beim Kellner: „Eine Portion Kaffee mit 7 Tassen." Endlich fehlt auch nicht einer der damals schon viele Orte unsicher machenden Engländer, der auf zwei Stühlen sitzend und im Anschauen und stillen Bewundern der Gegend versunken wiederholt ausruft: „Wonderful!"

So verflossen für unsere Vaterstadt schöne Zeiten und viele fröhliche Menschen saßen und kneipten auf den Felsenkellern vor dem Frankfurter Thore.

„Da starb von den Dreien der eine, der andere folgte ihm nach,
Und es blieb der dritte alleine ......"

Im Dezember 1867 bezw. Januar 1868 ging der oberste und feinste Keller, der Schwanersche, erst an Buchhalter Zwenger, dann an den Maschinenfabrikanten Henschel über, beide Male zum Kaufpreise von 17 000 Thalern und hörte auf ein öffentlicher Garten zu sein; 1887 geschah dasselbe in gleicher Weise mit dem Peilertschen, zum Kaufpreise von 20 000 Thalern = 60 000 Mark. 1898 ist schließlich auch der dritte und letzte, der Eissengarthensche Felsenkeller, der jedoch bis zum Jahr 1901 für das Publikum noch geöffnet blieb, nachgefolgt. (Kaufpreis 800 000 Mark.)

Solcher Gestalt haben die Kasselaner die in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts nach langen Verhandlungen mit verschiedenen Behörden gemachten Anlagen — die sog. Felsenkeller vor dem Kölnischen Thore haben bei weitem nicht den Reiz der verlorenen vor dem Frankfurter Thore — noch vor Schluß desselben Jahrhunderts vom Erdboden verschwinden sehen.

Aus Ismaels Geschlecht.

I. Mos. 16, 12. „Er wird ein wilder Mensch sein; seine Hand wider jedermann; jedermanns Hand wider ihn!"

In steiniger Wüste, auf dürrem Feld,
Hinter spitzigen Klippen und felsigem Wall,
Unterm grauen, grämlichen Himmelszelt
Ist die rauhe Ruhstatt, die uns gefällt.
Die nervige Rechte um's Eisen geklammt,
Die Brust von trotzigem Mut entflammt —
Nun kommt nur näher und greift uns an.
In den lustigen Kampf — und Mann für Mann!
Wir kämpfen für unser Leben!

Wie es schwillt, das gierige Natterngezücht,
Von allen Seiten bricht es herein,
Wie es sich duckt und tückisch ficht —
Da — den Schlag Dir in's Gesicht!
Mag's Dir eine Warnung sein.
Hast die Welt Dir unterjocht
Und Dich König stolz genannt —
Willst Du noch dies letzte Land,
Diese öde Felsenwüste? . . .
So komm' nur heran und nimm sie Dir!
Ein trotziges Häuflein wartet hier,
Wir sind aus Ismaels Geschlecht,
Und die Gewalt ist unser Recht!

Und willst Du die Freiheit uns entwinden,
Die Freiheit, unser schönstes Gut,
Und uns mit Deinen Gesetzen schinden,
Mit Deinen gestohlenen Gesetzen —
So mußt Du uns erst zu Tode hetzen.
Die Freiheit — oder unser Blut!

Doch zittre vor uns! Du kennst unsre Schar,
Diese glutenden Augen, dieses wilde Haar,
Diese zuckenden Fäuste, die wogende Brust,
In unsrem Blicke die mörderische Lust!
Du kennst unsren Schlachtruf, den gellenden Schrei,
Er lähmt Dir die Kraft, er macht uns frei:
Wir sind aus Ismaels Geschlecht,
Und die Gewalt ist unser Recht!

Und willst uns schmeicheln und Bruder uns nennen —
Soll Dir das Wort auf der Zunge brennen,
Das tückische Wort, das uns knechten soll!
Wir tragen in unsrer Brust den Herren —
Und ließen uns in die Knechtschaft zerren?
Fürwahr, das hieße vernarrt und toll!
In der weiten Wüste ist unser Reich,
Ist jeder von uns dem andren gleich,
Ist jeder König und Unterthan,
Geht jeder seine ureigne Bahn.
Wir sind aus Ismaels Geschlecht,
Und die Gewalt ist unser Recht!

Kassel.

Julius Berstl.

Unterm Hollunderbaum.

Historische Erzählung aus Oberhessen von O. Gros.

(Fortsetzung.)

Nun gab es einen zehnjährigen Streit, während dessen durch den stolbergischen Amtmann mit Genehmigung seiner Herrschaft die Kirche verschlossen blieb, um sie gleichzeitig auch etwaigen reformierten Eindringlingen verwehren zu können. Dagegen wurde lutherischer Gottesdienst im Schloß abgehalten, während des Sommers im Hof unter den gewaltigen Lindenbäumen, im Winter in einem der geräumigen Säle.

Da während dieser zehn Jahre, von 1711 bis 1721 kein lutherischer Pfarrer von der stolbergischen Herrschaft eingesetzt war, denn die Hanauer Grafen bestritten den Stolbergern das Recht, dies einseitig von sich aus zu thun, so hatten die benachbarten lutherischen Pfarrer diesen Dienst aushilfsweise zu versehen. Außer den stolbergischen Pfarrern zu Gedern und Wenings fiel diese Aufgabe hauptsächlich unserm Pfarrer Laukhardt zu.

Jedoch die Hanauer blieben auch nicht unthätig; der Graf von Hanau hatte an den drei Thoren der Stadt das Schlagbaumrecht, d. h. jeder der Ein- und Ausgehenden mußte einen bestimmten Zoll bezahlen; und nun rächten sich die Hanauer in der Art, daß sie Sonntags die Stadtthore bis zum Nachmittag geschlossen hielten und so den auswärtigen lutherischen Pfarrern die Möglichkeit nahmen, in Ortenberg zu predigen.

So kam es, daß auch Pfarrer Laukhardt eines Sonntags ausgeschlossen wurde und trotz heftiger Widerrede unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Doch Laukhardt war klug wie die Schlangen. Als ihn die Reihe des Predigens wieder traf, kam er nicht zu Pferde, wie gewöhnlich, und die Hanauer Thorwächter hielten vergeblich nach ihm Ausschau; deshalb waren sie aufs höchste erstaunt, als sie, wie sonst üblich, die Männer mit den großen Holzklappern — denn die Glocken der Kirche waren ja gesperrt und wurden bloß bei Beerdigungen und zum Feuergeläute freigegeben — das Städtlein durchziehen und zum Gottesdienst einladen sahen. Sie dachten nicht daran, daß der Bauersmann, der am Morgen die zwei fetten Gänse in der Kiepe auf dem Rücken getragen und in seiner Vogelsberger Tracht unangefochten das Thor passiert hatte, ihr Feind Laukhardt von Hirzenhain war, der, im Schloßhof angekommen, aus der Tiefe der Kiepe die Amtstracht hervorgeholt und zum Gottesdienst eingeladen hatte.

Nachdem Pfarrer Laukhardt auf ähnliche Weise noch mehrere Male die Wachsamkeit der hanauischen Wächter getäuscht und diese trotz aller ihrer Gegenbemühungen überlistet hatte, gaben diese endlich den Kampf auf, verfehlten aber nicht, nach Hanau zu berichten, Pfarrer Laukhardt sei nicht nur die Haupttriebfeder des ganzen Streites und dessen Anfänger, sondern habe auch, indem er trotz ihrer Wachsamkeit oftmals in die Stadt eingedrungen sei, sie selbst zum Gegenstand des Spottes und Hohnes in der ganzen Bürgerschaft gemacht.

Der Streit wurde endlich — nach langen Verhandlungen zwischen Hanau und Stolberg — dahin beigelegt, daß im Jahre 1721 Stolberg einen eignen lutherischen Pfarrer einsetzte, nämlich den Pfarrer Johann Heinrich Leidenfrost, während Hanau seinerseits eine eigne reformierte Pfarrstelle in Ortenberg gründete, die indessen nur zwei Inhaber hatte, Pfarrer Kaup und Pfarrer Fritz, und 1785 wieder aufgehoben wurde. Von da an versah der Pfarrer von Bleichenbach die Amtsgeschäfte der reformierten Pfarrei zu Ortenberg.

Drittes Kapitel:

Familienfreude und Leid.

Im Familienkreis des Pfarrers Laukhardt hatte es inzwischen auch Veränderungen gegeben; seine älteste Stieftochter Elisabeth hatte sich 1709 im Alter von 23 Jahren mit dem gräflich hanauischen Amts- und Hofkellerer Wilhelm Küfner zu Bruchköbel verheiratet.

Es war gut, daß damals der Ortenberger Kirchenstreit noch nicht ausgebrochen war, denn sonst hätte Küfner wohl kaum vom Grafen von Hanau die Erlaubnis erhalten, die Tochter des Pfarrers Laukhardt zu Hirzenhain heimzuführen. Küfner war ein gutmütiger, um nicht zu sagen etwas einfältiger Mensch, der die Stelle eines Amts- und Hofkellerers durch die Fürsprache eines einflußreichen Verwandten erhalten hatte. Von Geldsachen verstand er leider garnichts; das Geld zerrann ihm zwischen den Händen, und doch hatte er jetzt einen großen Teil des gräflich hanauischen Vermögens zu verwalten, denn alle Zölle, Steuern, Pacht-, Wein-, Woll-, Wachs- und Flachsgelder, sowie die militärischen Abgaben des gräflichen Kontingents im nördlichen Teil des hanauischen Gebietes gingen durch seine Hände.

Er führte am 7. September 1709 Elisabeth Ellenberger, die Stieftochter Laukhardts, heim als sein christliches Eheweib. Anna, die zweite Stieftochter heiratete 1715 den lutherischen Pfarrer zu Wenings, starb indessen 1719 bei der Geburt ihres

zweiten Kindes, und Peter, der Jüngste, ward gräflich stolbergischer Revierförster zu Gedern.

Nun waren Pfarrer Laukhardt und seine Frau allein im Pfarrhaus zu Hirzenhain; mit den beiden jüngsten Kindern konnten sie Verkehr pflegen, denn sie waren in der Nähe, während Bruchköbel schon zu weit entfernt war, um mit Elisabeth mehr als ein- bis zweimal im Jahre zusammen zu kommen.

Seit 1719 kränkelte Frau Pfarrer Laukhardt zusehends; die Aufregungen des Ortenberger Kirchenstreits berührten auch ihr Gemüt; dazu kam, als ein schwerer Schlag für das treue Mutterherz, der plötzliche Tod ihrer Tochter Anna im Jahre 1719, und so erlosch ihr eignes Leben unmerklich ohne eigentliche Krankheit im folgenden Jahre, nachdem sie noch mit ihrem Manne zusammen durch den Empfang des heiligen Abendmahles ihren Glauben gestärkt und ihre Seele getröstet hatte.

Ihre letzten Worte waren Offenbarung Johannis Kapitel 22, Vers 20 gewesen: „Es spricht, der solches zeuget; Ja, ich komme bald; Amen, ja, komm Herr Jesu!"

Pfarrer Laukhardt aber schrieb ins Kirchenbuch ein: „Anno 1720, den 5. Aprilis Frühmorgens gegen 9 Uhr Ist mein, Johann Philipp Laukhardts, anitzigen Pfarrers zu Hirzenhain, Gott und den Menschen liebreich gewesene hertzliche Ehefrau, Frau Eva Katharina, eine gebohrne Schellin, im Herrn sanfft und selig entschlaffen, und den 9. dieses Christziemlich in hiesige Kirche neben das Freyherrliche Ried-Eselische Begräbnis in eine gewölbte Todenkammer beigesetzt worden. Aber der Allmächtige und Gerechte Gott verleihe dem entseelten Körper eine sanffte Ruhe bis zur heiligen Vereinigung der allgemeinen Auferstehung der Toden mit der allbereit in der Hand Gottes sehenden seligen Seele; mir aber in aller Gnade umb Jesu willen eine selige Nachfahrt in Frieden. Amen. Der Leichentext war Apokal. 22. 20, nach welchem letzten Glaubensseufzer sie in Gnaden von diesem Leibe des Todes erlöset worden."

Über der ausgewölbten Grabstelle seiner Frau ließ Pfarrer Laukhardt einen Grabstein errichten, auf dem außer den Namen und dem Leichentext oben rechts und links zwei hübsche Engelsgestalten ausgehauen waren; dazwischen ein Lamm mit der Fahne und im Dreieck das Auge Gottes.

Pfarrer Laukhardt stand nun ganz allein, da er keine eignen Kinder hatte und seine beiden Stiefkinder Elisabeth und Peter auswärts wohnten. Mit Hülfe der alten, treuen Magd, die mit seiner Frau aus Crainfeld übergesiedelt war, führte er seinen Haushalt weiter, und alle zwei bis drei Wochen kam einmal seine Schwester Anna Elisabeth, die im nahegelegenen Glashütten an den Gasthalter Johannes Siegfried Knärzer verheiratet war, um im Pfarrhaus nach dem Rechten zu sehen.

Im Nachsommer des Jahres 1720 nahm Pfarrer Laukhardt einen mehrwöchentlichen Urlaub, um seinen Bruder zu besuchen, den fürstlich darmstädtischen Rentmeister Philipp Jakob Laukhardt, der das Amt Lichtenberg im Odenwald zu verwalten hatte; er verweilte dort von Mitte Juli bis Ende September, und in der fremden Umgebung, in der herrlichen Schönheit der Natur erholte sich seine Seele von dem schweren Schicksalsschlage, der ihn getroffen hatte, und mit neuem Mute und frischer Kraft kehrte er nach seinem geliebten Hirzenhain zurück.

Er fand dort einen neu angestellten gräflich stolbergischen Beamten, den Koadjutor Gottlieb Radefeld, mit dem ihn bald das Band inniger Freundschaft vereinigte. Radefeld besuchte fleißig den Gottesdienst und war fast Tag für Tag ein Gast im Pfarrhaus; an ihm fand Pfarrer Laukhardt einen aufmerksamen, teilnahmsvollen Zuhörer, wenn er von dem Leben seiner lieben Frau erzählte und ihren allzu frühen Tod beklagte. — — —

Im folgenden Sommer geschah es, daß Laukhardt seine zweite Frau kennen lernte. In Wenings, wohin seine verstorbene Stieftochter Anna verheiratet war, stand als Befehlshaber der oberhessischen Kreistruppen der Leutnant Johann Vigelii, bei dem seine Mutter Anna Marie Vigelii geborene Schmitt und seine Schwester Marie Margarethe wohnten.

Pfarrer Laukhardt kam häufig nach Wenings, das nur ein gute Stunde von Hirzenhain entfernt ist, zum dortigen Pfarrer, seinem Schwiegersohn, mit dem er durch Liebe und Freundschaft verbunden war; in dessen Haus lernte er Marie Margarethe Vigelii kennen.

Radefeld war, wie schon öfters, mit Pfarrer Laukhardt in Wenings gewesen, als sie Marie Margarethe Vigelii sahen, und die schöne Schwester des Kreisleutnants machte auf die Herzen beider Männer einen tiefen Eindruck. Das zeigte sich schon äußerlich daran, daß beide auf dem Heimweg, statt wie gewöhnlich sich lebhaft zu unterhalten, stumm und gedankenvoll neben einander herschritten.

Als der Herbst des Jahres 1721 kam, holte sich Pfarrer Laukhardt bei Marie Margarethe Vigelii das Jawort. Das Herz Radefelds ward erfüllt von Eifersucht und Neid, obschon er beides zu verbergen verstand und nach wie vor freundschaftlich mit Laukhardt verkehrte. Als jedoch im Frühjahr 1722 die Hochzeit des Pfarrers stattfand, lehnte Radefeld die Einladung zur Hochzeitsfeier ab, mied auch einige Wochen lang das Pfarrhaus, dann aber nahm er zu Laukhardts Freude den gewöhnlichen Verkehr wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Zwiegespräch offem Fäld.

(Schwälmer Mundart.)

„Hinerch, Annemarth ö Gret
Seng scho met dr Ärwet rêd [1]). —
Ö, do gück doch, bos see mache!
Sist˘de net [2]): Die Racker lache,
Daß mer noch net färrig [3]) seng!
Dommel [4]) dich ee beßche schweng!“ —

„Äwer, Vôter, gückt doch enke [5])!
Hämelskeeil seng noch kee Schenke.[6])
Däß die dott seng ezt scho rêd,
Leiht [7]) o Annemarth ö Gret.
Weßt˘ehr, Hinerch es noch lerrig [8]),
Ö seng Mähre, die seng errig.[9])

Jehre glööwt, see herren scho.[10]) —
Ö dr Hinerch schmonzelt [11]) froh,
Däß die Zwo so fer˘en ärweln [12]),
Ö escht noch dr Ärwet schnärweln [13])
Ewer ins. Dos baßt˘em schie,
Kost kee Gäld ö macht kee Mieh.[14])
Däht ehr mer zwo Mähre miehre [15]),
Däht ich mich ööch net geniere,
Spôrt da Ärwet, Schweeß ö Gäld
Ö schliehk mieh [16]) äus insem Fäld,
Ö da lacht ich mer in Bockel,
Bann die Zwo mich hieln fer'n [17]) Gockel.“

Doch do sproch der Vôter stolz:
„Jong, best Dü vo mengem Holz?
Hengerm [18]) Scherzdüch dos Verkriche
Därf mer bei˘nem Bür net siche.“ —
Ö dr Jong gôw˘em [19]) die Hahnd,
Säht: „So bleeiwts! — ich hon Verstahnd.“

Kesselstadt.

[1]) mit der Arbeit fertig; [2]) siehst Du nicht; [3]) fertig; [4]) tummle, eile; [5]) genau; [6]) Hammelskeulen sind noch keine Schinken; [7]) liegt; [8]) Wißt ihr, Heinrich ist noch ledig; [9]) irr; [10]) Jede glaubt, sie hätte ihn schon; [11]) lächelt; [12]) für ihn arbeiten; [13]) unterhalten; [14]) Das paßt ihm schön, kostet kein Geld und macht keine Mühe; [15]) Thätet (würdet) ihr mir zwei Mägde mieten; [16]) schlüge mehr; [17]) hielten für einen; [18]) hinter dem; [19]) gab ihm.

Kurt Ruhn.

Aus alter und neuer Zeit.

Bericht eines Kasseler Handwerksmeisters über ein Hoffest im 18. Jahrhundert. Anläßlich des historisch berüchtigten Kongresses zu Pillnitz im August 1791 fanden daselbst verschiedene Hoffestlichkeiten statt, worüber ein Kasseler Handwerksmeister, der auf der Reise dort anwesend war, in einem aufbehaltenen Briefe an seine Familie berichtet:

„Hier folget die Beschreibung der Belustigung. Donnerstag den 24. August kamen die Herrschaften hier in Pillnitz an, nämlich der Kaiser und Erzherzog Franz, der König von Preußen mit seinem Kronprinzen, Herzog von Braunschweig und Prinz von Hohenlohe, der Prinz von Nassau, der russische Großadmiral, der Graf von Artois, der Feldmarschall Graf von Lach, benebst der Herrschaften ganzes Gefolge, was sehr zahlreich war. Gleich den Abend, als sie ankamen, war ganz Pillnitz beleuchtet von 70 000 Lampen, das Schloß und die Tempel bis an die Spitze der Fahnen, den andern Tag war geheime Unterredung von denen sämtlichen Herrschaften, welche über drei Stunden lang gedauert haben soll; man sagt, daß die geheimen Unterredungen wegen Frankreich beschlossen worden waren, die Zukunft wird's lehren. Den Abend war die nämliche Beleuchtung benebst ein großes Feuerwerk. Erstlich die Dekoration desselben. Es war ein großer Tempel von Holz mitten auf dem Elbe-Fluß gebauet, welcher auf beiden Seiten mit Kolonnaden angeschlossen war und auf jedem Ende wieder ein kleiner Tempel stand, dieses alles von Transparent beleuchtet; in dem großen Tempel der Mitte sahe man einen Altar, auf welchem ein Opferfeuer brannte, die Schutzgeister Österreichs und Preußens gaben sich die Hände, die Überschrift war Concordia Augustorum, verdeutscht: Die Eintracht der Potentaten. An dem rechten kleinen Tempel war die Göttin des Überflusses mit der Überschrift Felicitas Temporum, verdeutscht: Das Glück der Zeiten, in dem linken Tempel die Göttin der Einigkeit mit der Überschrift Pacatus Orbis, verdeutscht: Die ausgesöhnte Welt. Des Abends um 10 Uhr nahm das Feuerwerk seinen Anfang, wo gewiß bei 10 000 Raketen nach und nach sind abgebrannt worden, diese sahe man nun auch in dem Wasser, hernachgehend wurde von Schiffen die ganze Elbe mit Feuerkegeln bedeckt, welche nun auf dem Flusse fort schwammen. Hier sahe man einige hundert Schritt die Elbe ganz im Feuer; hierunter wurde beständig mit zwölf Stück sechspfündigen Kanonen gefeuert; der Beschluß war, daß ein Bouquet mit 1500 Raketen stiegen auf einmal in die Höhe, dieser Anblick läßt sich gar nicht beschreiben und war für das Auge kaum übersehbar. Es dauerte zwei Stunden lang und war mit der prächtigsten Türkischen Musik begleitet. Sonnabends den 26. kamen die sämtlichen Herrschaften

nachmittags um 4 Uhr nach Dresden, wo sie gleich vor der Bildergallerie abstiegen, hier hielten sie sich beinahe eine Stunde lang auf, nach diesem fuhren sie in das Japanische Palais, um die Antiken zu besehen. Der Inspektor Wacker hierüber ist aber ein Freund von Trinken und saß im Wirtshause davor, mithin mußten die ganzen Herrschaften unverrichteter Sache wieder wegfahren. Alsdann fuhren sie in das Grüne Gewölbe, um die Kostbarkeiten zu sehen; nach diesem ging die Redoute an, welche frei für 3000 Personen war. Mit dieser glänzenden Redoute wurde zugleich der neue Saal im Großen Opernhause eingeweihet. Fünfzig große Kronleuchter zierten diesen Saal, alle Logen waren noch außerdem mit Brillantleuchtern besetzt, dieses verursachte ein solches Blitzen, daß es beinahe die Augen nicht hätten vertragen können. Die Herrschaften fuhren bald um 8 Uhr wieder nach Pillnitz, weil sie den andern Morgen Sonntags frühe wieder wegreisten. Alsdann ging die Redoute noch recht an, es wurde hinein gelassen wer da wollte, Wein, Punsch, Kaffee, Kuchen war alsdann vor alle Menschen frei, auf den Schlag 12 Uhr waren acht Zentner Wachs verschmolzen, die Quellen des Nektars versiegt wie der Bach Krit und die Freude hatte ein Ende. Gewiß bei 5000 Menschen sahen in dem Augenblick deutlich ein, daß alles eitel und vergänglich sei hienieden, und suchten die Thüre. Von diesem allem bin ich Augenzeuge gewesen und hat mir sehr wohl gefallen."

Kassel.

Louis Wolff.

Aus Heimat und Fremde.

Historische Kommission. Die fünfte Jahresversammlung der historischen Kommission für Hessen und Waldeck fand am 10. Mai im Senatsaale der Universität Marburg statt. Von auswärtigen Patronen und Mitgliedern waren erschienen die Herren Obervorsteher von Baumbach-Kassel, Bibliothekar Dr. Ebel-Gießen, Generalmajor Eisentraut-Kassel, Baron G. von Eschwege-Reichensachsen, Baron F. von und zu Gilsa-Gilsa, Oberbibliothekar Professor Dr. Haupt-Gießen, Dr. Kartels-Fulda, Landesrat Dr. Osius-Kassel, Geh. Justizrat Professor Dr. Schmidt-Gießen, Sanitätsrat Dr. Schneider-Fulda, Landesbankrat Freiherr Wolff von Gudenberg-Kassel, Akademielehrer Zimmermann-Hanau. Der Vorsitzende, Herr Professor Freiherr von der Ropp, begrüßte die Erschienenen und gedachte zunächst der im verflossenen Berichtsjahre verstorbenen Mitglieder der Kommission, der Herren Konservator Dr. Bickell und Major a. D. von Stamford-Kassel, deren Andenken die Versammlung durch Erheben von den Sitzen ehrte. Sodann teilte er mit, daß Herr Professor Dr. von Below infolge seiner Übersiedelung nach Tübingen aus dem Vorstande der Kommission ausgeschieden sei, und die Versammlung wählte an seiner Stelle Herrn Professor Dr. Varrentrapp zum Vorstandsmitglied. Zu Mitgliedern der Kommission wählte sie überdies die Herren Professor Dr. Dobenecker in Jena, Archivassistent Dr. Gundlach in Marburg, Privatdozent Dr. Köhler in Gießen, Bibliothekar Dr. Lange in Kassel und Professor Dr. Maaß in Marburg. — Als neue Patrone hat die Kommission den Kreis Fritzlar und das von Eschwege'sche Familienfideikommiß zu Reichensachsen gewonnen. Die Rechnung des Schatzmeisters, Herrn Geh. Archivrat Dr. Könnecke, dem die Versammlung die Entlastung für seine Rechnungsführung erteilte, wies eine Jahreseinnahme von 6477 Mark auf, gegenüber einer Ausgabe von 5111 Mark. Im Drucke befindet sich je ein Band vom Fuldaer und Friedberger Urkundenbuch, sowie die dritte Lieferung des hessischen Trachtenbuches von Herrn Geh. Rat Professor Dr. Justi, und zum Druck gelangt demnächst der von Herrn Privatdozent Dr. Diemar bearbeitete Band der hessischen Chroniken. Die übrigen Arbeiten sind zumeist rüstig gefördert worden. Im Hinblick auf die zum Jahre 1904 bevorstehende vierte Zentennarfeier der Geburt Philipps des Großmütigen wurde die Herausgabe einer Festschrift „Das Bild Philipps" beschlossen, deren Bearbeitung die Herren Geh. Archivrat Dr. Könnecke und Professor Dr. von Drach übernehmen. Der Jahresbericht wird demnächst erscheinen.

Universitätsnachricht. Professor Dr. Konrad Hellwig in Erlangen ist zum ordentlichen Professor der juristischen Fakultät an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin unter Verleihung des Charakters als Geheimer Justizrat ernannt worden. Professor Dr. Hellwig ist aus Zierenberg gebürtig.

Hessische Volkskunde. In der Vereinigung für hessische Volkskunde in Gießen sprach der Schriftsteller Herr Alfred Bock über „Hochzeitsbräuche in Hessen und Nassau". Eine Charakteristik der hessischen Bauern leitete den Vortrag ein, alsdann zog Redner die Hochzeitsbräuche der heimatlichen Bezirke in den Kreis seiner Betrachtung und führte aus der Schwalm, dem Vogelsberg und dem Westerwald eine Reihe fesselnder und farben-

reicher Bilder vor. Die Hochzeitsbräuche in der Schwalm stellen sich als die weitaus interessantesten dar, wie denn Redner mit Recht hervorhob, daß man den Freund der Volkskunde immer und immer wieder auf das Schwälmer Gebiet verweisen solle, wo noch mancher Schatz zu heben sei. Das Hochzeitsfest in Hessen und Nassau zeigt vielfach noch altgermanische, vereinzelt sogar indogermanische Eigenart. Die Art der Werbung ist uralt, die Verlobung mit dem Handschlag geht auf altdeutschen Brauch zurück. Die Tagwahl (Dienstag und Donnerstag) weist auf Ziu und Donar als die Schutzgötter der Hochzeit hin; der Gemeindecharakter auf die altgermanische Gemeindeverfassung. Der vielfach mit der kirchlichen Handlung verknüpfte Aberglaube ist nichts als Dämonenfurcht. Das Ehestandslied läßt sich dem altdeutschen Hileich, dem griechischen Hymenäus vergleichen. Der Hochzeitsnachfeier entsprechen die griechischen Anakalypterien und die römischen Repotia. — Bemerkt sei, daß die Hauptversammlung der „Vereinigung für hessische Volkskunde“ am 24. Mai in der Rosenau zu Frankfurt a. M. abgehalten wird.

Versammlungen. Zu Marburg wird im großen Museumssaale am 4. und 5. Juni die siebente Hauptversammlung des Sparkassenverbandes für die Provinz Hessen-Nassau und das Fürstentum Waldeck und am 6. und 7. Juni die dreizehnte Versammlung des „Hessischen Städtetags“ abgehalten.

Ein preisgekrönter Roman. Im Juniheste 1901 der in München erscheinenden „Literarischen Warte“ hatte die „Deutsche Literatur-Gesellschaft“ ein Preisausschreiben für gute Romane erlassen. Den ersten Preis von 5000 Mark erhielt nach dem neuesten Heft der genannten Zeitschrift Frau M. von Ekensteen für den Roman „Friede den Hütten“. Die Verfasserin ist auch unsern Lesern durch mehrfache Beiträge im vorigen Jahrgang bekannt. Eine weitere Erzählung aus ihrer Feder wird das „Hessenland“ in einer der nächsten Nummern bringen.

Sophienblick. In der Nähe von Marburg oberhalb Gisselberg ist in der vom dortigen Verschönerungsverein am Waldrand erbauten Schutzhütte eine Tafel mit der Inschrift angebracht worden:

„Der edlen Frau, die dort die Burg gebaut,
Die von des Berges Höh' nach hier herüberschaut,
Des Kinds von Hessens Mutter, Herzogin von Brabant,
Zur Ehr' sei diese Hütte „Sophienblick“ benannt.“

Todesfall. In der berühmten fürstlich Ysenburgschen Steingutfabrik zu Schlierbach bei Wächtersbach starb am 7. d. M. der technische Leiter derselben Dr. Richard Koenig, eine in der keramischen Welt Deutschlands sehr angesehene Persönlichkeit. Er starb in Ausübung seines Berufs, indem er sich bei der Arbeit im chemischen Laboratorium eine Blutvergiftung zuzog. Unter Dr. Koenigs Leitung erfreute sich die Schlierbacher Fabrik zugleich des Rufes, die ausgezeichnetsten Wohlfahrts-Einrichtungen für die Arbeiter zu haben.

Zum „Beitrag zur hessischen Familiengeschichte“ im vorigen Hefte. Nicht zwei Töchter, sondern zwei Schwestern der Frau Wilhelmine Wagner, geb. Colin, waren mit Nachkommen französischer Einwanderer verheiratet. Frau Jeannette Gissot ist 1850, Frau Charlotte le Goullon 1901 in Kassel gestorben.

Personalien.

Verliehen: dem Direktor der Landeskreditkasse a. D., Geheimen Regierungsrat Dr. jur. Lotz zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Oberlehrer a. D. Professor Lohmeyer in Marburg, bisher in Altena, sowie dem seither. Obersekretär beim Landgericht, Kanzleirat Appelkamp in Hanau der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Oberlehrer Strehl an der Kgl. Baugewerkschule zu Kassel das Prädikat „Professor“.

Ernannt: Pfarrer Altmüller in Geismar zum Pfarrer in Gudensberg.

Versetzt: der Regierungs- und Schulrat Martin von der Regierung zu Merseburg an die zu Kassel; der Regierungs- und Schulrat Dr. Hinze zu Kassel an die Regierung zu Merseburg unter Berufung als Hülfsarbeiter in das Kultusministerium zu Berlin; Oberförster Kleyensteuber von Rennerod nach Doberschütz, Regierungsbezirk Merseburg.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Julius Knetsch und Frau Anna, geb. Has (Kassel, 12. Mai); — eine Tochter: Gutsbesitzer H. Sänger und Frau Milly, geb. Asbeck (Ochshausen, 3. Mai).

Gestorben: verw. Frau Margarethe Kropf, 82 Jahre alt (Spandau, 30. April); verw. Frau Christine Stölzing, geb. Lerbs, 50 Jahre alt (Kassel, 1. Mai); Frau Katharina Rivoir, geb. Dilger, Witwe des Kurfürstlichen Leibvorreiters, 83 Jahre alt (Kassel, 1. Mai); Frau Präsident Helene Müller, geb. Müller (Dresden, 2. Mai); Frau Marie Röth, geb. Remhof, 59 Jahre alt (Kassel, 3. Mai); Kaufmann Karl Rohde, 47 Jahre alt (Kassel, 5. Mai); Oberpostsekretär a. D. Karl Fenner, 62 Jahre alt (Kassel, 5. Mai); Turnlehrer Ph. Störger, 81 Jahre alt (Hanau, 5. Mai); Frau Martha Mathilde Fenner, geb. Achenbach, 36 Jahre alt (Berlin, 6. Mai); Direktor Dr. Richard Koenig (Schlierbach, 8. Mai); Fräulein Else Farenholtz, 28 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 8. Mai); Gutsbesitzer Franz Arnold Sinning, 42 Jahre alt (Helmshausen, 11. Mai); Kaufmann Karl Georg Rüppell, 57 Jahre alt (Kassel, 11. Mai); Gasthalter Heinrich Schombardt, 40 Jahre alt (Kassel, 12. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XVI. Jahrgang. Kassel, 2. Juni 1902.

Die Schönheit.

Einst neigte mir die Schönheit sich:
„O komm — ich will dich lächeln lehren!
Ich thu dir auf mein Götterreich —
Du mußtest allzuviel entbehren!"

Sie kam als eine schlanke Frau
Mit weißen Iris in den Haaren,
Sie kam im Abendsonnenlicht
Auf roten Wolken angefahren
Und streute Purpur in den Fluß
Und dunkle Gluten auf die Wälder,
Die Heide ließ sie schimmernd wehn
Und wie ein gold'nes Meer die Felder.
Sie sprach: „O wisse, daß mein Reich
So weit ist wie der Menschen Herzen.
Mir dient der Freude Jubelchor —
Mir dienen große, tiefe Schmerzen.
Mir dient der Traum in Menschenbrust,
Der sich nach meinem Antlitz sehnet
Und, rastlos schaffend Werk auf Werk,
Sich nahe der Vollendung wähnet.
Mir dient das heiße wilde Wort,
Das nie genügt, um auszusagen,
Welch' ein Geheimnis wunderbar
Die staubgebund'nen Seelen tragen.
Mir dient die Form des Menschenleibs,
Drin alle Leidenschaften schlafen —
Mir dient des Auges Wunderstrahl,
Darin sich Lebensgeister trafen.
Das Schicksal dient mir, selbst die Schuld.
Mir dienen Sturm und Meer und Wellen.
Mir dient der Krieg, mir dient die Pest
Und Schiffe, die am Fels zerschellen.
Mir dienen Liebe und der Tod,
Das dunkle Grab, das bittre Scheiden,
Des Glaubens stolze Ritterschaft,
Des Himmels ferne Seligkeiten.
Ich thu dir auf mein Götterreich!
Ich will dich meine Sprache lehren.
Im Schauen sollst du glücklich sein,
Du mußtest allzuviel entbehren."

Sommerstürme.

Mitten in die Sommernacht
Rief des Herbstes Sturm: Ich komme!
Hüte dich, du Rosenpracht!
Hüte, Lilie, dich, du Fromme.

Hüte sich, was lose hängt!
Hüte sich, was hart am Pfade
Staub'ger Mittagshauch versengt,
Denn ich kenne keine Gnade!

Was zu heiß das Licht geküßt,
Was zu voll sich wiegt in Blüte,
Was zu schmuck und lebend ist,
Daß es berge sich und hüte!

Heisah hoh! Ich spiel' zum Tanz!
Lockend Lied weiß meine Geigen!
Fort zum Wirbel aus dem Kranz,
Junges Leben an den Zweigen!

In die Wolken trag' ich dich,
Laß dich bis zum Himmel fliegen!
Wo du bleibst? Was kümmert's mich?
Ich will nichts als wehn und siegen!

Kehrt der Morgensonnenschein —
Hei — dann wird auf Waldeshöhen,
Hei — dann wird an Feld und Rain
Mancher kahle Stengel stehen!

Mitten in des Jahres Buch
Will ich meinen Namen schreiben —
Und ein scharfer, müder Zug
Wird in Sommers Antlitz bleiben.

Regensburg. **Therese Keiter-Kellner (M. Herbert).**



Audienz eines Kasseler Bürgers bei dem letzten Kurfürsten zu Prag.

Mitgeteilt von Dr. Schwarzkopf.

Mit der für die preußischen Waffen siegreichen Schlacht von Königgrätz war auch das Schicksal des Kurfürstentums Hessen entschieden, und der Kurfürst siedelte, dem Beispiele seines Großvaters folgend, zu dauerndem Aufenthalte nach Prag über. Schwer, unendlich schwer war es dem bereits alternden Herrn und Fürsten geworden, die Zügel des von ihm geführten Regimentes aus der Hand legen und fern von der hessischen Heimat, in der böhmischen Hauptstadt, in fremder Umgebung und in unfreiwilliger Muße die Tage seines Alters verbringen zu müssen. Die Achtung, mit der man allgemein in Prag dem entthronten Fürsten begegnete, sowie die liebenswürdige Aufmerksamkeit, welche Kaiser Franz Joseph und die k. k. Offiziere ihm bei allen Gelegenheiten erwiesen, waren freilich nur ein geringer Ersatz für den harten Schlag, der Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1866 betroffen hatte, und so sehr derselbe auch bei seiner kerndeutschen Gesinnung sich des geeinten Deutschlands und seiner herrlichen Siege im Jahre 1870 freute, so konnte er es doch nicht verschmerzen, daß die Räder der Weltgeschichte so schonungslos gerade über ihn und seinen Thron hinweggerollt waren. Vor allem war es die Sehnsucht nach der Heimat, die den letzten Hessenfürsten weit mehr als der Verlust seiner fürstlichen Macht unablässig quälte und ihm in einsamen Stunden Thränen in die Augen trieb, sobald er seines Hessenlandes gedachte, in dem einst seine Wiege gestanden hatte und in dessen Erde er dermaleinst ruhen wollte, wenn der unerbittliche Tod seinem Leben ein Ziel gesetzt haben sollte.

Eine andere fürstliche Natur als gerade Friedrich Wilhelm I. hätte sich weit leichter in die Verhältnisse gefügt. Dem Kurfürsten fehlte in Prag nicht die gewohnte, wenn auch stark eingeschränkte Hofhaltung. Schön und behaglich war auch das Heim, das derselbe in dem ehemaligen Palais des Fürsten Windischgrätz in der Waldsteingasse zu Prag bezogen hatte. Mit seinen zierlichen Giebeln und Erkern und seiner einfachen aber schönen Fassade galt dieses für die Fürstin von Hanau käuflich erworbene Palais als eine Zierde der Kleinseite von Prag und wetteiferte in der Architektur mit den in seiner Nähe gelegenen Palästen des Fürsten Lobkowitz, des Grafen Nostiz, des Grafen Czernin und anderer böhmischer Magnaten. Und doch fühlte der Kurfürst sich in diesen prächtigen und vornehmen Räumen nicht behaglich, da ihm der gewohnte Blick auf die weite Fläche des Friedrichsplatzes fehlte. Sobald der entthronte Fürst an das Fenster seines Palastes trat und hier die beiden böhmischen Infanteristen bemerkte, welche in ihren weißen Röcken mit grasgrünen Aufschlägen vor seinem Palais als Ehrenposten aufgezogen waren, so dachte derselbe unwillkürlich doch mit Wehmut daran, daß die stattlichen Söhne seines Landes in der ihm so lieben Uniform des Regiments Leibgarde oder der Garde du Corps einst bei ihm Wacht gehalten hatten. Umsonst hatte sich Prag, das goldene Prag, für den entthronten Fürsten mit dem reichsten Zauber seiner Pracht und Schönheit geschmückt. Prag mit seinen unzähligen Thürmen und Palästen war ihm doch kein Kassel geworden, und wenn die Wellen der Moldau auch noch so anmutig und gefällig fast von allen Seiten die uralte Stadt der Libussa umspülten, so sehnte sich doch das Herz dieses Fürsten mit unwiderstehlicher Gewalt nach den stillen Ufern der Fulda und den dunkeln Wäldern und Bergen, die sie umsäumten und die ihm von Jugend an so lieb und vertraut gewesen waren.

Bei allen Fehlern und bei allen Schwächen halte der letzte Kurfürst doch ein tiefes Gefühl und vornehme Regungen, wovon Excellenz von Weyrauch uns noch unlängst in diesen Blättern dankenswerte Mitteilungen gemacht hat. Auch Herr von Goeddäus und andere, die ihm früher nahe gestanden hatten, haben uns manchen schönen Zug aus dem Leben des heimgegangenen Fürsten erzählt. Eine große, fast kindliche Freude empfand der Kurfürst, wenn ihm während seines Exils in Prag Gelegenheit gegeben wurde, einen seiner früheren Unterthanen

bei sich empfangen und mit ihm über sein ihm so liebes Kassel und die hessische Heimat plaudern zu können.

Ein angesehener Kasseler Bürger, der lange Jahre in den städtischen Körperschaften eine einflußreiche Stellung bekleidet hatte, und der, obwohl er sich in die neuen Verhältnisse völlig hineingelebt, doch persönlich noch seinem angestammten Landesherrn Treue und Anhänglichkeit bewahrt hatte, war nach Prag gekommen und hatte eine längere Audienz bei Sr. Königlichen Hoheit in dem Palais der Waldsteingasse erhalten. Von dieser zurückgekehrt, hatte sich mein Gewährsmann sofort niedergesetzt und den Inhalt dieser Unterredung fast wörtlich niedergeschrieben. Diese Aufzeichnung war mir mit der Bestimmung von ihm übergeben worden, dieselbe später den Lesern des von ihm geschätzten „Hessenlandes" mitzuteilen. Dem Wunsche unseres längst verstorbenen braven Mitbürgers sei hiermit entsprochen.

Aus der Unterredung geht allerdings hervor, daß der letzte Kurfürst in betreff der preußischen Besitzergreifung und der von der Königlichen Regierung getroffenen Maßregeln doch hier und da falsche und übertriebene Mitteilungen erhalten hatte, die Sr. Königlichen Hoheit gegenüber richtig zu stellen, unser Gewährsmann nicht versäumt hat. Auch die Redeweise des Kurfürsten, der die Gewohnheit, in Infinitiven zu sprechen und durch Weglassung der Pronomina und Relativa die Sätze zu kürzen, angenommen hatte, wird uns eigenartig berühren. Diese kurze und prägnante Ausdrucksweise ist aber als charakteristisch auch in dem vorliegenden Referate beibehalten worden.

Nachdem der Hofmarschall und Flügeladjutant von Verschuer unsern Kasselaner im Empfangssalon zunächst freundlich begrüßt hatte, erhielt der Kammerdiener Befehl, den aus Kassel eingetroffenen Besuch Sr. Königlichen Hoheit zu melden.

Bei seinem Eintritt fand der frühere Unterthan seinen alten Landesherrn mit der rechten Hand aufgestützt an einem Schreibtisch sitzend. Der Kurfürst trug einen dunkelblauen, hoch zugeknöpften Oberrock, auf der Brust den Stern des goldenen Löwenordens. Er trug ferner dunkle Beinkleider, und eine schwarze Atlasbinde mit sog. Vatermördern, die der Kurfürst mit Vorliebe anlegte, sobald er in Zivil ging, fehlte auch jetzt nicht.

Nach einer Verbeugung führte sich unser Landsmann mit folgenden Worten ein:

„Königliche Hoheit wollen einem geborenen Kurhessen gestatten, seinem angestammten Landesherrn die ergebenste Aufwartung zu machen —" worauf der Kurfürst erwiderte: „O, sehr angenehm" und den Besucher auf einem Sessel an dem Schreibtisch neben sich Platz nehmen ließ.

In der Einleitung des nun folgenden Gesprächs, bei welcher der Kasselaner auf eine Begrüßung des Kurfürsten in seiner alten Residenz hindeutete, sagte dieser: „Ja, das wohl noch einige Zeit dauern wird! Wohl wissen, daß es ein kurhessisches Verhängnis ist, sieben Jahre fortbleiben zu müssen. Wissen doch von meinem Großvater, der auch hier gewesen ist. Nun mir sagen wollen, wie es in meinem lieben Kassel aussieht?"

Der Kasselaner: „Die großen Veränderungen in Europa sind auch in Kassel nicht spurlos vorübergegangen. Manches hat sich wohl zum Guten gewendet. Ich kann Königlicher Hoheit aber die Versicherung geben, daß vieles früher angenehmer war."

Der Kurfürst: „Mir in Kassel so etwas nie gesagt ist. Mir sagen wollen, wie es in der Aue jetzt aussieht? Man Alleen abmachen, alles umarbeiten, alles zu Geld machen will? Ob wahr ist?"

Der Kasselaner: „Doch wohl nicht in der Ausdehnung, wie Königliche Hoheit anzunehmen scheinen. Man hat in der Aue im letzten Winter abgeholzt, nicht mehr und nicht weniger wie sonst."

Der Kurfürst: „O, nein, besser weiß. Alleen abgeholzt haben, alles abreißen und verkaufen, alles zu Geld machen."

Der Kasselaner: „Königliche Hoheit, es sind in der Bellevue nur die eisernen Staketen abgenommen, und man sagt, Herr Oberpräsident von Möller, der ein großer Naturfreund ist, habe dieses nur der Aussicht halber gethan."

Der Kurfürst: „Ach was, Aussichten in Kassel immer genug gewesen sind."

Der Kasselaner: „Dann hat man auch das Orangerieschloß fertig ausgebaut."

Der Kurfürst: „O, gut bauen haben!"

Der Kasselaner: „Auch hat man bei der Restaurierung unsern hessischen Gefühlen Rechnung getragen, da man an Stelle der römischen Kaiser die Medaillons unserer hessischen Landgrafen gesetzt hat."

Der Kurfürst: „Ach was; Orangerieschloß ein ganz italienischer Bau ist. Die hessischen Landgrafen da gar nicht zu Hause sind."

Der Kasselaner: „Die Medaillons sind aber von kunstgeübter Hand gemacht, von Professor Hassenpflug."

Der Kurfürst: „Hassenpflug tüchtiger Mann, aber manchmal närrischer Kauz gewesen. Ich wohl wissen, daß er in Fulda in der Michaelskirche den St. Georg mit dem Drachen gemacht hat, aber an nackte Füße ihm Sporen geschnallt hat."

Während dieser Unterredung hielt der Kurfürst ein kleines Notizbuch in der Hand, in welches er von Zeit zu Zeit einen Blick warf. So brach er nach einem solchen Blick das Thema vom Orangerieschloß ab und fragte auf einmal ganz rasch:

„Wilhelmshöhe wohl auch ganz verändert? Wohl auch hier viel Aussicht gemacht haben? Alles verändern wollen und vergessen machen, wohl weiß das."

Der Kasselaner: „Wilhelmshöhe, Königliche Hoheit, ist doch im ganzen im früheren Zustand geblieben. Hofbauinspektor Knyrim und Hofgärtner Vetter sorgen noch heute für ausgezeichnete Instandhaltung der Anlagen und Gebäude."

Der Kurfürst: „Vetter ein sehr guter Hofgärtner ist und schon sorgen wird, daß mir alles in gutem Zustande erhalten wird. Schombardt jetzt gute Wirtschaft hat; bei Napoleon viel Geld verdient hat. Was wissen Sie von Napoleon?"

Der Kasselaner: „Zu dienen, Königliche Hoheit. Ich war bei der Restauration des Schlosses nach dem Abzuge Napoleons gerade oben."

Der Kurfürst: „Sehr interessant. Mir das alles erzählen wollen."

Der Berichterstatter erzählte nun dem Kurfürsten sehr weitläufig, wo Napoleon gewohnt hatte, Verschiedenes über die von ihm eingehaltene Hausordnung, wobei ihn der Kurfürst öfters, augenscheinlich sehr interessiert, lebhaft unterbrach. Bei der Bemerkung, daß das Arbeitszimmer des Kurfürsten auch das des Kaisers geworden sei, wurde der Kurfürst sehr erregt und sagte:

„Diesem Manne, diesem Erzspitzbuben, mein Zimmer eingeräumt haben —! Seinen Lohn bekommen hat, uns aber nichts hilft."

Beide verweilten noch längere Zeit bei diesem Thema, bei der Erzählung jedoch, daß Napoleon sich eine preußische Batterie zur Besichtigung hatte vorführen lassen, schüttelte der Kurfürst zweifelnd den Kopf. Als der Besucher einen Wagen vorfahren hörte, wollte er aufstehen und sich entfernen. Der Kurfürst sagte aber:

„Nur ruhig sitzen bleiben. Isabellen alle Tage kommen. Isabellen noch zwölf Stück habe. Müssen mal nach der Villa Kinsky gehen, meinen Marstall sehen. Schöne Besitzung, schöner Berggarten. Schöne, große Zimmer. Historische Nachbarschaft, Schlösser Wallenstein und Fürstenberg, wo Herzog von Friedland gewohnt hat. Auch keine schönen Zeiten damals waren."

Dann standen beide auf, und der Kurfürst sagte: „Nun einmal sehen, wie ich wohne." Er öffnete einen Salon, wo die Ölgemälde seiner sämtlichen Kinder hingen, und sagte: „Wohl kennen meine Kinder?" Auf die bejahende Antwort sagte der Kurfürst: „Nun meiner Frau auch noch einen Besuch machen." Er öffnete eine Saalthüre, und unser Kasselaner befand sich plötzlich der Fürstin von Hanau gegenüber. Der Kurfürst sagte: „Ich Dir einen Besuch aus Kassel bringe, der seine silberne Hochzeitsreise zu uns nach Prag gemacht hat", und fügte scherzend hinzu: „Ja, grüne Hochzeitsreise weit besser ist." Die Frau Fürstin von Hanau war ebenfalls sehr freundlich und erkundigte sich nach vielen Kasseler Persönlichkeiten, besonders nach einer Frau von Lepel, die lange im Hause unseres Gewährsmannes gewohnt hatte, und die sie öfters daselbst besucht habe.

Nach einer halbstündigen Unterhaltung begleitete Se. Königliche Hoheit den Besuch wieder bis in sein Zimmer zurück, schüttelte ihm die Hände, bedankte sich und sagte: „Sie haben mir eine große Freude gemacht."

Damit war die Audienz des Kasseler Bürgers bei seinem alten Landesherrn beendet.

Hessen-Darmstadts Abfall von Napoleon I.

Von Dr. phil. Bergér in Gießen.

(Fortsetzung.)

Am 24. Oktober überbrachte der bairische Major Prinz von Thurn und Taxis, Adjutant des Königs Max Joseph, dem Großherzoge Ludwig von Hessen einen Brief [1]) Wredes, der eine Aufforderung zum Beitritt zur Sache der Verbündeten enthielt. Es heißt darin unter anderem: „Da in wenig Tagen der Gang der Operationen starke Truppenabteilungen meiner unterhabenden Armee in Eurer Königlichen Hoheit Staaten führen wird, so liegt mir nichts mehr am Herzen, als der gesamten Armee sagen zu können, daß die großherzoglich hessischen Lande als föderative Staaten angesehen und behandelt werden sollen." Daher sei unbedingt nötig: die Entfernung des französischen Gesandten Vandeuil vom Darmstädter Hofe und der Anschluß der hessischen Truppen an die der Verbündeten. Der großherzogliche Hof glaubte, in Anbetracht der noch unsicheren Lage sich ablehnend verhalten zu müssen. Eine Wendung trat ein, als bald darauf der Hauptmann Fresenius von der Großen Armee in Darmstadt erschien und meldete, Prinz Emil von Hessen sei an der Spitze seiner Truppen bei Leipzig durch die Verbündeten gefangen genommen worden. Jetzt wagte man in Darmstadt einen Schritt vorwärts und ordnete am 26. Oktober den Baron

[1]) Veröffentlicht bei Arthur Kleinschmidt, S. 251.

du Thil nach Aschaffenburg ab, um mit Wrede zu verhandeln. Immerhin war die Lage noch nicht geklärt; daher verließ Großherzog Ludwig am 27. Oktober Darmstadt, um sich nach Mannheim zu begeben. Vor seiner Abreise ernannte er eine Landesdirektorialkommission von fünf Mitgliedern unter dem Vorsitze des Landgrafen Christian.

Am 30. und 31. Oktober hatte sich Napoleon bei Hanau den Durchmarsch erkämpft, ohne daß es Wrede gelingen konnte, ihn aufzuhalten. Napoleon kam am 31. Oktober, 3 Uhr nachmittags, in Frankfurt an und nahm sein Hauptquartier im Garten des Herrn von Bethmann. Am 1. November, nachmittags $1\frac{1}{2}$ Uhr, reiste er von Frankfurt ab, um sein Hauptquartier in Höchst am Main aufzuschlagen. Von hier begab er sich am 2. November nach Mainz. Nachdem Napoleon nach dem Rhein retiriert war, zogen die Verbündeten am 2. November in Frankfurt ein.

Die seit dem 26. Oktober von Baron du Thil begonnenen Verhandlungen mit Wrede wurden jetzt, da der letztere bei Hanau verwundet war, mit dem österreichischen General Fresnel fortgesetzt und führten am 2. November zum Abschluß der Militär-Konvention [2]) zu Dörnigheim a. M.

Eingangs dieses Vertrags betont der Großherzog Ludwig, „daß er es als der Wohlthat seiner Unterthanen gemäß erachtet habe, sich von der Rheinischen Konföderation zu trennen, um der heiligen Sache der koalliierten Allerhöchsten Mächte beizutreten". Die abgeschlossene Militär-Konvention sollte „bei dem unverzüglich mit den verbündeten Allerhöchsten Mächten abzuschließenden Definitiv-Traktate zur Basis dienen".

Der Dörnigheimer Vertrag enthält folgende drei Punkte:

Artikel I. Se. Königliche Hoheit machen Sich anheischig in der kürzest möglichen Zeit alle disponiblen Truppen in Ihren Staaten zu dem verbündeten österreichisch-baierischen Armeekorps stoßen zu lassen.

Artikel II. Verbinden Sich Se. Königliche Hoheit, diese Truppen nach Möglichkeit der in Ihro Gewalt stehenden Mittel zu vermehren und die Zahl und Gattung der in der Folge zu stellenden in dem Definitiv-Traktate bestimmt auszudrücken.

Artikel III. Diese Truppen werden stets einen integrierenden Teil der verbündeten Armee ausmachen und in dieser Hinsicht, so wie die der übrigen Allerhöchsten Alliierten verpflegt und behandelt werden.

[2]) Veröffentlicht bei Geo Frédéric de Martens, Nouveau recueil de traités d'alliance etc. Tome IV. Göttingen 1820. (Hofbibliothek Darmstadt.)

Der französische Gesandte Vandeuil in Darmstadt, der, wenn auch nicht von dem Abschlusse der Konvention unterrichtet, doch wohl die bevorstehenden Verhandlungen Hessens mit den Verbündeten vermuten mochte, traf am 4. November in Mannheim ein, um im Namen seines Kaisers vom Großherzoge eine bestimmte Erklärung abzufordern, welcher Partei er sich anzuschließen gedenke. Zu seiner Sicherheit bot der Gesandte in Napoleons Auftrage dem Großherzoge ein Asyl in der Schweiz, Frankreich oder Italien an. Vandeuil machte Ludwig Vorwürfe über die Verabschiedung seiner Truppen, die er doch dem Kaiser zur Unterstützung nach Frankreich hätte schicken sollen. Aber alle Überredungskünste und Drohungen, die in einer zweistündigen Unterredung der französische Gesandte anwandte, um Ludwig an Frankreichs Sache zu binden, scheiterten an dem festen Willen des Großherzogs, der durch den Umschwung der Verhältnisse gestärkt war. Vandeuil verließ Darmstadt und begab sich mit seiner Familie nach Mainz.

Der Frankfurter Vertrag vom 23. November 1813. [3])

Dem Vertrage von Dörnigheim folgte am 23. November der Vertrag zu Frankfurt, durch den der Anschluß des Großherzogs von Hessen in noch weiteren genaueren Bestimmungen vollendet wurde. Der Frankfurter Vertrag wurde abgeschlossen zwischen dem österreichischen Vertreter Baron Binder von Kriegelstein und dem hessischen Bevollmächtigten Guillaume Charles du Bos, Baron du Thil. Ein gleiches Exemplar dieses Vertrags wurde je unterzeichnet von dem russischen Vertreter Jean d'Anstett und dem preußischen Baron Wilhelm von Humboldt. Der Eingang des Schriftstücks beginnt mit den Worten: „Im Namen der heiligen Dreieinigkeit." Die fünf Artikel verbreiten sich über folgende Punkte: Artikel I bestimmt die Lossagung vom Rheinbunde. Artikel II verpflichtet den Großherzog, die Sache der deutschen Unabhängigkeit mit allen Mitteln zu unterstützen. Artikel III bespricht nochmals die Hilfeleistungen, die durch besondere Bestimmungen genauer festgelegt werden. Artikel IV sichert dem Großherzoge die Souveränetät und den Besitzstand zu. Dagegen verheißt der Großherzog, sich nach den Anordnungen zu richten, die später getroffen werden sollen, um Deutschlands Unabhängigkeit endgültig aufrecht zu erhalten. Durch Artikel V wird die schnellste Ausführung des Vertrages bestimmt.

[3]) Veröffentlicht bei Martens, Nouveau recueil de traités etc.

Ein ähnlich lautender Vertrag wurde am gleichen Tage zwischen dem Herzoge von Nassau und Österreich abgeschlossen. Dem Bündnisvertrage folgten an demselben Tage noch besondere Bestimmungen als Nr. 2: über den „Plan zu einer unter den deutschen Fürsten zu schließenden Vereinigung zur Herbeischaffung der Kriegskosten“ und als Nr. 3 „Unterhaltung der Truppen.“

Der Plan über die gemeinschaftliche Herbeischaffung der Kriegskosten berührt folgende Punkte: Die von dem Rheinbund sich lossagenden Fürsten verpflichten sich noch „mit ihrem Kredit mitzuwirken und diesen Kredit bis zum Betrage der Brutto-Einnahme ihrer Länder von einem Jahre auszudehnen“ (1). Der Betrag wird ermittelt nach den statistischen Tabellen oder nach den Verhältnissen zu der bekannten Seelenzahl (2). Die erhobenen Summen werden in 24 Raten von 3 Monaten zu 3 Monaten zurückgezahlt. Die verbündeten Mächte verpflichten sich, beim Friedensschluß einen Artikel aufzunehmen, durch den die richtige Zahlung der Schuld sicher gestellt wird (4). Vierteljährlich wird der 6. Teil des ganzen Betrags der Obligationen ausgelost und nebst Zinsen (6 %) zurückgezahlt (6). Gegen die Teilnehmer, die ihrer Verbindlichkeit nicht nachkommen, werden auf Antrag des Komités die nötigen Maßregeln ergriffen (9).

Die als Anhang III über die Unterhaltung der Truppen erlassenen Bestimmungen verbreiten sich über folgende Hauptpunkte: Österreich, Rußland und Preußen werden zur Verpflegung ihrer Heere den sechsmonatlichen Bedarf aus ihren Ländern nachschieben (1). Wasserfrachten werden bezahlt. In dem Gebiete der verbündeten Staaten sind die Fahrzeuge gegen den gewöhnlich üblichen Frachtsatz zu stellen (2). Das benötigte Fuhrwesen ist unentgeltlich zu stellen (3). Requisitionen für Bekleidungsbedürfnisse dürfen nur für Schuhe, Stiefel, Tuch und Beinkleider stattfinden (8). Die Requisition erfolgt nur durch den Korps-Kommandanten und durch die General-Intendanten. Die Bezahlung geschieht in Obligationen nach den landesüblichen Preisen (9). Sie findet statt für alle seit dem 1. November ausgeschriebenen Naturalien- und Bekleidungsbedürfnisse (10). Transporte, sowohl der eigenen Lieferungen als der von rückwärts ankommenden Ausschreibungen, werden als Kriegslast unentgeltlich geleistet (11). Jeder Bundesstaat übernimmt die Verpflegung seiner Truppen auf ein Jahr (12).

Die nach dem Frankfurter Vertrag Hessen zustehende Verpflichtung zur Leistung von Geldbeiträgen an die gemeinsame Kasse sowie zur Lieferung von Naturalien erforderte für das Land ganz bedeutende Opfer. Die Bildung hinreichender Magazine, die Lieferung von Lebensmitteln aller Art hielten nicht nur die unmäßigen Preise aufrecht, so daß z. B. ein Zentner Heu 5 Gulden kostete, sondern trieben sie noch weiter in die Höhe, da namentlich an Fourage ein großer Mangel in Aussicht stand. Jeder Staat mußte nach Verhältnis seiner Quadratmeilenzahl Beiträge und Lieferungen aufbringen; man nahm für das Großherzogtum Hessen 205 Quadratmeilen an. Dazu kamen noch Leistungen anderer Art, die im Vertrag gar nicht vorgesehen waren; so mußte z. B. die Provinz Starkenburg 500 Klafter Brennholz für die Vorposten in Hochheim liefern, obwohl letzteres im Herzogtum Nassau lag; hier fand sich aber wenig Holz. Zur Operationskasse mußte Hessen-Darmstadt nach dem Fuße von 40 Millionen Gulden Einkünfte beitragen, eine Summe, „die man hier wenig geneigt ist, als exakt anzunehmen, und von der man einen Rabatt zu erhalten hofft“.

Rückkehr des großherzoglichen Hofes und fürstlicher Besuch in Darmstadt.

Am 5. November kehrte der großherzogliche Hof von Mannheim nach Darmstadt zurück. An demselben Tage machte der Staatsminister von Lichtenberg durch folgende Proklamation[4]), die in der Großherzoglichen Landeszeitung veröffentlicht wurde, den Übertritt zu den Alliierten dem Lande bekannt: „Nachdem des Großherzogs von Hessen, unseres allergnädigsten Souveräns, Königliche Hoheit, Sich bewogen gefunden haben, mit den gegen Frankreich verbündeten und im Krieg stehenden Mächten unter dem 2. dieses Monats eine vorläufige Allianz-Konvention abzuschließen, durch welche Se. Königliche Hoheit aus den bisher mit Frankreich bestandenen Konföderations-Verhältnissen getreten, und der Sache der gegen Frankreich verbündeten Mächte beizutreten und Mitalliierter derselben geworden sind, so wird solches allen Dienern, Unterthanen und Angehörigen im ganzen Großherzogtum zur Nachricht und Nachachtung hierdurch zu dem Ende öffentlich bekannt gemacht, daß sie alle in die Großherzoglichen Lande einrückenden Truppen der alliierten Mächte als ihre treuen Freunde anzusehen, sie bestens aufzunehmen und sich von ihnen eine diesen Verhältnissen ganz entsprechende Behandlung zu gewärtigen haben.“

---

[4]) Veröffentlicht in der Großherzoglich Hessischen Zeitung auf das Jahr 1813.

Mit der Rückkehr des Hofes hörte die fünfgliedrige Kriegs-Landeskommission auf, und an ihre Stelle trat eine Landes-Kriegskostenkommission unter dem Vorsitze des Freiherrn von Biegeleben. Am 6. November um 11 Uhr zog Kaiser Franz von Österreich in Frankfurt ein. Der bereits anwesende Kaiser von Rußland ritt ihm auf der Hanauer Landstraße entgegen. Eine halbe Stunde vor der Stadt trafen sich die beiden Monarchen, die sich dann durch die Allerheiligengasse, Zeil, Katharinenpforte, Römerberg nach dem Dom begaben, woselbst ein feierliches Te-Deum für die glorreichen Tage von Leipzig und Hanau abgehalten wurde. Darauf fand eine große Truppenschau statt. Alle Straßen, alle Fenster und viele Dächer waren von Menschen besetzt, und „die ehrwürdigen Stätten, die mehre Jahrhundert Zeugen deutscher Einheit waren, ertönten wieder von tausend Stimmen freier Deutschen". Abends besuchten die Majestäten das Schauspielhaus, in dem die Oper „Titus" von Mozart gegeben wurde, bei welcher Gelegenheit die Majestäten mit lautem Jubel und Trompeten- und Paukenschalle begrüßt wurden. Nachts war die ganze Stadt erleuchtet. Am 13. November nahm der Kaiser von Österreich in Frankfurt die Huldigung des Großherzogs von Baden, des Erbgroßherzogs von Hessen und des Prinzen Christian von Hessen entgegen. Am 19. November besuchte der König von Baiern auf der Rückreise von Frankfurt den großherzoglichen Hof zu Darmstadt und verließ die Stadt wieder am 20. Am 27. machten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in Begleitung der Frau Erbgroßherzogin von Weimar, des Kronprinzen und der Prinzen Wilhelm und Friedrich von Preußen am großherzoglichen Hofe ihre Aufwartung. An demselben Tage verließen die hohen Gäste wieder Darmstadt, der König von Preußen begab sich nach Frankfurt, der Kaiser von Rußland nach Heidelberg. Am 2. Dezember erneuerte der russische Herrscher seinen Besuch in Darmstadt, desgleichen am 12. Dezember, „worauf bei Hofe große Tafel und am Abend Ball gegeben wurde, wobei auch des Kronprinzen und der Prinzen Wilhelm und Friedrich von Preußen Hoheit und der Frau von Thurn und Taxis Durchlaucht zugegen waren. Diesen Morgen (am 13.) ließen des Kaisers Majestät Ihre Infanterie-Garde in Parade vor sich vorbeidefilieren und reisten am Abend nach Heidelberg ab".[5]) Darmstadt war von fremden Truppen überfüllt; soll doch der Kaiser von Rußland allein über 11 000 Russen Revue abgehalten haben.

[5]) Großherzoglich Hessische Zeitung auf das Jahr 1813.

(Fortsetzung folgt.)

Unterm Hollunderbaum.

Historische Erzählung aus Oberhessen von O. Gros.

(Fortsetzung.)

Gottes Güte schenkte der Pfarrfamilie in den nächsten Jahren zwei Kinder. Das älteste ward 1723 geboren und ward nach seiner Großmutter und Patin Marie genannt. Das zweite Kind war ein Söhnlein, und Radefeld hätte es gerne über die Taufe gehoben als Pate; da jedoch Pfarrer Laukhardt nach der Sitte jener Zeit nur einen Paten nahm, und sein Bruder, der darmstädtische Rentmeister Philipp Jakob Laukhardt zu Lichtenberg, um die Patenschaft gebeten hatte, so lehnte Laukhardt die Patenschaft Radefelds dankend ab und nannte sein Söhnlein Philipp Jakob.

Im September 1725 ward der Koadjutor Radefeld als hanauischer Amtmann nach Selters versetzt. Ihm war der Aufenthalt in Hirzenhain verleidet. Die Pfarrfrau, deren Bild er noch im Herzen trug, mochte er nicht länger als eines andern Hausfrau vor Augen sehen; von Laukhardt selbst fühlte er sich seit der Ablehnung der Patenschaft gekränkt, und so nahm er denn, als die Amtmannsstelle in Selters vakant wurde, mit Erfolg die Fürsprache des gräflich hanauischen Hofkellerers Küfner in Bruchköbel in Anspruch, um diese zu erlangen.

Der Abschied von Radefeld that dem Pfarrer Laukhardt von Herzen leid; denn wenn auch das Verhältnis zwischen ihm und Radefeld seit seiner Verheiratung und besonders seit der Geburt seines Söhnleins etwas getrübt worden war, so war es doch dem arglosen Gemüt Laukhardts kaum aufgefallen, daß Radefelds Benehmen kühler war als früher. Pfarrer Laukhardt war indessen auch nicht in der Lage, sich hierüber viel Gedanken zu machen, denn etwas anderes hatte kurz nach Radefelds Versetzung Kummer und Sorge in sein Haus getragen.

Seine Stieftochter Elisabeth von Bruchköbel kam mit allen Anzeichen des Schmerzes und Herzeleids nach Hirzenhain zum Besuch, und sie erzählte, daß ihr Mann durch seine Unfähigkeit, Geldgeschäfte zu verwalten, durch verschiedene Mißgeschicke und Unglücksfälle, sowie nicht am wenigsten durch

seine Spielsucht, eine Leidenschaft, der er im Geheimen fröhnte, tief in Schulden geraten sei und zwar mit herrschaftlichen Geldern. Mit Thränen und Schluchzen berichtete sie, daß die Hanauer Herrschaft über sechstausend Gulden von ihm zu verlangen habe.

Der Graf sei gestern bei ihnen in Bruchköbel gewesen und habe gedroht, wenn nicht Küfner binnen acht Tagen die Summe bezahle oder doch einen annehmbaren Bürgen stelle, so werde er seines Amtes entsetzt und als „gottloser Schuldenmacher" ins Gefängnis geworfen. Nur die Rücksicht auf Küfners einflußreiche Verwandschaft habe den Grafen abgehalten, schärfere Maßregeln zu ergreifen.

Auf der Herreise habe sie bereits beim Amtmann Radefeld in Selters vorgesprochen und ihn gebeten, ihrem Manne durch Übernahme der Bürgschaft zu helfen, da derselbe ihm ja auch geholfen habe, die Stelle in Selters zu erlangen. Der Amtmann Radefeld aber habe die Achseln gezuckt und erklärt: „er bedaure sehr, aber bei den jetzigen Zeitläuften sei das Geld so rar, und er wisse wirklich keinen Ausweg, wie dem Herrn Amt- und Hofkellerer, den er im übrigen sehr hoch schätze, zu helfen sei".

„Ich weiß keinen anderen Rat," schloß Elisabeth ihre Klage, „als daß Ihr mir helft, lieber Vater; ja um Gottes Barmherzigkeit willen helft doch, und laßt uns nicht im Stich; was soll denn sonst aus mir werden und meinen fünf Kindern?" und dabei warf sie sich ihrem Vater zu Füßen und umfaßte schluchzend seine Kniee.

Laukhardt war ein bibelfester Mann, aber bei dem Jammer seiner Tochter dachte er nicht an die alttestamentlichen Worte aus den Sprüchen Salomos: „Wer für einen andern Bürge wird, wird gewiß Schaden haben," und: „Es ist ein Narr, wer in die Hand gelobt und Bürge wird für seinen Nächsten," oder was Sirach sagt: „Bürge werden hat schon viele reiche Leute verderbet", sondern er wandte seinen Blick hinüber nach seiner Frau, die still weinend dabeisaß, und als sie ihm ermunternd zunickte, da zog er die vor ihm Knieende herauf an seine Brust und sagte: „Sei getrost, Elisabeth, um Deiner verstorbenen Mutter willen sollst Du nicht im Stich gelassen werden. Wenn ich auch selbst nicht weiß, wie ich eine solche Summe aufbringen sollte, so will ich doch die Bürgschaft übernehmen; aber Du und Dein Mann müßt sehen, wie Ihr alsbald die ungeheuere Summe könnt anfangen zu tilgen, daß ich nicht selbst noch zu Schaden komme."

Mit den herzlichsten Dankesworten versicherte Elisabeth, alles thun zu wollen, was nur möglich sei, um ihrem lieben Vater jede Unannehmlichkeit zu ersparen; sie selbst wolle sich mit ihres Mannes Rechnungsbüchern vertraut machen, und so hoffe sie, im Lauf der Jahre die Schuld abtragen zu können.

Tags darauf reiste Elisabeth in aller Frühe zurück, den wohlverbrieften und versiegelten Schuldschein in der Tasche, um ihrem Manne die frohe Botschaft zu bringen, und im Pfarrhaus zu Hirzenhain ging alles wieder seinen gewohnten Gang.

Im November 1726 wurde im Pfarrhaus ein zweites Töchterlein geboren, das die Namen Sabine Christiane erhielt nach seiner Taufpatin, der Tochter des Kreisleutnants Vigelii zu Wenings.

Ein weiteres Jahr verfloß, welches die Pfarrfamilie mit Gottes Hülfe glücklich und gesund verlebte; Pfarrer Laukhardt stand in freundschaftlichem Verkehr mit seinem Schwiegersohn, dem Pfarrer zu Wenings, sowie mit seinem Schwager, dem dortigen Kreisleutnant, besonders aber auch mit dem schon vorhin genannten lutherischen Pfarrer Leidenfrost zu Ortenberg.

Da endlich kam die Stunde für den Grafen von Hanau, Rache zu nehmen an dem tapferen Pfarrer, der vor 17 Jahren im Ortenberger Kirchenstreit so tapfer „für das Vaterland" gefochten hatte.

Viertes Kapitel:

Der falsche Freund.

Mit Radefeld war der Verkehr fast gänzlich eingeschlafen. Der weite Weg von Hirzenhain nach Selters, sowie die vielfachen Amtsgeschäfte verhinderten den Pfarrer Laukhardt „seinen alten Bekannten und Freund" — wie Radefeld immer in der Chronik genannt wird — aufzusuchen, zumal ihn sein Familienglück auch vielfach ans Haus fesselte. Radefeld dagegen hatte in den letzten drei Jahren noch mehrfach die Gastfreundschaft des Hirzenhainer Pfarrhauses in Anspruch genommen, was übrigens der Pfarrfrau niemals sehr angenehm war, denn sie mochte den Amtmann nicht leiden; allerdings verlieh sie ihren Gefühlen keine Worte, nicht einmal gegen ihren Mann, weil sie sah, wie sehr derselbe sich freute, so oft „sein alter Bekannter und Freund" ihn besuchte.

Deshalb sagte sie auch nichts dawider, als am 2. November einige Hirzenhainer Ortsbürger, die vom Ortenberger „Kalten Markt" heimkehrten, ein Brieflein des Amtmanns Radefeld überbrachten, in dem dieser seinen lieben Freund Laukhardt einlud, ihn doch endlich einmal in Selters zu besuchen und so die alte Freundschaft zu erneuern. „Ich würde mich sehr freuen," lauteten die Schlußworte des Briefes, „wenn Ihr, mein lieber Freund, am nächsten Sonntag Nachmittag zu mir kommen und von der Gastfreundschaft eines hanauischen Amtmanns Gebrauch machen wolltet."

Für Laukhardt war diese Einladung eine große Freude.

Am kommenden Sonntagnachmittag sattelte er seinen Braunen, nahm Abschied von Frau und Kindern und ritt wohlgemut nach Selters zu, ohne zu ahnen, daß er seine liebe Frau auf Erden niemals mehr wiedersehn sollte.

Er ritt über Lißberg und Ortenberg nach Selters, fragte nach dem Haus des Amtmanns Radefeld und ward von diesem auf das freundlichste bewillkommt.

Radefeld ließ einen kleinen Imbiß kommen, und bald saßen die beiden alten Freunde in traulichem Gespräch beim Mahle, wenn es auch Pfarrer Laukhardt auffiel, daß sein Freund so unruhig und zerstreut war und alle Augenblicke aus dem Fenster schaute, gleich als wenn er jemand erwartete.

Laukhardt, der seinen Blicken folgte, sah, wie zwei Landjäger in der gräflich hanauischen Uniform, in voller Rüstung mit Flinte und Säbel auf das Haus zukamen.

„Nun, lieber Freund, habt Ihr denn auch am Sonntag keine Ruhe vor Amtsgeschäften?" fragte er den Amtmann.

„Es scheint so", entgegnete Radefeld kurz, seinen Gast mit scheuem Blick streifend.

Unterdessen traten auch schon die Landjäger ins Zimmer und Radefeld befahl ihnen in herrischem Ton: „Bindet den Mann hier und liefert ihn sicher nach Hanau ins Gefängnis!"

Pfarrer Laukhardt schaute seinen Freund mit irrem Blick an, ungewiß, ob es Ernst oder Scherz sei, — aber es war bitterer Ernst, denn schon waren die Landjäger herzugetreten und hatten dem bestürzten Pfarrer, der gar nicht daran dachte, sich zu wehren, die Hände gefesselt. Da begriff Pfarrer Laukhardt, daß er einem tückischen Judasstreich zum Opfer gefallen war; Thränen stürzten ihm aus den Augen, fassungslos sank er auf seinen Sessel nieder.

Die beiden Landjäger wußten nicht, was sie aus der Sache zu machen hatten, und erwarteten weitere Befehle des Amtmannes; dieser kehrte ihnen indessen den Rücken zu und trommelte ungeduldig an den Fensterscheiben.

Nach einigen Minuten hatte sich Pfarrer Laukhardt wieder soweit gefaßt, daß er reden konnte.

„Radefeld, lieber, lieber Freund," flehte er, „ist das Euer Ernst, daß Ihr mich armen Mann ins Unglück stürzen wollt? denkt Ihr denn nicht an unsre alte, langjährige Freundschaft? Hab' ich Euch je etwas zu Leids gethan? Wie wollt Ihr den Kummer verantworten, den Ihr über meine liebe Frau und meine lieben Kinderlein bringt? O, Ihr kennt ja meine Kinder, erbarmt Euch meiner doch um ihretwillen! Ach, lieber Freund, so redet doch und erbarmt Euch meiner!"

Der Amtmann aber antwortete seinem Freunde und Gast kein Wort, sondern befahl nochmals mit rauher Stimme: „Thut, was ich Euch befohlen habe!" und verließ das Zimmer, um in sein nebenliegendes Schlafgemach zu treten.

Nun sah Laukhardt, daß alle Hoffnung verloren sei, daß alles Bitten und Flehen vergeblich sein würde; denn die beiden Landjäger rissen ihn empor und führten ihn aus dem Hause, und trotzdem die Nacht hereingebrochen war, geradewegs auf die Landstraße nach Hanau zu.

Die ganze Nacht hindurch dauerte der Marsch, während dessen Pfarrer Laukhardt manch heißes Gebet zu Gott emporsandte und viele bittere Thränen vergoß.

In der Frühe des nächsten Morgens begegnete ihnen eine Schar Landleute, die von Frankfurt zurückkehrten, und dabei erkannte Laukhardt einen Hirzenhainer, der ganz erschrocken stehen blieb, als er seinen lieben Pfarrer, von zwei Landjägern transportiert, des Weges kommen sah.

Pfarrer Laukhardt rief ihm schluchzend zu: „Ach, Straub, sagt doch meiner Frau, daß der Amtmann Radefeld an mir gehandelt hat wie ein rechter Judas und mich gefangen nach Hanau einliefern läßt." —

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Authentisches über die Vergiftung des Hoflakaien Bechstädt. Über den Fall Bechstädt sind in letzter Zeit wieder verschiedene Meinungen laut geworden. Da es nun wohl von allgemeinem Interesse sein dürfte, etwa bestehende Zweifel aufzuklären, so möchte ich eine kurze Abfassung aus dem Tagebuch meines Großvaters, des Leibarztes Sr. Königlichen Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten, Geheimen Hofrats und Generalstabsarztes Dr. Bäumler, in wörtlicher Abschrift zur Verfügung stellen.

„Mit dem neuangehenden Jahre 1822 trat auch bald neuer Verdruß ein, besonders aber ereignete sich ein Unglück an unserem Hofe, das mir trotz der größten Mühe und pflichtmäßigster Diensterfüllung recht viel Verdruß machte. Es ging nämlich Se. Hoheit der Kurprinz im Monat Januar zweimal verschiedenmal auf die Maskerade, in der

angenehmen Überzeugung, nicht gekannt zu sein. Um diese Überzeugung um so gewisser fassen zu können, ging der Prinz in den letzten Tagen des Januar mit dem Hoflakai Bächstedt ganz allein auf den Maskenball; die Sache selbst war sehr verschwiegen gehalten worden, und um gar kein Aufsehn zu erregen, waren Herr und Diener in schwarze Dominos gleich gekleidet. Dennoch aber trieb die Bosheit in dieser Nacht ihr Spiel, und jener unglückliche Bächstedt, ein sehr braver Mann und Vater einer Familie von vier unerzogenen Kindern, wurde das Opfer eines ihm gereichten Giftkelches. Die Vergiftung selbst war nach seiner Angabe durch eine Maske in schwarzem Domino, welche ihm ein Glas Grog gereicht hatte, des Nachts gegen ein Uhr geschehen; er hatte sich kurz darauf sehr unwohl gefühlt, Schmerz und Erbrechen bekommen, was ihn genöthigt hatte, schnell nach Hause zu gehn, und so hatte er sich unter den fürchterlichsten Schmerzen die ganze Nachmitternacht herumgequält, bis es ihm am Morgen gegen 6 Uhr erst mit den Seinigen einfiel, nach Hülfe zu schicken, und wurden mir dann um diese Zeit schnell hintereinander drei Boten geschickt.*) Ich begab mich so schnell als nur möglich zu demselben und fand ihn in der bedauernswürdigsten Lage und dem Tode nahe. Die Zeichen einer stattgehabten Arsenikvergiftung lagen zu hell am Tage, weshalb ich auch nicht verfehlte, hiergegen speziell die nötigsten Maßregeln zu ergreifen. Nachdem die erforderlichen Gegengifte verordnet und nebst anderen Heilmitteln angewendet waren, säumte ich nicht, schleunigst dem Prinzen von dem Unglücksfall Meldung zu machen und ihm den wahrscheinlich unglücklichen Ausgang der Sache wissen zu lassen. Dann wurde der Polizei Anzeige gemacht, und hierauf ersuchte ich nicht allein zu meiner Sicherstellung, sondern auch zum Heil des unglücklichen Kranken den Ober-Hofrat H....., sich mit mir zu demselben zu begeben und mir in diesem höchst wichtigen Falle seinen Rat zu erteilen, welcher sich aber nicht sofort mit mir zu dem Kranken begab, sondern zuvor dem Kurfürsten von meiner Anzeige Meldung machte und dann nach einer halben Stunde mit dem Obermedizinaldirektor G......... zu dem Kranken kam, dessen Zustand sich bis dahin sehr verschlimmert hatte. Beide erkannten den Zustand des Kranken für Vergiftung, stimmten vollkommen mit meiner ihnen angezeigten Behandlungsart überein und rieten außer noch einigen Senfpflastern als Gegenmittel nichts mehr an. — Schon gegen 8 Uhr war Bächstedt tot, und nach wenigen Stunden entstand bei den beiden obengenannten Herren der Gedanke, daß jenes Leiden auch eine Cholera gewesen sein könnte und dann meine gereichten Gegengifte höchst nachteilig gewesen wären. — Die Sektion wurde am nächstfolgenden Tage im Beisein vieler Ärzte von einer gerichtlichen Kommission unternommen, und es ergab sich bald, daß sowohl der Schlund als auch der Magen von einer Menge weißer Körner nicht allein entzündet und brandig, sondern sogar auf mehreren Stellen fast durchfressen waren. Dennoch aber stimmten die Herren G. und H. noch nicht vollkommen für Vergiftung, ja, es ging soweit, daß man mir sagen konnte, es sei möglich, daß jene weißen Körner die von mir in Mandelöl und Wasser aufgelöste Schwefelleber sein könnte, und nach dieser schönen Rede hätte ich denn erst durch meine Behandlung ein Mittel dem Kranken zugeführt, was als Gift hätte wirken können. — Auch riet man mir noch Mittel an, welche ich, wenn es wirklich Vergiftung gewesen wäre, hätte in Anwendung bringen sollen, worauf ich aber mit ganz dürren Worten entgegnete, daß ich ihren Rat am Krankenbette erbeten hätte, jetzt aber, nachdem sie den Orfilla Zeit gehabt hätten zu lesen, könne mir der Rat am Sektionstisch nichts mehr nützen.

Schon in den ersten Tagen begann die chemische Untersuchung des herausgenommenen Magens und dessen Inhalts, und es ergab sich bald, daß meine Aussage gegründet war, indem sich an 30 Gran Arsenik darin fanden. Daß diese bis dahin zweifelhafte Sache mich sehr beunruhigen mußte, war wohl außer Zweifel, indem mein Ruf dabei auf dem Spiel stand; dennoch aber hatten die hohen Herren nicht einmal soviel schonendes Gefühl für mich, daß sie mich das Resultat der Untersuchung zu meiner Beruhigung hätten wissen lassen, wenn ich es nicht durch den Assessor F. gleich nach vollbrachter Untersuchung wäre gewahr worden. Zentnerschwere Steine wälzten sich mir bei dieser Nachricht vom Herzen, und nur darin fand ich hinreichende Ruhe, daß meine Ansicht gegen die der hochweisen Herren als die richtigere sich bestätigt hatte. Auch Se. Hoheit der Kurprinz nahm an der Sache für die Erhaltung meines Rufs vielen Anteil und ließen mich, nachdem sie die Nachricht über das Resultat der Untersuchung durch den Obergerichtsrat Sch..... gehört, es sofort wissen. Wenn zwar der Kurfürst mir den harten Vorwurf machte, daß ich, nachdem ich zum Kranken verlangt, nicht schnell genug bei Hand gewesen wäre, so ließ er mir doch noch durch den Hofmarschall v. D...... an dem-

*) H. von Treitschke schildert im 3. Band seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert", Seite 533, die Wirkung des gereichten Grogs, den Thatsachen widersprechend, in nicht zu übertreffender Kürze mit den Worten: „Der Mann nahm, trank und stürzte vergiftet zu Boden." (!) D. Red.

selben Tage sagen, daß ich über den mir gemachten Vorwurf mich beruhigen möchte, indem er später eines Besseren über mich berichtet worden wäre. — Die unglückliche Witwe erhielt mit ihren vier Kindern von Sr. Hoheit dem Kurprinzen das Gehalt des Mannes als Pension; und die Sache blieb so, ohne daß es den größten Bemühungen der Gerichte möglich gewesen wäre, den Bösewicht, welcher die That verübt, auszumitteln."

E. Bäumler.

Aus Heimat und Fremde.

Zentennarfeier. Am kommenden 20. August werden bekanntlich seit der Geburt des letzten Kurfürsten von Hessen Friedrich Wilhelm I. hundert Jahre verflossen sein. Das Andenken an diesen Fürsten soll in Kassel durch eine Gedächtnisfeier in der Hof- und Garnisonskirche, durch eine Ausstellung von Gegenständen, die auf den Kurfürsten Bezug haben, sowie durch einen Vortrag des Herrn Kabinetsrats Adolph Schimmelpfeng gefeiert werden. Auch ist ein Festessen der ehemaligen kurhessischen Offiziere geplant.

Fuldaer Geschichtsverein. Am 23. April hielt der Fuldaer Geschichtsverein im großen Saale der „Harmonie" eine Versammlung ab, die von Herrn Professor Dr. Leimbach, dem stellvertretenden Vorsitzenden, eröffnet wurde. Den ersten Vortrag hielt Herr Stadtarchivar Dr. Kartels über die Geschichte der Pest in Fulda. Vom Auftreten dieser Krankheit im Altertum beginnend, gab Redner einen geschichtlichen Abriß derselben bis zur Gegenwart und verbreitete sich darauf über die Pest in Deutschland und besonders im Fuldaer Gebiet Mitte des 14. Jahrhunderts. Die Erinnerung an diese Schreckenszeit ruft noch heute die alljährlich nach dem Frauenberg stattfindende Pestwallfahrt wach. Da die Pest aber auch im 16. und 17. Jahrhundert in Fulda auftrat, so legte der Vortragende die Ursachen dar, durch die eine solche schreckliche Seuche damals festen Fuß fassen konnte. Sodann hielt Herr Bibliothekar Dr. Scherer einen Vortrag über die Barockbauten in Fulda, zu denen der Dom und die Orangerie zählen, und über den Baumeister Johann Dientzenhöfer, unter Zugrundelegung zweier in jüngster Zeit erschienener Werke: „Beiträge zur Geschichte der Dientzenhöfer" von Weigmann, und: „Eine Bamberger Künstlerfamilie" von Schmerber. Redner brachte manches Neue, so auch über das Dientzenhöfersche Haus, dessen jetzige Inhaberin, Frau Hauptmann Henkel, die Forschungen bereitwilligst unterstützt hatte, und sprach zum Schluß über das Deckengemälde im Orangeriegebäude, welches erläutert und auf seine Vorlage verfolgt wurde. Beiden Rednern sprach der Herr Vorsitzende den Dank des Vereins aus, wonach die Versammlung geschlossen wurde.

Freie Feder. In den letzten Versammlungen der Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder" kamen u. a. Gedichte von Karl Preser und das vieraktige Lebensbild „Lear in der Dachstube" von B. von Bodenhausen zur Vorlesung.

Jubiläum. Am 28. April beging Herr Kreistierarzt Textor in Ziegenhain sein 50 jähriges Berufsjubiläum. Nach seiner Approbation ließ er sich 1853 in Neukirchen nieder, wurde 1862 Kreistierarzt in Gelnhausen und übernahm am 4. Mai 1864 dieselbe Stelle in Ziegenhain, die er seitdem ununterbrochen in gewissenhaftester und erfolgreichster Weise verwaltet, wie dies in einem Schreiben des Herrn Regierungs-Präsidenten von Trott zu Solz, das dem Jubilar an seinem Ehrentag überreicht wurde, besonders hervorgehoben worden ist. Der Stadtverordneten-Versammlung und später dem Magistrat von Ziegenhain gehörte er lange Zeit an und ist noch heute Mitglied des Kreistags und des Kreisausschusses. Geboren ist Herr Kreistierarzt Textor am 24. April 1827 in Fritzlar.

Todesfälle. In Marburg starb am 13. Mai der Landesgerichtspräsident z. D. Geheime Ober-Justizrat Dr. jur. Anton Schultheis. Am 13. Februar 1823 zu Fulda als Sohn des damaligen Obergerichtsrates, nachherigen Oberappellationsgerichtsrates Schultheis, geboren, verlebte er seine Schuljahre in Marburg und Kassel. In Marburg, wo er dem Korps „Teutonia" angehörte, und in Heidelberg studierte er die Rechte, wurde 1845 Obergerichtsreferendar in Kassel, 1852 Amtsassessor in Fulda und im selben Jahre noch Obergerichtsassessor in Kassel. Das Jahr 1866 fand ihn daselbst als Obergerichtsrat. Alsdann war er dort Appellationsgerichtsrat und Kreisgerichtsdirektor. 1875 wurde er zum Obertribunalsrat und 1879, unter Beilegung des Charakters als Geheimer Ober-Justizrat, zum Landgerichtspräsidenten in Marburg ernannt. Am 14. November 1895 feierte er unter großen Auszeichnungen sein

50jähriges Dienstjubiläum. Am 1. Oktober 1899 trat er auf sein Nachsuchen in den Ruhestand. Seine Gattin, eine Tochter des Ober-Medizinalrates Dr. Bauer in Kassel, verlor er am 28. Mai 1898. Der Dahingeschiedene war ein hervorragender Jurist, dessen Hauptgebiet das Zivilrecht war. Ein umfassendes Bild von Anton Schultheis' sonstigen Eigenschaften gab die juristische Fakultät der Universität Marburg bei der Verleihung des Diploms eines Doktors beider Rechte, indem sie ihn darin einen „durch Würde, Wohlwollen, Thatkraft, Billigkeit und Lauterkeit des Charakters gleichmäßig ausgezeichneten Mann" nannte. — In Darmstadt starb der Ober-Konsistorialrat und Prälat Dr. Viktor Habicht. Derselbe hatte am 5. Februar noch in voller Rüstigkeit, wie wir in Nr. 5 dieses Jahrgangs berichtet, sein 80. Lebensjahr vollendet. — In seiner Villa zu Wilhelmshöhe verschied am 29. Mai der in den weitesten Kreisen Hessens bekannte und angesehene Großhändler Louis Reuse nach kurzem Krankenlager im 59. Lebensjahre. Geboren zu Holzhausen im Reinhardswalde widmete er sich dem Kaufmannsstande und war in dieser Laufbahn von außergewöhnlichem Erfolg begleitet, wozu seine praktischen, gesunden Anschauungen und seine Thatkraft das Ihrige beitrugen. Er war bei vielen gemeinnützigen Unternehmungen beteiligt und hat sich um seine Mitbürger manche Verdienste erworben.

Denkmalseinweihung. Ein Leser unserer Zeitschrift schreibt: „In den Tagen vom 21. zum 23. Mai wurde auf der Göpelskuppe bei Eisenach in Gegenwart von etwa zweitausend alten und jungen Burschenschaftern das große, herrliche Denkmal geweiht, das die deutsche Burschenschaft dem Andenken an die Reichsgründung und die gefallenen Mitstreiter errichtet hat. An der Feier nahmen alle 60 deutschen Burschenschaften mit ihren Fahnen teil, darunter die Alemannen, Arminen und Germanen aus Marburg, sowie die Alemannen und Germanen aus Gießen. Uns allen, die wir das schöne Fest mitfeiern konnten, wird es unvergeßlich bleiben, nicht zum wenigsten auch die erhebende Wartburgfeier im Burghofe der ehrwürdigen Veste. Den lieben hessischen Teilnehmern und Teilnehmerinnen besten Gruß!"

P. W.

Personalien.

Ernannt: die Landesbankräte Dr. Osius, Freiherr Wolff von Gudenberg und Dr. Weigel zu Landesräten; Dr. Emil Maurmann in Marburg zum Bibliothekar an der Königlichen Bibliothek in Berlin; Hülfslehrer Schmidt in Kassel zum Königl. Baugewerkschullehrer; die Referendare Bröckelmann, Hornthal und Schenk zu Gerichtsassessoren; die Rechtskandidaten Berlit und von Boxberger zu Referendaren.

Verliehen: dem Direktor des Gymnasiums zu Hersfeld Dr. Konrad Duden der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Oberlehrer a. D. Professor Dr. Hasselbaum zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Klasse.

Versetzt: Amtsgerichtsrat Weihe von Bünde in Westfalen an das Amtsgericht zu Kassel; Kataster-Inspektor Steuerrat Henning in Schleswig in gleicher Diensteigenschaft nach Kassel.

Entlassen: der außerordentliche Professor in der theologischen Fakultät der Universität Marburg Lic. Cremer zum Zweck des Übertritts in das Pfarramt; der Referendar Dr. Pieper aus dem Justizdienst behufs Übertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung.

In den **Ruhestand** getreten: die königlichen Kammermusiker Kogel, Ludwig und Timpe zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Oberbuchhalter Julius Stippich und Frau (Kassel, 18. Mai); Kaufmann Willy Fischer und Frau Gisela, geb. Falkenhayner (Kassel, 22. Mai); Fabrikant Fritz Heine und Frau Emma, geb. Joedicke (Kassel, 23. Mai); prakt. Arzt Dr. med. W. Schlaefke und Frau (Kassel, 25. Mai); eine Tochter: Fabrikant Oskar Ernst und Frau (Kassel, 14. Mai); prakt. Arzt Dr. med. Fuhr und Frau, geb. Liebrich (Niederzwehren, 21. Mai).

Verlobt: Dr. phil. Karl Fries mit Fräulein Emmy D. Moesta (Marburg in Hessen, Mai).

Gestorben: Geheimer Ober-Justizrat Dr. jur. Anton Schultheis, Landgerichtspräsident z. D., 79 Jahre alt (Marburg, 13. Mai); Frau Hermine Schlemming, geb. Werner, 54 Jahre alt (Kassel, 14. Mai); Frau Helene Rocholl, geb. Heckler, 81 Jahre alt (Kassel, 14. Mai); Pfarrer Fromme, 48 Jahre alt (Lohne, 18. Mai); Frau Mathilde von Kutzleben, geb. Powalky, 82 Jahre alt (Gelnhausen, 21. Mai); Arzt Dr. Lohmann, 55 Jahre alt (Hofgeismar, 23. Mai); Privatmann Louis Hering aus Kassel, 71 Jahre alt (Neunkirchen, Reg.-Bez. Trier, 24. Mai); Großhändler Louis Reuse, 59 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 29. Mai).

Briefkasten.

C. G. in F. Die „alten Akten" werden demnächst erscheinen.

E. F. in Frankfurt a. M. Das erwähnte Bild ist von dem Photographen Herrn Machmar in Kassel photographiert worden und von demselben zu beziehen. Die Namen der damaligen Magistratsmitglieder sollen nach Möglichkeit festgestellt werden.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1902.

Der junge Sieger.

I.

Unter den Tiefen im Nebelmeer,
In Finsternissen liegt die Welt.
Die Macht des Lichtes ist zerschellt
An wilder Riesen schwarzer Wehr,
Die sich, ein Wetterwolkenheer,
Der Sonne kühn zum Kampf gestellt.
Und kalten Auges stiert die Nacht
Und freut sich ihrer Siegermacht.
Und ihr zur Seite hockt der Tod,
Der von der Sense längst das Rot,
Des letzten Lebens warmen Schaum,
Abstrich mit seines Mantels Saum . . .
Die Nebel kreisen, es flutet und zischt
Und auf der Wogen brodelndem Gischt
Treibt, den das Paar zuletzt entthront,
Der bleiche, starre, tote Mond — —
Versunken ist seine Krone . . .

II.

Auf einmal recken sich auf die Zwei,
Doch auf der Lippe erstirbt ihr Schrei,
Der Schrei in Schrecken und Staunen;
Sie starren sich an und raunen . . .
Und neuer Wolken finsteres Heer
Und flutender Nebel stürmendes Meer
Bäumt sich entgegen dem Feinde,
Der fernher rudert durch nächtige Flut,
Ein junger Riese mit stolzem Mut . . .
Er zerteilt die Wogen und schüttelt das Haupt
Und rudert und ringt und kämpft und glaubt! —
Wie wild ihn die Fluten wiegen,
Die Wolken entgegen ihm fliegen,
Er glaubt an ein königlich' Siegen.
Und über dem starken Schwimmer
Schwebt leise ein lichter Schimmer.

III.

Und nach dem schwarzen Kleid der Nacht
Greift keck der jugendliche Fant,
Stößt in den Nebelqualm mit Macht
Den grimmen Tod mit rascher Hand,
Ersteigt den Gipfel, wo das Paar geruht,
Und schürt, bis jäher Glanz erwacht,
Zum Himmel schlägt die rote Glut.
— — — — — — — — — —
Die Asche stiebt, der Rauch verfliegt,
Der neue Morgen hat gesiegt.
— — — — — — — — — —
Und mit der Jugend Feuergeist
Hebt er sein Lieb zum Himmelszelt;
Der Nebel immer matter kreist,
Und immer goldner glüht die Welt.
Sein blaues Auge glänzt und lacht
Herab von freier Berge Pracht.
— — — — — — — — — —
Des Todes Stirnreif schmilzt er ein
Und singt dazu ein Schelmenlied;
Dann setzt er sich aufs Felsgestein,
Um das sein Adler jauchzend zieht,
Und hämmert lustig Glied an Glied:
Aus lichtem Gold sein Panzerkleid! —
Ein Siegfriedschwert, so lang und breit!
— — — — — — — — — —
Der Hochwald rauscht, die Quelle rinnt,
Aufwacht nun Freud' und Lust;
In's Schlachthorn stößt der Morgenwind,
Und seines Siegs bewußt
Eilt dann zu Thal in blanker Wehr
Der Morgen und zieht vor uns her.
Licht von den Höh'n flammt sein Panier:
In diesem Zeichen siegt auch Ihr!

Rauschenberg.

Valentin Traudt.



Der Reformator Johann Sutel.*)

Von L. Armbrust.

Ein Prophet ohne Jünger ist ein Stern ohne Strahlen, er bleibt unsichtbar und unwirksam für weitere Kreise. So haben denn die großen Pfadfinder, die führenden Geister in der Weltgeschichte, eine Anzahl von tüchtigen Mitarbeitern nötig, die von der Hauptstraße aus die Nebenwege anlegen und die neuen Gedanken in die tieferen und ferneren Schichten des Volkes tragen.

Zu den wichtigeren Mitarbeitern der großen Kirchenreformatoren des 16. Jahrhunderts gehörte der Hesse Johann Sutel. Im Jahre 1504 wurde er zu Altmorschen an der Fulda geboren. Er stammte dort wahrscheinlich aus ganz kleinen Verhältnissen, denn vergeblich sucht man den Namen eines Familienmitgliedes in den Urkunden Alt- und Neumorschens und des benachbarten Klosters Heida. Johann war der älteste Sohn. Seine Schulbildung scheint er in Melsungen erhalten zu haben. In die Studentenlisten der Universität Erfurt trug er sich als Melsunger ein; auch besaß er in Melsungen einen wohlhabenden Verwandten namens Konrad Sutel, der Priester des Katharinenaltars in der Stadtkirche war.**)

Im Alter von 14 Jahren bezog Johann bereits die Universität Erfurt. Damals blieb vielerlei, was jetzt auf dem Gymnasium erledigt wird, der Hochschule vorbehalten. Dafür ward denn auch die Studienzeit recht lange ausgedehnt; die Stipendienstiftungen des 16. Jahrhunderts bedachten gewöhnlich sieben Jahre lang einen und denselben Studenten.

Seitdem Johann das sechzehnte Lebensjahr überschritten hatte, bezog er eine jährliche Unterstützung von seinem Oheim Konrad. Johann mußte recht fleißig und begabt sein, denn als angehender Jüngling (1525) war er bereits Magister der freien Künste.

Nun trat ein Ereignis ein, das für seine nächsten Lebensjahre bestimmend wurde. Während Johann noch in der Fremde weilte, setzte der Priester Konrad Sutel zu Melsungen seinen letzten Willen auf (am 4. Juli 1525). Zu Testamentsvollstreckern wurden der Abt Johann Meyer in Breitenau, der Amtmann Ruland in Kaufungen, der Vikar Johann Platz in Homberg und Magister Johann Sutel bestellt, dessen Aufenthaltsort nicht genannt wird. Aus einem Teile seines Vermögens machte Konrad eine Stiftung für mindestens sechzehnjährige fromme und fleißige Studenten, die sieben Jahre lang alljährlich zwanzig Gulden erhalten sollten. Zum ersten Nutznießer aber ernannte das Testament den Magister Johann Sutel, der damals (1525) die Unterstützung schon viermal erhalten hatte. Die 20 Gulden wurden ihm noch auf weitere

*) Die Beweise für die hier zusammengestellte Lebensbeschreibung finden sich in dem Werke von Tschackert, Magister Johann Sutel (Zeitschr. für niedersächs. Kirchengesch. 1897 und Sonderabdruck Braunschw. 1897); zum Teil auch in meinem Aufsatze: Sutels Verwandte und Bekannte in Melsungen (Zeitschr. für niedersächs. Kirchengesch. 1901, VI, S. 249 ff.). Außerdem sind folgende Quellen und Bearbeitungen benutzt: Franciscus Lubecus, Chronika und Annales der Stadt Göttingen bis 1588 (Handschr. in der Universitäts-Bibliothek Göttingen). — Urkunden der Klöster Breitenau, Eppenberg und Heida, der Stadt Melsungen u. s. w. im Staatsarchiv Marburg. — Sixt, Reformationsgeschichte der Stadt Schweinfurt. Schweinf. 1794 — Stein, Monumenta Suinfurtensia. Schweinf. 1875. — Heinr. Christ. Beck, Joh. Sutellius. Schweinfurt 1842. — Urkundenbuch der Stadt Göttingen. III. Teil hrsgeg. v. Hesselblatt u. Kaestner. — [Guden], Zeit- u. Geschichtsbeschreib. der Stadt Göttingen, 3 Teile. Gött. u. Hannover 1734—38. — G. Erdmann, Gesch. der Kirchenreformation in Göttingen. Gött. 1888. — Friese, Andeutungen zur Gesch. der Stadt Northeim (Vaterländ. Archiv f. Niedersachsen Jahrg. 1840, Heft 2. Hann. 1841). — Stölzel, Hess. Studierende 1368—1600 (Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. V. Suppl.). — Car. Gottl. Bretschneider, Corpus Reformatorum. 9 Teile. Halle 1835—42. — Tschackert, Ungedruckte Melanchthon-Handschriften des Göttinger Stadtarchivs (Zeitschr. für Kirchengesch. XVIII, S. 190 ff. Gotha 1897). — Fritz Herrmann, Das Interim in Hessen. Marb. 1901.

**) 17 Urkunden im Marburger Staatsarchiv berichten von Konrad Sutels Wohlhabenheit und Wohlthätigkeit, aber auch von seiner Bequemlichkeit im Dienste und von seinem Geschick, sich durch Schenkungen die Gunst einflußreicher Klosterinsassen zu verschaffen. Aus seinen vermöglichen Umständen möchte man schließen, daß er nur ein Stiefbruder oder ein Vetter von Johann Sutels Vater gewesen ist. Konrads Siegel zeigt einen Kelch zwischen den Buchstaben C. S.

drei Jahre in sichere Aussicht gestellt, und wenn er sich ehrlich und redlich hielte, auch für ein viertes.

Durch Konrads letzten Willen wurde außerdem ein anderes Familienglied bedacht: Gude Sutels. Der Priester bezeichnet sie mehrfach als seine junge Maid, auch als „Wasse", d. h. Base (hier wohl Nichte). Anscheinend führte sie Konrad den Haushalt. Das Testament sprach Gude jährlich einen Gulden zu, falls die Zinsen dazu ausreichten. Außerdem sollte ihr zukünftiger Ehemann einer der vier bleibenden Vorsteher der Stiftung werden.

Endlich warf Konrad 400 Gulden aus, von deren Zinsen Mädchen seiner Verwandtschaft, abwechselnd mit armen Melsunger Bürgertöchtern, bei ihrer Verheiratung auszustatten waren. Sicherlich galt Gude Sutels auch hier als die nächste, welche Ansprüche auf diese Aussteuer erheben durfte. Sie schien also für kleinbürgerliche Verhältnisse der damaligen Zeit keine ganz übele Partie zu sein. Ob dieser Umstand und ihre wirtschaftlichen Talente mitgewirkt haben, oder nur ihre körperlichen und seelischen Vorzüge den Ausschlag gaben, kurz und gut, Magister Johann fand bei seiner Rückkehr Gefallen an seiner Base. Einer ehelichen Verbindung stellten sich aber schier unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, da das kanonische Recht eine Heirat in der näheren Blutsverwandtschaft verbot. Über diese Schwierigkeiten setzten sich die jungen Leute hinweg, etwa um dieselbe Zeit, als die Reformation in Hessen eingeführt wurde (im Oktober 1526). Natürlich blieb der Schritt nicht ohne böse Folgen. Der Priester Konrad war anscheinend sehr betrübt und aufgebracht über die Verbindung seines Neffen und seiner Nichte. Kurz vor seinem Tode, der im Frühjahre 1527 erfolgte, fügte er in sein Testament eigenhändig einen Nachtrag ein. Er bestimmte darin, daß irgend einer aus seiner Verwandtschaft zum dauernden Vorstande seiner Stiftung gehören sollte. Früher war Gudens Ehemanne diese Ehre zugedacht. Auch litt in der nächsten Zeit, wenn wir einer späteren Äußerung des Göttinger Stadtrats glauben wollen, Magister Johanns Ansehen und Weiterkommen, er wurde „etzlicher Sache halben zurückgeschoben". Noch nach anderthalb Jahrzehnten machte ein feindseliger Amtsgenosse (Just Isermann) dem Magister Sutel die nahe Blutsverwandtschaft mit seiner Frau zum Vorwurfe. Ja, es blieb nicht bei einfachen Vorwürfen. Johann sowohl wie Gude Sutel mußten arge Schmähungen über sich ergehn lassen.*) Und das übte neben andern Umständen starken Einfluß auf ihr Leben aus; denn sie waren nicht von so hartem Holze geschnitzt, um übeler Nachrede ruhig die Stirn zu bieten.

Johann war aller Wahrscheinlichkeit nach der erste evangelische Rektor der Melsunger Schule. In diesem Amte blieb er trotz der Verbindung mit seiner Base.*) Freilich ließen sich die Melsunger gewiß weniger durch den Glauben an seine Tüchtigkeit beeinflussen als durch den Gedanken, daß er der Gemeinde ungewöhnlich billig kam. Er erhielt ja 20 Gulden aus Konrad Sutels Stiftung, und allzu viel wird man ihm nicht dazu gegeben haben. Noch 1536 bezog der Melsunger Lehrer nur 26 Gulden Bargeld aus der Kasse des Hospitals, und zwar ohne daß er aus dem Sutelschen Testamente eine Unterstützung empfing.

Um das Jahr 1529 hörte für den Magister Johann der Zuschuß aus des Oheims Hinterlassenschaft auf. Nun setzte er offenbar alles in Bewegung, um ein Pfarramt zu bekommen. Sein Freund, der Pfarrverweser Johannes Lening in Melsungen**), war damals noch nicht einflußreich genug, um durch seine Fürsprache viel zu wirken. Später hat er seine Macht zu Gunsten Sutels entscheidend in die Wagschale geworfen. Gerade die Freundschaft mit Johannes Lening, dem ehemaligen Mönche in der Karthause (Kloster Eppenberg) unter dem Heiligenberge, wirft ein helles Licht auf Sutels Charakter. Lening war etwa sieben Jahre älter als jener und mehrere Jahre lang sein unmittelbarer Vorgesetzter, gewann aber nicht den mindesten Einfluß auf ihn. Es gibt selten schärfere Gegensätze als in diesem Freundespaare: Lening wirtschaftlich bis zum Eigennutze, einem guten Trunke nicht abgeneigt und in seinen religiösen Anschauungen beinahe radikal, d. h. den Gegensatz zur katholischen Kirche, oft auch zu den konservativeren Glaubensgenossen scharf betonend, soweit es die Rücksicht auf den Landgrafen erlaubte; Sutel dagegen in ewiger Geldnot, nüchternen Sinnes und gelehrter Arbeit zugethan, im Streite der theologischen Parteien nach Möglichkeit vermittelnd und die Unterschiede nach der Rechten hin überbrückend. In zwei Stücken findet sich nur einige Ähnlichkeit zwischen beiden. Einmal waren sie ihrer Obrigkeit gegenüber nachgiebig und entgegenkommend, vermutlich weil sie so das Wohl aller (und damit ihr eigenes) am besten zu fördern glaubten. Jedoch gab es auch Fälle, in denen sie ihre Selbständigkeit nach oben bewahrten. Lening konnte von dem Landgrafen nicht dazu gebracht werden, in der Abendmahlslehre sich dem

*) Lubecus Bl. 253b zum Jahre 1542.

*) Das Paar hatte wohl nachträglich eine förmliche Ehe abgeschlossen.

**) Vgl. über ihn „Hessenland" 1898, S. 98.

Lutherschen Standpunkte zu nähern, und in der bösen Zeit des Augsburger Interims schloß er sich — wenn auch nach starken Schwankungen — dem Widerstande gegen den Erzbischof von Mainz an. Und Sutel ließ sich weder durch die Rücksicht auf den Göttinger Stadtrat noch auf die Herzogin Elisabeth bewegen, der Wiedereinsetzung eines abgesetzten Pfarrers zuzustimmen. Einem Feinde aber, der mit Tod und Ketten drohte, wichen sie aus. So machte es Lening bei den Wiedertäufern in Münster, wie Sutel beim Anzuge der Kaiserlichen gegen Schweinfurt. Dabei mochten sie nicht bloß von Furcht beherrscht werden, sondern vielleicht auch von dem Gedanken, daß sie anderswo noch eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten könnten, und ihre Aufopferung ihren Anhängern und ihrer Sache eher schädlich als nützlich wäre.

Diese beiden Männer waren also freundschaftlich verbunden. Und Lening ist es nach eigenem Geständnisse gewesen, der den Landgrafen Philipp auf den tüchtigen und gelehrten Magister Johann aufmerksam machte.

(Fortsetzung folgt.)

Hessen-Darmstadts Abfall von Napoleon I.

Von Dr. phil. Bergér in Gießen.

(Fortsetzung.)

Rückkehr der hessischen Truppen Ende 1813.

Bei Hünfeld zweigte eine Abteilung hessischer Truppen von Napoleons Heer ab und zog über Schlitz nach Gießen. Vom großherzoglichen Artilleriekorps blieb der Kapitän Müller auf der Hauptstraße und kam in der Nacht vor der Schlacht bei Hanau dort an. Hier ging er aus der Marschkolonne über den Main nach Steinheim und erreichte am 3. November Darmstadt. Seine Abteilung zählte 71 Mann[1]) und 54 Pferde. Die Mannschaften bestanden aus 2 Offizieren, 1 Militärchirurgen, 10 Unteroffizieren, 1 Tambour, 1 Bombardier, 1 Oberkanonier und 20 Kanonieren, ferner aus 1 Train-Leutnant, 2 Train-Dragonern, 30 Soldaten und 2 Handwerkern. Sie führten bei sich 6 Geschütze, 4 Munitions- und Gerätewagen, 2 Feldschmieden, 1 Bagagewagen, in Summa 13 Fahrzeuge.

Zwei hessische Bataillone bildeten einen Teil der Besatzung der Festung Torgau. In der mit 27 000 Menschen angefüllten Stadt herrschte infolge der ausgebrochenen Epidemien große Not. Auf die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Leipzig fanden täglich zahlreiche Desertionen statt. Der Kommandeur der hessischen Bataillone entsandte deshalb einen Offizier nach Darmstadt und erbat sich Verhaltungsmaßregeln vom Großherzog Ludwig I. Nachdem der abgeordnete Offizier am 23. November wieder zurückgekehrt, und der Beitritt Hessens in Torgau bekannt geworden war, ließ der französische Kommandant der Festung Torgau die beiden hessischen Bataillone die Gewehre zusammensetzen, erklärte sie für kriegsgefangen, erlaubte ihnen jedoch freien Abzug ohne Waffen, wenn die Offiziere sich auf Ehrenwort verpflichteten, innerhalb Jahresfrist nicht gegen Frankreich zu dienen. Da die Offiziere dies beharrlich verweigerten, wurde ihnen der Abzug mit Gepäck bewilligt. Sie kamen in einer Stärke von 320 Mann anfangs Dezember 1813 in Darmstadt an, nachdem sie in Groß-Umstadt eine Quarantäne durchgemacht hatten. Prinz Emil, der bei Leipzig gefangen genommen worden war, kehrte mit seiner auf 130—140 Mann zusammengeschmolzenen Mannschaft aus der Haft nach Darmstadt zurück.

Mobilmachung der hessischen Truppen.

Ein Erlaß[2]) des großherzoglich hessischen Oberkriegskollegiums zu Darmstadt vom 30. November, die Einberufung der Soldaten betreffend, mahnt, „da ein großer Teil der zum Dienst einberufenen Soldaten bis jetzt, auf die ergangene Ordre, bei den Regimentern, Bataillons, Korps &c. noch nicht erschienen, die Versammlung derselben aber dermalen von der dringendsten Eile ist", alle Justiz- und Hoheitsbeamten des Großherzogtums zur ungesäumt thätigsten Befolgung des Generalreskripts vom 16. d. M.

Donnerstag den 30. Dezember 1813 wurde vom großherzoglich hessischen Oberkriegskollegium „aus Allerhöchstem Spezial-Auftrag" ein Aufruf zur Bildung freiwilliger Jäger-Kompagnieen erlassen. Der Aufruf[3]) beginnt: „Da in dem gegenwärtigen Zeitpunkte das Vaterland die Gesamtkraft aller waffenfähigen Mann-

[1]) Darmstädter Archiv: Ober-Kriegs-Kollegial-Akten, die Reorganisation des großherzoglichen Truppenkorps betreffend vom 13. November 1813 bis August 1814. 1 b. — Kleinschmidt, S. 261 (ohne genauere Einzelheiten).

[2]) Veröffentlicht in der Großh. Hess. Zeitung für das Jahr 1813.

[3]) Ebenda.

schaft in Anspruch zu nehmen genötigt ist, und da Se. Königliche Hoheit der Großherzog, unser allergnädigster Souverain, zu Höchst Ihrer besonderer Zufriedenheit den patriotischen Eifer Ihrer Unterthanen bemerkt haben, so haben Allerhöchst Sie, um auch den von der persönlichen Kriegs-Dienstleistung seither freigelassenen Adligen, Hof- und Staatsdienern und schriftsässigen Familien in den Städten Darmstadt und Gießen die erwünschte Gelegenheit zu geben, an der Verteidigung des Vaterlandes teil zu nehmen, beschlossen, Freiwillige Jäger-Kompagnieen, Bataillons und Korps, je nachdem die sich ergebende Masse dazu hinreicht, zu errichten . . . . Alle jungen Männer und Jünglinge dieser Klasse werden hiermit aufgefordert, sich zur Aufnahme in die Freiwilligen Jäger-Kompagnien binnen 15 Tagen . . . . anzumelden und zwar nach den Provinzen des Großherzogtums, worin sie wohnen oder im Augenblick sich aufhalten." Der Generalmajor Freiherr von Schäffer in Arnsberg übernimmt die Formation und Organisation des Korps. Weiter wird bestimmt:

§ 1. Die Existenz des Korps bezieht sich nur auf den Felddienst, keineswegs auf den Garnisondienst. Jeder Freiwillige montiert und armiert sich aus eigenen Mitteln. Vorschriften über Beschaffenheit der Kleidung und den zu wählenden Sammelplatz werden noch erlassen. Unvermögenden Personen kann auch Unterstützung zu teil werden (2). Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften erhalten gleiche Gage wie die Linientruppen (3). Sämtliche Leute werden bis zur Dienstfähigkeit eingeübt. Die Ernennung des Kommandeurs geschieht durch den Großherzog. Offiziere und Unteroffiziere werden aus der Mitte des Korps gewählt (4). Den Hof- und Staatsdienern, die in das Korps treten, werden die innegehabten Stellen offen gelassen. Anspruch auf Pension wird bewilligt (5). Solche, die keine Staatsstellen bekleiden, erhalten auch Gnadengehalt bei Dienstunfähigkeit. Während des Kriegsdienstes beziehen die Staatsdiener den vollen Gehalt ihrer Stelle als Gage und Löhnung. Sollte der Gehalt geringer sein als die Gage, so haben sie die Militärbezüge zu empfangen (8). Über gute Behandlung der Untergebenen seitens der Vorgesetzten werden Reglements erlassen werden (9). Mutvolles und sittliches Betragen wird die Veranlassung zu Ehrenzeichenverleihung sein. Avancements in Zivilstellungen sind gleichfalls zu erwarten (10). „Se. Königliche Hoheit erwartet von der Vaterlandsliebe Ihres Adels und der Staatsdienerschaft, von den Stadtbewohnern, überhaupt von allen Ständen des Großherzogtums, welche die Milde der Gesetze bisher nicht zum Kriegsdienst berufen hat, daß sie zu den Waffen eilen und durch ihren Mut und Tapferkeit den Zweck der allgemeinen Sache des Vaterlands kräftigst befördern helfen."

Zum Schutze nach außen und zur Sicherheit nach innen wurde die Landwehr gebildet, die im Notfalle eintreten sollte. Die zur „Landesbewaffnung" einberufene Mannschaft wurde in drei Klassen eingeteilt. Die erste Klasse umfaßte alle militärpflichtigen Leute vom 17. bis 25. Jahre, die dienstfrei waren, wenn sie einzige Söhne alleinstehender Eltern oder elternlose einzige Söhne waren, die noch Geschwister zu ernähren hatten, oder die, wenn auch nicht dienstfrei, doch eine temporäre Befreiung auf Urlaub oder Interimsschein beanspruchen konnten. Ferner gehörten dieser Klasse an die waffenfähigen, zum Teil gedienten Männer vom 25. bis 30. Jahre und die Bürgersöhne aus Darmstadt und Gießen, insofern ihre Familien nicht wenigstens einen Mann zum freiwilligen Jägerkorps gestellt hatten.

Die zweite Klasse umfaßte die waffenfähigen, konskriptionspflichtigen Männer vom 36. bis 45. Jahre, die Bürger und Bürgersöhne von Darmstadt und Gießen vom 17. bis 45. Jahre, „die zur ersten Klasse der Landwehr nicht gezogen worden sind", ferner die von der Konskription befreiten Hof- und Staatsdiener und die übrigen „schriftsässigen" Personen vom 20. bis 45. Jahre.

Die dritte Klasse enthielt die Personen vom 46. bis 60. Jahre und alle „Konskriptionsexempten" vom 36. bis 60. Jahre einschließlich. Der Großherzog stellte sich als General en chef an die Spitze des ganzen Landwehrkorps.

Um die Ausbildung zu beschleunigen, wurden alle drei Klassen zusammengeschlagen und alle Männer, die nicht in wirklichem Kriegsdienst standen, vom 17. bis 60. Lebensjahre zu Übungen herangezogen. Die Aushebung und Formation geschah nach den Amtsbezirken in Bataillons-, Regiments- und Inspektionsabteilungen. Ein Jahr später wurde die dritte Klasse von Übungen freigegeben. Die zu diesen drei Klassen gehörenden Landwehrleute standen nach den drei Provinzen unter drei Generalkommandos. Im ganzen wurden im Lande 48 Landwehrregimenter gebildet, die sich nach den Provinzen durch rote, hellblaue und gelbe Achselaufschläge und Kragen unterschieden. Die Offiziere und Unteroffiziere waren zumeist ausgediente, in Zivilstellungen befindliche Militärpersonen, dann auch angesehene Bürger. Die Ausbildung geschah durch Offiziere und Unteroffiziere der Linie. Nach zwei Jahren waren die Mannschaften mancher Regimenter so tüchtig ausgebildet, daß sie sich von den Linienregimentern

kaum unterschieden. Um die Bürger nicht in ihrem Berufe zu behindern, geschahen die Übungen nur an Sonntags- und Feiertags-Nachmittagen. Aus dieser Landwehr beabsichtigte man eine brauchbare Mobillandwehr zu bilden, die dann ins Feld rücken sollte. Die hierzu tauglichen Mannschaften wurden aus den einzelnen Regimentern ausgewählt und in besondere Listen eingezeichnet. In Wirklichkeit wurde dieser Plan doch nicht ausgeführt. Erst am 20. November 1819 wurde das Institut der Landwehr durch ein landesherrliches Edikt aufgelöst. Der Schluß desselben lautet: „Da somit der heilsame Zweck, welchen Wir durch die Landwehr zu erreichen beabsichtigten, verschwunden und nur noch das Lästige der Sache geblieben ist, so müssen Wir Uns, in unausgesetzter Sorge für das Wohl des Landes, hierdurch aufgefordert fühlen, auch diese Belästigung ohne Aufschub von Unseren Unterthanen zu nehmen".

(Schluß folgt.)

Das deutsche Haus zu Marburg.

Von Ludwig Müller, Marburg.

Wieder ist ein Stück aus guter, alter Zeit, ein Wahrzeichen Marburgs, vom Erdboden verschwunden und ein Opfer des rastlos eilenden, allbezwingenden Geistes: Fortschritt geworden. Wenn einst der Nachkomme durch schön gepflegte, mit Anlagen geschmückte breite Straßen wandert, umsäumt von Häuserpalästen, Straßen, die er vielleicht gar mit elektrischem Wagen im Fluge durcheilt, so wird er kaum ahnen, daß auf diesem Grunde einst ehrwürdige Mönche bedächtig wandelten, oft auch Schwert- und Schildklang zu frohem Tourniere hallte. Der Ökonomiehof der ehemaligen deutschen Ordensritter ist es, der in diesen Tagen mit seinen weitläufigen Wirtschaftsgebäuden niedergelegt wurde, um neuen Straßenanlagen Platz zu machen. Wie so Manches so verdankt auch diese Ansiedelung der heiligen Elisabeth ihren Ursprung. In der Nähe eines dicht bei Marburg gelegenen Franziskanerklosters ließ die Landgräfin, die seither in Werda wohnte, ein St. Franziskus-Hospital und daneben für sich eine Wohnung erbauen, die noch vor Ablauf des Jahres 1229 vollendet war und in welche sie übersiedelte, um sich ganz einem Leben voll thätiger Nächstenliebe und tiefer Frömmigkeit zu weihen. Als die Fürstin am 19. November 1231 in ihrer Wohnung starb, ward ihr Leichnam am siebenten Tage nach ihrem Tode ihrem Wunsche gemäß in jene Kapelle überführt und beigesetzt.*) Der Boden, auf dem das Hospital stand und die Güter, mit denen sie es ausgestattet hatte, waren landgräfliche Familiengüter, über die der Fürstin keine Hoheitsrechte zustanden. Weil nun Elisabeth befürchtete, ihre Stiftung würde nach ihrem Tode aus diesem Grunde untergehen, so hatte sie dieselbe dem Schutze des deutschen Ordens unterstellt und ihm als Eigentum überlassen. Dagegen nahmen die Landgrafen von Thüringen und Hessen, die sich als Erb- und Grundherren betrachteten, die Aufsicht für sich in Anspruch. Hierauf wurde eine Untersuchungskommission ernannt, die am 2. August 1232 zu dem Resultate kam, dem Johanniterordensmeister von Deutschland Konrad von Heimbach, der gleichfalls Ansprüche erhoben hatte, diese abzuerkennen und ihm ewiges Stillschweigen aufzuerlegen. Später wurde Landgraf Konrad friedlicher gegen den deutschen Orden gesinnt und berief mit Zustimmung seines Bruders Heinrich Raspe im Jahre 1233 die deutschen Herren nach Marburg, übergab ihnen das gestiftete Hospital und entzog den Barfüßer-Mönchen die Kapelle und St. Elisabeths Wohnung. Außerdem erhielt der Orden nicht unbeträchtliche Begünstigungen. So wurde Marburg der Sitz einer bedeutenden Kommenturei des deutschen Ordens, der Balley Hessen, zu der noch Schiffenberg bei Gießen, Griesstädt in Thüringen und Flörshain in der Pfalz gehörten. Mehrere Jahre hindurch befand sich in Marburg sogar der Sitz der Hochmeister des deutschen Ordens. Soll doch hier der hochherzige Hermann von Salza mit seinen vertrauten Rittern den ersten Plan zur Eroberung Preußens gefaßt haben!

Bald nach dem Tode der Landgräfin Elisabeth fand der Glaube an die wunderthätige Wirkung ihrer Gebeine solche Verbreitung, daß aus ganz Deutschland Scharen frommer Pilger zu ihrer Gruft wallten. Landgraf Konrad, der im Jahre 1234 dem Weltleben entsagte, trat nun mit zwei Freunden und 24 Edelleuten in den deutschen Orden in Marburg ein und übergab demselben laut Schenkungsurkunde vom 6. November 1234 einen bedeutenden Teil seiner Besitzungen, die er in Thüringen und Marburg hatte, wo nunmehr die Ordensgebäude des deutschen Hauses errichtet wurden.*)

*) Vgl. C. W. Justi, Elisabeth die Heilige, S. 199.

*) Retters Hess. Nachrichten. Zweite Sammlung S. 54.

Auf den an der Lahn gelegenen Grundstücken ließ Konrad in der Nähe des Franziskushospitals die Kommende erbauen, die er nach ihrer Vollendung zu seinem Hochmeistersitz erwählte und die auch später Sitz der Balley Hessen geblieben ist. Am 14. August 1235 legte er den Grundstein zu dem am 1. Mai 1283 vollendeten Elisabeth-Münster. 1240 soll Konrad in Rom gestorben sein. Seine Leiche wurde nach Marburg gebracht und in der Elisabethkirche beigesetzt.

Von 1291—1309 war abermals der Sitz des Hochmeisters in Marburg.

Das deutsche Haus in Marburg besaß das ihm vom Landgraf Ludwig verliehene Asylrecht. Danach durfte kein herrschaftlicher Beamter einen Flüchtling über die Ringmauern der Kommende hinaus verfolgen. Die zwischen dem deutschen Haus und den hessischen Landgrafen bestehenden freundschaftlichen Beziehungen erfuhren indeß infolge der im Laufe der Zeit sich herausbildenden territorialen Hoheit des Landesherrn eine Änderung, so daß das deutsche Ordenshaus später oft der Zeuge schwerer Vergewaltigungen und Rechtsverletzungen wurde.

Im Jahre 1483 befanden sich im Deutschordenshause zu Marburg 20 Brüder mit dem Kreuze, 13 Priester und 64 Knechte und Mägde. — An jedem Donnerstag fand eine Brodausteilung an Arme statt.

Der Begräbnisplatz der deutschen Herren befand sich auf der Südseite der Elisabethkirche. Das daselbst noch vorhandene Kruzifix bezeichnet die Stelle, wo der 1568 verstorbene katholische Komtur Johann von Rehn begraben liegt. Auch der 1540 verstorbene lateinische Dichter und Marburger Professor Eobanus Hessus hat allda seine Ruhestätte gefunden.

Lassen wir nun vor unserem geistigen Auge die prächtige Gruppe stattlicher altdeutscher Bauten mit hohen Staffelgiebeln, Erkern, Türmen, spitzbogigen Thoren und Pforten erstehen, die als zahlreiche Wohn-, Verwaltungs- und Ökonomiegebäude nebst dem dazu gehörigen St. Elisabethmünster und -Hospital das deutsche Haus in Marburg bildeten. Das ganze Gebiet, dessen natürlichen Schutz auf der Nordseite ein Lahnarm, im Süden der zur Zeit noch offen fließende Ketzerbach bot, war von einer hohen, starken, oben keilförmig zugespitzten Ringmauer umgeben, von außen und innen befestigte Thore bildeten den Zugang. Im Mittelpunkt dieser wehrhaften Burg, von der ein Teil noch erhalten geblieben ist, wohnten die Ritterbrüder. Das Hauptthor, auf dessen Thorpfosten zwei in Stein gehauene Löwen standen, die noch heute am südlichen Eingang zum Marburger Stadtpark zu sehen sind, befand sich da wo heute der Deutschhausweg zwischen Elisabethkirche und Physiologischem Institut in den Pilgrimstein einmündet. Trat man durch dieses Thor ein, so erblickte man rechts das in den Jahren 1889—1891 abgebrochene St. Elisabeth-Hospital, nebst der davon getrennt liegenden Wohnung des Spitalmeisters — 1884 abgebrochen — und den übrigen zugehörigen Nebengebäuden, links dagegen unmittelbar am Thore lag das Waffenhaus der Ritterbrüder, dahinter die St. Elisabethkirche. Starke Mauern schieden diese beiden Gebäudegruppen. Dem linken Ketzerbachufer entlang zog sich nach der Kirche zu eine starke Mauer, welche zur Befestigung des natürlichen tiefen Burggrabens beitrug. Verfolgte man den Fahrweg weiter, so gelangte man durch eine kleine Pforte mit einem größeren, daneben gelegenen überbauten Spitzbogenthor in den Ökonomiehof des Ordens. Das mit dem Deutschordenswappen, sowie mit dem Wappen der Komture Dietrich von Cleen und Daniel von Lauterbach geschmückte Thorgebäude diente dem Trappierer und Zinsmeister als Wohnung. Dieses Gebäude wurde nebst dem am Bach entlang stehenden Fechtboden 1884 abgebrochen. Wandte man sich nun im Ökonomiehof links, so durchschritt man über eine Brücke des Baches hinweg ein drittes Thor, welches den Eingang zum deutschen Haus im engeren Sinne, zur Wohnung der unter Klausur lebenden Ordensbrüder bildete. Links von diesem Thore war der Eingang zum Zinsmeistereigebäude mit dem Wappen des Komtur Georg von Hörde. Der jetzt vom Staat angekaufte stattliche spätgotische, mit hohem Giebeldach gezierte Bau zur Rechten, aus dem Jahre 1518 stammend, diente als Backhaus und Fruchtspeicher. Dahinter lag die Wohnung des Hausmeisters und eine Brauerei. Die dem Lahnarm entlang ziehenden, zum Teil mit zwei Flügelbauten nach Süden vorspringenden Gebäude, das eigentliche deutsche Haus, bewohnten die Ordensbrüder. Da die ursprünglichen alten Fenster meist vermauert oder verändert sind oder spätere Anbauten die ältere Form verdecken, so machen die noch erhaltenen Gebäude nicht mehr den altertümlichen Eindruck, der ihnen nach ihrem Ursprung zukäme. Das im Lauf der Zeit sehr verfallene und deshalb 1889 abgebrochene Gebäude rechts von dem nach Süden vorspringenden Flügel mit einer Rokokothüre diente ehemals dem Landkomtur als Wohnung, der gleich dem Prior von den Brüdern getrennt, sogar längere Zeit auf dem ehemaligen Fronhof am Grün wohnte. Nach dem Abbruch dieses Hauses hat man die Hausthüre mit dem Wappen des Landkomturs Graf Damian Hugo von Schönborn (1700—1743) zwischen den beiden Eingangsthüren am Langhaus eingemauert.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Portugal.

Von Louis Katzenstein.

Es war zu Mitte der 50er Jahre, als ich, einer Einladung von nahen Verwandten folgend, zur See nach Portugal reiste. Während Spanien mit seiner Fülle von unvergleichlichen Kunstschätzen, der Schönheit seiner südlichen Landesteile und nicht zuletzt den Überbleibseln der maurischen und arabischen Zeit, der Alhambra von Granada und der Moschee von Cordova, immer wieder Scharen von Reisenden in das Land zieht, bleibt Portugal verhältnismäßig unbeachtet. Mit Unrecht, denn wenn es auch keine so glorreichen Epochen der Malerei aufzuweisen hat wie das Nachbarland, an architektonischen Meisterwerken aus seiner Blütezeit steht es ihm nicht nach.

Lang hingestreckt, terrassenförmig aufgebaut am Ufer des Tajo, bietet Lissabon eine der schönsten Städteansichten von Europa, d. h. vom Wasser aus gesehen. Es ist fast eine neue Stadt zu nennen, die nach dem Erdbeben im Jahre 1755 in trostloser Regelmäßigkeit und ohne jede Rücksicht auf architektonische Schönheit wieder aufgebaut wurde. Einzelne großartig angelegte Bauten wurden angefangen, wie beispielsweise der Palast Ajuda, den man, nachdem er kaum zum Drittel fertig war, liegen ließ, als moderne Ruine. Ein Bauwerk aus der besten Zeit der Gothik ist hingegen in seiner ganzen Schönheit erhalten geblieben und gewiß einzig in seiner Art. Es ist das Kloster und die Kirche San Jeronimo in Belem, im Norden der Stadt am Tajoufer gelegen, erbaut im Jahre 1499. Ein wahres Wunder von Steinhauerarbeit ist das Portal mit seinen zahllosen Figuren und Arabesken. Der warme und rötliche Ton des Steins, hin und wieder von moosgrünen Tinten malerisch unterbrochen, bringt bei voller Sonnenbeleuchtung eine so glänzende Wirkung hervor, daß der ganze Bau wie in Feuer vergoldet erscheint.

Um mich vor der grellen Sonnenglut zu schützen, flüchte ich in den Kreuzgang und habe da ein Architekturbild von unbeschreiblicher Schönheit vor mir.

Herrlich gemeißelte Pilaster unterstützen die breiten Bögen, welche die Aussicht auf den blumenbepflanzten Klostergarten bieten. Jeder dieser Bögen hat sein besonderes Dessin in seinen steinernen Verzweigungen, welches die Sonne zierlich auf die Steinplatten zu unsern Füßen malt. Nur das leise Plätschern des Springbrunnens im Garten unterbricht die feierliche Stille des Ortes.

Ich glaube nicht, daß auf der ganzen Peninsula, vielleicht mit Ausnahme der Alhambra, ein Fleckchen Erde zu finden ist, welches an Zauber diesem gleich kommt.

Man ist hier dicht am Ufer des Tajo an einer denkwürdigen Stelle. Fast 400 Jahre sind verflossen, da mochten die armen Fischer in den hier liegenden Hütten wohl mit Erstaunen die großen Schiffe betrachten, die hier vor Anker lagen und mit scheuer Ehrfurcht einen Mann vor dem Altar der bescheidenen Kirche liegen und inbrünstig den Segen des Himmels auf eine gefahrvolle und abenteuerliche Unternehmung herabflehen sehen. Das war einer jener gewaltigen Charaktere, an denen das Zeitalter der Renaissance so reich war, Vasco da Gama, der Endecker des Seewegs nach Ostindien.

Nicht viele Jahre nachher verließ ein anderer Mann hier das portugiesische Land in freiwilliger Verbannung mit dem Ausrufe: „ingrata patria, non possidebis ossa mea“ — Luiz de Camoens, der Dichter par excellence von Portugal. Aber er kehrte wieder, nachdem er 16 Jahre lang abwechselnd den Degen und die Feder für den Ruhm seines Vaterlandes geführt, gebräunt von der indischen Sonne und nach einem Schiffbruche an der Küste von Malabar, aus dem er sich schwimmend und in der einen Hand das Manuskript seines Gedichtes „Die Lusiaden“ hoch empor haltend, als sein einziges Besitztum, gerettet, er kehrte wieder, um das Maß seiner Leiden bis auf die Hefen zu leeren. Als einäugiger Bettler, begleitet von einem treuen indischen Diener, wanderte er in den Straßen von Lissabon, die heute das Marmordenkmal des herrlichen Dichters haben erstehen sehen. Aber niemand kennt die Stätte, wo die Asche des Camoens ruht.

Während meines Aufenthalts in Lissabon starb der bedeutendste der lebenden portugiesischen Dichter, Almeida Garret. Sein schönes Gedicht „Camoens“ soll die Manen des unglücklichen, schnöde behandelten Dichters versöhnen und der letzte Vers müßte die Schamröte auf die Wangen des Portugiesen treiben:

Nem o humilde lugar, onde reposas
As cinzas de Camoens, conhece o Luso.*)

Meine Schilderungen von Land und Leuten in Portugal waren während meines Aufenthalts dort in dem Cottaschen „Magazin für die Litteratur des Auslands“ erschienen und verschafften mir Zutritt zu dem König-Regenten, der ein reges Interesse für alle auf Portugal bezüglichen Erscheinungen in Litteratur und Kunst hatte. Der deutsche Leibarzt des hohen Herrn stellte mich vor, und ich wurde aufs freundlichste empfangen. Der König brachte sogleich die Rede auf meine Schilderungen

*) „Auch nicht die bescheidene Stelle, wo die Asche des Camoens ruht, kennt der Portugiese.“

und lobte besonders daran, daß ich auch Schattenseiten und Mängel nicht verschwiegen habe.

Schließlich beauftragte er mich, sein Portrait zu malen und damit gleich, nachdem ich ein Zimmer im Schloß als Atelier eingerichtet, anzufangen. Ich lernte nun einen Fürsten kennen, der so wenig der Vorstellung entsprach, die man sich etwa bei uns von einer so hochgestellten Persönlichkeit macht, daß man im nähern Verkehr seine Würde ganz vergessen konnte, und dessen äußere Erscheinung ich mir gern in die Erinnerung zurückrufe.

Don Fernando, ein Österreicher aus dem Hause Koburg-Cohari, die Franzosen nannten ihn scherzweise haricot, war der zweite Gemahl der Königin Donna Maria da Gloria, der Tochter Don Pedro's und Nichte des Thronprätendenten Don Miguel.

Jung verwitwet und kinderlos, sollte sie wieder vermählt werden, und man hielt Umschau unter den wählbaren Fürstensöhnen der europäischen Herrschergeschlechter. Es wurden der jungen königlichen Witwe Bildnisse vorgelegt, nach denen sie eine Wahl treffen sollte. Diese fiel auf den stattlichen Koburger Prinzen, der auch bei persönlicher Vorstellung Gnade vor der hohen Dame fand.

Nicht viele Jahre währte das eheliche Glück. Drei bildschöne Kinder waren der Verbindung entsprossen, als die bedenklich zunehmende Korpulenz der Königin die ernstlichsten Befürchtungen hervorrief, und diese waren nur zu sehr begründet.

Don Fernando, noch nicht dreißig Jahre alt, war Witwer und sah sich als Regent an der Spitze des portugiesischen Staates.

So lernte ich ihn kennen.

Ein auffallend schöner Mann war Don Ferdinand, und er war sich dessen bewußt. Der prächtige Kopf mit der schön geformten Nase, den feurigen Augen, erinnerte auffallend an das berühmte Profilbildnis Franz des Ersten von Tizian im Louvre zu Paris. Das braunlockige Haar fiel ihm fast bis auf die Schultern und, zum großen Verdruß der gesamten Hofgesellschaft, bestand er darauf, Locken, nach Art der polnischen Juden, an den Schläfen zu kultivieren.

Gleich bei der ersten Sitzung erklärte er mir, daß ich ihn nicht in irgend einer Uniform oder mit Orden geschmückt malen dürfe. Alles Uniformenwesen war ihm zuwider, dem höfischen Zeremoniell fügte er sich nur widerwillig.

Gründlich musikalisch, im Besitze eines herrlichen Baritons, kannte er kein größeres Vergnügen als in seinen Abendgesellschaften Musiker und Sänger bei sich zu sehen und zu singen und Klavier zu spielen.

Die Portraitsitzungen waren ihm augenscheinlich angenehme Plauderstündchen, in denen er sich nach Herzenslust in der lieben Muttersprache unterhalten konnte, und ich hatte ihn heimlich in Verdacht, daß er mir den Auftrag nur gegeben, um den ewigen Repräsentationspflichten auf kurze Zeit zu entrinnen. Mit Geschäften durfte man ihm da nicht kommen, und der deutsche Kammerdiener hatte Befehl, alle dahin zielenden Besuche mit dem Bescheid abzuweisen: „Majestät sitzen zu ihrem Portrait".

Mit einer merkwürdigen Offenheit erzählte er mir aus seinem Leben, schilderte mir seine Jugend in der österreichischen Heimat und seine Erlebnisse als Prinz-Gemahl in dem bewegten portugiesischen Treiben. Militärische Revolten waren damals in Portugal nicht selten, und eine Persönlichkeit machte der Regierung viel zu schaffen, es war der General Saldanha, ein einflußreicher Militär, der „alte Verschwörer", wie man ihn nannte.

Unvergeßlich ist mir, wie mir der König seine Lage schilderte, als er sich eines Tages auf dem Marsche nach dem Norden des Landes, um einen Aufstand zu unterdrücken, plötzlich von den Truppen verlassen sah, wie sein Adjutant frühmorgens zu ihm hereinstürzte mit den Worten: „Majestät, die Truppen sind auf und davon".

Der breite österreichische Dialekt des hohen Herrn, der Humor, mit dem er von seinem Mißgeschick sprach, wirkten so unwiderstehlich, daß ich kaum das Lachen unterdrücken konnte. (Schluß folgt.)

Weltflucht und Einsamkeit.

Weltflüchtig nennt Ihr mich mit Recht,
Und doch mit Unrecht auch:
Ich flüchte nur vor jener Welt,
Die nichts als Schall und Rauch,
Die nur den vollen Humpen schwingt
Und jagt nur nach Genuß,
Und schwätzt und lästert, tanzt und springt
Und schwelgt im Überfluß,
Die kalten Herzens, matten Hirns,
Dem Götzen nur der Zeit
Im Frohndienst huldigt unentwegt:
Der Schein-Geselligkeit.
Doch flücht' ich vor der andren nicht,
In die mich Gott gestellt.
Das Hochgefühl erfüllter Pflicht
Kein Weltschmerz mir vergällt.
Auch flücht' ich vor dem Zauber nicht
Der schönen Gotteswelt,
Die immer mir ihr Füllhorn beut
Und frisch das Herz erhält.
Nicht flücht' ich auch vor jener Welt,
Die tief im Herzen lebt,
Auf Liebesschwingen himmelan
Die Menschenseele hebt,
Den Bruder nur im Menschen sieht,
Teilt mit ihm Freud und Leid —
So spendet Segen ihm und mir
— Weltflucht und Einsamkeit!

Kassel.

Albert Weiß.

Unterm Hollunderbaum.

Historische Erzählung aus Oberhessen von O. Gros.

(Fortsetzung.)

Frau Pfarrer Laukhardt in Hirzenhain war gar nicht beunruhigt gewesen, als ihr Mann in der Nacht von Sonntag auf Montag nicht zurückkehrte, denn Laukhardt hatte ihr gesagt, daß er möglicherweise bei seinem Freunde Radefeld über Nacht bleiben, aber dann spätestens bis Montag Mittag um zwölf Uhr wieder daheim sein wolle.

Anstatt ihres Mannes aber kam gegen 10 Uhr morgens ein Bote des Amtmanns Radefeld mit Laukhardts Pferd und richtete aus: „Einen Gruß vom Herrn Amtmann, und Herr Pfarrer Laukhardt hätte plötzlich zu seiner Tochter Elisabeth nach Bruchköbel reisen müssen.“

Die Pfarrfrau war aufs äußerste hierüber erstaunt. Was konnte geschehen sein? Warum wollte ihr Mann den weiten Weg zu Fuß zurücklegen und benutzte nicht sein Pferd? — sie fragte den Boten: „Hat mein Mann nicht gesagt, was für Geschäfte er in Bruchköbel hat, und wann er wieder zurückkehren will?“

„Nein,“ antwortete der Mann, „einen anderen Auftrag, als ich ausgerichtet, habe ich vom Herrn Amtmann nicht bekommen.“

Nach freundlicher Bewirtung ward der Bote entlassen.

Denselben Abend kam der Ackersmann Straub ins Pfarrhaus und richtete die Botschaft aus, die er unterwegs von seinem Pfarrer erhalten hatte. Da er seine Hiobspost ganz plötzlich und unvermittelt überbrachte, und diese Nachricht die arme Frau ganz unvorbereitet traf, so war es nicht zu verwundern, daß die Pfarrfrau — die zudem der Geburt ihres vierten Kindes entgegen sah — mit einem lauten Schreckensschrei zu Boden stürzte. Die schnell herbeigerufene Magd hatte lange zu thun, bis sie ihre Herrin wieder aus der Ohnmacht erweckt hatte.

Thränenlos, in stummem Jammer saß die arme Frau da; der Gedanke an ein Gefängnis erschien ihr entsetzlich, das Los eines Gefangenen hielt sie für das traurigste, und nun war ihr lieber Mann an einem solchen Ort des Elends! Aber die Pfarrfrau verzagte nicht; sie raffte sich auf und sandte sofort Boten nach Wenings zu ihrem Bruder und dem dortigen Pfarrer, sowie gleichzeitig zu ihres Mannes Freund, dem Pfarrer Leidenfrost nach Ortenberg.

Am anderen Morgen, als kaum der Tag graute, waren die drei Männer schon erschienen; sie rieten hin und her, was die Hanauer vor hätten, aber sie kamen zu keinem Resultat; wollte der Graf den Pfarrer dafür bestrafen, daß er vor 17 Jahren in Ortenberg für sein Bekenntnis gestritten hatte, dann war es schwer, ihm Hülfe zu leisten; handelte es sich aber bloß um die Bürgschaftssumme des gräflichen Amts- und Hofkellerers Küfner, so ließ sich, wenn auch nicht die bedeutende Summe selbst, so doch eine andere ausreichende Bürgschaft, mit der sich der Graf begnügen konnte und wodurch Pfarrer Laukhardt entlastet wurde, beschaffen; denn die drei treuen Freunde beschlossen einmütig, die Bürgschaft auf sich selbst, jeder zu einem Drittel der Summe zu übernehmen.

Leidenfrost aber tröstete die Pfarrfrau mit dem Worte: „Aus sechs Trübsalen wird Er dich erretten, und in der siebenten soll Dich kein Übel rühren“, und der Pfarrer von Wenings setzte hinzu: „Denket doch, liebe Frau Mutter, an Daniel in der Löwengrube; hat Gottes Hand aus solcher Fährlichkeit erretten können, wie sollte er nicht unsern lieben Vater aus dem Gefängnis zu lösen vermögen?“

Die Worte der Freunde waren nicht verloren an der Pfarrfrau; wenn auch ihr Herz schwer blieb, so war ihr Mut doch gewachsen, und wenn auch mit Thränen in den Augen, so blickte sie doch voll Hoffnung und Zuversicht auf zu dem, der da lebet und regieret in Ewigkeit.

Pfarrer Leidenfrost reiste gleich anderen Tags mit dem Bürgschein in der Tasche nach Hanau ab, um zu erfahren, aus welchem Grunde Pfarrer Laukhardt gefangen gesetzt worden sei. Er kam aber tief betrübt wieder zurück; beim Grafen war er gar nicht vorgelassen worden, sondern der gräfliche Oberamtmann hatte ihm erklärt, Pfarrer Laukhardt würde nur dann freigelassen werden, wenn die Bürgschaftssumme völlig bezahlt sei. Der Zutritt zu dem Gefangenen, mit dem er sich beraten wollte über einen etwaigen Ausweg, war ihm trotz seiner Bitten verweigert worden. Diese Kunde traf die Pfarrfrau wie ein Donnerschlag; all ihre Hoffnung war mit einem Male vernichtet; denn die Entscheidung des Grafen bedeutete lebenslängliches Gefängnis; wie sollte ein Pfarrer, der jährlich 27 Gulden Bargeld einzunehmen hatte, in absehbaren Jahren 6000 Gulden aufbringen?

Pfarrer Leidenfrost, der treue Freund, wußte auch jetzt wieder Rat. „Unser gnädiger Graf von Stolberg muß die Bürgschaft an unserer Statt übernehmen, und wir drei Freunde sind ihm dann haftbar; seine Bürgschaft kann der Graf von Hanau doch nicht zurückweisen.“

Da keiner der drei Freunde einen so langen Urlaub nehmen konnte, als zu dieser Reise erforderlich

war, und auch die Einholung eines etwaigen Urlaubs längere Zeit in Anspruch genommen hätte, so mieteten sie einen berittenen Eilboten. Dieser sollte einen längeren Bericht, in welchem alle Umstände genau erzählt waren, zum Grafen von Stolberg bringen. Der Bote hatte den Auftrag, falls der Graf in Stolberg nicht anwesend sei, ihm nachzureisen, wohin es auch immer sein möge. Zu den Kosten der Reise steuerten die Einwohner Hirzenhains aus freien Stücken 100 Gulden zusammen. —

Wieder faßt die Pfarrfrau neuen Mut. Der Graf von Stolberg, dem ihr Mann nun 31 Jahre treu gedient hat, wird ihn, das hofft sie bestimmt, nicht im Stich lassen. Und wenn es auch noch drei bis vier Wochen dauern soll, und wenn es auch Weihnachten darüber wird, es ist doch wenigstens jetzt die begründete Aussicht, daß in kurzer Zeit dem jetzigen Elend ein Ende gemacht wird. — —

Der Bote reist ab, und die Wünsche und Gebete der Pfarrfrau, der drei Freunde und der ganzen Hirzenhainer Gemeinde geleiten ihn. Ein zweiter Bote wird nach Hanau gesandt, um den gefangenen Pfarrer von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen und zum Ausharren zu ermutigen.

Aber es vergehen Wochen, es wird vollends Winter, das Weihnachtsfest geht vorüber, das Jahr neigt sich zu Ende, und noch ist vom Boten nichts zu sehen und zu hören, noch ist vom Grafen keine Antwort eingetroffen.

Die Pfarrfrau gerät fast in Verzweiflung; ihre Hoffnung, ihr Gottvertrauen lassen sie im Stich; dabei rückt ihre schwere Stunde von Tag zu Tag näher, — wie soll das enden?

Endlich am 27. Januar 1729 kommt der Bote zurück. Der Graf von Stolberg war nach Wien zum Kaiser gereist, und der treue Bote war ihm dahin nachgefolgt. Der Graf hatte ihn in seinem Quartier freundlich empfangen und verheißen, alles zu thun, um seinen Pfarrer aus der Gefangenschaft zu lösen; er hatte dem Boten ohne Verzug einen Bürgschaftsschein ausstellen lassen, gegen dessen Aushändigung der Graf von Hanau den unglücklichen Gefangenen wohl sofort loslassen werde.

Welch eine Freude für die Pfarrfrau, welch eine frohe Botschaft für die schnell benachrichtigten und nach Hirzenhain eilenden Freunde sowie für die ganze Gemeinde! Einer sagte es dem andern, und den ganzen Tag ward das Pfarrhaus nicht leer von Besuchern, die alle ihre Freude über die bevorstehende Freilassung des geliebten Pfarrers aussprechen wollten. — —

Mit frohen Hoffnungen geht Leidenfrost am Abend von Hirzenhain nach Ortenberg zurück; er will noch einige Vorbereitungen treffen, um sich andern Tags den Befreiern Laukhardts anzuschließen.

Sanftes Mondlicht leuchtet ihm auf dem schneeigen Wege durch den Hochwald; ringsum schimmert alles weiß, und die Fichten und Tannen beugen ihre Äste tief unter der Last des Schnees. Doch von der ganzen Herrlichkeit der Winternacht merkt Leidenfrost nichts, denn sein ganzes Denken gilt seinem lieben Freunde Laukhardt, der nach den endlos langen Wochen der Gefangenschaft nun endlich — endlich wieder frei werden soll.

Mit welch andern Gefühlen als in der entsetzlichen Zeit vorher betete die arme Pfarrfrau an diesem Abend mit ihren Kindlein für die Befreiung des Vaters; wie dankte sie Gott so herzlich für die Güte des Stolberger Grafen!

Es war ein Triumphzug, der sich am andern Tage von Hirzenhain nach Hanau aufmachte. Nicht nur der Bote und des Pfarrers Schwager und Schwiegersohn von Wenings, sondern auch noch 20 der angesehensten Bürger von Hirzenhain zogen mit; sie wollten es sich nicht nehmen lassen, selbst ihren Pfarrer heim zu holen. In Ortenberg schloß Pfarrer Leidenfrost sich ihnen an.

Von Stunde zu Stunde schaute die Pfarrfrau die Straße entlang, wo der sehnlich Erwartete herkommen sollte, wenn sie ihn an diesem Tage auch noch gar nicht erwarten konnte; denn der Hin- und Herweg dauerte doch wenigstens achtzehn bis zwanzig Stunden — aber sie konnte ihrer Ungeduld keine Zügel anlegen.

Am nächsten Tage ward es im Pfarrhaus früher lebendig als sonst; das tiefe Nidderthal lag noch in düsterem Schatten unter dem leichten Nebelschleier, der allmählich und leise vom Bach zu den hohen Tannen der Bergschlucht aufstieg; langsam erhob sich die Sonne über die bewaldeten Berge, und ihre ersten Strahlen erglänzten in den kleinen, bleigefaßten grünlichen Fensterscheiben des Pfarrhauses, in dem die Hausfrau schon munter hantierte. —

Die Kindlein waren im Sonntagsgewand, um ihren Vater festlich zu empfangen; und die Pfarrfrau selbst? — zum ersten Mal nach den langen, traurigen Wochen umspielte ein sonniges Lächeln ihr Angesicht und verscheuchte alle Schwermut; es war ihr zu Mute, als ob sie singen und zum Himmel jauchzen müsse aus Dankbarkeit gegen Gottes Gnade.

Fünftes Kapitel:

Im finstern Thale.

Mit frohen Hoffnungen waren Pfarrer Laukhardts Befreier von Hirzenhain ausgezogen; traurig kehrten sie von Hanau zurück. Der Graf von Hanau hatte einen vollständigen Triumph gefeiert über die verhaßten Stolberger. In feierlicher Audienz hatte er sie empfangen. Er stand vor dem etwas erhöhten

Herrensitz mitten im Schloßsaale, als die Schar eintrat. Die Wände des geräumigen Saales waren so reich behangen mit Waffen, Fahnen, Teppichen und Hirschgeweihen, daß nur wenig von dem geschnitzten und vergoldeten Holzgetäfel zu sehen war; ebenso war der Fußboden überaus reich mit Tierfellen und die Sitze und Tische mit Teppichen und Decken belegt.

Der Graf war sonst unbewaffnet, nur mit einem langen Schwert mit goldenem Griff bewehrt, das er aus der Gurt gelöst und vor sich auf den Boden gestellt hatte, indem seine beiden Hände auf dem Kreuzgriff ruhten. Er trug ein eng anliegendes Wams aus blauem Samt, mit Gold, Silber und Seidenverzierungen bestickt: die Beinkleider waren von feinem Leder und mit zierlichen Borten besetzt.

Hochmütig schaute er auf die Eintretenden herab und neigte kaum merklich sein Haupt zum Gruß, als sie mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen auf ihn zutraten. Leidenfrost trat vor als Sprecher, aber kaum hatte er begonnen, so schnitt ihm der Graf mit einer raschen Handbewegung das Wort ab und erklärte in grausamer Kürze, er habe sich jetzt lang genug mit Bürgen herumgeschlagen; er verlange keine neue Bürgschaft mehr, sondern das Geld, um das ihn der Amtskellerer Küfner von Bruchköbel betrogen habe; und ehe das Geld nicht bezahlt sei, könne kein Kaiser ihn bewegen, den Pfarrer Laukhardt aus der Schuldhaft freizugeben.

Den Bürgschaftsschein des Grafen von Stolberg nahm er gar nicht an; alles Bitten und Flehen war umsonst, ja sogar ein Kniefall, den die beiden Pfarrer thaten, machte nicht den geringsten Eindruck auf den Grafen. Mit Hohnlachen wandte er sich von den betrübten Männern ab, die mit Thränen in den Augen den Saal verließen.

Mit höhnischem Grinsen geleitete die gräfliche Dienerschaft die Gesandtschaft die Treppe hinab zum Thore; ihre Mienen zeigten offenkundig die Schadenfreude über die Niederlage, die die Stolberger erlitten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Die Personen des Verfassungsbildes. Schon mehrfach ist die Frage nach den Namen der Stadtratsmitglieder und der Bürgerdeputierten gestellt worden, die auf dem von Ludwig Grimm gezeichneten Bilde, die berühmte Audienz im Palais zu Kassel am 15. September 1830 darstellend, porträtähnlich wieder gegeben sind. 1. Kurfürst Wilhelm II., 2. Bürgermeister Karl Schomburg, die Bittschrift überreichend, und der ein weißes Taschentuch schwingende Küfermeister Karl Herbold (3) sind allgemein bekannt. Die Namen der andern auf dem Bilde befindlichen Personen werden uns von einem Freunde des „Hessenland" wie folgt mitgeteilt: 4. Adam Berninger, Weinhändler, 5. Heinrich Eskuche, Kommissionsrat, 6. Wilhelm Jäckel, in Firma Jäckel & Herzog, 7. Friedrich Ludwig, Kaufmann, 8. Ludwig Christ. Nagell, Kaufmann, 9. Heinrich Escherich, Kaufmann, 10. Joh. Heinrich Keßler, Kommerzienrat, 11. Wilhelm Kolbe, Fabrikant, 12. Simon Wille, Kaufmann, 13. Joh. Chr. Arnold, Tapetenfabrikant und Kommerzienrat, 14. Wilhelm Köber, Partikulier, 15. Jakob Ludwig Clement, 16. Lukas Bernhard Möli, Konditor, 17. Wilhelm Korckhaus, Partikulier, 18. Heinrich Pinhard, Lederfabrikant, 19. Christian Dietrich, Inspektor, 20. August Schellhase, Kunstgärtner (sämtlich Mitglieder des Stadtrats). Ferner außer Herbold noch zwei Bürger: 21. Heinrich Wenzel, Gastwirt zur „Stadt Bremen" und 22. Konrad Kersting, Gastwirt zur „Stadt London", welcher letztere allein seine Züge nicht zur Verfügung stellen wollte und deshalb nur vom Revers sichtbar ist.

Vermählungsmedaille. Der kürzlich gestorbene Fürst Wilhelm von Hanau hatte sich am 12. Mai 1890 zum zweiten Male verheiratet mit Gräfin Elisabeth zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, geb. den 1. Juli 1868, nachdem seine erste Ehe im Juni 1868 geschieden worden war. Auf diese zweite Eheschließung bezieht sich eine gegossene Eisenmedaille von 65 mm Durchmesser, die von den damals im Besitze des Fürsten befindlichen Eisenwerken zu Komarau gewidmet worden war. Die Medaille, die die Brustbilder des fürstlichen Paares, sowie in deutscher und czechischer Sprache ihre Namen, das Datum 18 $\frac{15}{5}$ 90 und die Widmung enthält, ist beschrieben in Nr. 8/9 der „Blätter für Münzfreunde", herausgegeben von Dr. H. Buchenau, 1901, S. 222, und abgebildet daselbst auf Tafel 144.

P. W.

Kurze Bemerkung zu den Mitteilungen des Herrn E. Bäumler über die Vergiftung des Hoflakaien Bechstädt. In Nr. 11 des „Hessenland" gibt Herr E. Bäumler sehr schätzens-

werte Mitteilungen über die Vergiftung des Hoflakaien Bechstädt aus der Feder des mir noch sehr wohlbekannten, allgemein hochverehrten Generalstabsarztes Dr. Bäumler wieder. Es wird in diesen Aufzeichnungen (S. 150) auch der Obermedizinaldirektor G . . . . erwähnt. Dies war der Vater meiner Mutter, Cornelius Grandidier, der vom 17. Juni 1814 bis 4. November 1821 mit dem Amte eines Hofmedikus d. h. mit der „ärztlichen Besorgung der sämtlichen Hoflivrée- und Marstall-Dienerschaft“, wie die Anstellungsurkunde besagt, betraut, seit 1. April 1818 aber auch kurfürstlicher Leibarzt war. Nach den Mitteilungen meiner 1894 verstorbenen Mutter hat Grandidier von vornherein die Erkrankung Bechstädts als eine Arsenikvergiftung anerkannt und dies offen in seiner Familie ausgesprochen. Die Angriffe gegen Bechstädts Behandlung durch Dr. Bäumler können also, wie auch mit der Niederschrift desselben sehr wohl vereinbar ist, von Grandidier nicht ausgegangen sein. — Ich selbst gebrauche noch täglich einen Lichtschirm, der früher zum kurfürstlichen Schloßinventar gehört hat, auf irgend eine Weise in Bechstädts Besitz gelangt, von dessen Hinterbliebenen aber meinem Großvater als Andenken an die Behandlung Bechstädts durch ihn geschenkt worden ist.

Hildesheim. **Otto Gerland.**

Aus Heimat und Fremde.

Todesfall. Am 3. Juni starb im Schloß zu Horschowitz (Hořovice) in Böhmen Fürst Wilhelm von Hanau, der dritte Sohn des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. Geboren am 19. Dezember 1836, wurde er, wie die übrigen Kinder des Kurfürsten, durch Hauslehrer erzogen und trat 1855 als Sekondleutnant in das Leibgarde-Regiment ein. 1862 avancierte Prinz Wilhelm zum Hauptmann und 1866 zum Major à la suite desselben Regiments. Der Kurfürst nannte ihn scherzweise seinen „reichen Sohn“, da er von seinem Großvater, Wilhelm II., als dessen Pathe, mit 400 000 Thalern bevorzugt worden war.*) Vermählt war der Dahingeschiedene mit der Prinzessin Elisabeth von Lippe-Schaumburg in erster Ehe, welche aber bereits nach zwei Jahren, 1868, wieder getrennt wurde. Eine zweite Ehe ging er 1890 mit der Gräfin Elisabeth zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld ein, nachdem er am 24. März 1889 durch den Tod seines älteren Bruders, des Fürsten Moritz von Hanau, den Fürstentitel sowie das vom Kurfürsten gestiftete Majorat geerbt hatte. Er starb ohne direkte Nachkommen zu hinterlassen, so daß die Herrschaft Horschowitz mit den andern dazu gehörigen Gütern an seinen jüngeren Bruder, den nunmehrigen Fürsten Karl von Hanau, übergegangen ist.

Persönliches über den verstorbenen Fürsten teilt uns der treue Mitarbeiter des „Hessenland“ Adam Trabert zu Wien in Nachfolgendem mit:

„Nach mehrtägiger Abwesenheit von Wien trete ich wieder in mein bescheidenes Heim zu Döbling. Auf meinem Schreibtische liegt ein Brief mit schwarzem Rande. Unwillkürlich pocht mein Herz. Hat der grausame Tod mir schon wieder Einen von den Wenigen, die mir nahe gestanden sind und noch unter den Sterblichen auf Erden weilen, in die stille Heimat der Gräber abgerufen?

Ich öffne das Couvert hastig und mit zitternder Hand. Tief erschüttert lese ich:

„Karl Fürst von Hanau und Horschowitz, Graf von Schaumburg, gibt hierdurch tief betrübt die Nachricht von dem am 3. Juni 1902 zu Horschowitz erfolgten Hinscheiden seines vielgeliebten Bruders Sr. Durchlaucht des Herrn Wilhelm Fürsten von Hanau und zu Horschowitz, Grafen von Schaumburg, k. u. k. Majors i. E. des österr. Landwehr-Ulanenregiments Nr. 6, Besitzers des fürstlich Hanau'schen Familien-Fideikomisses Horschowitz und Jinetz mit Bezdebitz ꝛc. ꝛc.“

Mit dieser Trauerbotschaft in der Hand trete ich in mein kurhessisches Sanctissimum. Ich darf wohl so das schönste Zimmer meiner bescheidenen Wohnung nennen, denn dort steht als dessen herrlichste Zierde eine Statue unseres seligen Kurfürsten, ein Kunstwerk von der Hand Natters, das Fürst Wilhelm mir einst verehrt hat. Die Statue ist eine verkleinerte Kopie des Kolossal-Standbildes des Kurfürsten, einer genial ausgeführten Kunstschöpfung Natters, mit welcher Fürst Wilhelm seinen Schloßpark zu Horschowitz geschmückt hat. Bei ihrer festlichen Enthüllung war ich persönlich zugegen.*)

In meinem Sanctissimum befindet sich auch neben den Bildern, mit denen mich andere Nachkommen und Familienglieder des seligen Kurfürsten beglückt haben, das sprechend ähnliche Bild des oben genannten Toten, der heute schon im Horschowitzer Parke in kühler Erde ruht. In meinem

*) Siehe „Hessische Erinnerungen“. Verlag von Klaunig, Kassel 1882.

*) Vergl. „Hessenland“ 1890, Seite 244.

Sanctissimum befindet sich gleichfalls das Bild seiner ebenso schönen wie liebenswürdigen durchlauchtigsten Gattin, einer geborenen Gräfin Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld. Das Bergknappenkostüm, in welchem die Fürstin sich hat photographieren lassen, verleiht ihrem Bilde einen ganz besonderen Reiz. Es erinnert uns wie auch die im Horschowitzer Parke vom Fürsten aufgestellten Marmor-Statuen der altdeutschen Götter und Helden, die Richard Wagner in seinen mächtigen Tonschöpfungen wieder lebendig gemacht und Natter gemeißelt hat, an die Lieblingsbeschäftigung des Fürsten Wilhelm: an seinen von hoher Begeisterung getragenen Kultus Wagnerischer Musik. Aus den zahllosen Knappen des Fürsten, welche die Schätze seiner Bergwerke heben, hatte er ein ganz unvergleichliches Orchester geschaffen, dessen musikalische Produktionen in dem von ihm erbauten Musiksaale des Horschowitzer Schlosses er selbst meisterhaft zu leiten verstand.

Nun modert die Hand, die ich den Taktstock in virtuoser Weise führen sah. Sein Geist aber mag jetzt — das ist ja für uns sterbliche Menschen die schönste Versöhnung mit dem Tode — der noch viel schöneren und reineren Musik, dem göttlichen Gesang der Sphären, lauschen.

Ich habe nicht das Zeug dazu, mich hier als den Biographen des Fürsten Wilhelm zu zeigen. Die Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß ich sowohl dem verstorbenen Kurfürsten wie auch der Mehrzahl seiner Kinder erst relativ spät näher getreten bin. Anderen aber einfach nachzuerzählen, liebe ich nicht. Bin auch schon zu alt dazu.

Des Fürsten Wilhelm Bild zeugt von männlicher Kraft und Schönheit. Und als er mich einst nach Horschowitz einlud, um sich meines Rates bei Ordnung seiner Familienangelegenheiten ꝛc. zu bedienen, konnte ich mich auch überzeugen, daß er ein Mann von scharf denkendem Geiste und für die Seinigen, zu denen ich auch die niedrigsten von seinen Untergebenen zähle, ein Herr von väterlich fürsorgendem, ebenso warmem wie gerechtem Herzen war.

Indem ich sein Bild betrachte — das Bild eines Mannes von echt hessischer Reckengestalt —, weihe ich ihm gern eine Thräne trauernder Liebe.

Möge ihm die Erde leicht sein; die fremde Erde, in welcher er fern von der Asche seines einst am Heimweh gestorbenen Vaters ruht. Möge jeder Hesse, der einmal in die Nähe von Horschowitz kommt, seinem Grabe einen Besuch abstatten. Ich verspreche, daß es keinen gereut."

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor an der Wiener Universität Dr. Wilhelm Trabert ist vom Kaiser von Österreich zum ordentlichen öffentlichen Professor der kosmischen Physik an der Universität Innsbruck ernannt worden. — Der kaiserliche Regierungsrat im Patentamt zu Berlin Professor Dr. Arnold Reißert hat sich an der Universität zu Marburg als Privatdozent der philosophischen Fakultät niedergelassen.

Fünfter Jahresbericht der historischen Kommission für Hessen und Waldeck. Im Anschluß an unsere in Nr. 10 gebrachte Notiz über die am 10. Mai d. J. zu Marburg stattgefundene Versammlung der vorgenannten Kommission ist aus dem nunmehr erschienenen Jahresbericht über die verschiedenen wissenschaftlichen Unternehmungen das Nachfolgende mitzuteilen:

Fuldaer Urkundenbuch. Herr Professor Tangl hatte im verflossenem Sommer mit dem Druck des ersten Bandes begonnen, sah sich jedoch im Herbst gezwungen, ihn zu unterbrechen. Ein längerer, durch seine Arbeiten für die Monumenta Germaniae historica bedingter Aufenthalt in Paris sowie der Druck des ersten Bandes der Karolingerurkunden und vermehrte Amtsgeschäfte beanspruchten seine volle Zeit. Er hofft jedoch, den Druck gleich nach Pfingsten wieder aufnehmen zu können.

Landtagsakten. Herr Dr. Glagau hat die Bearbeitung des zweiten Bandes begonnen und zunächst die Landtagsabschiede von 1527 bis 1591 ausgezogen. Er hat dann aus Zweckmäßigkeitsgründen die Bearbeitung der Landtagsakten aus der Zeit Wilhelms IV. (1567—1592) nahezu erledigt und wird sich nun der Zeit Philipps des Großmütigen zuwenden. Benutzt wurden hauptsächlich die Staatsarchive zu Marburg und Darmstadt so wie die im Marburger Staatsarchive deponierten Archive der Stadt Marburg und der vormals kurhessischen Landstände. An Stelle des Herrn von Below wurde Herr Varrentrapp in den Ausschuß gewählt.

Chroniken von Hessen und Waldeck. Herr Dr. Diemar hat die Textgestaltung der beiden Chroniken von Gerstenberg vollendet, zum Teil unter Heranziehung von weiteren Handschriften und Archivalien aus Darmstadt und Marburg, und auch die Quellenuntersuchungen in allem Wesentlichen abgeschlossen. Die Drucklegung des Bandes wird somit nach Erledigung einiger kleineren Fragen sofort beginnen und ohne Unterbrechung fortgesetzt werden können. Dem Bande sollen einige Illustrationen aus der Orginalhandschrift von Gerstenberg in Lichtdruck beigegeben werden. — Herr Dr. Jürges hat die Bearbeitung der waldecker Chroniken zufolge seiner Übersiedlung nach Wiesbaden leider nicht in dem Maße zu fördern vermocht, wie er gehofft. Er

hat indessen in Arolsen und Köln wertvolle Beiträge zur Lebensgeschichte von Klüppel gefunden und wird die Arbeit mit möglichster Beschleunigung fertigzustellen suchen.

Landgrafenregesten. Herr Geheimer Archivrat Dr. Könnecke hat seine Sammlungen eifrig fortgesetzt, jedoch die geeignete Hilfskraft noch nicht gewinnen können. Der Beginn der Bearbeitung mußte demzufolge vertagt werden.

Ortslexikon. Herr Archivrat Dr. Reimer legte den Probedruck einiger Artikel vor, um zu zeigen, wie sich der Text bei Zugrundelegung der von dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine festgestellten Grundsätze etwa gestalten wird. Die Sammlung des Materials ist ziemlich weit vorgeschritten.

Urkundenbuch der Wetterauer Reichsstädte. Der Druck des Urkundenbuches von Friedberg hat begonnen und ist soweit vorgeschritten, daß der erste Band auf der nächsten Jahresversammlung wird vorgelegt werden können. Herr Dr. Foltz hat im Herbst die Archive in Frankfurt, Darmstadt, Wetzlar, Braunfels und Limburg besucht und außerdem die auch in diesem Jahre von den Staats- und Stadtarchiven in Darmstadt, Frankfurt, München und Münster in entgegenkommendster Weise nach Marburg gesandten Friedbergensien bearbeitet.

Hessisches Trachtenbuch. Die Herstellung der dritten Lieferung stieß auf nicht vorherzusehende Schwierigkeiten, und wurde zur Entscheidung einiger Fragen eine Kommission, bestehend aus den Herren Haupt, Könnecke und Zimmermann, gewählt.

Münzwerk. Die Vorarbeiten für das Münzwerk haben eine wesentliche Förderung dadurch erfahren, daß der Bearbeiter, Herr Oberlehrer Dr. Buchenau in Weimar, auf einer beinahe halbjährigen Reise von Oktober 1901 bis März 1902 die wichtigsten öffentlichen und privaten Münzsammlungen Mitteleuropas zwischen Kopenhagen, Berlin, Darmstadt und Wien besucht und für die Zwecke des Münzwerks ausgebeutet hat. Besonderen Dank ist die Kommission dem großherzoglich weimarischen Staatsministerium schuldig, welches den erforderlichen Urlaub bewilligt und damit die Möglichkeit geschaffen hat die Reisen auszuführen. Das Ergebnis der Forschungsreisen ist ein recht erfreuliches. Die Grundlagen für den ersten Teil des Münzwerkes, der die Beschreibung und Lichtdruckreproduktionen der Münzen enthalten soll, sind damit gewonnen; bis zum Winter hofft Herr Dr. Buchenau das Material soweit gesichtet zu haben, daß mit der Bearbeitung der Münzen des brabantischen Hauses (1247—1567), für die der Stoff im ganzen abgeschlossen vorliegt, begonnen werden kann. Es darf erwartet werden, daß noch vor Ablauf des kommenden Arbeitsjahres die ersten Lichtdrucktafeln hergestellt werden können.

Urkundliche Quellen zur Geschichte Landgraf Philipps des Großmütigen. Die bereits begonnenen Arbeiten haben durch die zu Ostern erfolgte Berufung des Herrn Professor Dr. Brandi nach Göttingen eine so empfindliche Störung erfahren, daß der Plan, den ersten Band dieser Publikation als Festgabe zur 4. Zentennarfeier der Geburt Philipps im Jahre 1904 erscheinen zu lassen, aufgegeben werden muß. Doch sollen die Arbeiten nach Kräften gefördert werden, sobald es sich entschieden haben wird, in wie weit Herr Brandi auch fernerhin sich an ihnen wird beteiligen können. An Stelle des ausgeschiedenen Herrn von Below wurde Herr Varrentrapp in den Ausschuß gewählt.

Die Vorbereitungen für die von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M. angeregte Herausgabe eines historischen Kartenwerkes für Hessen-Nassau, Waldeck, Großherzogtum Hessen und Aschaffenburg sind im verflossenen Jahre leider noch nicht soweit gediehen, daß die finanzielle Sicherung des Unternehmens bereits erreicht worden wäre. Immerhin stehen jedoch noch mancherlei Zeichnungen in Aussicht und ist die Hoffnung begründet, daß mit der Arbeit in nicht zu langer Frist wird begonnen werden können. Ähnliches gilt von der von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel geplanten Herstellung von Grundkarten. Dieses Unternehmen wird dem Ortslexikon und dem historischen Atlas wertvolle Dienste leisten, seinerseits aber auch durch die Ergebnisse dieser Arbeiten vielfach unterstützt werden.

Hanauer Geschichtsverein. Am 25. Mai wurde im Altstädter Rathaus zu Hanau das römisch-germanische Museum eröffnet, welches die seit sechzig Jahren in Hanau und Umgebung gefundenen altertümlichen Gegenstände enthält. Dieselben rühren hauptsächlich aus der Zeit her, als die Römer die dortige Gegend militärisch besetzt hielten und dabei auch viele bürgerliche Niederlassungen gründeten. Am Salisberg, an der heutigen Werft am Main und bei Rückingen sind wertvolle Funde gemacht worden.*) Auch Spuren, welche auf die Bewohner noch vor der Römerzeit zurückführen, sind vorhanden. Ferner gibt der Inhalt der sog. Hünengräber von der alemannisch-fränkischen Zeit, 4.—8. Jahrhundert n. Chr., Kunde. Aber auch eine Anzahl zum Teil wertvolle Erzeugnisse der neueren Zeit werden in dem Museum aufbewahrt.

*) Vergl. auch die Aufsätze von Prof. Wolf und Dr. Quilling im „Hessenland": 1894, S. 206 und S. 114 des laufenden Jahrgangs.

Weiter hat auch die Ruthsche Münzensammlung daselbst einen festen Standort erhalten. Diese vom Regierungsrat Peter Ruth angelegte und nach seinem Tode 1845 von seinen Erben der Stadt Hanau für 500 Gulden überlassene Sammlung hessischer Münzen befindet sich seit dem Jahre 1874 unter der besonderen Verwaltung des Herrn Professor Dr. Suchier, welcher sie bereichert hat, indem er die Dubletten und wertlosen Stücke verkaufte und für den Erlös wertvolle seltene Münzen anschaffte. Jedenfalls hat die Stadt Hanau durch dieses von dem dortigen Geschichtsverein hervorgerufene Museum eine hochinteressante Sehenswürdigkeit erhalten. Eine andauernde Bereicherung der Sammlung wird nicht ausbleiben, sodaß hiermit der Grund zu einer wissenschaftlichen Anstalt gelegt worden ist, die ihren Schöpfern auch den Dank der Nachkommen sichert.

Städtetag. Am 6. und 7. Juni wurde in Marburg die XIII. Hauptversammlung des hessischen Städtetags unter Vorsitz des Herrn Oberbürgermeisters Müller-Kassel abgehalten. Es fanden bemerkenswerte Verhandlungen über Ruhegehälter für Gemeindebeamte, kommunale Verbrauchsabgaben, Feuerwehrsicherstellung, Haftpflicht der Lehrer und andere Gegenstände statt. Der Vortrag des Herrn von Bodenhausen-Kassel, die Gründung eines Städtebundtheaters betreffend, blieb ohne Diskussion. Am zweiten Tag hielt Herr Geheimer Medizinalrat Professor von Behring-Marburg einen sehr interessanten Vortrag über „die Versorgung der Stadt Marburg mit Trinkwasser“, und Herr Oberbürgermeister Schüler-Marburg sprach über die Reinigungsverhältnisse Marburgs vor der Kanalisation. Der Nestor und Mitbegründer des hessischen Städtetags Herr Bürgermeister Fenge-Felsberg wurde auf Antrag des Vorsitzenden einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt. Als Ort für den nächstjährigen Städtetag wurde Orb gewählt.

Rhönklub. Am 9., 10. und 11. August findet in Bischofsheim vor der Rhön die 26. Jahresversammlung des Rhönklub statt. Der dritte Tag ist zu einem Ausflug auf die Osterburg und den Kreuzberg bestimmt.

Personalien.

Verliehen: dem Major Breithaupt in Kassel und dem Kreistierarzt Textor in Ziegenhain der Kronenorden 3. Klasse; dem Oberlandesgerichtsrat Dr. Schellmann in Kassel der Charakter als Geh. Justizrat; dem Sanitätsrat Dr. Emer in Nenndorf der Charakter als Geh. Sanitätsrat; den prakt. Ärzten Dr. Alsberg in Kassel, Dr. Braun in Neustadt, Dr. Kothe in Marburg, *Dr. Raabe in Fulda und Dr. von Roques in Treysa* der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: Landrichter Limberger in Kassel zum Landgerichtsrat; die Amtsrichter Bücking in Hessisch-Lichtenau, Dr. Schemann in Neukirchen, Hinselmann in Eschwege und Roßbach in Hersfeld zu Amtsgerichtsräten; Gerichtsassessor Wertheim zum Amtsrichter in Fulda; Gerichtsassessor Scheffer zum Staatsanwalt in Saarbrücken; die Rechtskandidaten Fürer, Möhl und von Wittich zu Referendaren.

Übertragen: dem Direktorial-Assistenten am Königl. Museum in Kassel Dr. Johannes Boehlau die selbstständige Verwaltung der Sammlungen des Museum Fridericianum und der Münzsammlung unter Beilegung des Titels „Museumsdirektor“.

Versetzt: Amtsrichter von Kienitz in Steinbach-Hallenberg an das Amtsgericht in Zellerfeld; Gerichtsassessor Sethe in den Bezirk des Oberlandesgerichts zu Königsberg i. Pr.

In den **Ruhestand** getreten: Eisenbahndirektor Urban zu Kassel.

Ausgeschieden aus dem Justizdienst: Gerichtsassessor Dr. Eisenmann infolge seiner Übernahme zur Verwaltung der indirekten Steuern; Referendar von Buttler behufs Übertritts zur allgemeinen Staatsverwaltung.

Geboren: ein Sohn: Fabrikant Karl Pfannkuch und Frau Marie, geb. Reuß (Kassel, 3. Juni); Fabrikant Ludwig Schnell und Frau Betty (Kassel, 7. Juni); Kaufmann Adolf Stück und Frau Lucie (Kassel, 8. Juni); eine Tochter: Rechtsanwalt Heeren und Frau Rosa, geb. Reinecker (Kassel, 5. Juni).

Gestorben: Turnlehrer Volpertus Schneider, 58 Jahre alt (Marburg, 30. Mai); Privatmann Johannes Meiß, 70 Jahre alt (Kirchditmold, 30. Mai); Verleger der „Schlüchterner Zeitung“ Buchdruckereibesitzer Hohmeister (Schlüchtern, 1. Juni); Privatmann Hermann Faubel, 73 Jahre alt (Kassel, 3. Juni); verwitwete Frau Hauptsteueramtskontrolleur Wilhelmine Schweickhardt, geb. Frank (Marburg, 4. Juni); verwitwete Frau Rittergutspächter Karoline Hold, geb. Cornelius (Zimmersrode, 4. Juni); lutherischer Diakonus Pfarrer Aßmann (Karlsbad, Juni); Privatmann Wilhelm Heine, 79 Jahre alt (Kassel, 11. Juni).

Briefkasten.

F. J. D., Hanau; E., Eschwege. Die eingesandten Gedichte können leider nicht im „Hessenland“ gebracht werden.

B. S. C., Rotenburg. Ihre Anfragen werden brieflich erledigt werden.

☞ Mit dem heutigen Heft beschließt das „Hessenland“ das II. Quartal des XVI. Jahrgangs. Wir bitten namentlich die verehrlichen Post-Abonnenten um rechtzeitige Neu-Bestellung. Mit dem 1. Juli neu zugehenden Abonnenten können die Hefte 1—12 nachgeliefert werden. Probe-Hefte stehen jederzeit gern zur Verfügung. Der Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. Juli 1902.

Sommerlied.

Rosen leuchten, Lilien prangen
Und, benachbart ihrem Flor,
Dringt, von Büschen überhangen,
Der Narcissen Stern hervor.
Alle blühen sie gesellig,
Jedem Auge wohlgefällig.

Einer nur, fern allem Glücke,
Wenn er trüb die seinen senkt,
In der Stille gern zurücke
An das frühe Veilchen denkt,
Das geblüht, bevor noch wieder
Stand in Pracht der junge Flieder.

Kassel, im Juni 1902. **Martin Greif.**

Heimweh.

Dir klingt etwas im Herzen,
Das macht Dir tausend Schmerzen
Und läßt Dir keine Ruh'.
In Arbeit, Freude, Sorgen,
Am Abend und am Morgen
Klingt's immer, immerzu.

Es ist, als locke leise
Dich eine fremde Weise
In eine schön're Welt. —
Das sind die Heimatglocken,
Die Deine Seele locken,
Bis ihre Hülle fällt.

Darmstadt. **Therese Köstlin.**

Mittag.

Schweigend liegen Wald und See
Im süßen Sommermittagstraum —
Drüben, weit drüben überm See
Unterm Eschenbaum
Am Wiesenhang
Sitzt die holde, sonnige Fee.

Tönt ein zitternder, bebender Klang
Über Wiesen und dämmernden Wald —
Ein leiser, lockender, sehnender Sang
Sterbend in meiner Brust verhallt . . .
Weiße Wölkchen ziehen sacht
Durch das blaue Himmelsmeer —
Noch immer klingt's vom Ufer her
Und schluchzt und lacht
In Schmerz und Lust,
In Kummer und Seligkeit
Und zieht mir ahnend durch die Brust
Wie Sommerglück und Herbstesleid.

Kassel. **J. Berstl.**

Der Dichter aber . . .

Die Menschen alle sehn die Welt
Und machen die Lust sich zu eigen.
Ein jedes Glück, das heimsen sie ein
Und wahren es tief im Herzensschrein
Und möchten es niemand zeigen.

Der Dichter aber sieht der Welt
Buntschillerndes Gefieder
Und nimmt sie auf mit ihrem Glück
Und gibt sie neidlos euch zurück
Im Wohllaut klingender Lieder.

Zürich. **Henri du Fais.**



Beiträge zur Geschichte der Stadt Felsberg.

Von Dr. Fenge.

In seinem Aufsatze „Zur Geschichte von Burg und Stadt Felsberg" („Hessenland" 1891) hat Dr. W. Grotefend die spärlichen Nachrichten, die aus dem Dunkel, in das die älteste Geschichte der Burg gehüllt ist, auftauchen, zu einem Gesamtbilde zusammengefaßt, das uns doch wenigstens einige wichtige gesicherte Aufschlüsse über das alte Felsberger Grafengeschlecht gibt. Auch über die Geschichte der Stadt hat Dr. Grotefend beigebracht, was ihm die größeren, die hessische Gesamtgeschichte behandelnden Werke, die er in der Einleitung seines Aufsatzes als Quellen angibt, boten. — Ehe es jedoch möglich sein wird, eine Chronik der Stadt Felsberg zu schreiben, die annähernd auf Vollständigkeit rechnen kann, bedarf es noch vieler Vorarbeiten. Namentlich müssen die noch vorhandenen Saalbücher, Stadtrechnungen, Stadtgerichts-Urteile u. s. w. ausgebeutet werden.

Für die geschichtliche Forschung am wichtigsten sind die Saalbücher, die uns hauptsächlich über die Rechts- und Besitzverhältnisse der Stadt Auskunft geben. Von diesen Saalbüchern sind mir drei bekannt geworden: zwei habe ich auf dem Staatsarchive zu Marburg vorgefunden; das dritte befindet sich auf dem Rathause zu Felsberg.

Das ältere der beiden in Marburg aufbewahrten Saalbücher stammt aus dem Jahre 1555 (begonnen am St. Laurentius-Tage). Sein Inhalt ist von einer fürstlichen Kommission, an deren Spitze der Homberger Schultheiß Hans Geilmann stand, unter Zuziehung der beiden fürstlichen Beamten zu Felsberg, des Schultheißen Hans Dietrich und des Rentmeisters Heinrich Glehm, sowie des Bürgermeisters und Rats und einiger Ältesten der Stadt (Hofmann, Bachmann, Vogt, Winckel, Briede, Stieglitz) festgestellt worden. Das zweite stammt aus dem Jahre 1588; die Entstehungszeit des in Felsberg liegenden Saalbuches ist nicht genau zu ermitteln, dürfte aber auch ins 16. Jahrhundert fallen.

Aus dem Inhalte dieser Saalbücher will ich im folgenden eine Reihe von Eintragungen mitteilen, die mir einige Wichtigkeit für die Geschichte der Stadt zu besitzen scheinen.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts befanden sich in der Stadt Felsberg die folgenden fünf Burgsitze:

1. Der älteste: ursprünglich der Familie derer von Felsberg zuständig, dann im Besitze der Familie von Besse, die sich nach Grotefend gegen Ende des 12. Jahrhunderts von der ersteren abgezweigt hatte. Dies ist der einzige Burgsitz, der den Namen seiner ehemaligen Besitzer bis auf die Gegenwart bewahrt hat; er ist noch vorhanden und führt bis auf den heutigen Tag den Namen „Bessenhof". Im 16. Jahrhundert war er im Besitze der Frau Margarete Spiegel zum Desenberge, einer geborenen von Boineburg zu Lengefeld. Nach dem 30jährigen Kriege — im Jahre 1651 — ging der Burgsitz (das alte Haus war im 30jährigen Kriege abgebrannt) in das Eigentum der Wittwe des Capitains Georg Michael Poppenhausen über, der im Jahre 1639 mit seiner Kompagnie in der Stadt gelegen und sich nach dem Kriege wohl daselbst niedergelassen hatte.

2. Der Boineburgsche Burgsitz, ein landgräfliches Mannlehen, mit dem ursprünglich die Familie von Lugulin belehnt gewesen war, und das daher das „Lügelinshaus" genannt wurde.

3. Der Hebelsche Burgsitz, in ältester Zeit im Besitz der auch sonst vielfach begüterten Familie von Hebel oder Hebelde. Es war kein eigentliches Mannslehen, sondern ein sogenanntes „erbfreies Gut", das später die Boineburgs von dem letzten Sproß derer von Hebel, der Feyge [Sophie] von Hebelde, „ältester Jungfrauen" im Kloster Annaberg zu Kassel, erworben hatten. (Die Boineburgs hatten auch zu Gensungen einen Freihof.)

4. Der Meysenbugsche Burgsitz, von dem wir nur wissen, daß das Haus im Jahre 1588 umgebaut wurde.

5. Der Gleimsche Burgsitz. Welche adlige Familie ursprünglich dies Gut zu Lehen getragen hat, habe ich leider nicht ermitteln können; im 16. Jahrhundert war es im Besitze des früheren Kammerschreibers Otto Gleim aus Kassel. Diese Gleimschen Güter, die im Laufe des 30jährigen

Krieges wohl herrenlos geworden waren, zog im Jahre 1639 die Stadt nach Bewilligung fürstlicher Regierung als städtisches Eigentum ein. Später (1661 ?) wurden sie an den Kommissar Reinhard Scheffer verkauft. Ob das jetzige Scheffersche Gut (der Oberförsterei gegenüber) mit dem alten Gleimschen Burgsitz identisch ist, vermag ich nicht zu sagen.

Die Inhaber dieser fünf Burgsitze waren von allen Abgaben, gebotenen und ungebotenen, Frohnen und Diensten, von Geschoß, Tischgeld, Soldatensteuer, Schatzung und was dessen mehr sein mag, gänzlich befreit, durften jedoch altem Herkommen nach Trift, Hute, Wasser, Weide, Beholzung und anderes mit ihrem großen und kleinen Vieh unbegrenzter Zahl gleich den anderen in der Stadt eingesessenen Bürgern benutzen.

Neben diesen Burglehen gab es noch sogenannte „freie Güter oder Behausungen", deren Inhaber zwar jährlich 8 Albus Beisitzer-Geschoß zu entrichten hatten, dafür aber sich mit ihrem Vieh der Trift, Hute, Weide und des Wassers bedienen durften. Jedoch hatten sie keinen Anteil an den gemeinsamen städtischen Wiesen, die jährlich unter die Bürgerschaft ausgeteilt wurden, am Edder-Frasen und an der Nutzung des Beuerholzes.

Auch die in der Gemarkung und „Terminei" von Felsberg liegenden fürstlichen Ländereien, Wiesen und Gärten sind von städtischem Geschoß, Dienst und sonstigen Beschwerungen frei, jedoch hat Landgraf Wilhelm 1589 „gnädig bewilligt, daß von der ausbesamten Winter- und Sommerfrucht, gleich wie von den anderen Nachbauern und Bürgern, die Feldhute entrichtet werde".

Anderseits hatte die Stadt an den Staat bezw. an die fürstliche Renterei nicht unbeträchtliche Abgaben zu leisten. Nach dem Saalbuche von 1588 bestanden dieselben in 104 Reichsthalern 4 Albus $4^1/_2$ Heller baren Geldes, 25 Gänsen, 30 Hahnen, $11^1/_2$ Steigen Eier, $14^1/_2$ Maß Butter, 31 Viertel 8 Metzen Korn, ebensoviel Hafer, $4^1/_2$ Viertel Weizen, ebensoviel Gerste und 1 Viertel Rübesamen. — Dazu kamen die Gefälle an die Deutsch-Ordens-Komturei, die bekanntlich Haus und Hof mit großem Fruchtboden in Felsberg besaß, auch das Patronat über die Kirche hatte, an die Universität zu Marburg, an die von Meysenbug, von Boineburg, von Wallenstein und Baumbach. — Von einzelnen in der Felsberger Gemarkung gelegenen Äckern war der Zehnte zu liefern: außer an die Ordensrenterei, an das Stift zu Fritzlar und die Klöster zu Breitenau und Nordshausen (bei Kassel).

Der Fürst hatte vor dem Oberthore eine Schäferei-Behausung und Scheuer samt einem 1 Acker großen Garten, das Ganze von einer Mauer umschlossen. Den Garten hatten die fürstlichen Beamten zur Benutzung inne. Nachdem dieser sogenannte Schafhof im 30jährigen Kriege abgebrannt war, ließ der Landgraf auf diesem Grund und Boden ein stattliches Herrenhaus aufführen, das aber in Privatbesitz überging, und dessen Besitzer sehr häufig gewechselt haben. Es war zunächst Eigentum des fürstlichen Schultheißen Johann Martin Seydt. Dieser verkaufte es 1673 an den Oberstleutnant Toussaint, von dem es dann Franz Elger von Dalwig erwarb. Dessen Tochter Antoinette Elisabetha, Ehefrau des Oberstleutnants von Carspach, veräußerte 1723 das Haus an den Oberstleutnant von Blome. Dessen Tochter wiederum, Frau Karoline von Hahn, verkaufte es 1783 an den in holländischen Diensten stehenden Leutnant Kinen für 2150 Thaler. Auf dem ursprünglichen Eigentumsrecht des Fürsten beruhte offenbar die Bestimmung, daß ein Verkauf des Hauses stets nur mit Erlaubnis des Landesherrn erfolgen durfte. Heute ist das schöne Besitztum Eigentum der Wittwe Heide.

Die Mühle zu Altenburg, die Eigentum der Fürsten zu Hessen war, stand unter Aufsicht und Verwaltung des Magistrats zu Felsberg. Es soll „zu Folge altem Herkommen Bürgermeister samt einem ehrbaren Rate sich danach richten, daß sie alle Vierteljahr einmal, oder so oft Klage vorkommt, sich in Person, samt und sonders in die gedachte Mühle verfügen, alle Dinge fein, genau und eigentlich, sonderlich aber um die Zargen her, und die zugerichteten Beutel besichtigen, die Metzen oder verfertigten Maaße mit der Stadt Zeichen pfechten und brennen, und jederzeit darauf sehen, daß alles fein ordentlich und der Gebühr nach zugehen möge". — Die Mühle war eine Erbleih-Mühle, der Bannrechte zustanden. Bannpflichtig waren folgende Ortschaften: Felsberg, Vorwerk Mittelhof mit der Karthause, Gensungen, Beuern, Sundhof, Hilgershausen, Heßlar, Melgershausen, Hesserode, Rühnda, Altenburg, Lohre, Niedermöllrich und Deute. Das Bannrecht erstreckte sich auf das Mahlen aller Fruchtgattungen, sowie auf das Schroten der Früchte. Der Molter betrug vom Viertel Mahlfrucht eine Metze, vom Viertel Schrotfrucht eine halbe Metze. Holte der Müller die Frucht ab, so erhielt er außerdem eine Metze Kleien. — Im Jahre 1551 verkaufte der Staat die Altenburger Erbleihmühle mit dem bisherigen Bannrecht an Jakob Lindemann für 500 gute harte Joachimsthaler. Das Bannrecht wurde erst im Jahre 1844 aufgehoben.

Neben dem Wegegeld, das die Stadt erhob (s. „Hessenland" 1893, S. 42), hatte sie auch die

Einnahme eines Zolles auf die Edderbrücke. Landgraf Philipp hatte unterm Dienstag nach Trinitatis 1540 (signatum Carthaus-Eppenberg) der Stadt Felsberg bewilligt, einen Zoll auf die Brücke zwischen Felsberg und Gensungen schlagen zu dürfen, mit der besonderen Bestimmung: „wenn die Fuhrleute nicht durch die Stadt Felsberg und doch über die Felsbergische Brücke fahren, so sollen sie nichtsdestoweniger den Zoll geben“. — Es scheint, als ob diese Brücke während des 30jährigen Krieges zerstört worden sei, wenigstens läßt mich darauf ein Eintrag in der Stadtrechnung vom Jahre 1651 schließen, wonach die Stadt dem Schiffsmann (es war damals Kurt Wiegand aus Gensungen) als Fährlohn jährlich 2½ Viertel Korn gibt, wofür dieser einen jeden Bürger oder die Seinigen, die jenseits des Wassers zu thun haben, ohne weiteres Entgelt hinüber zu fahren hat.

Und die Felsberger Bürger und noch mehr ihre Frauen hatten recht viel „jenseits des Wassers“ zu thun. Denn jenseits der Edder, auf dem Gelände des jetzigen Bahnhofs Gensungen, lag der der Stadt gehörende Würzgarten, worin jeder Bürger, der das Tisch- und Wiesengeld bezahlte, Anrecht auf einen Pflanzenort hatte. Doch sollten bestimmungsgemäß nach Herausnahme der Pflanzen im Sommer die Pflanzenörter unbesamt liegen bleiben, „damit sich das Vieh, wie Schweine und Schafe, desto besser darauf erhalten möge“. Als dann später den Felsberger Damen die Bestellung jener allzu abgelegenen Pflanzenörter zu unbequem wurde, erhielten die Schweine alleiniges Eigentumsrecht an dem nunmehrigen „Saufrasen“, bis dieser in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für 1800 Thaler an die Gemeinde Gensungen verkauft wurde.

Das Amt Felsberg umfaßte im 16. Jahrhundert folgende 15 Dörfer (s. „Hessenland“ 1891, S. 168): Böddiger (wo am 17. Oktober 1575 ein großer Brand 19 Häuser und 15 Scheunen, sowie die herrschaftliche Mühle einäscherte), Neuenbrunslar, Niedervorschütz, Lohre, Niedermöllrich, Altenburg, Harle, Rhünda, Gensungen, Hesserode, Helmshausen, Hilgershausen, Unshausen, Heßlar und Melgershausen. — Im Amte waren vier Schöffenstühle, jeder Stuhl hatte 12 Schöffen. In Felsberg fanden jährlich zwei „ungebotene“ Gerichte, zu Ostern und Michaelis, unter freiem Himmel auf dem Kirchhofe statt.

Wie es wohl allgemein üblich war, gab es in Felsberg neben dem regierenden Bürgermeister, der sich auch Konsul nannte, einen „Bürgermeister der Gemeine“, der die Bürgerschaft dem Rate gegenüber zu vertreten hatte (also der römische tribunus plebis). So hören wir, daß im Jahre 1621 der Gemeine Bürgermeister Klage erhob, als der Rat, altem Herkommen entgegen, den Stadtschreiber in den Rat aufnahm. Bis dahin hatte ein städtischer Beamter nicht Sitz und Stimme im Rate haben dürfen. In diesem Falle war der Einspruch der Gemeinde um so mehr berechtigt, als der besagte Stadtschreiber Andreas Pforrius „wegen unmäßigen Trinkens seine Ämter vernachlässigte“.

Es ist bekannt, wie man in jenen Zeiten streng an den althergebrachten Rechten und Gebräuchen hing und alle Amtshandlungen mit besonders feierlichen Formen umgab. Es darf uns daher nicht wundern, daß sich auch die Aufnahme eines neuen Bürgers möglichst feierlich gestaltete. Der Bürgereid, wie ihn uns das in Felsberg aufbewahrte Saalbuch überliefert, lautet wörtlich: „Ihr sollt [ge]loben und schwören, daß Ihr Unserm Gnädigen Fürsten und Herrn zu Hessen wollet allezeit treu, hold, gehorsam und gewärtig sein, Ihrer Fürstl. Gnaden sowohl als gemeiner Stadt Schaden warnen (= abwehren), selbst keinen zufügen, sondern alles Bestes werben und prüfen, und die Gerichte fleißig besuchen, und so oft Ihr von wegen Seiner Fürstl. Gnaden und dero Beamten, sowohl als auch Bürgemeisters und Rats dieses Orts erfordert werdet, euch jederzeit gehorsamlich einstellen, und zu jeder Zeit also erzeigen und verhalten, auch alles dasjenige zu Tag und Nacht thuen und lassen, das frommen, getreuen und gehorsamen Unterthanen wohl anstehet, und gegen Ihren Landesfürsten und dessen Diener sowohl auch Bürgemeister und Rat und seine Mit-Nachbaren eigenen und gebühren will, getreulich sonder Gefährde.“

Diesen Eid soll der neu aufzunehmende Bürger mit aufgerichteten Fingern mit folgenden Worten beschwören: „Als (= wie) mir vorgelesen und ich wohl verstanden habe, dem soll und will ich also staet, fest, unverbrüchlich und getreulich geloben und nachkommen, als mir Gott helfe der Allmächtige. Amen.“

In einem späteren Artikel gedenke ich von der Not und dem Leide zu berichten, das der 30jährige Krieg in reichem Maße über die Stadt Felsberg gebracht hat.



Der Reformator Johann Sutel.

Von L. Armbrust.

(Fortsetzung.)

Das erste Emporkommen aber, das Heraustreten aus den engen Verhältnissen Melsungens hatte Sutel dem Allendorfer Pfarrer Jost Winther und dessen bedeutenderem Amtsbruder Anton Corvin zu danken. Der letztere war vom Landgrafen Philipp nach der freien Reichsstadt Goslar gesandt, um dort dem Luthertume festen Boden und Bestand zu sichern. Zu demselben Zwecke wirkte Jost Winther mit landgräflicher Bewilligung für einige Zeit in Göttingen.*) Hierhin kam auch Sutel als Prediger. Anton Corvin und Jost Winther waren für seine Berufung eingetreten, und der Landgraf gab ihm einstweilen Urlaub. Am 30. August 1530 trat Johann seine neue Stelle an. Die Priesterweihe ward ihm nicht zu teil. Martin Luther selbst zerstreute seine Bedenken: wenn man in Göttingen kein Gewicht darauf lege, so solle er auch fürderhin den Tisch des Herrn ungeschoren und ungesalbt verwalten. Johann begnügte sich mit einem Anfangsgehalte von 40 Gulden. In der großen Johanniskirche hielt er seine Antrittspredigt, dauernde Wirksamkeit durfte er jedoch zuerst nur zu Sankt Nikolai, der jetzigen Universitätskirche, entfalten. Auch mußte er mit einer Wohnung in der sogenannten Propstei vorlieb nehmen, denn fast alle Pfarr- und Gotteshäuser waren noch in katholischen Händen. Die altgläubigen Priester und Mönche gaben nicht ohne Kampf ihre Stellungen und Ansprüche auf, zumal da sie am Landesherrn, dem Herzoge Erich I. von Kalenberg-Göttingen, einen starken Rückhalt besaßen. Daher bereiteten Sutel und Winther einen Hauptschlag gegen die Barfüßer, den Hort des Göttinger Katholizismus, vor. Sie verfaßten 28 Artikel, die die Grundlagen des evangelischen Glaubens darstellten. Bemerkenswert ist, daß der weltlichen Obrigkeit darin nicht nur ein Befehlsrecht über die Priesterschaft zugestanden wurde, sondern auch die Macht, kirchliche Anordnungen zu treffen, z. B. die Bilder aus den Kirchen zu entfernen (§§ 11 und 27). Die Artikel wurden in Wittenberg gedruckt und die Gegner zu einer öffentlichen Disputation aufgefordert. Man lud die Marburger Theologen Erhard Schnepf und Adam Kraft von Fulda, den Kasseler Konrad Öttinger und andere zur Teilnahme ein (Anfangs 1531). Allein der Landesherr kam den bedrängten Mönchen zu Hülfe: Herzog Erich I. verbot die Abhaltung der Disputation. Die Aufregung in der Stadt war um diese Zeit so stark, daß Sutel und Winther ihres Lebens nicht sicher waren. Geharnischte hielten nachts Wache; beide Parteien waren zu blutigem Kampfe geneigt. Dazu kam es glücklicherweise nicht. Nur drangen einige Bürger in das Barfüßerkloster (am jetzigen Wilhelmsplatze) ein und ließen es sich dort auf Kosten der Mönche einige Tage wohl sein. Allein damit war der Widerstand der Klostergeistlichen noch lange nicht gebrochen. Winther, der im Mai 1531 nach Hessen zurückkehrte, konnte allerdings mit der Überzeugung scheiden, daß das Luthertum in Göttingen unaufhaltsam vordringe. Luther warnte Sutel und seine Amtsbrüder, deren Zahl in der Stadt allmählich zunahm, nicht von der Göttinger Kirchenordnung alles Heil zu erwarten, sondern weiter wachsam zu sein. Den Rat befolgte Johann durch emsige Wirksamkeit im evangelischen Sinne.

Aber erst nach jahrelangem Streite gaben die Mönche ihre Sache verloren und wanderten aus oder wurden ausgewiesen durch ein Machtwort des Stadtrates. Ihre Güter und Einnahmen verfielen der neu gegründeten Kirchenkasse.

An dem Siege des neuen Glaubens in Göttingen hatte Sutel den größten Anteil. Er stand in der ersten Reihe der Kämpfenden. Und die alten wie die neu gewonnenen Anhänger fesselte er durch seine Predigten. Seine Kanzelreden fanden solchen Beifall, daß er die über Jerusalems Zerstörung 1539 mit einer Vorrede Luthers herausgab — das erste Werk, das er allein verfaßte.

Sutel wuchs unterdessen an Ansehen und Ehren in der Stadt, seine Tüchtigkeit fand Anerkennung. Nach der Göttinger Kirchenordnung, die bereits mehrere Monate vor Sutels Ankunft eingeführt war, sollten die städtischen Kirchen und Schulen der Aufsicht eines Superintendenten unterworfen werden. Der Rat der Stadt beschloß, den gelehrtesten unter seinen Geistlichen in das Aufseheramt zu berufen. Dr. Wydensehe, Pfarrer in Goslar, wurde beauftragt, eine Prüfung anzustellen, und siehe: Johann Sutel, fast der jüngste unter seinen Amtsbrüdern, bewies die besten Kenntnisse. Erst einunddreißigjährig rückte er zum Superintendenten auf (1535). Zwei Jahre später übernahm er das Pfarramt an der Göttinger Hauptkirche, zu St. Johannis. Einen Ruf nach Homberg an der Efze lehnte er im Herbste 1540 ab, da die Göttinger ihn durch Verleihung des Bürgerrechts, Befreiung

*) Vgl. „Hessenland“ 1901, Nr. 5, S. 50.

von allen bürgerlichen Lasten und andere Vorteile von neuem fesselten und auszeichneten.

Unter den übrigen Predigern der Stadt fanden sich aber solche, die nicht an Sutels Verdienste dachten, sondern nur an ihre eigene Zurücksetzung. Sutel war vielleicht kein bequemer Vorgesetzter. Wie er an sich hohe Ansprüche stellte, den Briefwechsel sogar mit Melanchthon und anderen hochgeschätzten Freunden vernachlässigte und sich den Amtspflichten desto eifriger widmete, so wird er ähnliches von allen Pfarrern und Kaplänen Göttingens verlangt haben. Sein scharfes Regiment spricht sich besonders in einem Umstande aus. Er hielt es nicht für genügend, die Geistlichen einfach auf die Augsburgische Konfession hinzuweisen, sondern nötigte sie, einen förmlichen Revers zu unterschreiben. Darin hatten sie einen Eid auf die Bekenntnisschrift zu leisten und sich für abgesetzt zu erklären, falls sie gegen irgend einen Artikel derselben lehrten. Die Furcht vor Wiedertäufern, Bilderstürmern u. dgl. mochte dem jungen Superintendenten solche Vorsicht geboten haben, aber die Amtsgenossen empfanden sicherlich nur den Zwang. Ein zufälliges Ereignis bewies, wie viel Gegner Sutel jetzt in Göttingen besaß.

Der Pfarrer zu St. Jakobi, Justus Isermann*), verging sich an einem Mädchen. Die Herzogin Elisabeth von Kalenberg-Göttingen, Erichs I. Witwe, drang darauf, daß der Schuldige sein Amt aufgab. Allein Isermanns Anhänger ruhten nicht, bis sie die Herzogin auf ihre Seite zogen. Obwohl Sutel dagegen Einsprache erhob, kehrte der Gemaßregelte nach Jahresfrist in das Pfarramt zu St. Jakobi zurück. Diese Schmälerung seines amtlichen Ansehens und gehässige persönliche Angriffe verdrossen den Superintendenten dermaßen, daß er seinen Abzug aus Göttingen in ernstliche Erwägung zog. Dabei kam ihm Johann Lenings Freundschaft zu statten. Die Reichsstadt S c h w e i n f u r t am Main trug Verlangen nach dem Evangelium. Sie begab sich daher unter den Schutz Philipps von Hessen und bat um einen Prediger. Eine Zeit lang suchte der Landgraf vergeblich nach einer geeigneten Persönlichkeit, da brachte Lening ihn auf Sutel. Der Melsunger Pfarrer mußte sofort (am 30. März 1542) an den Göttinger Superintendenten schreiben und ihn nach Spangenberg bestellen, damit er dort mit seinem Fürsten Rücksprache nehme. Sutel reiste hin und erklärte sich bereit, dem Rufe nach der fränkischen Reichsstadt zu folgen. Die Entscheidung wurde ihm nicht schwer gemacht, denn die Schweinfurter stellten ehrenvolle Bedingungen, u. a. versprachen sie ein Gehalt von 200 Gulden, eine sehr anständige Besoldung für die damalige Zeit. Johann Sutel sollte die neue Stelle sofort antreten. Aber man wartete und wartete, der Landgraf mahnte zweimal, und Sutel kam nicht. Seine Gläubiger hielten ihn fest.

Seitdem er Superintendent in Göttingen war, schien er der wirtschaftlichen Sorgen überhoben zu sein; denn außer seinem Predigergehalte von 40 Gulden bezog er nun eine Zulage von 60 Gulden nebst 6 Maltern Korn und einem kleinen Holzgelde. Er hatte sich indessen für seine Studien Bücher angeschafft und dazu vom Stadtrate 50 Gulden geliehen, die noch nicht zurückgezahlt waren. Etliche unfriedsame Leute bereiteten ihm nun großen Unglimpf, so drückt sich Sutel selbst aus. Endlich legte sich der Rat von Schweinfurt ins Mittel und bürgte für die Bezahlung der Schuld. So zog Johann frohen Mutes durch das heimatliche Fuldagebiet nach Schweinfurt. Seine Frau, die ihm etwas später mit Kindern und Hausrat nachfolgte, hatte leider ebenfalls bei ihrem Abzuge aus Göttingen Unannehmlichkeiten und Widerstand zu überwinden, weil damals die Schuld noch nicht beglichen war.

Das Benehmen der Göttinger würde in einem sehr häßlichen Lichte erscheinen, wenn wir es einzig und allein nach den Briefen der hessischen und Schweinfurter Freunde Sutels beurteilen wollten. Ohne a l l e s entschuldigen zu wollen, so möchten wir doch wenigstens für eine mildere Auffassung eintreten. Die Stadt befand sich schon seit Jahrzehnten in übelen Vermögensverhältnissen, so daß sie häufig ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, und wer selbst in Not ist, der wird auch ein harter Gläubiger. Ferner suchten die Göttinger ihren verdienten Superintendenten um jeden Preis zurückzuhalten; es ist nicht unmöglich, daß sie deshalb auch die gewaltsamen Mittel nicht für verwerflich hielten. Jedenfalls ließen sie seine Stelle längere Zeit unbesetzt und wurden nicht müde, den Landgrafen, Jost Winther (damals „Hofschulmeister" zu Kassel) und den einflußreichen Melsunger Pfarrherrn Lening mit Bitten zu bestürmen (letzteren auch mit einem Geldgeschenke), damit ihnen der erprobte Prediger zurückgegeben würde. Erst nach einem halben Jahre stellten sie ihm ein Zeugnis aus, worin sie seinen reinen Wandel und seine evangelische Predigt rühmten und ihn zur Rückkehr nach Göttingen einluden.

Allein Magister Johann hatte keine Veranlassung, sich von der Reichsstadt am Maine wegzusehnen. Wie im Triumphe hatten ihn Rat

*) Justus Isermann, ein Friese, war zuvor bei denen v o n B e r l e p s ch („Barlipsen") und anderen der Lehre halber unterhalten; seine Frau war eine Klosterperson. L u b e c u s, Blatt 243a, zum Jahre 1531.

und Bürgerschaft in die Stadt eingeholt. Er war allseitiger Unterstützung sicher. So baute er in Schweinfurt die evangelische Kirche von Grund auf und machte noch einmal die Kämpfe gegen die Vertreter des katholischen Glaubens durch, die er in Göttingen schon so gründlich kennen gelernt hatte. Der altgläubige Pfarrer Feigenbaum wollte nicht gutwillig von der Hauptkirche, die wie in Göttingen St. Johannes geweiht war, weichen. Er griff Sutel auch persönlich an und beklagte sich ernstlich beim Bischofe Konrad von Würzburg, man suche ihn zum Übertritte zu nötigen. Der Kirchenfürst warnte den Rat von Schweinfurt vor einer Verletzung der Religionsfreiheit, die doch durch den letzten Reichstagsabschied gewährt sei. Erst dem Landgrafen Philipp, dessen Vermittelung angerufen wurde, gelang es, den Bischof zu beruhigen. Der Strudel des Kampfes schlug also weite Kreise. Sutels mildes und doch festes Auftreten verschaffte ihm aber bei allen Anhängern der neuen Lehre in Schweinfurt und Umgegend Vertrauen und Ansehen. Ein Keßlergeselle besang in seiner Reimchronik den Herrn Hans (Johann Sutel), seine schöne Predigt und seine Verdienste ums Evangelium. Andreas von der Kehre, Amtmann in dem benachbarten Mainberg, sandte dem Magister Sutel (am 1. August 1542) ein Fäßlein Frankenweins und sprach sich zugleich anerkennend über seine Wirksamkeit aus; er bat ihn, den Pfarrer von Mainberg mit Rat zu unterstützen. Nach Melanchthons Zeugnisse (vom 2. Oktober [1542]) gedachte auch der Schweinfurter Bürgermeister Kaler Sutels in ehrenvoller Weise. Noch wichtiger ist das Urteil des Landgrafen Philipp von Hessen. Dieser schrieb (am 24. Oktober 1543) an den Rat der Stadt Göttingen: er könne den Pfarrer Sutel nicht den Schweinfurtern nehmen und nach Göttingen senden, da „er nicht allein die Bürger und den gemein Mann in Schweinfurt an sich hangen habe, sondern auch außen um Schweinfurt herum der Adel und Bauersmann alle große Neigung zu ihm haben, also daß er mit seinem Lehren und Verkündigen des Evangelii viel Leute bewegen und zu der Erkenntnis Gottes bringen und viel Gutes ausrichten werde“.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Portugal.

Von Louis Katzenstein.

(Schluß.)

Eine besondere Liebhaberei hatte der König für prächtige Kostüme, von denen er sich eine ganze Sammlung zugelegt hatte, und eines Morgens, als ich ihn zur Sitzung erwartete, kam er zu meinem Erstaunen als Beduine gekleidet aus seinem Zimmer; mit dem Malen war es an jenem Tage nichts. Ein anderes Mal, als ich eben meine Vorbereitungen zur Arbeit traf, hörte ich ihn im Nebenzimmer ein deutsches Lied singen, zu dem er sich am Klavier begleitete. Der Refrain, den er mit besonderer Kraft betonte, lautete: „Heilige Freiheit erscheine!“ Lachend trat er, als er geendet, zu mir herein und meinte, die Herrscher würden sich doch wundern, wenn sie wüßten, welche Art von Liedern der Kollege am Tajo kultiviere.

Die nächste Umgebung von Lissabon ist reizlos und öde bis zu dem Punkte, wo eines der herrlichsten Landschaftsbilder der Welt sich dem entzückten Blicke darbietet. Von der üppigsten südlichen Vegetation, von Palmen, Lorbeeren, Myrten und Kamelien eingeschlossen, eine wundervolle Aussicht auf das Meer gewährend, liegt das Städtchen Cintra, im vollsten Sinne des Wortes eine Oase in der Wüste von Estremadura.

Das dichterbesungene Cintra gilt mit Recht für eins der schönsten Fleckchen auf Erden, und die Mönche vom Orden San Jeronimo, welche hier vor Zeiten ihr Kloster erbaut hatten, bekundeten auch hier in der Wahl des Platzes den ihnen eigenen Sinn für landschaftliche Schönheit. Auf den Ruinen hat der König-Regent Don Fernando einen Prachtbau errichtet, ein wahres Märchenschloß, welches mit seinen Türmen und Zinnen weit ins Land hineinschaut. Recht im Charakter des Landes und in glücklichster Weise an seine Vergangenheit erinnernd, ist das Schloß im edelsten maurischen Stil erbaut. Die Pläne dazu entwarf unser hessischer Landsmann, Baron von Eschwege, der sich ein herrliches Denkmal damit gesetzt hat.

Die vielen den wohlhabenden Einwohnern von Lissabon gehörigen Villen sind hier fast durchgängig vom besten Geschmack und bieten den Bewohnern einen wahrhaft beneidenswerten Aufenthalt.

Eine Sehenswürdigkeit in der Nähe von Cintra, die ganz einzig in ihrer Art ist, das Korkkloster (convento da corka), versäumt kein Reisender zu besuchen. Der Reichtum an Korkeichen hier zu Lande, eine sehr ergiebige Einnahmequelle, mag wohl den Gedanken nahegelegt haben, das geschmeidige Material zur Errichtung eines der Andacht gewidmeten Ortes zu verwenden. In die Felsen hinein hat man die wunderliche Behausung

eingebaut, an der man außen weder Thür noch Fenster bemerkt. Eine Art Vorhof, von Bäumen eingefaßt, in den Felsen zu beiden Seiten waren Sitze eingehauen; ein Brunnen mit köstlich klarem Wasser wurde jubelnd begrüßt. Tiefe Stille herrschte umher, kein Blättchen der Bäume über uns bewegte sich. Wir näherten uns dem höhlenartigen Eingang, in welchem wir einige sehr niedrige Thüren von Korkholz entdeckten. In einer vergitterten Nische lag ein aus Holz geschnitztes lebensgroßes Bildnis des heiligen Hieronymus, scheußlich angemalt und drapiert. Den Fußboden bildeten ebenfalls Korkplatten. Nach langem Rufen öffnete sich eine der Thüren und heraus schwankte oder kroch vielmehr die Jammergestalt eines alten verkrüppelten Mannes, den man füglich ebenfalls für eine Korkschnitzerei halten konnte. Er war der Cicerone des Ortes und lud uns ein, ihm zu folgen. Gebückt gingen wir durch dunkle kellerartige Gänge und ließen uns den Zweck der einzelnen durch Alter und Vernachlässigung zerfallenen Räumlichkeiten erklären. Da war eine Kapelle, dumpf und düster wie ein Burgverließ, ein Refektorium wie ein Hundestall und Zellen, die einem einigermaßen beleibten Mönch den Austritt aus dem Orden zur gebieterischen Pflicht gemacht hätten. Gern verließen wir den unheimlichen Ort und atmeten auf im „rosigen Licht“.

Nun ging es hinunter nach dem weinfrohen Städtchen Collares, wo uns in einer schattigen Venda die hübsche Kellnerin den dunkelroten Rebensaft kredenzte. Wie gut haben es die ehrwürdigen Herren immer verstanden, sich recht nahe an die traubentragenden Berge anzubauen!

Herrliche Abende waren es, wenn der volle Mond über die waldigen Berge aufging und die Gegend rings umher mit einem Silberschleier bedeckte. Waren die Klänge der Musik verhallt und hatte die Menge sich allmählich verloren, so hörte man wohl eins der Fenster im Schlosse sich öffnen, und die sonore Stimme eines königlichen Sängers sang die Lieder der fernen Heimat in die Nacht hinaus. —

Oporto, die zweite Stadt des Königreichs, an kommerzieller Bedeutung vielleicht die Hauptstadt übertreffend, bietet dem von der Flußseite Ankommenden ein überaus malerisches Bild. An das steile linke Dourouser hingebaut, mit zahlreichen Kapellen und Kirchen, freundlichen Landhäusern und Gärten, zwischen denen sich die engen Straßen hinaufwinden, die nach keinem erkennbaren Plane angelegt sind, ist Oporto von unseren nordischen Städten grundverschieden. Dazu kommt noch die unschöne Architektur der Kirchen, der sogenannte Jesuitenstil. Die Wohnhäuser der Wohlhabenden, deren Außenwände mit Porzellanplatten gedeckt sind, halten in konservativster Weise am Althergebrachten in der Bauerei fest. In den belebten Straßen bieten die Landleute eine überaus malerische Staffage; bei dem milden Klima macht ihnen ihre Bekleidung wenig Sorge, und bei dem dem südlichen Volke angeborenen Sinn für das Malerische verstehen sie sich mit den bescheidensten Mitteln aufs wirksamste zu drapieren. In den von der ärmeren Volksklasse bewohnten Quartieren kann man die Kinder oft vollständig nackt umherlaufen sehen.

Von wahrhaft antiker Einfachheit sind die Ochsenkarren, welche den Bewohnern die für den Haushalt notwendigen Verbrauchsgegenstände, wie Kohlen, Gemüse rc. zuführen. Der Boden, mit der Deichsel aus einem Stücke bestehend, ruht auf zwei mächtigen Scheiben ohne Speichen, welche sich mit der Achse drehen. Die an den vier Ecken befestigten Stäbe verbindet ein derbes Geflecht aus Weiden, oben mit einer dichten Guirlande aus Eichenlaub bekränzt. Die prächtigen Tiere sind durch ein schön geschnitztes Joch aneinander gefesselt und werden gewöhnlich von einem Kinde mit einem langen Stabe regiert. Sicher haben diese Karren seit vielen hundert Jahren ihr Aussehen nicht verändert.

Das eintönige Leben der Stadt unterbrechen in den Sommermonaten die häufigen religiösen Feste. Die Namenstage der Kalenderheiligen und unter ihnen ganz besonders des Schutzheiligen der Nation, Antonio, werden mit großem Pomp gefeiert. Prozessionen und Wallfahrten mit Musik, unter fortwährendem Raketengeknatter — am hellen Tage, wechseln mit geringer Unterbrechung ab. Welcher besondern Ehrung der letztgenannte Heilige sich zu erfreuen hatte, davon erzählt ein englischer Offizier, welcher zur Zeit Pombals in der portugiesischen Armee diente.

„Alle Regimenter“, sagt er, „haben sich hier unter den Schutz eines besondern Heiligen gestellt, und als dasjenige, welches ich jetzt kommandiere, vor ungefähr hundert Jahren zuerst gebildet wurde, erwählte es den heiligen Antonio von Lissabon zum Schutzpatron mit dem Rang eines Obersten, dem seine Gage pünktlich ausgezahlt wurde. Der Major unseres Regiments, ein Adliger und ein Schafkopf, nahm diese in Empfang und bestritt mit dem Gelde die Kosten, welche die Feier des Antonio-Tages, die Seelenmessen und die Ausschmückung der Kirche verursachten. Nebenbei bestürmte er den Hof unablässig mit Denkschriften und Dienstzeugnissen zu Gunsten des Heiligen, damit man ihn, den Heiligen, zum Rang eines aggregierten Hauptmanns beförderе. Der Marquis von Pombal, ein kluger, weitschauender und vorurteilsfreier Mann, war nicht gesonnen, solchen Unsinn zu dulden und — strich das Einkommen des Heiligen.“

Die Verkehrsmittel in Portugal waren zur Zeit, als diese Reiseeindrücke nieder geschrieben wurden, noch recht mangelhaft, an Eisenbahnen war nicht zu denken, die Landstraßen erschienen für Wanderer nicht einladend, und so mußte man wohl oder übel sich einem Mietpferd mit dem dazu gehörigen, ebenfalls berittenen Führer anvertrauen.

Um Land und Leute besser kennen zu lernen, vor allem um mich freier bewegen zu können, wählte ich, als ich mich endlich von dem interessanten Lande trennen mußte, diese Art zu reisen.

Das nächste Reiseziel war das Grenzstädtchen Viano do Minho, am Flusse dieses Namens gelegen, und nach ermüdendem Ritte sah ich seine von der Abendsonne bestrahlten Häuser vor mir.

Wie die meisten in südlichen Ländern gelegenen Städte präsentierte sich Viano von außen mit seinen durchweg weißen Häusern wie ein sauberer, einladender Ort, in dem man gern Aufenthalt nimmt.

Ich hatte meinem Führer anempfohlen, mich in den besten Gasthof zu bringen. Eine nähere Bekanntschaft mit dem Innern des Städchens zerstörte mir allzu rasch den günstigen Eindruck, den ich von außen empfangen, und stimmte meine Hoffnung auf ein behagliches Unterkommen und Nachtlager bedeutend herab. Das Hôtel de Paris, in dem ich absteigen mußte, war eine unsaubere Spelunke, wie mir schien, hauptsächlich von Fischern und Bauern besucht. An Umkehren war aber nicht zu denken. Der Sprache nur wenig mächtig und ermüdet wie ich war, mußte ich mich in meine Lage finden und verlangte ein Schlafzimmer.

Der erste Stock des Hauses bestand, wie gewöhnlich in portugiesischen Wirtshäusern, in einer Art Saal, auf welchen die ringsum gelegenen Schlafzimmer mündeten. Ihr einziges Licht, denn Fenster gab es da nicht, erhielten diese Kammern durch das Oberlicht an der Thür.

Alle Mahlzeiten wurden in dem Saal an einem großen Tisch eingenommen, der hinreichend Spuren davon aufwies.

Ich war kaum in die mir angewiesene Koje eingetreten, als es bei mir feststand, daß ich unter keiner Bedingung eine Nacht darin zubringen könnte und lieber in der milden Sommerluft im Freien kampieren wollte. Um meinem Wirte meinen Abscheu vor dem Hôtel de Paris nicht allzu sehr merken zu lassen, bestellte ich ein paar Eier, dazu ein Glas von dem sauren Landwein und begab mich dann auf meine Wanderung.

Es war inzwischen vollständig Nacht geworden und von Straßenbeleuchtung so gut wie keine Rede. Die Stadt liegt lang hingestreckt am Flusse, und ich konnte bei dem matten Sternenlichte nur die Bänke und langen rohen Tische erkennen, welche die Fischer für ihre Arbeit benutzen. Immerhin konnte ich meine müden Glieder ein wenig ausstrecken, freilich nur auf wenige Minuten, denn des harten Lagers ungewohnt, mußte ich mich bald wieder auf die Beine machen. Die Aussicht stundenlang in den engen finstern Gassen herumzuwandeln, war trostlos genug, dazu war ich wehrlos einem etwaigen Anfall preisgegeben. Da hörte ich die Töne einer Ziehharmonika, und diesen nachgehend befand ich mich auf dem Marktplatz des Städtchens.

Hier hatte eine wandernde Gauklergesellschaft ihr Lager aufgeschlagen. Einer jener Reisewagen, welche den reisenden Künstlern zur Wohnung dienen, war hier aufgefahren, daneben befand sich ein Zelt mit einem Strohlager.

Die Vorstellung mußte noch nicht lange zu Ende sein, denn ich hörte Schwatzen und Lachen in dem Zelte und in dem Wagen, der, wie es schien, den Schlafsalon der weiblichen Artisten bildete.

Zu meiner Überaschung klang, als ich näher kam, das schönste elsässer Deutsch an mein Ohr. Ich grüßte die Landsleute — damals waren sie es freilich noch nicht — und erklärte ihnen, warum ich zu so später Stunde noch auf der Straße sei. Sogleich boten sie mir in ihrem deutsch-französischen Kauderwelsch in der freundlichsten Weise an, mit einem Platze auf ihrem Strohlager im Zelt für die wenigen Nachtstunden vorlieb zu nehmen. „Ein Tröple Wein ist auch noch à votre service, une croûte de pain, aber weiter hammer nischt."

Ich nahm das Anerbieten gern an, froh, meine müden Glieder ausstrecken zu können, und schlief bald ein.

Nicht lange sollte die Ruhe dauern. Ich konnte ungefähr eine Stunde auf meinem ungewohnten Lager zugebracht haben, als ich, durch einen wüsten Lärm erweckt, erschreckt in die Höhe fuhr. Ich hörte Fluchen und Schimpfen in portugiesischer, deutscher und französischer Sprache durcheinander, und soviel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, sollten meine elsässer Freunde von der Wache abgeführt werden. Ich wollte mich entfernen, wurde aber in unsanfter Weise daran gehindert. Soviel ich in dem Tumult verstehen konnte, war die ganze Gesellschaft für verhaftet erklärt und sollte abgeführt werden.

Vergebens erklärte ich in meinem mangelhaften Portugiesisch, wie ich dahin gekommen und wie ich den Leuten ganz fremd sei, vergebens berief ich mich auf diese; hier hieß es in der That: mitgefangen, mitgehangen! Endlich erfuhr ich von meinen Leidensgefährten, was die Veranlassung des ganzen Skandals gewesen. Zwei der Mitglieder der Gesellschaft hatten sich nach Schluß der Vor-

stellung entfernt und versucht, unter dem Schutze der Dunkelheit in einem Keller, der einem Viktualienhändler gehörte, mittelst Einbruch sich zu verproviantieren. Dabei waren sie abgefaßt worden.

Wir wurden in das Polizeigebäude gebracht, in einen langen, schwach erleuchteten Raum geführt und bedeutet, daß wir früh am anderen Morgen verhört, eventuell verurteilt würden. So war ich denn, im Verdacht, einer Diebesbande anzugehören, in ein portugiesisches Gefängnis gekommen. Trotz der wenig angenehmen Situation mußte ich über das Abenteuer lachen und ergab mich in mein Schicksal. Ringsum an den Wänden des Raumes waren hölzerne Bänke, die den Inkulpaten als Schlafstätten dienen mußten.

Früh am Morgen rasselten die Schlüssel in der Thür, und es wurde uns angekündigt, daß wir sogleich verhört werden sollten. Rasche Justiz durfte man der Behörde von Viana nachrühmen, denn bereits erwartete im Verhörzimmer der dienstthuende Beamte die fremde Gesellschaft. Ich schritt sogleich, meine Karte in der Hand, auf den Herrn zu, stellte mich vor und erklärte, französisch sprechend, meine Anwesenheit in dieser Umgebung. Er schien schon etwas davon zu wissen, antwortete geläufig in derselben Sprache und drückte mir sein Bedauern aus über das mir widerfahrene Mißgeschick. „Selbstverständlich", fügte er hinzu, „sind Sie entlassen, aber um Himmelswillen, wie konnten Sie auch in einer solchen Spelunke absteigen? Wir haben hier in Viana einen recht guten und — saubern Gasthof. Ich lasse Sie dahin bringen und schicke Ihnen Ihr Gepäck; Sie werden gut verpflegt sein und ausruhen können, was Sie wirklich nötig haben." Mit einem kräftigen Händedruck entließ mich der artige Mann.

Am Abend desselben Tages befand ich mich schon auf spanischem Boden und am anderen Morgen, nach einer, freilich unter anderen Verhältnissen, schlaflos durchwachten Eisenbahnnacht, in Madrid, der Stadt der schönen Frauen und der Stierkämpfe.

Unterm Hollunderbaum.

Historische Erzählung aus Oberhessen von O. Gros.

(Fortsetzung.)

Am schrecklichsten war es unsern Freunden, als sie zum Schuldturm kamen und sich nach dem Pfarrer Laukhardt erkundigten; denn ein Wort des Trostes wollten sie ihm doch zurufen. Sie fanden ihn, wie er im Vorhof des Gefängnisses sein kärgliches Brot verzehrte; neben ihm stand ein zweirädriger Druckkarren, auf welchem ein Besen und eine Schaufel lagen. Laukhardts Kleidung war über und über beschmutzt und im höchsten Grade zerlumpt und zerrissen; er war ohne Kopfbedeckung, sodaß seine grauen Haare im Winde flatterten, und so bot er einen jammererregenden Anblick dar

Das Auge des Gefangenen erglänzte vor Freude, als er seine Freunde erkannte; rasch sprang er empor und eilte auf die Ankommenden zu. „Bringt Ihr mir Freiheit? Was macht mein Weib? wie geht es meinen Kindern?" Die hellen Thränen rannen ihm bei diesem unerwarteten Wiedersehen über die bleichen Wangen.

In möglichster Kürze erzählte Leidenfrost alles, was bis jetzt geschehen war, und wie heute ihre letzte, größte Hoffnung an dem Starrsinn des Grafen gescheitert sei.

„Nun, wenn es nur daheim gut geht, und meine liebe Frau ihre schwere Stunde glücklich übersteht, so will ich schon mit Geduld aushalten, liebe Freunde," sagte Laukhardt; „bittet nochmals bei unserm allergnädigsten Grafen für mich, er wird schon einen Ausweg wissen. Ewig können sie mich hier ja doch nicht gefangen halten, obschon sie es so eingerichtet haben, daß ich mein täglich Brot hier noch verdienen muß, und ihnen durch meine Gefangenschaft keine Unkosten erwachsen."

„Was müßt Ihr denn thun, lieber Vater?" fragte der Pfarrer von Wenings.

Mit bitterem Lächeln deutete Pfarrer Laukhardt auf den neben ihm stehenden Karren: „Das ist der Dreckkarren, ich muß die Gassen fegen und den Dreck aufladen und wegfahren; fürwahr eine geziemliche Beschäftigung für einen Diener Jesu Christi.—"

Laute Ausrufe der Entrüstung unterbrachen ihn. „So sehr schändet sich der Graf, daß er solche niedrige Rache nimmt?" rief Leidenfrost empört.

„Es ist eine Schmach und Schande," schalten die Hirzenhainer Bürger, „man sollte den Grafen selbst in den Dreckkarren spannen, der unsern lieben Pfarrer so roh behandelt."

„Laßt nur, liebe Freunde," sagte Laukhardt mit mildem Lächeln, „das Dreckfahren ist nicht das Schlimmste; Freund Leidenfrost hat recht, der Graf schändet weniger mich, als vielmehr sich selbst, daß er sich auf diese Weise rächt. Was ich vor 17 Jahren in Ortenberg that, will ich überall verantworten; das geschah für die reine lutherische Lehre; aber was der Graf jetzt an mir thut, das kann er weder vor Gott noch vor den Menschen verantworten!"

Es mußte geschieden sein, denn der Aufseher mahnte Laukhardt an die Arbeit zu gehen.

Die Freunde nahmen Abschied; jedoch nicht, ehe sie dem Gefängnisaufseher, der ein treuherziger Mann zu sein schien, eine Summe Geldes gegeben hatten, wofür dieser versprach, den Gefangenen besser zu verpflegen. Außerdem gab sein Schwiegersohn ihm Mütze und Halstuch und kaufte sich vor der Rückreise diese Gegenstände in Hanau neu. —

Das war ein trauriger Heimweg, ein trauriger Einzug in Hirzenhain! Wer beschreibt das Entsetzen der Pfarrfrau, als sie bei den Zurückkehrenden ihren Mann nicht sah? „War er tot? Großer Gott, alles, nur das nicht! Wenn er aber lebte, warum war er nicht mitgekommen?"

Kaum hatte Leidenfrost begonnen, mit schonenden Worten den Mißerfolg zu berichten, da brach die Pfarrfrau, wie vom Blitz getroffen, zusammen. Sie mußte zu Bett gebracht werden und schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod; die meiste Zeit war sie bewußtlos in Fieberträumen, und nur selten befand sie sich für kurze Zeit bei klarem Verstande. Es war herzzerreißend, das Jammern und Klagen der armen Frau mit anzuhören, der wohl ein jeder Hülfe bringen wollte, aber keiner Hülfe bringen konnte.

Der armen Kindlein nahmen mitleidige Seelen aus der Nachbarschaft sich an; denn die Mutter stieß im Fieberwahn jeden von sich, da sie in allen Menschen, die ihr nahe kamen, die Feinde und Verfolger ihres Mannes zu erblicken glaubte.

Am 4. März endlich genas sie eines Töchterleins, und von der Stunde der Geburt an ward es besser mit ihr; die Tobsucht der Verzweiflung wich und machte einer stillen, thränenreichen Schwermut Platz. Ihre Freude über die Geburt des Kindleins war groß, und doch war es bloß eine halbe Freude, denn der Vater konnte es nicht taufen; er konnte nicht wie früher mit ihr zusammen Gott danken, — er war ja gefangen und mußte schändlichen Knechtesdienst verrichten.

Pfarrer Leidenfrost kam am 18. März von Ortenberg herüber und taufte das Kindlein, das die Namen Katharine Wilhelmine erhielt.

Nach der heiligen Taufhandlung saß die Pfarrfrau am offenen Fenster, an dem die ersten Frühlingslüfte hereinströmten und ließ die gefalteten Hände im Schoß ruhen, während sie aufmerksam den Worten Leidenfrosts lauschte, der ihr Trost zuzureden versuchte.

„Seht dies Kindlein, das Euch Gott geschenkt hat, an als ein teures Unterpfand der göttlichen Gnade; Gott hat Euch doch nicht ganz verlassen, deshalb verzweifelt nicht; schenkte er Euch ein Kindlein, so schenkt er auch dem Kindlein seinen Vater wieder. Wartet nur getrost ab, was unser allergnädigster Graf thun wird!"

„Unser allergnädigster Graf?" fragte die Pfarrfrau erstaunt, „wird er denn noch etwas thun?"

„Ei gewiß", antwortete Leidenfrost, „wißt Ihr denn das noch nicht? wir haben stracks, als wir von Hanau zurückkehrten, wieder einen Boten mit Briefen nach Stolberg geschickt, haben alles berichtet, was der Graf von Hanau gesagt und gethan hat, und haben um weitere Hülfe gebeten; wegen Eurer Krankheit haben wir es Euch noch gar nicht mitteilen können."

„Ist denn der Bote noch nicht zurück?" fragte die Pfarrfrau erregt; „es sind doch schon wieder Wochen seitdem ins Land gegangen, Wochen der Schande für meinen lieben Mann, Wochen des Elends für mich und meine Kinder."

„Er ist noch nicht zurück," gab Leidenfrost zu, „vielleicht ist der Graf noch in Wien oder sonstwo, aber der Bote reist ihm wieder nach; die Gemeinde hat abermals 150 Gulden beigesteuert zu den Reisekosten."

„Gott lohn's den guten Leuten, aber es ist doch alles vergebens", seufzte die arme Frau und ließ das Haupt mutlos auf die Brust sinken. — —

Der Bote kam zurück, aber seine Botschaft war keine erfreuliche. Der Graf war lebensgefährlich krank und durfte nach Aussage der Ärzte nicht erregt werden. Wohl hatte der Bote sich vierzehn Tage gesäumt, aber es war keine Besserung eingetreten; und nachdem er dem gräflichen Hofkammerrat alles aufs genaueste erzählt, auch das Schreiben übergeben und dessen Versprechen möglichst baldiger Hülfe erlangt hatte, war er wieder heimgereist.

Wie die kaum genesene Pfarrfrau diese neue Hiobsbotschaft aufnahm, ist leicht zu denken. Der Schlag traf sie zu hart; jetzt war alle Aussicht auf Rettung, alle Hoffnung vernichtet, sie verfiel stundenlang in dumpfes Hinbrüten, aus dem sie bloß durch ihre Mutterpflichten zu erwecken war. Die kleine Katharine Wilhelmine hätte aber eigentlich der Mutter doppelt so sehr bedurft, als die älteren Kinder; sie war von Geburt an schwächlich, klein und kränklich, hatte dabei aber so wunderbar große und ernste Augen, als wenn der Verstand eines Erwachsenen in diesem unscheinbaren Kindeskörper wohnte. —

Was die Pfarrfrau nicht wußte und nicht ahnen konnte, das trat wirklich ein; der Graf von Stolberg war schneller genesen, als zu hoffen gewesen war; sein Hofkammerrat hatte auch Wort gehalten und seinem Herrn alsbald die von Pfarrer Leidenfrost übersandte Bittschrift überreicht.

Der Graf nahm sich vor, seinem treuen Pfarrer Laukhardt zu helfen; er sah es gewissermaßen als eine

Dankespflicht gegen Gott an, wenn er jetzt etwas Gutes that. „Gott hat mich aus tötlicher Krankheit wunderbar errettet," sagte er zu seinem Hofkammerrat; „er hätte mich auch können abrufen aus dieser Welt; deshalb will ich zum Dank die erste Bitte, die an mich herantritt, erfüllen; und ich thue es um so lieber, als es meinen treuen Laukhardt betrifft, der es jetzt so schwer büßen muß, daß er einst so mannhaft für die Sache seines irdischen und himmlischen Herrn gestritten hat.

Laßt gleich das Dekretum an den Grafen von Hanau aufsetzen," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß wir die Bürgschaftsschuld unsres Pfarrers Laukhardt für unsre eigne ansehen, und sie am — nun sagen wir am 15. August begleichen werden; der Pfarrer soll alsbald in Freiheit gesetzt werden! Legt mir das Dekretum morgen zur Unterschrift vor!"

„Ganz wohl, gnädiger Herr," erwiderte der Hofkammerrat, „aber ist diese Summe nicht etwas zu groß, um sie zu verschenken?"

Der Graf lächelte; behaglich legte er sich im weichen Lehnstuhl zurück und zog die warme Decke höher über die Kniee herauf: „Lieber Herr Kammerrat, ich bin froh, daß ich es noch verschenken kann; wenn ich nun gestorben wäre?"

„Ganz wohl, gnädiger Herr," sagte der Hofkammerrat zum zweiten Male.

Die Verhandlungen zwischen Stolberg und Hanau nahmen natürlich bei den damaligen schlechten Verkehrsverhältnissen längere Zeit in Anspruch. Es ward Sommer darüber. Im Juli hörte auch der Amtmann Radefeld zu Selters von Hanau her die Kunde, daß der gefangene Pfarrer Laukhardt durch die Vermittlung des Stolberger Grafen in der ersten Zeit wieder frei werden würde.

Radefeld hätte eigentlich an seinem ersten Bubenstreich genug haben können, dreiviertel Jahre hatte sein treulos verratener Freund im Gefängnis zubringen müssen; dreiviertel Jahre lang hatte er Kummer und Herzeleid auf die arme Pfarrfrau und die unschuldigen Kinder gehäuft. Aber das genügte ihm noch nicht.

Daß Laukhardt, der bedeutend ältere Mann, die Frau heimgeführt, die auch auf sein Herz Eindruck gemacht hatte, das wurmte ihn noch heute, und daß seine Patenschaft abgelehnt worden war, das ärgerte ihn fast ebenso sehr. Und nun? Wenn Laukhardt jetzt heimkam, dann war ja alles Leid und aller Kummer zu Ende, dann würde eitel Freude und Frohlocken im Pfarrhaus einkehren — da wollte er der einsamen Pfarrfrau vorher noch einen tüchtigen Schrecken ins Herz jagen. — —

Aus dem Vogelsberg und aus der Wetterau gingen allwöchentlich Leute zum Frankfurter Markt mit Eiern, Butter und Käse. Von Hirzenhain kamen auch zwei, die „Sanne" (Susanne) und die „Rine" (Katharine). Es waren dies zwei Weiber, die an Bosheit, Verlogenheit und Betrügerei ihres gleichen suchten, und von denen jede im Rufe stand, daß sie für ein Sechskreuzerstück einen Meineid schwor.

Da sie immer durch Selters durchkamen, ließ Radefeld sie zu sich kommen, und hatte eine längere geheime Unterredung mit ihnen. Beim Abschied erhielt jede von ihnen einen österreichischen Gulden, und beide versicherten wiederholt, da es sich ja bloß um einen unschuldigen Spaß handle, wollten sie dem gnädigen Herrn seinen Willen gern erfüllen. Am nächsten Tage, es war am 25. Juli 1729, kamen in der Abenddämmerung diese beiden heimtückischen Personen mit scheinheiligen Gesichtern ins Pfarrhaus. Die Pfarrfrau war so gewohnt an Besuche aus der Gemeinde, daß es ihr gar nicht auffiel, diese beiden übelbeleumdeten Personen auch einmal zu sehen.

Die „Rine" begann, und die „Sanne" stimmte bei. Sie redeten ein langes und ein breites über die Güte des Pfarrers und die Schlechtigkeit seiner Feinde, über das Elend, das die arme Frau Pfarrer und die unschuldigen Kinder tragen müßten, und über die Aussichtslosigkeit aller Befreiungsversuche. Jedes ihrer Worte traf das Herz der armen Pfarrfrau wie Nadelstiche.

Dann setzte die Sanne allem Gerede den Trumpf auf und sagte: „Und ja, Frau Pfarrerin, weswegen wir eigentlich kommen: gestern haben wir auf dem Wege gehört, daß, wenn die vielen tausend Gulden nicht bis zum letzten Juli bezahlt sind, daß dann die Hanauer kommen wollen, und wollen die Frau Pfarrerin mit den Kindern holen und nach Hanau bringen. Die Kinder werden dort ins Armenhaus gesteckt, und die Frau Pfarrerin wird mit ihrem Manne in den Dreckkarren gespannt und muß helfen, den Gassendreck aus der Stadt zu fahren."

Die Pfarrfrau wurde bleich bis in die Lippen; das Herz krampfte sich ihr zusammen. „Auch das noch", sagte sie und verließ schwankenden Schrittes das Zimmer, um zu ihren Kindern in die Kammer zu gehen.

Die beiden Besucherinnen schlichen still davon, es war ihnen nicht ganz wohl ums Herz. „Es thut mir doch um die arme Frau leid," unterbrach die Rine das Schweigen, „hast Du gesehen, wie sie erschrocken ist? das muß ich sagen, der Radefeld ist ein großer Schuft, so groß, wie es einen in der Welt gibt."

„Ach was," lachte die Sanne, „der Schrecken ist bald überwunden, und die Hauptsache ist, wir haben unsern Gulden!"

„Ich wollte, wir hätten keinen", sagte die Rine beim Abschied, denn ihr schlug das Gewissen.

Von dieser Stunde an war Frau Pfarrer Laukhardt eine verlorene Frau; lange hatte sie regungslos in der Kammer gestanden und vor sich hin gestarrt, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, es war, als sei ihr Geist gelähmt. „Alles verloren, alles! keine Aussicht auf Rettung! Und die Kinder, die armen Kinder!" Ihr Verstand schien zerrüttet zu sein durch die Schreckenskunde, daß auch ihre Kinder ihr geraubt werden sollten.

Es kam ihr gar nicht in den Sinn, es sei unwahrscheinlich, ja unmöglich, daß die Hanauer in das stolbergische Gebiet einfallen und sie samt den Kindern fortführen würden, — der Schrecken hatte ihr alle klare Besinnung geraubt. Kaum daß sie noch für ihre Kindlein sorgte; in dumpfes Brüten versunken saß sie tagsüber da, und nur mit Mühe ließ sie sich von der treuen Magd bewegen, abends ihr Lager aufzusuchen. Dieser Zustand dauerte mehrere Tage, während welcher auch, wie durch ein Verhängnis, keiner der drei Freunde das Pfarrhaus aufsuchte.

Am Freitag vor Jakobi — am 29. Juli 1729 — früh morgens stand die Pfarrfrau auf, nahm ihr kleines Schmerzenskindlein noch einmal an die Brust, küßte die drei älteren, die friedlich schlummerten, zum letztenmale, und kleidete sich, nachdem sie etwa eine halbe Stunde lang im Gebet auf den Knieen mit Gott gerungen hatte, sauber an; dann ging sie in die Kammer, die nach dem Weiher zu liegt, und erhängte sich mit ihrem Halstuch.

Als die Magd herzukam, war sie bereits kalt und starr.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde vom Selbstmord der Pfarrfrau und war schon zwei Stunden später in Ortenberg bekannt.

Die Hanauer hatten ihren Anteil an der Ortenberger Gerichtsbarkeit an die Roßlaer Herrschaft abgetreten, und ebenso wie früher zwischen Hanau und Stolberg, so fanden jetzt zwischen Stolberg und Roßla Reibereien und Streitigkeiten statt.

Der Selbstmord der Hirzenhainer Pfarrfrau bot den Roßlaern die schönste Gelegenheit, den Stolbergern einen rechten Tort anzuthun. Der roßlaische Rat Philipp Rudrauf machte sich alsbald mit zwei Soldaten auf und zog nach Hirzenhain. Die beiden Soldaten bewachten die Thüre des Pfarrhauses; in Eile ward aus rohen Brettern ein Kasten zusammengeschlagen, die Leiche mit all ihren Kleidern, wie sie gehangen hatte, hineingelegt und am selben Abend ohne Sang und Klang im Grasgarten hinter der Kirche unter dem großen Hollunderbaum in die Erde begraben. —

Das jüngste Kindlein, das Trübsal und Herzeleid mit der Muttermilch eingesogen hatte, starb wenig Tage darnach; am 3. August ward es in der Stille bestattet. Jetzt waren die drei älteren Kinder allein mit der Magd in dem großen Hause, und es war still geworden darin, sehr still. —

(Schluß folgt.)

Der Schorsche[1] uß Beddenhusen[2] in Kassel vorm Schaufenster.

(Kasseler Mundart.)

Wie äß 's[3]) doch scheene ingerichd[4]):
Schaufenster midd'n Späjel[5])!
Me[6]) will doch au nidd, wie me sprichd,
So ußsehn wie en Flejel.

Wie hodd d'r Stormwind mich zerrobbd[7])!
De Hore[8]) im Gesichde!
Nu wird d'r Staub erschd abgeklobbd,
Dann machd sich de Geschichde.

Der Schnurrwix[9]) orrendlich[10]) gedrehd,
D's Duch erschd frisch geknibbed[11]),
Wie's vor en Bursche sich verstehd,
Dem's Herz im Leiwe hibbed.

Was hadd's doch vor en forschen[12]) Schatz,
Min scheenes Annelißchen[13])!
Daß emme[14]) keines gennd den Blatz,
Me glaubd's, du liewes bischen.

De scheenen Burschen wachsen doch
Nidd uff den Quädschenbeimen[15])?
Un Mäberchen[16]) giwweb's viele noch
In Kassel un derheimen[17])!

Nä, Lißchen, nä, ich dhu Dich frein,
Wenn au de annern flennen;
Diß Späjelbildnis äß nuhrd Dein,
Uns soll kein Mensch nidd trennen.

Was sunsten usserm[18]) Späjel noch
Im Fenster hie äß lose?
Mä[19]) äß 's glichch, stolz wann'r ich doch
Henn dorch de Kenigstroße!

Kassel.

[1]) George; [2]) Bettenhausen (bei Kassel); [3]) ist's; [4]) eingerichtet; [5]) mit einem Spiegel; [6]) man; [7]) zerrupft; [8]) Haare; [9]) Schnurrbart; [10]) ordentlich; [11]) geknüpft; [12]) stramm; [13]) Anna Liese; [14]) ihm; [15]) Zwetschenbäumen; [16]) Mädchen; [17]) daheim; [18]) außer dem; [19]) mir.

Agathe Koppen.

Aus alter und neuer Zeit.

Jubiläum der ersten hessischen Thaler. Vierhundert Jahre sind verflossen, da der Staat Hessen unter der Regierung des Landgrafen Wilhelm II. im Jahre 1502 die ersten reichsmäßigen Thaler, damals Guldengroschen genannt, schlagen ließ. Diese Thatsache ist wohl der Erwähnung wert. Vor dieser Zeit gab es in Hessen keine größeren Silbermünzen, da bisher nur Groschen (Grossi), Albus und Silberheller geprägt worden waren. Wenn auch in alten Münzwerken große Silberstücke erwähnt werden, wie in denen von Madai, von Schwarzenau und Hoffmeister, so sind diese doch meist zweifelhaft oder mehr als Schaustücke zu betrachten. Durch die Entdeckung Amerikas strömten große Massen peruanischen Silbers in alle Länder Europas, wodurch im Münzwesen ein großer Umschwung, auch in Hessen, verursacht wurde, und man ist wohl zu der Annahme berechtigt, daß diese ersten Thaler aus peruanischem Silber geprägt sind.

Die Stücke zeigen auf der Vorderseite den gekrönten hessischen Löwen in einem Wappenschild, von einer zierlichen perlartigen Einfassung umgeben, und die Umschrift: „WILHELMVS : D : G : LANTGRAVIVS : HASSIE :“; auf der Rückseite befindet sich in ganzer stehender Figur die heilige Elisabeth mit Glorienschein, das Modell der Marburger Kirche in den Händen haltend, und die Umschrift: „GLORIA : REI PVBLICE : 1502 :“

Die Thaler wiegen das Stück 2 Lot oder 29,2 Gramm, enthalten $14^{2}/_{9}$lötiges Silber, und es gehen 9 Stück auf die feine Mark kölnisch. Die Herstellung derselben erweist sich bei Vergleichung mehrerer Stücke als eine noch sehr mangelhafte. Bald ist die Silberplatte dünn und mißt 39 Millimeter im Durchmesser, bald ist sie stärker und enthält nur $37^{1}/_{2}$ Millimeter. Auch die Bearbeitung des Randes ist noch eine sehr ungleiche.

Beachtenswert sind die Fehler in den lateinischen Inschriften, wie HASSIE statt HASSIAE und REI PVBLICE für REI PVBLICAE, auch kommen Stücke vor, wie ich selbst solche besitze, wo für WILHELMVS — WILHEMVS steht. Jakob Hoffmeister erklärt in seinem vorzüglichen Werke vaterländischer Münzen diese Fehler dadurch, daß in damaliger Zeit die Stempelschneider wissenschaftlich ungebildete Leute handwerksmäßiger Art gewesen seien, welche meist so schnitten, wie sie sprachen, wie man auch heute noch im gewöhnlichen Leben Wilhem und Willem sprechen hört. Diese Ansicht steht jedoch mit nachfolgender Urkunde in Widerspruch, welche Hoffmeister unbekannt war und in welcher die Inschriften ebenso angegeben sind. Diese Urkunde, welche für den hessischen Münzsammler hoch interessant ist, veröffentlichte zuerst Herr Dr. Buchenau in seiner vortrefflichen „Zeitschrift für Münzkunde“ Heft 8/9, 1901. Bisher hatte sich nirgends eine archivalische Nachricht über die Münzprägungen des Jahres 1502 ermitteln lassen, bis vor einiger Zeit eine solche im Marburger Archiv befindliche durch Herrn Archivar Dr. Küch zugänglich gemacht wurde. Dieselbe befindet sich auf einem losen Folioblatt ohne Datum und enthält die Anweisung, welche Silbermünzen im Jahre 1502 geschlagen werden sollen:

„Item stucke uff einen gulden sal gezeichent sein uff einer seyten mit Sanct Elizabethenbilde, uff der andern syten der hessisch lewe.

Da Sant Elisabeth stehet sal die Umbschrifft sin: Gloria rei publice.

Uff der andern da der lewe stehet, sal die Umbschrifft sin, Wilhelm Lantgravi Hassie.

Item auch vier uff einen guld, mit der umbschrift und verzeichenunge.

Item auch wispennige XXVII uff einen gulden mit der umbschrift und zeichn'.

Item Heller XII uff einen wispennig, daruff sal sin Sant Elsebethen Heubt flach also das die Heller nit hoel werden.“

Auch Rommel muß, wie aus seiner „Geschichte von Hessen“, Band 3, Anmerkung 86, ersichtlich, vorstehende Urkunde unbekannt gewesen sein.

Die Thaler des Jahres 1502 gehören heute mit zu den guten und seltenen hessischen Stücken und haben einen Liebhaberwert bis zu 150 Mark das Stück.

Die nächstfolgenden Prägungen hessischer Kurantthaler beginnen erst wieder im Jahre 1537 unter Philipp dem Großmütigen und endigen für die Kasselsche Linie mit dem Jahre 1865.

Theodor Meyer.

Aus Heimat und Fremde.

Universitätsnachricht. Generalsuperintendent, Oberhofprediger Lohr und Pfarrer Lic. theol. Sardemann in Kassel sind von der theologischen Fakultät der Universität Marburg zu Ehrendoktoren ernannt worden, letzterer anläßlich der Feier seiner 25jährigen Thätigkeit als Hausgeistlicher des Hessischen Diakonissenhauses.

Hessischer Geschichtsverein. Der hessische Geschichtsverein zu Kassel unternahm am 19. Juni bei herrlichem Wetter unter zahlreicher Beteiligung von Damen und Herren einen Ausflug, der zuerst nach Ehringen im Erpethale führte, wo der Vorsitzende des Vereins, Herr General Eisentraut, einen eingehenden Vortrag über die früher dort befindliche Burg hielt, bezüglich deren Zerstörung die geschichtlichen Nachrichten erheblich auseinandergehen. Ferner wurden Ausgrabungen an der Stelle vorgenommen, wo die vom Erdboden verschwundene Stadt Landsberg gestanden hatte. Nachdem einer freundlichen Einladung des Herrn Baron von der Malsburg nach Elmarshausen Folge geleistet worden war, fand der wohlgelungene, sehr interessante Ausflug seinen Abschluß in Wolfhagen, von wo nach einem durch zahlreiche Trinksprüche belebten Abendessen die Rückreise erfolgte.

Jubiläum. Am 23. Juni beging Bürgermeister von Lorentz in Witzenhausen unter großen Ehrungen seitens der Behörden und der Einwohnerschaft sein 25jähriges Amtsjubiläum.

Todesfälle. Am 13. Juni starb zu Wien der Hofopernsänger Ferd. Jäger. Er war in Kassel am 25. Dezember 1838 geboren, hatte sich zuerst dem Kaufmannsstande gewidmet und sich dann, da er mit einer schönen Tenorstimme begabt war, für die Bühne ausgebildet. Von hoher, mächtiger Figur war er für Heldenpartien wie geschaffen und zog bald die Aufmerksamkeit des damaligen General-Intendanten von Hülsen in Berlin auf sich. Dieser engagierte ihn 1867 für die Berliner Hofoper, ließ ihn aber zunächst ein Jahr am Königlichen Theater in Kassel wirken, damit er größere Bühnenroutine erlangte. Später war Jäger in Köln, Hamburg und Stuttgart engagiert. Als eine echte Reckengestalt veranlaßte ihn Richard Wagner nach Bayreuth zu kommen, um dort den „Siegfried" zu singen. Sodann erhielt er einen Ruf an die Wiener Hofoper. In ihm ist ein bedeutender Wagner-Sänger dahingeschieden. Vermählt war er mit der Koloratursängerin Aurelie Wlczek, die er in seinem Kasseler Engagement kennen gelernt hatte. Frau Jäger-Wlczeck lebt als Gesangslehrerin in Wien.

Am 23. Juni starb in Kassel hochbetagt Fräulein Sidonie Turba, als Sängerin und Schauspielerin bis vor zwei Jahren ein gefeiertes Mitglied der dortigen Königlichen Bühne, welcher sie seit 1867 angehört hatte.

Hessisches aus dem N. G. Elwertschen Verlag in Marburg. Wie bereits im letzten Heft des vorigen Jahrgangs angekündigt, sind im Verlag der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg Wilhelm Dilichs „Ansichten hessischer Städte vom Jahre 1591 nach den Federzeichnungen seiner Handschrift: Synopsis descriptionis totius Hassiae im Königl. Staatsarchiv zu Marburg" erschienen. Da die Veröffentlichung einer ausführlichen Besprechung bisher noch nicht möglich war (eine solche soll baldigst erfolgen), möchten wir alle Geschichts- und Altertumsfreunde auf dieses interessante Werk, das ihnen sicher eine willkommene Gabe sein wird, hierdurch nochmals hinweisen. Die 47 auf 27 Tafeln befindlichen Abbildungen stellen u. a. folgende Städte dar: Allendorf a. d. L., Allendorf a. d. W., Alsfeld, Biedenkopf, Darmstadt, Eschwege, Felsberg, Frankenberg, Gemünden, Gießen, St. Goar, Grebenstein, Grünberg, Gudensberg, Helmarshausen, Hersfeld, Hofgeismar, Homberg a. d. Ohm, Homburg, Immenhausen, Kassel, Kirchhain, Marburg, Melsungen, Neukirchen, Nidda, Niedenstein, Rotenburg a. d. F., Schmalkalden, Schotten, Sontra, Spangenberg, Trendelburg, Treysa, Ulrichstein, Waldkappel, Wetter, Witzenhausen, Wolfhagen, Ziegenhain, Zierenberg. — In Mappe beträgt der Preis des vollständigen Werkes 20 Mark, jedoch ist die Verlagshandlung bereit, die Blätter auch einzeln abzugeben, wobei der Preis für das Blatt sich etwas höher stellen würde, als bei dem Gesamtbezug.

Der überaus thätige Elwertsche Verlag wird demnächst auch einen echten Heimatsroman aus Oberhessen darbieten, dessen Verfasser unser Mitarbeiter Valentin Traudt ist. Der Titel lautet: „Leute vom Burgwald", Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben. Ansprechenden Buchschmuck hat der auf diesem Gebiet schon rühmlich bekannte Maler Ubbelohde dazu entworfen. Ferner werden noch vor dem Traudt'schen Werke „Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen", halbvergessene Geschichten aus den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von B. S. Coester, daselbst in Buchform erscheinen.

Hessische Bücherschau.

Immortellen. Dresden und Leipzig (E. Piersons Verlag) 1902.

Es ist nicht recht einzusehen, warum das Buch anonym erschien. Dem buchhändlerischen Absatz ist das nie förderlich, denn das liebe Publikum geht in den meisten Fällen an litterarischen Erscheinungen, deren Verfasser es nicht kennt, ziemlich teilnahmslos vorüber, besonders wenn sich's, wie hier, um Gedichte handelt. Die dem Band beigegebene „Empfehlung" des Verlages redet von einer Verfasserin,

und die Widmung — „Meinem Sohne zur Erinnerung an seine Mutter“ — ließe das immerhin möglich erscheinen, nicht aber der Inhalt. Es sind die Lieder eines Witwers, der um seine früh gestorbene Gattin trauert. Ein Menschenleben, reich an äußeren und inneren Erlebnissen, zieht an uns vorüber, Heimatklänge („Marburg“) und Lieder aus den sonnenverbrannten Küstensäumen Südamerikas. Sie füllen einen Band von 152 Seiten. Als Gabe der Pietät hat jedes Blatt darin seinen Wert; hier aber, wo ein größerer Leserkreis zum Mitgenuß eingeladen wird, wäre die „Kunst, zu streichen“ mehr am Platze gewesen. Metrisch dürfen wir eine größere Strenge erwarten; besonders wirkt es immer schwerfällig, wenn, statt zu accentuieren, immer nur die Silben gezählt werden. Die Gedichte der Frühzeit vermögen an sich unbedeutenden Ereignissen keinen höheren Gehalt zu geben, und dieser Mangel wird durch die meist gewählte Form der Sonette erst recht fühlbar. Oft sind solche harmlosen Apostrophierungen nur in Reime gesetzt, die nicht immer einwandfrei sind (froh war — Gomorrha u. ä.). Der Zyklus „Verlobt“ ist gefällig, aber etwas gar zu hausbacken. Wenn der Dichter in den Klageliedern um den Verlust seines Weibes eigentlich immer nur auf einer Saite spielt, so kommen doch Töne voll tragischer Leidenschaft heraus. Auch weiß er bei der Schilderung der Tropen sehr gut die objektive Natur mit subjektiven Empfindungen zu durchtränken. Zu den besten zählen wir die Lieder, in denen der Verfasser mit dem Auge des wirklichen Poeten auf die Tage der Kindheit zurückblickt, in denen er in romantischer Empfindsamkeit der Mutter Gottes seinen schwärmerischen Minnedienst widmet; hier heben wir besonders das Gedicht „Im Kreuzgang“ (S. 125) heraus. — Wenn wir also im einzelnen manche Schönheit nicht verkennen, so meinen wir doch im ganzen auch bei diesem Buch: weniger wäre mehr gewesen.

Heidelbach.

Bock, Alfred. Kinder des Volkes. Roman. 145 S. Berlin (Verlag von F. Fontane & Co.) 1902. Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Da noch im Laufe dieses Jahres eine ausführliche Würdigung Alfred Bocks aus meiner Feder an dieser Stelle erscheinen wird, beschränke ich mich heute darauf, das obengenannte Buch kurz anzuzeigen. Es ist wieder ein Roman aus Hessen, inhaltreich und psychologisch aufs beste entwickelt. Bock hat auch mit diesem Werke wieder bewiesen, daß er zum Schilderer seiner Landsleute wie kaum ein anderer berufen, und so kann ich denn die Lektüre des Buches mit gutem Gewissen warm empfehlen.

Alexander Burger.

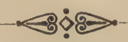
Ferner zur Besprechung eingegangene Bücher:

Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Im Auftrage des historischen Vereins der Diözese Fulda bearbeitet und herausgegeben von Hermann von Roques, Major a. D. II. Band. Kassel (Kommissionsverlag von M. Siering) 1902.

Chronik von Stadt und Festung Spangenberg. Bearbeitet von Wilhelm Siebald. Neu bearbeitet und herausgegeben von Wilhelm Voigt. Marburg (Oskar Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung).

Familien-Stammbuch. Gießen (Emil Roth).

Roths Spezialkarte von Oberhessen, Lahnthal ꝛc. 3. Aufl. Gießen (Emil Roth).



Personalien.

Ernannt: Oberregierungsrat Carthaus zu Kassel zum Geheimen Finanzrat und Provinzialsteuerdirektor für die Provinz Posen; die Rechtskandidaten Bock, Timmermann und Lorsch zu Referendaren.

Übertragen: dem Oberförster Oesterle die Oberförsterstelle Sterbfritz.

Versetzt: Oberregierungsrat Bartikowski zu Magdeburg in gleicher Eigenschaft an die Provinzialsteuerdirektion zu Kassel; Lehrer Valentin Traubt von Rauschenberg nach Rothenditmold.

Geboren: ein Sohn: Bauunternehmer Ludwig Lauckhardt und Frau, geb. Has (Kassel, 18. Juni); Landmesser Werner und Frau Margarethe, geb. Bockrodt (Kassel, 24. Juni); Fabrikbesitzer August Schuchardt und Frau Else, geb. Credé (Kassel, 26. Juni); eine Tochter: Pastor Dr. Heber und Frau Marie, geb. Achelis (Bautzen, 18. Juni); Professor Wachenfeld und Frau Mathilde, geb Renner (Rostock i. M., 24. Juni); Amtsgerichtssekretär Heltz und Frau Frieda, geb. Frank (Burghaun, 27. Juni); Kaufmann Julius Zinn und Frau Margarethe, geb. Herzog (Kassel, 28. Juni).

Gestorben: Konsul Schott, 26 Jahre alt (Mozambique); Pfarrer Paul, 86 Jahre alt (Mardorf, 15. Juni); ehemaliger Musikmeister im kurhessischen Jägerbataillon Wilhelm Ulrich, 79 Jahre alt (Kassel, 17. Juni); Frau Stadtkämmerer Karoline Siemon, 58 Jahre alt (Melsungen, 17. Juni); Frau Pauline Taube-Loose, 69 Jahre alt (Marburg, 18. Juni); Klempnermeister Eduard Lorenz, 64 Jahre alt (Kassel, 18. Juni); Pfarrer em. Otto Garve, 67 Jahre alt (Kassel, 21. Juni); Kaufmann Friedrich Neuße, 58 Jahre alt (Kassel, 21. Juni); Freiin Marie Wolff von Gudenberg, 46 Jahre alt (Meimbressen, 23. Juni); Königl. Oberbergrat a. D. Julius des Coudres, 79 Jahre alt (Kassel, 26. Juni); verwitwete Frau Dr. Wilhelmine Pfeiffer, geb. Wagner, 79 Jahre alt (Kassel, 26. Juni); Frau Gräfin Johanna von Berlepsch, geb. Koch, 73 Jahre alt (Hübenthal bei Gertenbach, 27. Juni); Frau Betty Rudolph, geb. Krüger, Witwe des kurfürstlich hessischen Oberfinanzkammer-Sekretärs, 81 Jahre alt (Kassel, 29. Juni).

Briefkasten.

Die Fortsetzungen der Aufsätze: „Hessen-Darmstadts Abfall von Napoleon I.“ und „Das deutsche Haus in Marburg“ mußten für die nächste Nummer verschoben werden.

B. in Fulda. Mit Dank angenommen.

G. A. M. in München, d. F. in Zürich. Besten Dank und landsmännischen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1902.

Hessenblut.*)

„Halt!“ donnert des Führers Kommandowort;
Wie Mauern steht die Kolonne. —
„Seht Ihr das Flimmern am Waldsaum dort? —
Mit Schwertern spielet die Sonne!
Französische Reiter, sie ziehen daher,
Schon seh' ich sie thalwärts jagen!
Karree gebildet! Wir stehen zur Wehr! —
Mit Gott — so wollen wir's wagen!“ —

Und schweigend gehorcht das Bataillon
Und schließt die eisernen Glieder. —
Horch, Rossegestampf und Trompetenton
Hallt schon aus dem Walde wieder. —
„Nun, Kinder, zeigt, daß Ihr Hessen seid,
Noch geben wir nichts verloren!
Legt an und macht Euch zum Schusse bereit —
Und offen das Auge, die Ohren!“ —

Da steht nun das Häuflein mitten im Feld,
Umstarrt von den Todesrohren,
Den Finger am Hahne ein jeder hält,
Als wär' schon der Feind erkoren;
Ein Ungeheuer, voll Kampfesmut,
So harren die Tapfren, die Treuen —
In blindem Gehorsam mit kaltem Blut
Wie todesmutige Leuen.

Da naht es heran, das wüste Gebraus,
Staubwolken wirbeln zum Himmel,
Sie kommen, sie jagen zum blutigen Strauß
Die Feinde in buntem Gewimmel. —
Doch ruhig harren in stiller Wut
Die Grenadiere, die treuen,
In blindem Gehorsam, mit kaltem Blut,
Wie todesmutige Leuen.

Jetzt halten sie an im rasenden Ritt;
Da packt sie Grausen, Entsetzen,
Die ersten reißen die folgenden mit, —
Nun bricht sich das Jagen und Hetzen;
Kehrt machen sie alle und eilen davon,
Umflattert von reichen Schabracken,
Und ducken und drücken sich, jeder schon
Wähnt sicher den Tod sich im Nacken.

In wilder Flucht die fränkische Brut! —
Fern hüllt sie ein gelber Schleier. —
Noch harren die Tapfren mit stolzem Mut
In lautloser Siegesfeier.
Dann tönt das Kommando: Gewehr in Ruh'!
Sie reihen zum Marsche sich wieder,
Und weiter ziehen dem Walde zu
In gleichem Schritte die Glieder.

Kassel. **H. Bertelmann.**

*) Siehe S. 196.



Der Reformator Johann Sutel.

Von L. Armbrust.

(Fortsetzung.)

Sutels Verdienst war um so größer, da seine Stellung gleich im ersten Herbste durch den Ausbruch einer Pest erschwert wurde. Er verstand es aber, seine Gemeinde zu trösten und aufzurichten. So entstanden seine zwölf Predigten vom armen Lazarus, die er Philipp Melanchthon zur Beurteilung vorlegte. Melanchthon lobte die einfache und natürliche Darstellung, die alle Künstelei verschmähte, und sorgte dafür, daß die Predigten 1543 in Wittenberg gedruckt wurden. Joachim Greff, der Erzieher der Dessauer Prinzen, verfaßte bald darauf eine dramatische Darstellung der Lazarussage und benutzte dabei auch Sutels zwölf Predigten.

In demselben Jahre 1543 erschien Sutels Schweinfurter Kirchenordnung, auf Kosten der Stadt in Nürnberg gedruckt. Sie steht auf dem Boden des Augsburger Bekenntnisses. In der Vorrede findet sich Sutel einerseits mit dem Werkdienste der Katholiken ab, anderseits mit den radikalen Schwarmgeistern, die alle Kultusordnung und alle Zeremonien mit Füßen treten wollten. Er suchte also eine Mittellinie auf; seinem Wesen nach mußte dieselbe aber nach der konservativen Seite neigen. Darum war Johannes Lening mit der Kirchenordnung nicht recht zufrieden. Er tadelte den Gebrauch der Lichter und Meßgewänder sowie die Elevation des Sakraments als bleibende Einrichtung; meinte aber, die übrigen Bestimmungen entsprächen den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen.

Ein Jahrzehnt lang blieb Sutels Ordnung die Richtschnur für die Schweinfurter Geistlichkeit.

Der Rat der Reichsstadt zeigte sich Sutel gegenüber fortgesetzt von der freigebigsten Seite. Er bezahlte die Göttinger Schulden und verzichtete auf die Rückgabe der 50 Gulden. Im Sommer 1545 schloß Sutel einen endgültigen Bestallungsvertrag mit dem Schweinfurter Rate. Viele seiner Amtsgenossen konnten den Magister Johann beneiden. Denn allein an barem Gelde wurden ihm jährlich 200 Gulden zugesagt, obendrein 18 Eimer Wein, 10 Malter Korn, dieselbe Behausung wie bisher und freies Holz vors Haus. Bemerkenswert ist es, daß im Falle seines Todes seiner Witwe freie Wohnung und eine jährliche Pension versprochen ward.

Nur ein kurzes Jahr hindurch konnte sich der wackere Prediger noch dieser reichen Besserung seiner Lebensverhältnisse und dieses glänzenden Ansehens erfreuen; da brach der Schmalkaldische Krieg zwischen dem Kaiser und den protestantischen Reichsständen aus. Daß Schweinfurt in Mitleidenschaft gezogen und Johann Sutel als Kirchenreformator schwerer Verfolgung ausgesetzt würde, ließ sich voraussehen. Sutel bat daher seinen Freund Lening, er möchte bei Philipp dem Großmütigen seine Abberufung betreiben. Der Landgraf, den der Melsunger Pfarrer in der Karthause unter dem Heiligenberge aufsuchte, erlaubte dem Magister Johann die Rückkehr nach Hessen und ließ ihm die Pfarrei im niederhessischen Homberg oder zu Allendorf an der Werra anbieten, von denen jede 100 Gulden einbrächte (am 18. Juni 1546). Schon machte aber auch, nach Lenings Angabe, die Stadt Northeim Anstrengungen, den Schweinfurter Reformator, wenn auch nur zeitweise, in ihre Mauern zu ziehen. Die Wahl war schwer, so schwer, daß der Vielumworbene es vorzog, einstweilen noch seinen Platz am Mainufer zu behalten.

Inzwischen nahm der Krieg seinen Verlauf und wandte sich allmählich zu Ungunsten der Protestanten. Die Reichsstadt Schweinfurt wurde durch kaiserlichen Befehl genötigt, dem Landgrafen Philipp am 4. Januar 1547 Amtmannschaft und Schutzherrlichkeit zu kündigen. Schon vorher hatte der hessische Amtmann Lorenz von Romrod die Stadt verlassen, nun glaubte auch der hessische Prediger den Wanderstab ergreifen zu müssen. An demselben Tage, als die Absage der Reichsstadt an den Landgrafen abging, stellte der Graf Poppo von Henneberg, als Gemahl der verwitweten Herzogin Elisabeth von Kalenberg-Göttingen, dem Magister Sutel einen Reisepaß nach Göttingen aus. Hier traf der Flüchtling am 8. Januar ein und stellte sich dem Rate zur Verfügung, in der Hoffnung, daß er auf Grund der früheren Versprechungen baldigst angestellt würde. Weib und Kinder hatte er einstweilen in Schweinfurt zurückgelassen. Valentin Wener, ein angesehener Bürger, nahm sich der Familie an und versprach sie nachzuschicken, sobald die Gefahren des Wassers und Eises vorüber wären. Der Rat zu Schwein-

furt sandte dann seinem verdienten Pfarrer das Zeugnis nach (am 21. Januar 1547). Er rühmte darin Sutels lautere Predigt und seinen und seiner ehelichen Hausfrau ehrlichen, züchtigen und guten Wandel; willig glaubt man seiner Beteuerung, er hätte ihn von Herzen gern zeitlebens bei sich behalten.

Der Rat der Stadt Göttingen verschrieb Sutel, dessen Gattin und Töchtern ein freies Haus in der Nähe des Paulinerklosters, der heutigen Universitäts-Bibliothek. Aber Magister Johanns Hoffnung auf Anstellung ging nicht in Erfüllung; es war im Augenblicke keine Predigerstelle frei. Er brauchte jedoch nicht lange müßig zu liegen. Drei Städte, Eimbeck, Northeim und Allendorf, wetteiferten mit einander, ihn als Pfarrer zu gewinnen. Sein alter Freund und „geliebter Landsmann“ Jost Winther, nunmehr Superintendent in Rotenburg an der Fulda, hatte den Allendorfern in landgräflichem Auftrage Sutels Einführung versprochen. So hielt Johann es für das beste, den Ruf nach der Werrastadt anzunehmen. Den Göttingern aber verhieß er seine Rückkehr, sobald sie ihn nötig hätten. Trotzdem wollten sie ihn nicht sofort losgeben. Auf Veranlassung der Stadt Allendorf mußte Landgraf Philipp erst den Göttinger Rat ersuchen, seinen überzähligen Prediger ziehen zu lassen. Das war am 5. April 1547.

Am Tage zuvor hatte Sutel ein harter Schicksalsschlag getroffen. Im fernen Franken gab seine Gattin ihrem 17. Kinde das Leben, starb aber bei dieser Geburt.*) Gude Sutel wurde in der Johanniskirche zu Schweinfurt begraben, „vor dem Thürlein, wenn man in den Chor gehet, zur linken Hand“. Magister Cremer, einer der beiden bisherigen Kapläne ihres Gatten, verfaßte die Inschrift auf dem Leichensteine. Zwei Jahrzehnte hatte sie ihrem Gatten zur Seite gestanden als treue Genossin. Aber ob sie jemals tieferes Verständnis für sein Wirken gehabt hat? Wenn sie Erwähnung findet, so geschieht es stets bei wirtschaftlichen Fragen. In Göttingen und Melsungen war sie einmal (1543) in Vermögensgeschäften oder ähnlichen Familienangelegenheiten selbständig thätig. Noch kurz vor ihrem Tode ließ sie ihren Gatten durch Valentin Wener ermahnen, er möchte mit dem Hauskleinode sorgsam umgehn; denn es wäre ihr nicht leicht geworden, dasselbe zu erwerben. Von ihren vielen Kindern waren nur mehrere Mädchen am Leben geblieben.

*) Beck, S. 137 und 139 und Stein, S. 479 geben, nach der Inschrift in der Johanniskirche zu Schweinfurt, den 4. April 1547 als Gudens Todestag an, Tschackert, S. 49, den 7. April. Ich nehme an, daß letzteres bloß ein Druckfehler ist.

Sutel, dem in der Zwischenzeit anscheinend seine alte Mutter den Haushalt führte, wurde durch den Verlust der Gattin in große Bekümmernis versetzt. Er schrieb dies (vor dem 18. April) an Valentin Wener von Allendorf aus, wo er jetzt sein Pfarramt angetreten hatte.

Um Pfingsten reisten seine Kinder von Schweinfurt ab und gelangten glücklich bei ihrem Vater an. Dadurch erwuchsen dem Pfarrer aber neue Sorgen. Wie sollte er den Pflichten des Amtes gerecht werden und zugleich die Kinder — noch dazu Mädchen — gut erziehen? Der einzige Ausweg schien ihm in einer baldigen Wiederverheiratung zu liegen. Er richtete seine Blicke auf Eva, die Tochter der Eheleute Johann und Margaretha Bartholomes.

Johann Bartholomes — so schreibt er sich selbst, andere nennen ihn Bartolomeus oder ähnlich — war landgräflicher Rentmeister in Sooden bei Allendorf, wo Philipp der Großmütige wenige Jahre vorher die Verwaltung der Salzwerke in die Hand genommen hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach traf Sutel in Bartholomes einen alten Bekannten wieder. Denn bald nach der Einführung der Reformation war dieser Vogt oder Verwalter des aufgehobenen Klosters Breitenau im Unteramte Melsungen. Am 21. Dezember 1527 und am 26. März und 12. Mai des nächsten Jahres stellte er in solcher Eigenschaft Urkunden aus. Dann kam er als Rentschreiber in die benachbarte Stadt Melsungen. Am 25. März 1535 fertigte und siegelte er dort, neben Bürgermeister und Rat, einen Kaufbrief Johann Lenings, und im vorhergehenden und folgenden Jahre sah er zusammen mit demselben Lening die Melsunger Hospitalsrechnungen nach. Nicht lange danach wurde er als Rentmeister nach Allendorf versetzt, wo er bereits im März 1539 urkundlich nachzuweisen ist. Er blieb aber zunächst noch Bürger der Stadt Melsungen und kaufte als solcher einen Garten vor dem Kasseler Thore daselbst und zwei Jahre später (am 27. April 1541) ein anderes Grundstück dicht daneben. Landgraf Philipp übernahm später die beiden Gärten und baute dort das neue Melsunger Schloß, das jetzt so grau, steif und finster auf die heitere Umgebung herabblickt. —

Mit der Tochter des Rentmeisters Bartholomes also vermählte sich Sutel am 30. August 1547. Der Rat von Schweinfurt verehrte ihm in dankbarem Andenken an seine Verdienste einen silbernen Becher zur Hochzeit.

Auch diese Gattin wurde dem Magister Johann nach wenigen Jahren durch den Tod entrissen. Ludolf, Justus und Philipp Sutel scheinen ihre

Söhne gewesen zu sein; von den letzteren beiden steht das mit Sicherheit fest. Justus war 1584 Stadtsekretarius zu Northeim.*) Er brachte es zu hohem Alter und bis zur Bürgermeisterwürde in seiner Vaterstadt. —

Allendorf blieb für den Magister Johann Sutel nur eine Übergangsstation. So sehr er sich bei seinem Schweinfurter Freunde Wener beklagt hatte, daß die Göttinger ihn erst in ihre Stadt gezogen und dann doch nicht angestellt hätten, so schnell suchten ihn die „treulosen Sachsen“ durch die That zu widerlegen. Gegen den Pfarrer an der Albanikirche zu Göttingen, Veit Pflugmacher, wurde nämlich die schwere Anklage erhoben, er hätte sich ein silbernes Kirchengerät**) angeeignet, um seiner Frau daraus ein Paternoster machen zu lassen. Ohne den Verlauf der Untersuchung abzuwarten, faßte der Rat der Stadt den Entschluß, Sutel das Pfarramt an der Albanikirche zu verschaffen. Der Verklagte beteuerte seine Unschuld, die Herzogin Elisabeth, damals Kirchenpatronin an der Stelle ihres Sohnes erster Ehe, war der Berufung Sutels nicht geneigt, der Göttinger Superintendent Joachim Morlin wirkte eifrig dagegen und warnte unsern Allendorfer Geistlichen in mehreren Briefen (vom September 1548), einen Amtsbruder ungerechter Weise zu verdrängen — alles half nichts, der Göttinger Rat setzte seinen Willen durch. Schon im Hochsommer verließ Sutel Allendorf, gerade einen Tag vorher, ehe die hessische Regierung der dortigen Gemeinde befahl, ihren Prediger nur mit des Landgrafen und ihrer Bewilligung außer Landes ziehen zu lassen (am 29. August 1548).*) Veit Pflugmacher legte, seiner Ehre unbeschadet, sein Amt nieder, und die Herzogin Elisabeth übertrug es am 1. November 1548 Sutel.**) So war er abermals in der Leinestadt, freilich nur als Pfarrer und Untergebener des Superintendenten Morlin.

Es darf hier nicht verschwiegen werden, daß er sich vorher in einem vertraulichen Briefe an den Rat der Stadt sehr gehässig über Morlins Gegnerschaft geäußert hatte (im Februar 1548). Es scheint uns besser, diese unerquicklichen Schmähworte hier nicht zu wiederholen. Wer weiß aber, ob nicht einiges durchsickerte und so Sutels Stellung in Göttingen von Anfang an verdarb? — Man mag sonst über den streitbaren Morlin urteilen, wie man will, aber in diesem Falle war er mehr im Rechte als sein Allendorfer Gegner. Daß jener, nachdem Sutel zwei seiner Briefe unbeantwortet gelassen hatte, im dritten eine deutlichere Sprache redete, ist menschlich zu entschuldigen. Anderseits hat Magister Johann mehrfach beteuert, daß er nach seiner Anstellung in Göttingen dem Superintendenten alle Liebe und Freundschaft erweisen würde; sollte dieser aber auf seiner Feindschaft beharren, dann wäre es besser, man brächte sie beide überhaupt nicht zusammen.

*) Lubecus, Bl. 336 b.

**) Ein silbernes Büchslein nach Lubecus, Bl. 263 b zum Jahre 1547.

*) F. Herrmann, Das Interim, S. 28, Anm. 3.

**) Nach Lubecus, Bl. 265 a zum Jahre 1548 wurde Sutel bei der Berufung darauf hingewiesen, daß er die Einkünfte aus dem Pfarrgute nur zu seinem und seiner Haushaltung Nutzen und nicht anders verwenden dürfe.

(Schluß folgt.)

Hessen-Darmstadts Abfall von Napoleon I.

Von Dr. phil. Berger in Gießen.

(Schluß.)

Teilnahme hessischer Truppen am Kampfe gegen Napoleon im Jahre 1814.

Wie man in allen deutschen Staaten eifrig rüstete, um an dem Kampfe für die heilige Sache teilzunehmen, so ging auch in Hessen-Darmstadt die Ausrüstung schnell von statten.

Nach der Übereinkunft mit den Verbündeten sollte Hessen 8000 Mann stellen. Im Januar 1814 betrug die Stärke der großherzoglichen Truppen: 8266 Mann.[1]) Diese Stärke war erzielt worden durch die Verwandlung der provisorischen Bataillone in sechs stehende und durch die Erhöhung der Stärke der Landwehrinfanterie.

Im Februar 1814 war der Bestand der hessischen Truppen auf 10 061 Mann[2]) gewachsen. Dies war durch Errichtung zweier neuer Bataillone und die Vermehrung des Freiwilligenkorps um 100 Mann erreicht worden. Zur Blockade von Mainz wurden verwendet: 2633 Mann.

Die Erfolge Blüchers gegen Napoleon gaben dem Großherzogtum Hessen noch mehr Anlaß, die bereits eingeleitete Mobilisierung und die bevorstehende Absendung seines Truppenkorps zu beschleunigen.

[1]) Darmstädter Archiv: Ober-Kriegs-Kollegial-Akten rc. 1a.

[2]) Ebenda.

Dem Inspektionskommando der Leibgarde ging am 1. Februar 1814 von der Generaladjutantur im Auftrage des Großherzogs ein Schreiben [3]) zu, „wonach die zwei Garderegimenter, das Leibregiment und die ins Feld bestimmte Batterie nächsten Samstag, also am 5., vollkommen marschbereit sein sollen, so daß sie nach diesem Zeitpunkte jede Stunde von hier aufbrechen können. . . . Damit die Bataillone womöglich in einer Stärke von 644 Gemeinen marschieren können, sind alle Rekruten, so nur einigermaßen ausgebildet sind, mitzunehmen. . . Die beiden Herrn Inspekteurs Follenius und von Gall gehen mit den ausmarschierenden sechs Bataillons“. Die Bestimmung des Korps war, in die Linie der österreichischen Armee einzurücken und an den Operationen derselben teilzunehmen. Die am 11. Februar ausmarschierenden Truppen standen unter dem Befehle des Prinzen Emil, der wieder dem Kommando des Prinzen Philipp von Hessen-Homburg untergeordnet war, während als kommandierender General des ganzen Armeekorps der Kronprinz von Württemberg fungierte.

Das großherzoglich hessische Kontingent, das durch frankfurtische und isenburgische Truppen noch verstärkt wurde, bestand aus der 1. Gardeinspektion (Garderegiment und Gardefüsilierregiment), aus der 2. Inspektion (Leibregiment) sowie aus der Artillerie mit 8 Geschützen. Die hessische Abteilung, insgesamt 5380 Mann stark, bildete mit den Truppen des österreichischen Feldmarschall-Leutnants Prinzen Philipp von Hessen-Homburg die gegen den französischen Feldmarschall Augereau operierende Südarmee. Am 28. Februar marschierte das Korps über die Brücke von Basel, hatte zuerst den Auftrag, die Festung Besançon zu berennen, wurde aber bald in der Richtung Lyon dirigiert. Am 15. März stand die Avantgarde, die sich aus hessen-homburgischen Husaren, dem Leibregiment und einem österreichischen Infanterieregimente zusammensetzte, unter dem Kommando des hessischen Generalmajors von Gall zu Creche, während die übrige Armee bei Maçon lag.

Die Reservedivision unter dem Kommando des Prinzen Emil bestand aus der hessischen Brigade von 4 Bataillonen, aus einer österreichischen Brigade von 5 Bataillonen Grenadiere sowie aus einer hessischen und einer österreichischen Batterie. Diese kombinierte Division kam am 17. März nach Belleville und bezog am 19. März bei Villefranche Bivouac. Am 18. März kam die Avantgarde unter von Gall bei St. George ins Gefecht, bei dem das großherzogliche Leibregiment 186 Mann verlor. Am 20. März wurde dasselbe Regiment auf den Höhen von Lyon wieder mit dem Feinde engagiert und verlor diesmal 2 Tote und 29 Verwundete. Am 21. März zog das ganze Korps in Lyon ein, wo es bis zum 9. April verblieb, um dann seinen Marsch weiter fortzusetzen.

Als die Nachricht von der Abdankung Napoleons und dem geschlossenen Waffenstillstande eintraf, zogen die Truppen am 13. April wieder nach Lyon zurück, woselbst sie am 19. April eintrafen. Während der Monate April und Mai kantonnierten sie in der Umgebung von Lyon.

Am 29. März 1814 rückte eine zweite Abteilung hessischer Truppen ins Feld. Am 24. März war an den Oberstleutnant Krafft, Kommandeur des Regiments Prinz Emil, der Allerhöchste Befehl [4]) ergangen, „daß die 2. Abteilung des zur Armee der verbündeten Mächte bestimmten Truppenkorps den Marsch dahin antrete und sich mit der unter dem Befehl Sr. Hoheit des Prinzen Emil stehenden 1. Abteilung vereinige“.

Die Kolonne sollte bestehen 1. aus dem Freiwilligen Jägerkorps, 2. aus dem Regiment Prinz Emil, 3. aus einer Abteilung Munitionswagen, 4. aus dem Personale des Feldhospitals und einigen dazu gehörigen Wagen, 5. aus einem Wagen mit Soupe portative (tragbarer Fleischbrühe mit Brotschnitten), einem Geschenk der Großherzogin an das Truppenkorps. Diese zweite Abteilung hessischer Truppen hatte eine Stärke von 2260 Mann, von denen 1660 Mann auf das Regiment Prinz Emil und 600 Mann auf das freiwillige Jägerkorps entfielen, so daß im ganzen mit der ersten Abteilung vom Februar 7540 Mann hessen-darmstädtischer Truppen ins Feld kamen. Im Lande verblieben außer den 2633 Mann, die zur Blockade von Mainz verwendet wurden, noch 4—500 Mann Linientruppen.

Die zweite ins Feld rückende Kolonne sollte möglichst ungeteilt bleiben und von Darmstadt nach Basel marschieren. Nach einigen Rasttagen daselbst sollte sich die Kolonne, falls nicht andere Disposition da sein sollte, zu dem Armeekorps des Prinzen Philipp von Hessen-Homburg begeben, um sich dann mit den übrigen großherzoglichen Truppen der ersten Abteilung unter dem Kommando des Prinzen Emil zu vereinigen.

Anfangs Mai kam die zweite Abteilung in Frankreich an und am 8. Mai waren sämtliche hessische Regimenter, über die der kommandierende General Prinz von Hessen-Homburg eine Inspektion abhielt, bei Lyon versammelt.

[3]) Darmstädter Archiv: Ober-Kriegskollegial-Akten 2c. 1a.

[4]) Darmstädter Archiv: Ober-Kriegs-Kollegial-Akten 2c. 1a.

Nach geschlossenem Frieden am 30. Mai 1814 zog das hessische Korps am 2. Juni ins Vaterland zurück und bezog am 4. Juli von Bensheim bis Langen Kantonnierungsquartiere.

Die hessischen Truppen im Feldzuge von 1815.

Bis Dezember 1814 hatte der Wiener Kongreß sehr wenig den Erwartungen entsprochen, die man in ihn gesetzt hatte. Hessen hatte sehr unter den Verhältnissen gelitten. Unter der Steuerlast, die immer drückender wurde, brachen die Unterthanen fast zusammen. „Aus allen Ämtern kamen Schreckensbotschaften über den Notstand. Während des letzten Feldzugs hatte Hessen allein für 14 Millionen Gulden Leistungen liquidiert, statt der 3 Millionen 800 000 Gulden, zu deren Zahlung an die Zentralkasse man sich nur verpflichtet hatte.“ [5])

Die Ruhe Europas wurde plötzlich gestört, als Napoleon, Elba verlassend, am 1. März 1815 an der französischen Küste landete und nach Paris zog; Volk und Militär traten überall zu ihm über. Auch in Mainz trat ein Umschwung der Gesinnungen, namentlich in den besseren Ständen, hervor, der sich in sympathischen Kundgebungen für Napoleon äußerte, so daß die hessische Regierung eine Anzahl Verhaftungen und Ausweisungen vornehmen, die Stadt selbst aber in Verteidigungszustand setzen mußte.

Der Großherzog berief am 27. März alle Beurlaubten bis zum 13. April zu ihren Truppen. Im Mai konnten zwei Brigaden Darmstädter Truppen ins Feld rücken. Das hessische Kontingent zählte 8250 Mann und 495 Pferde. Die erste Brigade umschloß die zwei Garderegimenter und das Regiment Erbgroßherzog und wurde von Follenius geführt; die zweite umschloß das Regiment Prinz Emil und das Leibregiment und unterstand dem Kommandeur von Gall. Die Artillerie wurde geleitet von dem Oberstleutnant der Artillerie Kullmann. Den Befehl über alle hessischen Truppen führte Prinz Emil von Hessen, der wieder dem Oberbefehl des Prinzen Philipp von Hessen-Homburg unterstand. Letzterer befehligte außer den Hessen noch eine österreichische Infanteriedivision und ein österreichisches Husarenregiment und gehörte mit diesen und den württembergischen Truppen zum Armeekorps des Kronprinzen von Württemberg.[6]) Die hessischen Truppen verließen am 14. Mai Darmstadt und marschierten nach Schwetzingen und Wiesloch, wo sie Kantonnements bezogen.

Nachdem sie bei Germersheim über den Rhein gegangen, drängten sie die feindlichen Vorposten bis Hagenau zurück. Die Dörfer Lampertsheim und Mundelsheim bei Straßburg und ihre Höhen waren am 28. Juni von den Franzosen stark besetzt. Die französische Schlachtlinie dehnte sich hinter der Soffel gegen den Rhein hin aus; die Stärke der feindlichen Position war Soffelweihersheim. Der Kronprinz von Württemberg beabsichtigte, durch einen raschen Angriff den Feind nach Straßburg zurückzuwerfen. Die großherzogliche Division unter dem Prinzen Emil bildete an diesem Tage die Avantgarde. Ihr wurde die Aufgabe, über Freudenheim und Lampertsheim zu marschieren, letzteren Ort sowie Mundelsheim und die Wingertshöhen, wo der Feind stark postiert war, zu besetzen und wegzunehmen.

Um 3 Uhr mittags begann seitens der hessischen Division die Attacke auf Lampertsheim, welches alsbald weggenommen wurde. Der Feind zeigte sich nun verstärkt zu Mundelsheim, das ihm auf eine Zeit entrissen wurde, doch auf die Dauer nicht behauptet werden konnte. Die hessische Truppenabteilung wurde zum Weichen gebracht, da der linke Flügel durch die etwas zurückgebliebenen Truppen nicht vollständig gedeckt war. Prinz Emil erneuerte mit verstärkter Truppenzahl seine früher begonnenen Angriffe auf Mundelsheim. Unter Anführung des Oberstleutnants Prinzen von Wittgenstein erstürmte das 1. Bataillon Leibgarde die Weinbergshöhe. Ihm folgte das 1. Bataillon Prinz Emil und das 1. Bataillon Leibregiment zur Unterstützung, während Mundelsheim von den hessischen Truppen mit einem Hagel von Kartätschen genommen wurde. Auf dem linken Flügel bemächtigte sich die württembergische Division der Dörfer Reichsstatt und Soffelweihersheim, worauf sich der Feind nach Straßburg zurückzog. Bei den Hessen bestand der Verlust an Toten aus 2 Offizieren 31 Mann, an Verwundeten aus 14 Offizieren und 267 Mann, an Vermißten aus 13 Mann. Hierauf rückte die Division ins Innere von Frankreich und bezog an der Rhone und Loire Kantonnierungen. Das zweite Bataillon des Regiments Erbgroßherzog blieb vor Kehl stehen.

Nach der entscheidenden Niederlage von Waterloo, der Abdankung Napoleons und der Kapitulation von Paris zogen sich die Friedensverhandlungen mit Frankreich noch bis zum November 1815 hin, bis zu welcher Zeit ein Teil der verbündeten Heere als Okkupationstruppen im Lande verblieb. Von den hessischen Truppen kehrte am ersten das 2. Bataillon Erbgroßherzog zurück. Ende November folgten die übrigen hessischen Truppenteile, die in drei Kolonnen der Bergstraße entlang ihren Marsch in die Heimat nahmen. Damit

---

[5]) Kleinschmidt, S. 306. — [6]) Ebenda S. 308.

endigten die Waffenthaten des hessischen Kontingents, dessen Mannschaften sich während einer Kriegsperiode von 23 Jahren in zehn Feldzügen ruhmvoll bewährt hatten.

Ludwig I. arbeitete nach dem Frieden unablässig an der Heilung der Schäden, die der 23jährige Krieg seinem Lande geschlagen, belebte durch seine Einrichtungen und Gesetze im Volke die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage und stärkte den Glauben und die Zuversicht seiner Unterthanen auf Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage, die sich infolge der schwankenden politischen Verhältnisse und des jahrelangen Kriegszustandes nur zu sehr verschlechtert hatte. Wenn je ein Fürst verdient, Vater des Vaterlandes genannt zu werden, so ist es Ludwig I. von Hessen.

Das deutsche Haus zu Marburg.

Von Ludwig Müller, Marburg.

(Schluß.)

Das Langhaus mit seinen zwei vorspringenden Flügelgebäuden war das Wohnhaus der Ritterbrüder. Der östliche Flügel desselben, mit einem später hinzugefügten Erker, der das Deutschordenswappen und das Wappen des Landkomturs Wolfgang Schutzbar genannt Milchling (1530 bis 1545) enthält, ist wahrscheinlich der älteste Teil sämtlicher Gebäude. In dem Saal dieses Flügels wurden die Ordenskapitel abgehalten.

Das über mächtigen Kellern erbaute Langhaus stammt aus späterer Zeit und gehört nach seiner Entstehung verschiedenen Zeiträumen an. So ist der zwei Stockwerk hohe Arkadenbau erst am Ende des 15. Jahrhunderts dem dahinter liegenden Bau vorgesetzt worden. An demselben wurden 1787 ein modernes Deutschordenswappen sowie die früher erwähnte Rokokothüre angebracht. Die Dachkonstruktion an diesem Bau stammt aus dem 18. Jahrhundert. Das Erdgeschoß des westlichen Flügels mit zwei hohen Staffelgiebeln diente als Refektorium (Speisesaal) der Brüder. Darüber lag wahrscheinlich das Dormitorium (Schlafsaal). Das Gebäude war durch einen überdeckten schmalen Gang mit der Kirche verbunden.

Der an der Ostseite dieses Flügels auf Rundbogenarkaden errichtete einstöckige Renaissancebau zeigt in der Mitte das Deutschordenswappen, sowie die Wappen des Landkomturs Alhard von Hörde und des Trappierers Johann Kuhmann mit der Jahreszahl 1572.

Dieser westliche Flügel wurde vor etwa 20 Jahren bis auf die drei Umfassungsmauern abgerissen und die südliche Giebelmauer um einige Meter zurückgesetzt und hierdurch der schmale Eingang zwischen der Kirche und diesem Gebäude bedeutend erweitert. Das Gebäude, früher als chemisches Laboratorium benutzt, enthält jetzt die mineralogischen Sammlungen.

Auf dem mit Rasen- und Zieranlagen versehenen Platze nördlich der St. Elisabethkirche stand ehedem das von St. Elisabeth gestiftete St. Franziskus-Hospital. Dieses Hospital war in romanischem Stil in Gestalt eines etwa 38 Meter langen und 8 Meter breiten Rechteckes erbaut, welches auf der Ostseite mit einer nur wenig engeren halbrunden Apsis schloß. Wie die bei Restauration der St. Elisabethkirche im Jahre 1854 im Inneren derselben sowie bei den Ausgrabungen auf dem Kirchplatz im Herbst 1883 vorgefundenen Fundamente beweisen, enthielt der westliche Teil dieses Gebäudes, das eigentliche Hospital, eine einheitliche Krankenhalle, während der östliche Teil als Kapelle diente.

Als der Kirchenbau bis zum nördlichen Kreuzarm vorgeschritten war, wurde das St. Franziskus-Hospital 1249 abgebrochen, um Raum für den weiteren Bau zu gewinnen, besonders aber um das Grab der heiligen Elisabeth in diesen Kreuzarm aufnehmen zu können. Später wurden auch die übrigen Gebäude abgebrochen. An Stelle derselben erbauten 1289 die Deutschordensbrüder entlang dem Lahnarme eine Infirmaria, ein Gebäude, welches für die Aufnahme ihrer kranken Brüder bestimmt war. An seiner Kurzseite befand sich nach Osten hin eine kleine Kapelle in frühgotischem Stil.

In dem Maße wie später der deutsche Orden reicher und weltlicher wurde, geriet die ursprüngliche edle Bestimmung dieser Räume in Vergessenheit, und in der Infirmaria richtete man „des Ordens Weinzapf“ ein. Zu diesem Zweck baute man das Gebäude um, so daß dicht neben die Kapelle die Gaststube mit anstoßendem Zapfhaus zu liegen kam. Ferner wurde an der Westseite ein sehr umfangreicher Speicher mit zwei hohen Staffelgiebeln und ausgedehnten Weinkellern erbaut.

Dieses Weinhaus wurde wegen seines guten und billigen Tropfens auch von den Marburgern fleißig besucht, obwohl auch ein städtischer Weinschank bestand; so daß öfters größere Differenzen zwischen den deutschen Herren — den Namen „Brüder“ hatten sie 1382 abgelegt — und dem Marburger Magistrat entstanden. Des Ordens Weinzapf beruhte auf einem alten kaiserlichen Privileg, das Kaiser Karl V. erneuerte. Im Jahr 1417 lagerten

in den Ordenskellern nicht weniger als 41 ½ Fuder Wein.

Auch die Infirmaria mit ihren Anbauten war sowohl nach der Straßenseite wie nach dem deutschen Hause zu mit einer Mauer umgeben. Ihren Untergang in den Flammen fanden die Infirmaria mit Kapelle und der große Speicher in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1761, als hessische Regimenter, um Marburg zu entsetzen, das unmittelbar am Firmaneiplatz stehende Elisabethenthor stürmten und die Franzosen diese Stätte vom Schlosse aus beschossen. Der Speicher wurde 1777 restauriert, die Trümmer der übrigen Gebäude beseitigte man 1786. Im Jahre 1839 schlug auch dem Speicher das letzte Stündlein, seine Steine fanden beim Bau der Sternwarte Verwendung.*)

Das in den Jahren 1888 und 1891 abgebrochene St. Elisabethenhospital wurde 1254 von den Ordensbrüdern erbaut. In genanntem Jahre konnte die Hospitalkapelle, deren Reste man noch als Ruine sieht, eingeweiht werden. In derselben fand täglich Gottesdienst, später bis zum Jahre 1828 eine Andacht für die Pfründner statt. Das St. Elisabethenhospital, auf der Südseite der Elisabethenkirche gelegen, war ein rechteckiges, einstöckiges Gebäude. Aus der Mitte der östlichen Langseite sprang die im Achteck abgeschlossene Kapelle vor. Das massive Gebäude deckte ein steiles Dach zwischen hohen Giebeln, auf dem sich ein Turm mit zwei Glocken befand, welche der Landkomtur Johann von Rehn dem Landgrafen Ludwig III. von Oberhessen zur Verfügung stellte, als dieser auf dem Schloß zum Besten der Stadt ein neues Uhrwerk anlegen wollte. Hinter dem Hospital befand sich in dem Hause mit der Jahreszahl 1517, an dessen Stelle jetzt das Physiologische Institut steht, die Wohnung des Spitalmeisters, deren schon früher Erwähnung gethan wurde, ferner die Kammern für die Gäste; die Hospitalküche samt den Wirtschaftsräumen, dem Gemüse- und Bierkeller, dem Fruchtboden, den Kuh- und Schweineställen waren in den anderen Gebäuden vorhanden. Das Hospital mit seinen Verwaltungsgebäuden und daran stoßendem Garten war mit einer hohen Mauer umgeben.

So war das Hospital am Ausgang des Mittelalters beschaffen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde der einstöckige Holzbau am Hospital durch Einlegen eines Bodens in einen zweistöckigen umgewandelt und mit neuen Fenstern und einem neuen Portal an der Westseite versehen. Das hohe Dach wurde beseitigt und die Seiten- sowie Längswände mit neuen Simssteinen belegt. Über dem Portal wurde ein Wappen mit der Jahreszahl 1744 angebracht. Dasselbe befindet sich jetzt im Inneren der Ruine der Hospitalkapelle. —

Um das Jahr 1780 entstand in Marburg eine katholische Gemeinde, welche nach handschriftlichen Aufzeichnungen ihren ersten Gottesdienst im Rathaussaale abgehalten haben soll. Später hatte sie ihren Gottesdienst in der Hospitalkapelle, welche der Gemeinde von dem katholischen Landkomtur Reuthner von Weyl zum Mitgebrauch überwiesen worden war. Von dort siedelte sie am 2. Juni 1811 infolge eines Dekrets Jérôme Napoleons in den Chor der St. Elisabethkirche über. 1823 wurde auch der katholische Gottesdienst aus der Elisabethkirche in die Kugelherrenkirche verlegt.

Am 24. April 1809 hatte Kaiser Napoleon den deutschen Orden in den Rheinbundstaaten für aufgehoben erklärt. Alle Güter desselben wurden als Staatseigentum eingezogen und verkauft, mit Ausnahme der Kirchen und Schulhäuser.

Das Elisabethenhospital überwies die westfälische Regierung im Jahre 1811 der Universität als Klinikum, 1823 wurde es zu einem Landkrankenhaus für die Provinz Oberhessen erweitert und durch Aufbau eines Stockwerks vergrößert. Um die gleiche Zeit wurde der deutschen Herren Lustgarten der Universität zu einem botanischen Garten überwiesen. Ebenso erhielt die Universität das vorher beschriebene Langhaus und die beiden Flügelgebäude in Gebrauch. In ersterem wurde die Entbindungsanstalt, im westlichen Flügel das Laboratorium, im östlichen Flügel das zoologische Institut untergebracht. Vor 50 Jahren befand sich das Amtsgericht in den unteren Räumen des östlichen Flügels, dem sog. Kapitelhaus, und in denen des Landkomturs.

Die nicht der Universität überwiesenen Marburger Besitzungen des ehemaligen deutschen Ordens wurden im Jahre 1810 zum Verkauf ausgeschrieben, ebenso die zur Marburger Krondomäne gehörige Deutschordensmühle. Da sich aber keine Käufer fanden, wurden die Grundstücke einstweilen verpachtet, und zwar der zur Krondomäne gehörende Wirtschaftshof mit Landbesitz an den Ökonomen Oswald.

Um das bei Kassel gelegene Wilhelmsthal, das König Jérôme nach seiner Gemahlin Katharinenthal genannt hatte, zu vergrößern, tauschte der König mit einem anliegenden Nachbarn dessen Besitz gegen den deutschen Ordenshof in Marburg mit seinen Grundstücken, zu welchen der Görzhäuser Hof gehörte, ein. So wurde im Jahre 1812 der Ökonom Wilhelm Hoffmann jun. Besitzer des ehemaligen Ordensgutes. Da Kurfürst Wilhelm I. nach seiner Rückkehr die Handlungen der westfälischen Regierung nicht anerkennen wollte und sämtliche verkauften Güter zurückverlangte, ent-

*) Handschriftliche Aufzeichnungen.

standen langwierige Prozesse, und da schließlich der Bundesrat seine Einmischung verweigerte, blieben die meisten Klagen erfolglos. Bei Hoffmann lag aber ein Tausch vor, und so gestand ihm die Regierung das Gut auf Erbleihe zu. Die somit darauf ruhenden Lasten löste später der Vater des derzeitigen Besitzers ab, so daß das Gut freies Eigentum der Familie wurde.

Zum Schluß möge noch der Ausgrabungen Erwähnung gethan werden, welche im Jahre 1889 auf der Nordseite der St. Elisabethkirche an dem ehemaligen Standort der alten Deutschordens-Firmaneikapelle stattfanden. Man förderte eine größere Zahl geköpfter und zerbrochener Heiligenstatuen zu Tage. Dieser Fund widerlegte die bisherige Annahme, daß die Verwüstung und Bilderstürmerei des Landgrafen Moritz sich nur auf die Pfarrkirche St. Mariae erstreckt habe; während die St. Elisabethkirche als Deutschordenskirche mit Rücksicht auf den damaligen Hochmeister aus dem Kaiser- und Erzhause Habsburg verschont geblieben sei. Auch Nachrichten im Staatsarchiv zu Marburg haben diese Behauptungen als unrichtig erwiesen.

Landgraf Moritz empfand nämlich nachträglich große Unruhe in seinem Gewissen darüber, daß er „die Götzen" in der Elisabethkirche verschont hatte. Er ließ noch 13 Jahre nach dem Bildersturm in der Pfarrkirche durch das von ihm zur Durchführung seines „christlichen Verbesserungswerkes" eingesetzte Konsistorium am 15. Februar 1619 auch die Beseitigung der Bilder aus der Deutschordenskirche anordnen und dieselben in der nördlichen Firmaneikapelle einschließen, bei deren Abbruch im Jahre 1786 sie unter dem Schutt begraben wurden. Eine Randbemerkung zu einem im Auftrag des Hochmeisters 1723 vorgenommenen Visitationsprotokoll gab zu erwähnten Ausgrabungen Anlaß. Das auf der Südseite der Kirche noch befindliche Kruzifix verdankt dem Umstande seine Erhaltung, daß dieser Raum für die Stationen zu Landgraf Moritz' Zeit mit einer hohen, der Kirche angebauten Mauer umgeben und nur den Deutschordensherren zugänglich war. —

Die Gründung des deutschen Hauses in Marburg ist, wie wir gesehen haben, nicht nur in äußerer Hinsicht für die Stadt von Vorteil geworden, indem sie derselben außer einer größeren Zahl stattlicher Gebäude vor allem eines der schönsten Denkmäler gotischer Baukunst, die St. Elisabethkirche, schenkte, sondern sie hat auch durch ihre weit über die Grenzen Deutschlands hinausgehende Bedeutung für die weitere Entwicklung Marburgs segensreich gewirkt. Und sollte dereinst nach Jahren auch keine Spur mehr an die einst so erhabenen Bauten des deutschen Hauses gemahnen, das herrliche Münster wird auf Jahrhunderte unverändert fortbestehen, ein beredter Zeuge aus großer Zeit.

Unterm Hollunderbaum.

Historische Erzählung aus Oberhessen von O. Gros.

(Schluß.)

Die Verhandlungen zwischen Hanau und Stolberg waren endlich soweit gediehen, daß durch den gräflich stolbergischen Rentmeister die Bürgschaftssumme am 15. August in der Frühe an die Hanauer Herrschaft bezahlt werden konnte. Eine Stunde später war Pfarrer Laukhardt frei.

Der stolbergische Rentmeister aber hatte an alles gedacht; ein vollständiger neuer Anzug lag für Laukhardt bereit, damit er nicht in seiner zerrissenen Kleidung den Heimweg anzutreten brauchte.

Wer kann die Stimmung beschreiben, in der Laukhardt aus den Thoren Hanaus eilte! Hoffnung, Freude, Jubel, Wiedersehen mit Frau und Kindern, Wiedersehen mit den treuen Freunden und der lieben Gemeinde Hirzenhain, — es sang und klang in seinem Herzen. Die Sommerhitze kümmerte ihn nicht; die Liebe zu den Seinen und das Bewußtsein der langersehnten Freiheit beflügelten seine Schritte, und es dämmerte kaum der Abend, da trat er in die Thür seines Pfarrhauses ein.

Die alte Magd konnte es gar nicht fassen, daß ihr lieber, lieber Herr endlich wieder da war; seinen überstürzten Fragen: „Wo ist mein Weib? Wie geht's meinen Kindern?" setzte sie die ausweichende Antwort entgegen: „Die drei großen schlafen in der Kammer."

„Und mein Weib? und das Jüngste, das Jüngste?" fragte er ungeduldig weiter, denn in der Gefangenschaft hatte ihn die Kunde von der Geburt seines Kindleins gar nicht erreicht.

„Auch sie schlafen", sagte die Magd bedeutungsvoll.

„Sie sind tot?" schrie der gequälte Mann auf, „tot?"

Die Magd nickte unter Thränen.

„Großer Gott, das ist mehr als genug, das ist zu viel! Fast ein Jahr lang unschuldig im Gefängnis in Schmach und Schande, und nun auch Frau und Kind noch tot!"

Er sank auf einen Stuhl und barg das Gesicht in den Händen. Die Magd schwieg. — Endlich

hob der Pfarrer seine Augen wieder auf und gebot: „Erzähle mir alles!"

Und die alte treue Magd erzählte alles, was sich seit der Geburt des Kindleins ereignet hatte; sie erzählte, wie die beiden Marktweiber der armen Frau die Angst ins Herz gejagt hätten, sie selbst werde gefangen gesetzt und die Kinder ihr entrissen werden, und daß von dieser Stunde an ihre Herrin in Trübsinn und Schwermut verfallen sei.

Das eine der beiden Marktweiber, die „Rine", hatte nach der Pfarrfrau Tod, von ihrem Gewissen gepeinigt, es laut und offen ausgesprochen, daß sie vom Amtmann Radefeld in Selters für Geld vermocht worden seien, der armen Frau diesen Schrecken einzujagen, und sie hatte, als sie den üblen Ausgang des „Spasses", wie Sanne das Ganze genannt hatte, erfahren, den Amtmann laut verwünscht und verflucht.

Der arme Pfarrer unterbrach die Erzählung mit dem schmerzlichen Ausruf: „O Radefeld, den ich geliebt habe wie einen Freund und Bruder, wieviel Böses hast Du mir gethan; Gott verzeih' Dir, ich kann es nicht."

Die Magd berichtete weiter.

Das traurige Ende und das ehrlose Begräbnis seiner Frau erschütterten das Gemüt des Pfarrers auf das tiefste; ebenso der Tod seines Kindleins, das geboren und gestorben war, ohne daß sein Vater es auch nur gesehen hatte. — — —

Es gehörte ein im Glauben an Gott und Gottes Vorsehung gekräftigtes Herz, wie Laukhardt eins hatte, dazu, um nicht zu verzweifeln in all dem Elende; aber die Freude seiner treuen Gemeinde, die Liebe und der Trost seiner drei Freunde trugen auch noch dazu bei, daß sein Herz Frieden fand. —

War die arme Pfarrfrau auch durch die Tücke Radefelds in den Tod getrieben und durch die Hinterlist der Roßlaer ehrlos zu Grabe gebracht — ein Gedächtnis sollte ihr doch gestiftet werden.

Deshalb kam am ersten Sonntag nach Laukhardts Rückkehr aus der Gefangenschaft Pfarrer Leidenfrost nach Hirzenhain, um für die Tote eine Gedächtnispredigt zu halten. Er hatte den Text gewählt: Psalm 69 Vers 21. „Die Schmach bricht mir das Herz und bedrücket mich; ich warte, ob es jemand jammerte, aber da ist niemand, und ich warte auf einen Tröster, aber ich finde keinen." Das war ein Text, der tief in aller Seelen hineinschnitt und den ganzen Schmerz des vereinsamten Pfarrers aussprach, aber Leidenfrost hielt auch eine gewaltige Predigt über diesen Text, die sich tief einprägte in Herz und Gemüt aller Zuhörer. —

Was soll ich von Pfarrer Laukhardt noch weiter berichten? Er war ein stiller Mann geworden, und die Arbeit in seiner Gemeinde, sowie die Erziehung seiner drei Kinder nahm ihn ganz in Anspruch. Lachen hat ihn niemand mehr gesehen, wohl aber sah man ihn fast täglich morgens und abends knieend und weinend auf der Stätte beten, wo unter dem Hollunderbaum sein Liebstes schlummerte.

Fünf Jahre noch hat Pfarrer Laukhardt gelebt, aber gebrochenen Herzens; auf Michaelis 1734 fand ihn der Glöckner, als er zum Abendläuten ging, sanft entschlummert unter dem großen Hollunderbaum hinter der Kirche; sein Leib wurde in der Gruft neben seiner ersten Frau beigesetzt. Leidenfrost, der treue Freund, der inzwischen zum geistlichen Inspektor ernannt worden war, hielt ihm die Grabrede über das Textwort: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche der Herr verheißen hat denen, die ihn lieb haben."

* * *

Die Stürme der Zeit sind noch vielfach über Hirzenhain dahingebraust. Der Wanderer, der den Vogelsberg besucht und durch Hirzenhain kommt, findet das Pfarrhaus noch vor; aber dies Haus, das früher Förster-, dann Pfarrhaus war, wurde 1848 Armenhaus und ist seit 1866 umgebaut als Gasthaus.

Ein ähnliches wechselvolles Schicksal wie dieses Haus hat die Kirche erlebt; als Klosterkirche erbaut, war sie nacheinander Lateinschule und Eisenmagazin und ist jetzt wieder eine evangelische Kirche.

Der Hollunderbaum hinter der Kirche steht noch, wenn er auch leider im Stamm abstirbt, und wird in pietätvoller Weise zu erhalten gesucht.

Auch der Grabstein von Laukhardts erster Frau ist noch zur oberen Hälfte vorhanden; die Engelsköpfe, das Auge Gottes, das Lamm mit der Fahne sind noch deutlich zu erkennen, während die Inschrift völlig zerstört ist.

Und Haus und Kirche, Baum und Stein sind Denkmale längst vergangener Zeit, wo gute Menschen mit warmen Herzen hier lebten, liebten und litten.

Vom Kasseler Hoftheater.

V.

Nach dem Einzuge der Theaterferien, die den Künstlern ihre wohlverdiente Ruhe bringen, sei es mir vergönnt, auf die letzten Monate der Spielzeit einen Rückblick zu werfen. Mit der kommenden Saison tritt ein ungewöhnlich großer Wechsel in unserm Ensemble ein, und infolgedessen waren die letzten Monate der abgelaufenen zum großen Teile Gastspielen gewidmet. Ich habe ausgerechnet, daß in ungefähr 25 Prozent aller Aufführungen Gäste,

zuweilen sogar 2—3, aufgetreten sind. Daß hierdurch natürlich die Aufführung, was Zusammenspiel und künstlerische Abrundung anlangt, nicht gewinnt, ist ja ganz klar, doch sind die Gastspiele nicht zu vermeiden. Immerhin könnte durch vorsichtigere Auswahl bei dem einem Gastspiele ja vorausgehenden Probesprechen dem Publikum manches Unerfreuliche erspart werden. So haben wir z. B. einen Ferdinand in „Kabale und Liebe“ sehen müssen, der für ein besseres Theater geradezu unwürdig war, und auch eine Vertreterin der Heldenmütter, die als Künstlerin kaum sehr ernst genommen werden kann, brachte es zu dreimaligem Auftreten.

In der Oper scheint diese vorherige Sichtung der angebotenen Kräfte ernsthafter betrieben zu werden.

Von Neuheiten brachte uns der Schluß der Spielzeit vor allem die überall so erfolgreiche Oper „Der polnische Jude“ von Carl Weis. Der düstere Text ist nach einer Erckmann-Chatrianschen Novelle verfaßt, die Musik trägt slawischen Charakter, zeichnet sich durch Weichheit des Ausdruckes und selbständige Prägung aus. Die Aufführung war mustergültig, namentlich spielte und sang Herr Wuzél seine schwierige und nicht immer dankbare Rolle mit Meisterschaft. Weiterhin machten sich Frau Porst und Herr Batz verdient. Neu einstudiert wurde Bellinis „Norma“ und bewährte ihren alten Zauber. Frau Morny, welche die Titelrolle, wie man hörte, zum ersten Male sang, fügte damit ihrem Repertoir eine vortreffliche Leistung hinzu. Herrn Weltlingers Mittel sind fast zu gewaltig für die Bellinische Musik. Die letzte Woche vor den Ferien brachte noch die Neueinstudierung von Halévys „Blitz“, der Oper, die trotz der denkbar einfachsten Mittel immerhin ziemlich erfolgreich früher gewesen ist. Trotzdem die sämtlichen vier Mitwirkenden, die Damen von Knorr und Porst sowie die Herren Kietzmann und Batz ihr bestes gaben, war die Aufnahme ziemlich kühl. Auch Wagners gewaltige „Götterdämmerung“ brachte in den letzten Wochen noch mehr Abwechslung in den Spielplan.

Auf dem Gebiete des Schauspiels war das am meisten Aufmerksamkeit erregende Ereignis die Erstaufführung des fünfaktigen Schauspiels unserer heimischen Dichterin Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg: „Die Kaiserin“. Der Lokalpatriotismus bereitete dem besser gewollten als gekonnten Stücke bei den ersten Aufführungen einen beachtenswerten Erfolg, der jedoch mit dem Reiz der Neuheit schnell nachließ, und so werden wohl die vier Aufführungen, die es hier in Kassel erlebt hat, die einzigen bleiben. Die Hauptrolle des Stückes, die Zirkustänzerin und spätere Kaiserin Theodora, stattete Frau Kothe-Haacke mit allem Raffinement ihrer Schauspielkunst aus und hatte damit entschieden den größten und berechtigtsten Erfolg des Abends zu verzeichnen, die sämtlichen andern Rollen sind nur episodenhaft. Außer diesem Drama gingen noch drei Einakter ohne große litterarische oder dramatische Bedeutung zum ersten Male in Szene: eine höchst qualvolle und unbefriedigende Episode aus dem Leben eines verschuldeten Gutsbesitzers, „Ums tägliche Brot“ von Ellinor Brossa, ein harmloses Intrigenstücklein aus dem alten Sparta: „Lysanders Mädchen“ von Widmann, und ein noch harmloseres Künstlerspiel in der Manier Hans Sachs': „Die Meisterschüssel“ von W. Henzen, das allerdings in tadellosen kurzen Reimpaaren oder Knittelversen geschrieben ist. Zur besonderen schauspielerischen Charakterisierung gab nur das erste Stück Gelegenheit und zwar den Herren Le Seur und Hellbach und den Damen Kothe-Haacke und Grawz.

Neu einstudiert wurde noch der Mosersche „Veilchenfresser“, der trotz seines im Laufe der Jahre nicht genießbarer gewordenen letzten Aktes immer wieder einen Erfolg hat. Das Ehepaar Kothe spielte die Hauptrollen mit gleicher Sicherheit und Eleganz wie vor Jahren. Das zweite Liebespaar wurde von Gästen gespielt, die Valeska lag in den Händen von Frl. Hannewald, einer frischen jugendlichen Naiven, die aus der Schule des hier noch in gutem Andenken stehenden Herrn Oppmar, jetzigen Direktors in Hanau, hervorgegangen ist und für unser Theater verpflichtet wurde.

Der zweite Ostertag brachte wie gewöhnlich den „Faust“, diesmal in einer vortrefflichen Aufführung, die nur durch allzu weitgehende Streichungen beeinträchtigt wurde. Herr Le Seur als Faust zeigte uns, daß wir in ihm einen tüchtigen Künstler verlieren.

Im übrigen brachte es der zweite Teil von „Über unsere Kraft“ noch zu einer ganzen Reihe von Aufführungen und eine Anzahl von klassischen Dramen kam infolge von Gastspielen mehrfach zu Ehren, so „Don Carlos“, „Romeo und Julia“, „Die Braut von Messina“ ꝛc.

Besonders festlich gestaltete sich das erste Auftreten des Herrn Bartram nach seiner überstandenen Krankheit. Im „Waffenschmied“ zeigte er, daß seine Stimme die alte Frische wieder gewonnen hat, und das Publikum empfing den beliebten Künstler mit Wärme und Herzlichkeit.

Die letzte Woche war von den Abschiedsvorstellungen eingenommen. Frau von Knorr und Frl. Dennery verabschiedeten sich in „Mignon“ und die Aufführung von Benedix' „Zärtlichen Verwandten“ wurde zum Massenabschied, indem darin sieben Mitglieder des Schauspiels zum letzten Male auftraten.

Eine angenehme Abwechslung brachten in der letzten Zeit einige Tanzarrangements von Frl. Lindau, die von dem Balletkorps in graziöser Weise ausgeführt wurden und die namentlich dazu dienten, bei nicht ganz abendfüllenden Stücken die Vorstellung etwas zu verlängern. B. F. C.

Aus Heimat und Fremde.

Herzogin von Anhalt-Bernburg †. Am 10. Juli starb 91 Jahre alt in Alexisbad die Herzogin-Witwe Friederike von Anhalt-Bernburg, Tochter des Herzogs Wilhelm von Schleswig-Holstein-Glücksburg und der Prinzessin Louise Karoline von Hessen, deren Vater, Landgraf Karl, ein Bruder des Kurfürsten Wilhelm I. war. Die Vermählung der Verewigten mit dem Herzog Alexander Karl von Anhalt-Bernburg hatte am 30. Oktober 1834 zu Gottorp stattgefunden. Die Mutter des Herzogs, Marie Friederike, war ebenfalls eine hessische Prinzessin, und zwar die Tochter des Kurfürsten Wilhelm I. 1855 war die Herzogin wegen unheilbarer Krankheit ihres Gatten zur Mitregentin ernannt worden. Mit dem im Jahre 1863 erfolgten Tode des Herzogs Alexander Karl erlosch die Bernburger Linie und das Land fiel an Anhalt-Dessau zurück.

Die Dahingeschiedene war die älteste der deutschen Fürstinnen.

Universitätsnachrichten. Dem großherzoglich hessischen Staatsminister Rothe in Darmstadt ist von der juristischen Fakultät der Universität Gießen das Ehrendoktordiplom verliehen worden. — Der ordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. Edward Schröder siedelt am 1. Oktober d. J. an die Universität Göttingen über. — Der Archivar Dr. Emil Theuner in Marburg ist an das Staatsarchiv in Münster versetzt worden.

Todesfall. Am 8. Juli starb nach kurzem Leiden der außerordentliche Professor der Theologie Lic. Dr. Richard Kraetzschmar in Marburg. Professor Kraetzschmar stammte aus Leipzig, war geboren 1867, promovierte 1890, habilitierte sich an der Marburger Universität 1894 für alttestamentliche Wissenschaft und war 1901 zum außerordentlichen Professor in der theologischen Falkultät ernannt worden. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen ein Studie über Ezechiel, eine unpunktierte Ausgabe des masorethischen Jesajatextes, ein größeres Werk über die Bundesvorstellung im Alten Testament und die dem Nowackschen Handkommentar angehörige Übersetzung und Erklärung des Buches Ezechiel sowie ein für den Gebrauch der Studenten bestimmtes hebräisches Vokabular.

Hessenblut. Das in der vorliegenden Nummer auf Seite 185 befindliche Gedicht schildert einen Vorgang, der sich am 26. März 1761 am Walde bei Zennern abspielte. Das hessische Grenadierbataillon von Schlotheim, 300 Mann stark, empfing einen Teil der aus 30 Eskadrons bestehenden französischen Kavallerie, indem es ein Viereck bildete, regungslos mit angeschlagenem Gewehre und ohne einen Schuß zu thun. v. Schlotheim benutzte das infolge dieser Haltung entstandene Zaudern des Feindes und zog in voller Ordnung in den Wald. Marschall Broglio, von dem Vorfall unterrichtet, überzeugte sich von der Haltung der mutigen Schar und befahl die Einstellung weiterer Angriffe mit den Worten: „Ehren und schonen wir die Braven". Auch schickte er einen Trompeter an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, um diesem zu solchen tapferen Männern Glück zu wünschen. (Vergl. „Hessische Ehrentafel" von Josef Schwank, „Hessenland" 1888, S. 72.)

Personalien.

Verliehen: dem Regierungs- und Forstrat Mühlhausen in Kassel der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Forstmeister Hassel in Mottgers aus Anlaß seiner Pensionierung der Königliche Kronenorden 2. Klasse; dem Bürgermeister Fenge in Felsberg der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Bibliothekar an der Königl. Universitätsbibliothek zu Göttingen Dr. W. Falckenheiner (früher in Marburg) der Titel Oberbibliothekar.

Ernannt: Amtsrichter Klingenber in Nürnberg zum Landgerichtsrat in Ansbach; Forstassessor Glück zu Dillenburg zum Oberförster unter Übertragung der Oberförsterstelle zu Fritzlar vom 1. August d. J. ab; die Rechtskandidaten Fenner, Bachmann und Bürmann zu Referendaren; Pfarramtskandidat Wilhelm Sostmann zu Hilden zum einstweiligen Rektor an der Stadtschule zu Felsberg; Mittelschullehrer Niese zu Wernigerode zum Rektor an der Stadtschule zu Allendorf a. W.; Rektor und Hilfsprediger Staberock zu Fürstenfelde zum einstweiligen Rektor an der Stadtschule zu Hess. Oldendorf.

Übertragen: dem Postsekretär Bohne in Kassel eine Oberpostsekretärstelle.

Versetzt: die Postinspektoren Buscherbruck von Kassel nach Elberfeld und Haußke von Königsberg nach Kassel; Oberförster Hoogklimmer von Langeloh nach Altenlotheim; Oberlandmesser Baldus II von Wolfhagen nach Melsungen.

Bestätigt: Lehramtskandidat Just zu Jena als wissenschaftl. Hilfslehrer an der höheren Bürgerschule zu Rotenburg.

Bestellt: Pfarrer extr. Freund in Wanfried zum Hilfspfarrer in Lischeid.

Geboren: ein Sohn: Fabrikant Otto Fromm und Frau Klara, geb. Hartmann (Schwartau, 6. Juli); prakt. Arzt Dr. Kleyensteuber und Frau Emmy, geb. Haverbeck (Kassel, 13. Juli); eine Tochter: Architekt Karst und Frau (Kassel, 13. Juli).

Gestorben: Königl. Oberförster a. D. Konrad Cornelius, 88 Jahre alt (Sooden a. d. Werra, 28. Juni); Lehrer a. D. Hempfing, 76 Jahre alt (Eschwege, Juni); Bildhauer Jean Echtermeyer, 51 Jahre alt (Kassel, 30. Juni); Frau Mathilde Wiegand, geb. Fischer, Witwe des Königl. Vermessungsrevisors, 64 Jahre alt (Kassel, 1. Juli); Charlotte Freifrau von Feilitzsch, geb. von Eschwege, 80 Jahre alt (Kassel, 2. Juli); Weinhändler und Gutsbesitzer Heinrich Hupfeld (Weidenhausen, 2. Juli); Fräulein Minna Barner, 66 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 3. Juli); Frau Emilie Soest, geb. Wicke, 88 Jahre alt (Kassel, 4. Juli); Königl. Regierungskanzleisekretär a. D. Konrad Hellwig, 76 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); außerordentlicher Professor der Theologie Lic. Dr. Richard Kraetzschmar, 34 Jahre alt (Marburg, 8. Juli).

Briefkasten.

P. W. in Leipzig. Mit Dank angenommen. Besten Gruß.

C. H. in Halle. Leider war bei Schluß der Redaktion, trotz Verschiebung desselben, Ihre Antwort noch nicht eingetroffen.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. August 1902.

Feierabend im Walde.

Es ruht der Wald, von Sonnengluten trunken . . .
Andächtig ist das Schweigen hingesunken,
Ein stumm' Gebet zu thun . . . .

Der Blumen Predigt tönt nicht mehr am Hange:
Den Abendsegen flüstern, Wang' an Wange,
Die müden Priesterinnen nun . . . .

Wildtauben träumen hinter grünen Gittern.
Ein letzter Hauch heißt leis' die Wipfel zittern —
Dann schläft er ein. —

Der Glocken fromme Feierklänge hallen — — —
Die Rehe trinken . . . . . Brünnleins Wasser lallen:
„Komm', sanfte Nacht, . . . komm', alles wartet dein!"

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Kodizill.

Mir liegt ein Grab im Böhmerland,
Ich seh's wohl nimmer wieder;
Drin ruht, die mit mir war verbannt,
Die Seele meiner Lieder.
Des Grabes Rand schmückt Immergrün,
Beschattet von Cypressen,
Und weiße Rosen drauf erblüh'n:
Ich kann es nie vergessen.

Wenn nun auch mich der Tod einst faßt,
Hab' ich nur ein Verlangen:
Zu Häupten meines Grabes laßt
Auch mir Cypressen prangen,
Laßt weiße Rosen drauf erblüh'n,
So weiß wie Engelsflügel,
Und pflanzt blaublüh'ndes Immergrün
Als Ranken um den Hügel.

Wie gleiches Glück uns einst umspann
Und gleiches Leid geworden,
So sind wir gleich gebettet dann,
Sie südfern, ich — im Norden;
Und glänzt der Mond in milder Nacht
Auf unsre Gräber nieder,
Dann geht durch die Cypressen sacht
Ein Hauch noch meiner Lieder.

Wächtersbach. **Carl Preser.**

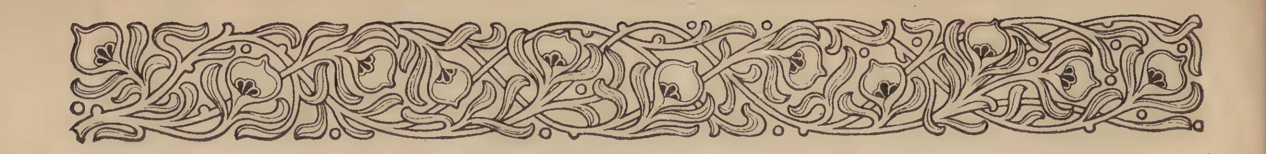
Frage.

Sommertag und Nebelschleier —
Sprich, wie deut' ich dies?
Ist's der glühend heiße Freier,
Den die Braut verstieß?

Ist's der übermüt'ge Knabe,
Dem der Mutter Tod
Bringt des Schmerzes bitt're Gabe,
Bleicht der Wange Rot?

Ist's das Leid, das ewiggroße,
Das die Welt umfängt,
Das sich aus dem Erdenschoße
Zu der Sonne drängt?

W. B.



Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von W. Bennecke.

In den Jahren der Bedrängnis unseres deutschen Vaterlandes durch den Eroberer Napoleon, der auch das Kurfürstentum Hessen von der Landkarte strich, verweilte Kurfürst Wilhelm I. bekanntlich in Prag, der Kurprinz mit seiner Familie aber an dem ihm nahe verwandten preußischen Königshof in Berlin. Dort geschah es nun, daß die Kurprinzessin Auguste, die Schwester des Königs Friedrich Wilhelm III., ihren kleinen Sohn mit dem Säbel Schills in den Händen malen ließ, wie dies die Gräfin Sophie Schwerin in ihren wenig bekannten Aufzeichnungen aus der Franzosenzeit in Berlin berichtet. Da Schill durch die Verteidigung Kolbergs zum Helden für die preußische Monarchie geworden war, so lag in diesem Bilde nicht allein eine Huldigung für den gefeierten Offizier seitens der Kurprinzessin, sondern auch ein Hinweis, in welchem Geiste sie ihren Sohn zu erziehen gedachte.*) In obiger Mitteilung tritt uns der am 20. August 1802 im Schloß Philippsruhe bei Hanau geborene hessische Prinz, dem es vorbehalten war, eine stolze Ahnenreihe zu schließen, zum ersten Male in geschichtlicher Beziehung entgegen. Der Anfang und das Ende seines Lebens wurde vom Exil beschattet.

Als infolge der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1813 ein Umschwung der politischen Verhältnisse eintrat, kehrte die hessische Fürstenfamilie in ihre Residenz zurück, welche sieben Jahre lang in den Händen der französischen Machthaber gewesen war. Das alte Schloß seiner Väter sah der Prinz nicht wieder, es war ein Raub der Flammen geworden. Der Kurfürst bezog das Bellevueschloß, die Kurprinzessin mit ihren Kindern nahm vorläufig in dem Gebäude an der Ecke des Königsplatzes Wohnung, in welchem später das Staatsministerium seinen Sitz hatte, jetzt das Standesamt sich befindet, der Kurprinz aber bezog das frühere Ständehaus, spätere kleine Palais am Friedrichsplatz.

*) Ein weiteres Bild des Prinzen im Knabenalter malte die Kurprinzessin selbst. Es stellt ihn umgeben von Vertretern des Bürger- und Bauernstandes dar. Dies Gemälde schenkte die Fürstin der Stadt Kassel. Es wird dort noch jetzt im Rathause aufbewahrt.

Bereits im Jahre 1815, also kaum dreizehnjährig, wurde Prinz Friedrich, so war sein Rufname, nach Leipzig geschickt, um dort seinen Studien obzuliegen. Als Begleiter waren ihm der Lyceumslehrer und Inspektor der Kasseler Bürgerschule Professor Dr. Suabedissen und der preußische Oberstleutnant Ludwig von Below*) beigegeben. Gouverneur von Below sowohl wie der wissenschaftliche Lehrer Suabedissen haben stets ihrem Zögling über sein Verhalten das beste Zeugnis gegeben. von Below rühmte ganz besonders die Gutherzigkeit des jungen Prinzen, hatte daneben allerdings auch immer zu erwähnen, wie schwer es ihm werde, seiner leicht reizbaren Heftigkeit Herr zu werden. Über einen kleinen Konflikt des Prinzen mit seinem Klavierlehrer Anacker in Leipzig ist früher im „Hessenland" (1900, S. 263) Mitteilung gemacht worden. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Brief des fürstlichen Studenten veröffentlicht, in welchem sich ein offenes Gemüt vorteilhaft ausspricht. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Leipzig kehrte der Prinz 1820 nach Kassel zurück.

Um den Militärdienst praktisch zu erlernen, wurde er als Premier-Kapitän in das Regiment Kurprinz eingestellt, dessen Musketier-Bataillone in Hanau, die beiden Grenadier-Kompagnien aber in Marburg in Garnison lagen. Hierbei lernte der Prinz den kleinen Dienst kennen, auf den er später ein so großes Gewicht legte.**)

*) von Below war schon in Berlin im Jahre 1810, als er noch Hauptmann war, auf Empfehlung des Staatsrats von Ancillon, damaligen Erziehers des preußischen Kronprinzen, zum Gouverneur des Prinzen Friedrich bestellt worden. Er hatte sich die Zuneigung seines prinzlichen Zöglings in so hohem Grade zu erwerben gewußt, daß derselbe, obwohl selbst noch ohne eigenes Einkommen, ihm und seinen etwaigen Hinterbliebenen eine jährliche Pension von 600 Thalern zusicherte, die Herrn von Below, der nachmals als Reorganisator der preußischen Kadettenanstalten bekannt geworden ist, auch bis zu seinem 1863 erfolgten Tode und darauf seiner Witwe ausgezahlt wurde.

**) 1823 wurde der Prinz Major im Regiment Leibgarde, 1825 Oberst und Chef des 1. Linien-Infanterie-Regiments Kurprinz. Als er 1831 zum Mitregenten ernannt wurde, war er Generalmajor. Den Armeen der größten beiden Bundesstaaten gehörte er als Oberst-Inhaber des k. k. österreich. Husaren-Regts. Nr. 8 und Chef des königl. preuß. 2. schles. Gren.-Regts. Nr. 11 an.

Am 27. Februar des Jahres 1821 starb der Kurfürst Wilhelm I., und Wilhelm II. trat die Regierung an, sofort bemüht, durch eine neue Organisation des Staatswesens den Zeiterfordernissen möglichst zu entsprechen. In der Blüte seiner Jahre stehend, vermählt mit der Schwester eines der mächtigsten Monarchen Deutschlands, versehen mit wohlgefüllten Schatzkammern, fehlte ihm nichts, um eine hervorragende Stelle unter den Bundesfürsten einzunehmen, sein Land zu einem der glücklichsten Staaten zu machen. Dies Glück aber sollte ihm nicht beschieden sein. Zwischen den Fürsten und seine Familie war schon längst die in Hessen bis auf den heutigen Tag noch allbekannte Gräfin Reichenbach getreten, die nun gar bald, einem bösen Dämon gleich, auch den Fürsten mit seinem Volke entzweien sollte. Die ehelichen Zerwürfnisse waren damals aber noch nicht so weit gediehen, daß nicht kurz nach dem Regierungsantritt Wilhelms II. sein königlicher Schwager, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, ihn in Wilhelmsbad, wo er sich mit seiner Familie befand, im Frühling 1821 besucht hätte. Die ganze Umgegend, besonders die feinere Hanauer Gesellschaft, füllte die Anlagen und erfreute sich an dem Anblick der hohen Herrschaften, die damit nicht geizten. Eine Augenzeugin hat dem Schreiber dieses noch erzählt, wie die kurfürstliche Familie mit dem König vor dem Schloß den Thee eingenommen habe und der damals 19jährige Kurprinz in schwarzem Frack und Escarpins aus dem Schloß kommend, sich über seinen Anzug sehr amüsiert und sich lachend betrachtet habe, ebenso belustigt hätten ihn auch seine Eltern empfangen. Wahrscheinlich würde die Veranlassung zur Heiterkeit seine damals noch sehr jugendlich-schmächtige Erscheinung in dem neuen Ballanzug gegeben haben, da der Prinz schon damals wohl am liebsten Uniform trug.

Diese Tage in Wilhelmsbad mögen die letzten gewesen sein, an denen man die fürstliche Familie in herzlicher Weise vereinigt sah, denn von Tag zu Tag wuchs der Einfluß der Gräfin Reichenbach auf ihren fürstlichen Freund sowohl, wie auf die Regierungsangelegenheiten. Die Ereignisse der damaligen Zeit sind einem spannenden Drama zu vergleichen, das sich in den höheren Kreisen vor den Augen des gesamten Volkes entwickelte, bis dies zuletzt selbst an der Handlung teilnahm und mit elementarer Gewalt den Schlußakt herbeiführte. Eine packende Szene dieses Dramas läßt das Volk in der Nacht des 31. Januar 1822 im Neuen Stadtbausaale zu Kassel auf einem der vom Hoftheaterinspektor, Ballet- und Fechtmeister Brämer veranstalteten Maskenbälle spielen. Die geheimnisvolle Geschichte von dem Giftmord des Hoflakaien Bechstädt ist übrigens in der letzten Zeit so ausführlich in auswärtigen Blättern und teilweise auch im „Hessenland“ behandelt worden, daß der Hinweis darauf genügen möge, zumal der Sachverhalt bis heute unaufgeklärt geblieben ist. Seit jenem mysteriösen Vorfall scheint aber das Mißtrauen in dem Gemüt des Prinzen Wurzel gefaßt zu haben. Nach Beendigung der Untersuchung, die wegen des Bechstädtschen Falles geführt worden war, reiste der Prinz im Juni 1822 in Begleitung des Obersten von Langenschwarz und des Kapitäns von Steuber nach der Schweiz, wo in Lausanne längerer Aufenthalt vorgesehen war, den der Kurprinz jedoch früher, als der Kurfürst es bestimmt hatte, abbrach, um nach Kassel zurückzukehren. Sodann folgte ein Besuch mit seiner Mutter und seinen Schwestern in Berlin und Potsdam bei der königlichen Familie, an den sich für den Prinzen die angenehmsten Erinnerungen knüpften. In Kassel hatte sich dagegen ein drohendes Wetter zusammengezogen, das bald darauf zum Ausbruch gelangte.

Einer der Lehrer und Vertrauten des Kurprinzen war der später berühmt gewordene Joseph Maria von Radowitz, damals noch kurhessischer Artilleriehauptmann, der den jungen Prinzen für seine staatlichen Ideale zu erziehen suchte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Kurfürst hiervon Kunde erhielt, sowie auch den Verdacht nährte, die jüngeren Offiziere in der Umgebung seines Sohnes trieben eine ihm feindliche Politik und unterstützten die sich im Lande bemerklich machende Agitation für Einberufung der Landstände, welche er nicht für notwendig erachtete. Die Folge war, daß der kurprinzliche Kreis jäh auseinandergerissen wurde, eine Maßnahme, die einen tiefen Eindruck hervorrief. Der Kurprinz wurde nach seiner Rückkehr von Berlin im Sommer 1823 in die Universitätsstadt Marburg geschickt, um daselbst seine Studien fortzusetzen, Radowitz nach Ziegenhain verwiesen, von wo er sich jedoch ohne Abschied in das Ausland begab, um später in die Dienste des Prinzen August von Preußen zu treten.*) In Marburg wohnte der Kurprinz

*) H. von Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ 5. Teil, S. 20 schreibt: „Dann wurde er (Radowitz) aus Hessen vertrieben, weil er für die mißhandelte Kurfürstin ritterlich eintrat“. Radowitz gehörte allerdings zu der Partei des Kurprinzen, die gegen die Reichenbach Front machte, aber von einem persönlichen Eintreten für die Kurfürstin weiß weder der zeitgenössische Wippermann (Kurhessen seit dem Befreiungskriege) noch Friedrich Müller (Kassel seit 70 Jahren) etwas zu berichten.

in dem sogenannten Fürstenhause in der Barfüßerstraße.

Kurz nachdem Wilhelm II. seinem Unwillen über die Verbindungen des Sohnes in dieser Weise Ausdruck verliehen hatte, folgte die großartig angelegte Intrigue der „Drohbriefe", die, wie so Manches in der hessischen Geschichte, immerdar verschleiert bleiben wird. Unter den vielen Personen, die mit diesen Briefen in Zusammenhang gebracht wurden, befand sich auch Radowitz; da er jedoch Hessen bereits verlassen hatte, konnte gegen ihn nichts ausgerichtet werden. Wie sehr der Kurprinz aber mit Radowitz noch liiert war, zeigte sich einige Jahre später, als er, mit seinem Vater wegen der Gräfin Reichenbach in heftigen Zwist geraten, Kassel plötzlich verließ (24. September 1826) und zu seinem Freunde nach Berlin eilte. Trotzdem Radowitz die Flucht des Prinzen tadelte, kehrte dieser doch nicht an den Hof seines Vaters zurück, sondern ging nach Bonn, wo seine Mutter sich damals aufhielt, um dort seine Studien zu vollenden.

In dieser rheinischen Stadt lernte er auf einem Ball des Generals Croussel die durch Schönheit und liebenswürdiges Wesen ausgezeichnete Frau eines preußischen Rittmeisters kennen, auf die ihn seine fürstliche Mutter selbst mit den Worten aufmerksam gemacht haben soll: „Sieh nur, Fritz, am schönsten ist doch die Lehmann". Frau Lehmann, die reizende Dame mit den mandelförmigen Augen und dem reichen, dunkelblonden Haar war die Tochter des Bonner Weinhändlers Falkenstein. Wegen ihrer außergewöhnlichen Schönheit von den Eltern verwöhnt, soll sie schon als junges Mädchen halb im Scherz geäußert haben, daß sie nur einem Freier, der mit vier Pferden um sie anhalte, ihre Hand geben werde. Ob der Bonner Ulanen-Rittmeister, von der Schönheit der jungen Dame geblendet, diesem Bedingnisse Folge gegeben, muß dahingestellt bleiben, einige Jahre später aber sollten die kühnen Hoffnungen, die Gertrude Falkenstein einst gehegt, sich verwirklichen. Der Kurprinz fühlte sich von ihr so stark gefesselt, daß er, da seine Neigung erwidert wurde, den Entschluß faßte, sich mit ihr zu vermählen und damit einen Schritt zu thun, der für sein ganzes Leben entscheidend sein sollte. Vergeblich bat seine Mutter, drohte sein Oheim, König Friedrich Wilhelm III., vergeblich beschwor ihn Radowitz, er ließ sich von der einmal gefaßten Neigung nicht abbringen. Dem Freunde schrieb er, diese Heirat sei sein unabänderlicher Wille, da er unter den an seinem väterlichen Hofe obwaltenden Verhältnissen sich doch um keine Prinzessin bewerben könne — ein Scheingrund, dessen Hinfälligkeit sich wohl bei der ersten Probe gezeigt haben würde.

Die mannigfachen der Vermählung sich entgegenstellenden Schwierigkeiten überwand der Kurprinz schließlich und wurde von dem evangelischen Pfarrer zu Ronshausen in Westfalen mit der erwählten Dame morganatisch getraut.*) Das junge Paar behielt seinen Wohnsitz an den Ufern des Rheins, und im goldenen Mainz war es, wo den Prinzen die Nachricht von der Pariser Julirevolution traf, kurz darauf aber auch die Kunde von einer tödlichen Erkrankung seines Vaters in Karlsbad. Dieser befand sich dort mit der Gräfin Reichenbach und ihrem Bruder, Heyer von Rosenfeld. Der Leibarzt Heräus war nach Hause geschickt worden. Die merkwürdigsten Gerüchte durchschwirrten die Luft. Man fürchtete, daß die dunkle Mörderhand, die einst den Sohn bedroht, sich nun gegen den Vater gerichtet habe. Der Prinz eilte von Mainz nach Karlsbad, drang bis zu dem Krankenlager des Kurfürsten, und es erfolgte eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn, die wohl zur baldigen Genesung des Leidenden das Ihrige beitrug.

Nach Kassel zurückgekehrt, versprach der Kurfürst, um der Not des Landes abzuhelfen, von der er versicherte bislang keine Kunde gehabt zu haben, die Einberufung der Landstände, der Kurprinz aber eilte nach Hanau, wo Tumulte wegen der Mautverhältnisse ausgebrochen waren und ein neuer Bauernkrieg in Aussicht stand. „Ich bin Bürger und Bürgerfreund", sagte er zu der erregten Menge, und versicherte, bei seinem Vater sich dafür verwendet zu haben, daß die Erhebung der Mautabgabe nicht weiter stattfinden solle, bis im Landtage darüber beraten worden sei.**) Der Prinz hielt sich nunmehr auch viel in der alten Bischofsstadt Fulda auf, wo seine Gemahlin als Freifrau von Schaumburg lebte, ohne daß bisher etwas Bestimmtes über die Heirat verlautet wäre. Die erste offizielle Mitteilung von derselben machte der Kurprinz den Offizieren des in Fulda in Garnison liegenden Füsilierbataillons des 3. Infanterie-Regiments an seinem Geburtstage

*) Den Zeitpunkt der Vermählung bezeichnet Jakob Hoffmeister in seinem historisch-genealogischen Handbuch über das hessische Regentenhaus (S. 93) als ein „politisches Geheimnis".

**) „Der Churprinz selbst, ein rüstiger, junger Mann, welcher in Bonn seine Studien vollendet und mit der schönen und liebenswürdigen Madame Lehmann ein dauerhaftes Verhältnis eingegangen, und in Hessen durch leutselig offenes Wesen große Popularität sich erworben hatte, reiste nach Hanau und beschwichtigte die Bürgerschaft", schreibt Münch in seiner „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit", die von 1832—37, sieben Bände stark, in Stuttgart erschien.

im Jahre 1831. Mittlerweile hatte Wilhelm II. die berühmte, von Sylvester Jordan entworfene Verfassung erteilt, und das Volk, das ihm heute darüber zugejubelt, hatte morgen die Gräfin Reichenbach mit Schimpf und Schande davongejagt. Der Kurfürst aber konnte es nicht lange ohne seine zweite Lebensgefährtin aushalten und folgte ihr bald nach in seine Schlösser am Main. Nachträglich erteilte er die Genehmigung zu der Heirat seines Sohnes. Ferner ernannte er denselben durch Gesetz vom 30. September 1831 zum Mitregenten. Dem Landtagsboten, Obergerichtsdirektor Wiederhold, der die erste Nachricht von dem zwischen den Ständen und dem Kurfürsten getroffenen Abkommen dem Prinzen überbrachte, fiel dieser in der Freude seines Herzens um den Hals, denn nun hatte er ja die Macht in Händen, nach der er sich schon längst gesehnt. Am 7. Oktober hielt er in Kassel unter großem Gepränge seinen Einzug, und zwei Tage später traf auch seine Gemahlin dort ein, die er zur Gräfin von Schaumburg erhoben hatte. Es war dies seine erste Regierungshandlung gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reformator Johann Sutel.

Von L. Armbrust.

(Schluß.)

Mit der Übersiedelung nach Göttingen hatte sich Sutel in keiner Beziehung weich und warm gebettet. Daß er mit Morlin sehr bald in Unfrieden geraten würde, ließ sich voraussehen *). Höchst schwierige Zeitumstände kamen hinzu. Es war das Jahr, in welchem die Stadt vom Kaiser und von ihrem jungen Herzoge Erich II. gutes Wetter um Tausende erkaufen mußte. Es war die Zeit des Augsburger Interims, das den Protestanten nur den Kelch beim Abendmahle und die Priesterehe zugestand, im übrigen aber die katholische Lehre und Kirchenordnung wieder einzuführen suchte.

Unter solchen Umständen legte der Rat der Stadt Göttingen großes Gewicht darauf, daß die Prediger des Kaisers Person nicht von der Kanzel herab schmähten. Morlin, obwohl leidenschaftlicher Gegner des Interims, verhieß mit seinen Amtsgenossen sich im Dienste so zu verhalten, daß der Stadt kein Schaden daraus entstände. Privatim zog der Superintendent dann aber um so ärger gegen Karl V. und gegen Erich II., der der Lutherschen Lehre wieder abtrünnig geworden war, los. Seine Feinde beuteten die Unvorsichtigkeit aus und gaben ihn beim Herzoge an. Erich erzwang nun Morlins sofortige Absetzung (am 18. Januar 1550). Aber damit war die Angelegenheit nicht erledigt. Andere mannhafte Geistliche, Morlins Diakon Franz Marzhausen und der Pastor von der Marienkirche Simon Kleinschmidt sowie der Rektor und der Konrektor der Schule*), sprachen offen ihre Übereinstimmung mit dem vertriebenen Superintendenten aus und wiegelten das Volk zum Widerstande auf. Sie verloren ebenfalls ihre Stellen. Das ging nicht ohne starken Unfrieden ab. Neben dem Interim wurde immer wieder die Berufung und Absetzung von Geistlichen durch die weltliche Obrigkeit getadelt. Der Kampf richtete sich nicht am wenigsten gegen den Rat der Stadt, den man Verräter schalt, und gegen Sutel, dessen Name in Sudler verkehrt wurde.

Der letztere hatte ja auch das Augsburger Interim ohne viele Bedenken angenommen; unterschied es sich doch in manchen Punkten nicht erheblich von den Gedanken, die er in der Schweinfurter Kirchenordnung verfochten hatte. Er suchte vor allen Dingen das Wesen der Kirchenreformation zu retten und gab darum in Äußerlichkeiten nach.

Acht Tage nach Morlins unfreiwilligem Abzuge stellten Rat und Gildenmeister eine neue Kirchenordnung auf, durch welche die Messe dem Namen nach wieder eingeführt wurde. Insofern konnte man von dem Göttinger kleinen Interim reden. Sutel bekämpfte freilich diesen letzteren Ausdruck mit Entschiedenheit. Er suchte der Sache die beste Seite abzugewinnen und lobte in dem Gutachten, das der Rat von ihm verlangt hatte, die in der neuen Kirchenordnung bezeigte Fürsorge für die religiöse Erziehung der Jugend. Zugleich betonte er aber, daß der Kirchenvorstand („wir") die Predigtzeiten und auch die Zeremonien jeder Zeit ändern und bessern dürfe. Er sah den augenblicklichen Zustand also nur für vorübergehend an. Ohne Zweifel hat er durch seine kluge Politik

*) Lubecus, Bl. 272 b: „Anno 1549 finge die beiden Pfarhern und Prediger, M. Joan Sutel und D. Morlin, ahn unwillig zu werden. Der Striet war uber dem Strafampt, das er D. Morlinum wolt carpieren (= durchhecheln), das er alzu harde straffte."

*) Simon Stier und M. Bartoldus Spreckhonig. Lubecus, Bl. 274 a.

die Göttinger Kirche vor ernsten Gefahren und Erschütterungen bewahrt.

Schwieriger war es, den inneren Frieden wieder herzustellen. Zu tief wurzelten Zwist und Haß unter den Predigern und Gemeindemitgliedern der Stadt. Sutel stellte eine Anzahl Artikel auf, um die Spaltung zu beseitigen. Er erklärte es darin für nötig, wieder einen Superintendenten einzusetzen, und wies die Berufung der Prediger der Obrigkeit zu, die sich aber mit der Gemeinde und den übrigen Geistlichen ins Einvernehmen setzen müsse. Diese Artikel fanden lebhaften Widerspruch. Der Rat griff in den Zwist ein. Melanchthon und die Universitäten Wittenberg und Leipzig wurden angerufen und gaben im großen und ganzen Sutel und seinen Freunden im Rate Recht.

Trotzdem kamen immer neue Streitigkeiten vor. Ein Angriff, den der Magister Sutel erfuhr, ist geradezu ehrenvoll für ihn; denn dadurch wird erwiesen, wie Johann nicht in der Enge seiner Zeit befangen war. Ein Mann aus der Albanigemeinde beging im Wahnsinne Selbstmord. Gleichwohl ließ Sutel ihm ein christliches Begräbnis zu teil werden.*) Ein anderer Prediger griff deshalb Sutel von der Kanzel herab an. Der letztere beklagte sich in einem Briefe an den Bürgermeister darüber mit heftigen Worten und stellte eine öffentliche Entgegnung in Aussicht.

Dieser Streitfall verleidete dem Magister Johann nach so vielen bösen Erfahrungen den Aufenthalt in Göttingen endgültig. Sein Ansehen war ohne dies dahin, er predigte nur noch vor leeren Bänken. In entscheidender Weise drängten zudem seine mißlichen Vermögensverhältnisse auf eine Veränderung. Wenn er auch gegen Ende des Jahres 1550 wieder zum Superintendenten aufgerückt war, so kam er doch nicht mehr aus dem Minus heraus. Eine Abfindung von 30 Gulden hatte er Veit Pflugmacher ohne Gegenleistung geben müssen; die Pächter des Pfarrlandes schädigten ihn durch ihre Trägheit und Fahrlässigkeit; Gebäude und Gartenzäune sah er sich genötigt auf eigene Kosten imstande zu halten. So mußte er das Vermögen seiner Töchter erster Ehe angreifen, um nur einigermaßen über Wasser zu bleiben. Schließlich machte ihm Herzog Erich II. den ärgsten Querstrich. Dieser erklärte, Sutel besitze die Albanipfarre nicht von Rechts wegen und verlieh sie dem jüngeren Urbanus Rhegius. Der letztere wollte den Magister Johann nicht völlig verdrängen, allein er bedang sich für seinen Verzicht 20 Gulden jährlich aus. So erforderten schon die verminderten Einkünfte gebieterisch Sutels Abzug.

Er nahm 1555 einen Ruf nach Northeim an. Am 9. Oktober trat er dort das Pfarramt bei der Kirche des heil. Sixtus an. Sein Gehalt betrug 125 Mark (= 130 Gulden, jeden zu 20 Mariengroschen gerechnet). Wie sein Amtsnachfolger, der Chronist Lubecus, bezeugt, hat Johann Sutel in Northeim sich allgemeine Achtung und die Liebe seiner Gemeinde erworben. Von einem Zwiste mit Amtsgenossen in der Stadt ist nichts überliefert, wohl aber beabsichtigte er einmal, in die größeren Kämpfe der Theologen einzugreifen, und verfaßte zu diesem Zwecke eine Schrift. Wie in früheren Fällen sandte er sie an Melanchthon zur Beurteilung und Drucklegung. Diesmal ohne Erfolg. Denn Melanchthon hinderte, wie er ihm (am 8. Februar 1560) schrieb, die Herausgabe aller Werke, welche in den eigenen Reihen Zwiespalt anrichten und Haß entfachen könnten. So ist Sutels letzte Arbeit ungedruckt und ihrer Überschrift und ihrem Inhalte nach unbekannt geblieben.

Magister Johann war mittlerweile zum zweiten Male verwitwet. Es entzieht sich der Kenntnis, wann Eva Bartholomes gestorben ist. Seit der Hochzeit findet sie niemals wieder Erwähnung. Sutel gedachte nun anfangs Gertrud Schleiffer, eine ältliche Witwe aus Göttingen, als Haushälterin anzunehmen. Diese fürchtete aber böse Nachrede und zog ihre Zusage zurück. Da entschloß er sich, sie zu heiraten (im Februar 1561). Es lag ihm völlig fern, durch die Verbindung seinen bedrängten Vermögensumständen aufzuhelfen. Er sorgte wohl dafür, daß seine dritte Frau keine Einbuße an Hab und Gut erlitt, machte aber keinen Versuch, auch nur den Nießbrauch davon zu gewinnen. Er beteuerte, daß er „Gertruden das Brot um Gotteswillen gebe". So blieb er denn arm wie ein Kirchenmäuslein, und auch seine Kinder mußten sich kümmerlich durchs Leben schlagen. Sein Sohn Ludolf erhielt zum Studium ein fortlaufendes Stipendium und eine einmalige kleine Verehrung von der Stadt Northeim, und Justus empfing ein Geschenk des Göttinger Rates. Sie bezogen die Universität Erfurt. Justus hatte dort aber kaum so viel, daß er sich täglich satt essen konnte (6 oder 7 Pfg.!). Den dritten Sohn Philipp suchte Sutel beim Abte von Walkenried am Südharze unterzubringen, damit er einer besseren Bildung teilhaftig würde.*)

*) In den folgenden Jahrzehnten kamen (nach Lubecus) in Göttingen mehrfach Selbstmorde von Wahnsinnigen vor, aber nicht ein einziger dieser Unglücklichen erhielt ein feierliches Christenbegräbnis.

*) In der Melsunger Gegend müssen die Sutels sehr bald ausgestorben sein. Nur 1537 begegnet uns noch ein

Zwanzig Jahre lang hat Johann Sutel in Northeim gewirkt. Er starb Ende August 1575*) und wurde in der Kirche des heil. Sixtus vor dem Altare begraben.

Die Kirchen von Göttingen und Schweinfurt sind ihm zum größten Danke verpflichtet; Tüchtigkeit und Geschick bewies er ohne Zweifel überall. Er war mehr ein Mann ruhiger Vermittlung als heißen Kampfes. Nicht umsonst führte er auf seinem Siegel (unter dem Spruchbande mit seinem Namenszuge J. S.) die Friedenstaube, die mit ausgebreiteten Flügeln nach rechts schreitet. Aber Melanchthons Sanftmut und Milde fehlte ihm: Angreifer und hartnäckige Gegner fanden an ihm einen leidenschaftlichen Widersacher.

Alexander Sutellius aus Melsungen, der in Wittenberg studiert. — In der Randschrift auf einer Eppenberger Urkunde vom 13. März 1436 ist bemerkt, wieviel Lotze Sutell zum Zehnten in Enfferteshusen (Empfershausen n. Mls.) beitrug. Dieser Lotze kann ein naher Verwandter (vielleicht der Vater) des Priesters Konrad Sutel gewesen sein und um 1460 gelebt haben, da Empfershausen 1436 und 1441 noch Engebrachtishusen hieß, 1460 aber Enffertishusen.

*) Nach Lubecus, Bl. 318b, am 26. August „und folgents ehrlich begraben“. Das Begräbnis pflegte damals meist am folgenden Tage zu sein.

Das Spital der hl. Elisabeth
und die Anfänge des Deutschen Ritterordens in Marburg.

Von Dr. K. Heldmann.

Über die Ansiedelung der Deutschen Herren beim Hospital der hl. Elisabeth in Marburg herrschen, wie der Aufsatz von L. Müller in Nr. 12 des „Hessenland“ S. 158 f. beweist, noch immer auf veralteten Darstellungen*) beruhende falsche Ansichten. Daher bin ich als Verfasser einer 1894 erschienenen „Geschichte der Deutschordensballei Hessen“ **) wohl der Nächste dazu, um den Lesern des „Hessenland“ eine Darstellung der wirklichen historischen Vorgänge zu geben, wie sie allein sich aus den Urkunden erweisen lassen.

Leider muß ich sogleich mit einem Geständnis meiner Unwissenheit beginnen. „Wie so Manches“, so erzählt uns Herr L. Müller nämlich, verdankt auch das Deutsche Haus in Marburg der heiligen Elisabeth seinen Ursprung. Ist schon letzteres, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, nur mittelbar richtig, so gestehe ich, nicht zu wissen, was, wenigstens in unserem Hessenlande, außer dieser Ansiedelung und dem, was dazu gehört, noch alles auf die Landgräfin zurückzuführen sein soll. Anekdotenhafte Züge aus ihrem Leben und Sterben hat die Legende ja reichlich genug bewahrt und herausgebildet; aber mögen dieselben auch zum Teil irgendwie historisch fundiert sein — historische Bedeutung für die Zukunft hat nur eine That der fürstlichen Asketin gehabt: die Gründung des Franziskus-Hospitals am Fuße der Marburg, in der Nähe einer von Franziskanern bedienten Kapelle.***) Das war im Sommer 1228, unmittelbar nach ihrem freiwilligen Abzug aus Thüringen*); im Herbst desselben Jahres nahm sie das graue Kleid der Tertiarierinnen des Franziskanerordens. Nicht überhaupt „vor Ablauf des Jahres 1229“, sondern schon im April 1229 war das aus Holz und Lehm erbaute Spital vollendet; wir wissen das aus einem Ablaßbrief Papst Gregors IX. vom 19. April 1229 für eben dasselbe.**)

Hatte die Landgräfin anfänglich eine elende Hütte, nach der Überlieferung in Wehrda, vielleicht aber auch***) in Wetter bewohnt, wo sich ein Augustinerinnenkonvent befand, so bezog sie nun ihr Spital zu Marburg. Daß sie sich „daneben für sich“ eine besondere Wohnung habe erbauen lassen, wissen wir nicht und ist auch ganz unwahrscheinlich bei einer Büßerin, deren ferneres Leben der Kranken- und Armenpflege gewidmet sein sollte. Dort in ihrem Spital ist sie auch gestorben. Als ihren Todestag feiert die Kirche bekanntlich den 19. November. Diese allgemeine Annahme beruht auf der Kanonisationsbulle Gregors IX. Indes ist der Papst darin zweifellos einem Irrtum zum Opfer gefallen. Der authentische Bericht des Beichtvaters der Landgräfin, des Magisters Konrad von Marburg, über den Tod

*) Retters „Hessische Nachrichten“, II, die er zitiert, erschienen 1739, Justis Elisabeth die Heilige 1797, in neuer Auflage 1835!

**) In der Zeitschrift des Vereins für Hess. Geschichte und Landeskunde. N. F. Bd. 20, S. 1—191.

***) Schon auf oder bei der Wartburg soll sie ein Hospital gegründet haben. Davon hören wir aber weiter nichts mehr. Daß sie die Franziskaner nach Eisenach gezogen hat, ist möglich, aber nicht ganz sicher; s. H. Mielke, Zur Biographie der hl. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Dissert. Rostock 1888. S. 57 ff.

*) Daß Elisabeth durch ihren Schwager Landgraf Heinrich Raspe von der Wartburg vertrieben worden sei, gehört bekanntlich der Sage an.

**) Vgl. C. Wenck, Die hl. Elisabeth, in Sybels Histor. Zeitschr. N. F. 33 (1892), S. 238, N. 1.

***) Nach einer Vermutung des Herrn Dr. W. Bücking in Marburg (Geschichtl. Bilder aus Marburgs Vergangenheit 1901, S. 13).

Elisabeths setzt diesen einige Tage früher an, ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht an den Papst gelangt. In meiner Deutschordensgeschichte S. 14 N. 1 habe ich den Todestag auf den 17. November berechnet, und zwar dachte ich an die frühesten Morgenstunden. Ich nehme aber jetzt mit C. Wenck, dessen Darlegung darüber noch aussteht, an, daß Elisabeth bereits am 16. November (Sonntag) kurz vor Mitternacht entschlafen ist. Am 19. November wurde sie beigesetzt, also am 3., nicht „am 7. Tage nach ihrem Tode".

Elisabeth hatte ihr Hospital auf dem ihr bei Marburg zugewiesenen sehr bedeutenden Wittum begründet, an dem ihr jedoch nicht nur „keine Hoheitsrechte", sondern nicht einmal auch nur Eigentumsrechte zustanden, sondern lediglich Nutzungsrechte. Der Grund und Boden selbst war Allodialgut des landgräflichen Hauses, und so „betrachteten sich" Elisabeths Schwäger, die Landgrafenbrüder Heinrich Raspe und Konrad, nicht bloß als Erb- und Grundherren, sondern sie waren es wirklich. Zwar hatten sie schon 1231 das Patronatsrecht über die Marburger Kirchen dem Franziskushospital geschenkt; aber sich nun ihrer Besitzrechte über dieses und vollends über die gesamten Wittumsgüter ihrer Schwägerin zu begeben, waren sie durchaus nicht gemeint. Es ist gar kein Zweifel, daß sie dieselben nach Elisabeths Tod wieder an sich gezogen haben, obwohl es sicher nicht in ihrer Absicht lag, das Spital selbst in Frage zu stellen (s. meine Geschichte S. 19, N. 1). So vermochte denn, wahrscheinlich schon im Anfang des Jahres 1232, M. Konrad dem Spital eine neue Bestätigungsurkunde auszuwirken, kraft deren die Landgrafen dasselbe von neuem reichlich dotierten und für die Zukunft von allen ihnen daran zustehenden Eigentumsrechten befreiten; leider ist die Urkunde verloren, wir wissen aber, daß sie vorhanden war (s. meine Geschichte S. 15, N. 2).

Ganz etwas anderes war es, wer die „Aufsicht" über das Spital führen sollte. Daß die Landgrafen selbst sie „für sich in Anspruch" genommen hätten, dafür haben wir keinen Anhaltspunkt. Aber freilich konnte es ihnen nicht gleichgültig sein, wer diese ausüben würde. Bereits Elisabeth selbst soll nun ihre Stiftung dadurch vor dem (offenbar doch durch die Landgrafen) drohenden Untergang zu retten gesucht haben, daß „sie dieselbe dem Schutze des deutschen Ordens unterstellt und ihm als Eigentum überlassen" habe. Wiederholen wir, daß von einer Gefährdung des Spitals durch die Landgrafen schlechterdings nichts zu erweisen ist und daß Elisabeth von ihren Wittumsgütern überhaupt nichts „als Eigentum" zu „überlassen" hatte, so sind zwar Beziehungen der Landgräfin zum Deutschen Orden gewiß nicht ohne weiteres in Abrede zu stellen (vgl. meine Geschichte S. 16 mit N. 3): das Entscheidende aber ist, daß der Deutsche Orden überhaupt gar keine Ansprüche auf das Spital und Elisabeths Erbe erhoben hat. Wer mit solchen Ansprüchen alsbald nach Elisabeths Tod hervortrat, das war nicht „gleichfalls", sondern nur der Johanniterorden, der sich seit etlichen Jahren in dem wenige Stunden nördlich von Marburg gelegenen Wiesenfeld im Burgwald unter dem Schutz der Grafen von Battenberg angesiedelt hatte. Und seine Prozeßgegner waren denn auch nicht die Deutschen Herren, sondern die Spitalmeister (magistri hospitalis) Hermann und Albert. Der Prozeß ist auch nicht vor einer „Untersuchungskommission" geführt worden, sondern vor M. Konrad; die auf Bitten der Johanniter ernannten päpstlichen Delegaten haben, so viel wir wissen, weiter nichts gethan als Konrads Schiedsspruch vom 2. August 1232 bestätigt.

Die Abweisung der Hospitaliter war, wie ich S. 15 ff. dargelegt habe, ebensowohl durch sachliche Gründe wie durch Tendenzen der landgräflichen und kaiserlichen Politik bedingt, führte aber nun noch keineswegs zur Berufung oder Zulassung des Deutschen Ordens an die Spitze des Hospitals. Vielmehr behielt M. Konrad selbst die Oberaufsicht darüber in der Hand. Er hat über dem Grabe seines Beichtkindes jenes erste Elisabethkirchlein gebaut, dessen Fundamente man in neuerer Zeit im nördlichen Kreuzarm der Elisabethkirche aufgedeckt zu haben glaubt. Als er am 30. Juli 1233 bei Beltershausen erschlagen worden war, übernahm Bischof Konrad von Hildesheim den Schutz des Spitales, dessen unmittelbarer Rektor der Stadtpfarrer Hermann war, während die weltlichen Geschäfte der Stiftung durch einen „procurator" geführt wurden, der ebenfalls Hermann hieß, aber dem Laienstande angehörte. Diese Männer sind es, die noch im Herbst 1233 die erste große Besitzung für ihr Spital erwarben: die Höfe des Klosters Fulda in Roßdorf und Mardorf mit Hoch- und Niedergericht, Zehnten und Gülten, Feld und Mark. Aus ihren Händen erst übernahm der Deutsche Ritterorden die Stiftung Elisabeths.

Wenn wir Herrn L. Müller glauben sollten, so wären die Landgrafenbrüder, zum mindesten Konrad, dem Deutschen Orden ursprünglich, also etwa zwischen November 1231 und August 1232, feindlich und erst „später" wieder „friedlicher" gesinnt geworden. So liegt die Sache aber ganz und gar nicht. Bereits im Jahre 1225, als Landgraf Ludwig IV. der Heilige von Thüringen dem Deutschen Orden durch ein überaus wichtiges und weitgehendes Privileg (vergl. darüber meine Gesch., S. 11 ff.) gastliche Aufnahme in seinen Landen zusagte, sehen wir die

beiden Prinzen ihre Zustimmung dazu erteilen. Ihnen allein verdankt es der Orden, daß er auch im hessischen Teil der landgräflichen Besitzungen festen Fuß fassen konnte: am 1. November 1231 schenkten sie ihm ihr Allod in Möllrich. Das war kaum drei Wochen vor dem Tod ihrer Schwägerin. Aber auch für die nächsten Monate haben wir nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, daß nun mit einem Male eine Entfremdung zwischen Landgrafen und Deutschorden eingetreten wäre. Im Gegenteil: gerade die Abweisung der Johanniter ist aller Wahrscheinlichkeit nach mit bestimmt gewesen durch den Wunsch der Landgrafen, Elisabeths Stiftung wenn irgend einem Ritterorden, so den ihrem Hause befreundeten und dem Kaiser ergebenen Deutschen Herren offen zu halten. Jedenfalls haben die Landgrafen im Jahre 1234 vor dem Papst die Erklärung abgegeben, ihr Wunsch sei es schon längst gewesen, das Franziskusspital dem Deutschen Orden unterstellt zu sehen, und wir haben um so weniger Anlaß, dieser Versicherung zu mißtrauen, als chronistische Aufzeichnungen aus dem Deutschen Hause zu Marburg (ca. 1290) bereits im Jahre 1233 Deutschordensbrüder in Marburg wohnen lassen. So wendet sich denn auch Gregor IX. in seiner Überweisungsbulle vom 1. Juli 1234 an „den Meister und die Brüder des Hospitals St. Francisci in Marburg **und die anderen im Dienste des Herrn dorthin Abgeordneten**". Ich nehme keinen Anstand, unter letzteren nach Marburg abkommandierte Deutsche Herren zu sehen; aber mit der hl. Elisabeth steht das in keinem *unmittelbaren Zusammenhang*.

Also erst seit dem 1. Juli 1234 war der Deutsche Orden durch die Gunst der Landgrafen Heinrich und Konrad und kraft päpstlicher und kaiserlicher Urkunden Herr des Franziskushospitals und seiner Kapellen und Güter, und damit zugleich Patron der Kirchen in Marburg, aber bezeichnenderweise zunächst immer noch unter dem Schutze Konrads von Hildesheim. An die Stelle einzelner Personen war damit eines der damals mächtigsten geistlichen Institute getreten. In Marburg konnten die Deutschen Herren in doppelter Weise ihren Ordensgelübden nachkommen: der Pflicht zur Krankenpflege durch persönlichen Dienst im Franziskusspital, der Pflicht zum Kampf gegen die Ungläubigen vermittelst des Ertrages der Ordensgüter und der reichen Spenden, die am Grabe der hl. Elisabeth niedergelegt wurden.

Das Hauptverdienst an dem schnellen Aufschwung, den die neue Ordensniederlassung im Lahnthal nahm, kommt unstreitig dem Landgrafen Konrad zu, der am 13. Oktober und 6. November 1234 dem Orden ebensoviel allodialen Grundbesitz in Thüringen (Griefstedt u. s. w. an der Unstrut) und Hessen (Marburg, Mardorf, Werflo-Kirchhain) zuwandte, wie die Dotation des Hospitals vom Jahre 1232 betragen hatte, und dann am 18. November selbst den weißen Mantel mit schwarzem Kreuz nahm. Mit ihm sollen nach älterer Meinung zwei Freunde und 24 Ritter (Müller redet gar von „Edelleuten") dem Orden beigetreten sein. In Wahrheit sind es nur zwei Kleriker und neun Ritter gewesen; unter den zu letzteren gehörigen, namentlich genannten Hartmann von Heldrungen und Dietrich von Grüningen haben wir offenbar die beiden „Freunde" Konrads zu erkennen. Richtig aber ist es, daß dem Beispiel des Landgrafen nun auch zahlreiche andere edle Herren (Dynasten) im Reiche gefolgt sind.

Damit begann nun sogleich eine großartige Erwerbspolitik des Ordens, die ihm bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, abgesehen von den Zehnten und Gülten, einen Grundbesitz von etwa 20 000 Morgen zuführte, davon etwa 12 000 allein in hessischen Gebieten. Die Hauptmasse entfiel natürlich auf die nähere und weitere Umgebung Marburgs, in die Kreise Marburg und Kirchhain, sodann auf Fritzlar und Reichenbach mit ihren Umgebungen. Der ganze Besitz gruppierte sich um 12 Hauptpunkte, teils Kommenden, teils Kastnereien, Pfarreien und Vogteien, bildete also kein geschlossenes Territorium; dieser Umstand hat die Ausbildung einer Landesherrschaft des Deutschen Ordens in Hessen vornehmlich verhindert.

Erst nach dem Eintritt des Landgrafen Konrad mit seinem reichen Besitz, nicht dagegen schon 1233, ist die *neue Ordensniederlassung zur Kommende* (Komthurei) erhoben worden, wenn auch ein Komthur (Winrich) erst im Februar 1236 genannt wird.*) Ihre Erhebung zur Landkommende der Ballei Hessen vollends werden wir nicht vor 1250 ansetzen dürfen: damals wurden die Ordensgüter in der fernen Pfalz mit einer eigenen Kommende Ober-Flörsheim der Kommende Marburg unterstellt. Die Zahl der Laienbrüder betrug in dieser ersten Zeit 12—15. Die Zahl der Kleriker wurde gegen 1240 auf 13 festgesetzt: 7 Priester, je 2 Diakonen, Subdiakonen und Akolythen; an ihrer Spitze stand der Prior (als erster wird Ulrich am 1. Mai 1236 genannt), der seit 1246 das Vorrecht hatte, an hohen Festtagen bei der Messe am Elisabethaltar die bischöfliche Mitra tragen zu dürfen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß neben Komthur und Prior der Landgraf Konrad, ohne ein eigentliches Ordensamt zu bekleiden, die einflußreichste nicht nur, sondern auch die bedeutendste Person

*) Ein Verzeichnis der Komthure, Vögte, Pfleger und Prioren der Ballei bis 1360 gebe ich in meiner Geschichte S. 105—113.

des Konventes gewesen ist. Er war es, der persönlich bei der Kurie die Heiligsprechung Elisabeths schon im Jahre 1234 energisch betrieben hatte und nun als Ordensherr am Pfingstfest (27. Mai) 1235 erreichte; am 1. Juni wurde sie der Christenheit durch die Bulle „Gloriosus in maiestate" verkündigt. Er war es, der alsbald nach seiner zweiten Rückkehr aus Italien am 14. August 1235 in Gegenwart des Hochmeisters Hermann von Salza den Grundstein zur Kirche St. Elisabeth legte. Auf seine Rechnung kommt das großartigste Fest, das je auf oberhessischem Boden gefeiert worden ist: die Erhebung der Gebeine der hl. Elisabeth am 1. Mai 1236. Noch heute ruft in der Mittagsstunde eines jeden 30. April die größte Glocke der Elisabethkirche die Erinnerung wach an die Einkehr Kaiser Friedrichs II. und der glänzenden Versammlung der Erzbischöfe und Bischöfe, Fürsten und Herren seines Reiches bei der Grabstätte der ungarischen Schwärmerin. Endlich sind auch zweifellos unter der thatkräftigsten Mitwirkung Landgraf Konrads die ersten Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Kommende erstanden, eine Thalburg hinter Ringmauern, an denen die landgräfliche Herrschaft ihre Grenze fand. Die Ordensherren jener Tage würden es sich gründlichst verbeten haben, wenn ihnen jemand vom „Deutschen Hause zu" oder „in Marburg" hätte reden wollen: für sie gab es mit Recht nur ein Deutsches Haus „bei Marburg". Sie würden auch schwerlich damit einverstanden gewesen sein, die Summe ihrer örtlichen Vorrechte lediglich als „Asylrecht" bezeichnet zu sehen: denn ihr Haus und Herrschaftsgebiet erfreute sich damals und noch auf lange Zeit hinaus der staatsrechtlichen Unabhängigkeit von der landgräflichen Herrschaft in Hessen.

An der Spitze des ganzen Ordens stand in jenen Tagen noch der große Hochmeister Hermann von Salza. Dieser „soll" nun in Marburg zuerst den Plan zur Eroberung Preußens gefaßt haben. Ich weiß nicht, worauf sich diese angebliche Überlieferung gründet. Jedenfalls ist sie falsch. Denn aus jedem Geschichtswerk kann man sich belehren lassen, daß der Hochmeister schon 1226 durch Friedrich II. mit allen Eroberungen, die der Orden in Preußen machen würde, von Reichs wegen belehnt worden ist, und daß er schon 1230 den Hermann von Balk als ersten Landmeister nach Preußen entsandt hat. Aber ein anderes für den Deutschen Orden und die Germanisierung der Ostseeländer wichtiges Ereignis hat sich allerdings im Marburger Ordenshaus abgespielt: die Einverleibung des livländischen Schwertbrüderordens in den Deutschen Orden. Doch ist auch diese Idee nicht vom Hochmeister des letzteren, sondern von den Schwertbrüdern selbst ausgegangen, und die ersten nachweisbaren Spuren von Verhandlungen darüber führen nicht in das Deutsche Haus bei Marburg, sondern auf den großen Mainzer Reichstag vom August 1235. In Marburg fanden aber die entscheidenden Kapitel statt. Das erste hielt nach seiner Rückkehr aus Livland der Marburger Ordenspriester Ludwig von Öttingen Ende 1236 ab; es stellte die definitive Entscheidung dem Hochmeister zu. Erst auf dem zweiten, einem Generalkapitel (Anfang Juni 1237), führte dieser selbst den Vorsitz und vollzog auf Grund vorhergegangener Verhandlungen mit Papst und Kaiser die Verschmelzung beider Orden. Damals beriet er nun auch mit seinen Gebietigern die in Livland zu befolgende Ordenspolitik, zu deren Durchführung er wieder den Hermann Balk als Heermeister dorthin sandte.*) Vielleicht haben diese letztgenannten Thatsachen jener angeblichen Tradition vorgeschwebt.

„Sitz des Hochmeisters" des Deutschen Ordens war aber das Deutsche Haus bei Marburg darum so wenig wie irgend ein anderes Ordenshaus in Europa. Diese Ehre kam bis 1291 allein Akkon im hl. Lande zu. Gewiß haben die Hochmeister, wenn sie sich in Europa aufhielten, je nach Umständen auch in Marburg Wohnung genommen, wie uns das wiederholt von Hermann von Salza berichtet wird und wie das für Landgraf Konrad, den Nachfolger Hermanns, wahrscheinlich ist, der während seiner kurzen Regierungszeit (1239—40) Palästina meines Wissens nicht betreten hat. Auch die Eroberung Akkons hat darin keine Änderung geschaffen: nicht bei Marburg, sondern in Venedig war von 1291—1309 das Haupthaus des Deutschen Ordens und die ordnungsmäßige Residenz des Hochmeisters. Aber 1293 treffen wir auch wieder einmal einen Hochmeister — es ist Konrad von Feuchtwangen — auf einer seiner Inspektionsreisen am Grabe Elisabeths.

Nun giebt es allerdings jüngere Nachrichten aus dem Mittelalter, die Marburg als hochmeisterliche Residenz zwischen Venedig und Marienburg einschieben. Indes ist diesen Quellen, wie ich in meiner Deutschordensgeschichte S. 58 f. gezeigt habe, nicht allzuviel Glauben beizumessen. Denn der Auszug des Ordens war veranlaßt durch das Interdikt, mit dem die Königin der Adria am 27. März 1309 belegt wurde; am 3. April hielt sich der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in Wien auf; zwischen dem 13. und 21. September bereits zog er in die Marienburg ein. Rechnen wir nun die zu den Reisen Wien-Marburg und Marburg-Marienburg notwendigen Zeiträume ab,

---

*) Näheres, namentlich über die Zeitbestimmungen, in meiner Geschichte S. 26 ff.

so könnten, vorausgesetzt, daß nicht noch andere am Wege oder gar abseits liegende Ordenshäuser besucht wurden, für den Aufenthalt des Hochmeisters mit seinem Stab von Großbeamten des Haupthauses in Marburg höchstens die drei Sommermonate des Jahres 1309 übrig bleiben. Aber auch für diese Zeit fehlt es an jeder urkundlichen Beglaubigung, so daß man die Frage offen lassen muß.

Aus Heimat und Fremde.

Regentschaftsgesetz. Das Hessen-Darmstädtische Regierungsblatt vom 21. Juli veröffentlicht eine sich auf die Thronfolge beziehende Verordnung des Großherzogs Ernst Ludwig. Danach soll, da der dem Throne zunächst stehende Agnat des Gesamthauses Hessen dauernd verhindert sei, die Regierung persönlich zu führen, für den Fall, daß dieselbe auf ihn übergeht, eine Regentschaft stattfinden. Der erwähnte Agnat ist bekanntlich Landgraf Alexander Friedrich von Hessen, geb. 25. Januar 1863, Sohn des früheren präsumtiven kurhessischen Thronfolgers. Seine dauernde Behinderung ist in einer an Erblindung reichenden Augenschwäche zu suchen.

Geschichtsverein. Die diesjährige Hauptversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde findet vom 21. bis 23. August in Gelnhausen statt. Herr L. W. Schöffer wird einen Vortrag über die Stadt Gelnhausen halten.

Kurhessische Feldzeichen. Die in dem Unterstock der Königl. Gemäldegalerie in Kassel aufbewahrten kurhessischen Fahnen und Standarten, die im vorigen Jahre auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers zur Reparierung nach Berlin gesandt worden sind, befinden sich nunmehr wieder an ihrem früheren Aufbewahrungsort, nachdem Hofsticker Thiele die schwierige Arbeit mit großer Sorgfalt ausgeführt hat.

Vermächtnis. Der dahingeschiedene Fürst Wilhelm von Hanau und zu Horschowitz hat in hochherziger Weise der Armenverwaltung der Stadt Kassel ein Legat von 3000 Mark testamentarisch vermacht.

Universitätsnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg für das Amtsjahr 1902/1903 wurde vom akademischen Senate der Professor der klassischen Philologie und der Beredsamkeit Dr. Theodor Birt gewählt. — Der außerordentliche Professor Lic. theol. Dr. Friedrich Wiegand zu Erlangen ist zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der Universität zu Marburg ernannt worden. — Der ordentliche Professor Dr. Leo von Savigny zu Marburg ist in gleicher Eigenschaft an die Universität Münster versetzt worden. — Der Oberarzt der medizinischen Klinik Dr. med. Otto Heß und der Assistent am physiologischen Institut Dr. Jahn Seemann haben sich als Privatdozenten der medizinischen Fakultät an der Universität Marburg habilitiert.

Dr. Hermann Habicht. Einem hessischen Landsmann, der sich in den verschiedenen bisher von ihm bekleideten Stellungen bereits den Ruf eines hervorragend befähigten Juristen erworben hatte, ist eine besondere Auszeichnung zu teil geworden. Der Oberlandesgerichtsrat Dr. Habicht in Frankfurt a. M. wurde zum Geheimen Justizrat und vortragenden Rat im Justiz-Ministerium ernannt. Dr. jur. Hermann Habicht ist am 24. Dezember 1857 in Schmalkalden als Sohn des kurhessischen Prokurators Habicht geboren. Er besuchte das Friedrichs-Gymnasium in Kassel, wohin nach des Vaters frühem Tode die Witwe behufs Ausbildung ihrer drei Kinder gezogen war, und bestand das Abiturienten-Examen im Jahre 1876. Sodann bezog er die Universitäten Jena, München und wieder Jena, woselbst er auch als Dr. jur. promovierte. 1879 bestand er das Referendar-Examen und am 10. November 1884 die große Staatsprüfung. Nachdem er als Assessor an mehreren Amtsgerichten, besonders längere Zeit in Felsberg, beschäftigt gewesen war, wurde er 1889 Amtsrichter in Sontra, als solcher 1894 nach Rüdesheim und 1897 als Landrichter nach Kassel versetzt. In 1899 zum Landgerichtsrat ernannt, wurde er 1900 an das Oberlandesgericht in Frankfurt a. M. versetzt. Außer vielen Aufsätzen in wissenschaftlichen Zeitschriften schrieb er namentlich ein bereits in zweiter Auflage erschienenes verdienstvolles Werk: „Die Einwirkung des Bürgerl. Gesetzbuchs auf zuvor entstandene Rechtsverhältnisse" (Jena 1899 bei Gust. Fischer).

Gedenktafel. In Marburg ist an dem Hause Stetefeld, Hofstadt 11, das Jung-Stilling während seiner von 1787 bis 1803 reichenden Lehrthätigkeit an der dortigen Universität längere Zeit bewohnte, von seinen Verehrern eine Gedenktafel angebracht worden.

Denkmal. In Philadelphia beabsichtigen die dortigen Deutschen dem am 15. Mai 1898 verstorbenen Dr. Gottlieb Kellner ein Denkmal

zu errichten. Vorsitzender des Denkmal-Komitees ist Herr Max Brückmann aus Kassel. Dr. Kellner, von 1848—1850 der Führer der demokratisch-sozialen Partei in Kurhessen und mit Heinrich Heise Herausgeber der vielgenannten und gefürchteten „Hornisse", hat sich um das Deutschtum in den Vereinigten Staaten große Verdienste erworben.

Edlitam †. In Wiesbaden starb am 19. Juli Frau Mathilde von Bodenstedt, die Witwe des Dichters Friedrich von Bodenstedt, im 79. Lebensjahre. Sie war eine Tochter des kurhessischen Obersten Osterwald, und Bodenstedt hatte sie auf dem von Malsburgschen Gute Escheberg kennen gelernt (vergl. „Hessenland", Jahrg. 1901, S. 266). Unter dem Namen Edlitam, Anagramm von Mathilde, ist die nunmehr Dahingeschiedene in den Liedern Mirza Schaffys von ihrem Gatten gefeiert worden. Auch sie selbst ist in ihren jüngeren Jahren schriftstellerisch thätig gewesen. Unter anderem schrieb sie ein Kinderbuch im Stile des Christoph Schmidt, das stark gelesen wurde und auch mehrere Auflagen erlebte.

Todesfälle. In Karlsruhe starb am 18. Juli der großherzoglich badische Fabrikinspektor Dr. Wörishoffer, ein geborener Kurhesse. W. wurde im Jahre 1839 in Langenselbold, wo sein Vater Amtmann war, geboren, besuchte die Ingenieurschule des Karlsruher Polytechnikums, war dann praktisch im Eisenbahnbaufach und als Bahninspektor thätig, beschäftigte sich aber auch eingehend mit der sozialen Frage. Im Jahre 1879 wurde er badischer Fabrikinspektor und hat als solcher auf dem Gebiete der Gewerbeaufsicht bahnbrechend und vorbildlich gewirkt. Seine Thätigkeit wurde durch das Vertrauen, das ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde, namentlich auch von den Arbeitern, belohnt. Die philosophische Fakultät der Universität Freiburg i. Br. ernannte ihn im Jahre 1892 zum Dr. phil. hon. c. Wenige Tage vor seinem Hinscheiden war Wörishoffer in den Ruhestand getreten, dessen er sich nicht mehr erfreuen sollte. — Am 28. Juli schied in Kesselstadt bei Hanau der hessische Dichter Kurt Ruhn aus dem Leben. Er war 1848 in Riebelsdorf bei Ziegenhain als Sohn eines Kleinbauers geboren, wurde zum Lehrer ausgebildet und wirkte als solcher seit langen Jahren in Kesselstadt. Dem „Hessenland" gehörte er seit dessen Gründung als eifriger Mitarbeiter an, dessen Gedichte in Schwälmer Mundart seinen Heimatssinn in charakteristischer Weise offenbarten. In Buchform erschienen von ihm „Neue Märchen für Jung und Alt" (1895). Über den Lebenslauf des Verblichenen hoffen wir in der nächsten Nummer genauere Mitteilungen bringen zu können und behalten uns auch bis dahin eine eingehendere Würdigung seiner dichterischen Leistungen vor.

Personalien.

Verliehen: dem Eisenbahndirektor a. D. Eduard Urban zu Kassel der Königl. Kronenorden 3. Klasse; den Oberlehrern Paulus am Friedrichsgymnasium, Heydenreich am Realgymnasium und Zimmermann an der Oberrealschule, sämtlich zu Kassel, sowie dem Oberlehrer Dr. Flemming an der Realschule zu Eschwege der Charakter als Professor.

Ernannt: Oberlandesgerichtsrat Dr. Habicht in Frankfurt a. M. zum Geheimen Justizrat und vortragenden Rat im Justizministerium; Kreisschulinspektor Schulrat Bottermann in Fulda zum Regierungs- und Schulrat in Trier; Wasserbauinspektor Baurat Greve in Kassel zum Regierungs- und Baurat beim Polizeipräsidium in Berlin.

Bestellt: Pfarrer Malkmus zu Neuhof zum Pfarrer in Marbdorf.

Bestätigt: die Wahl des Bürgermeisters C. Fenge in Felsberg.

Geboren: ein Sohn: Königl. Hoftheatermaler Sterra und Frau (Kassel, 15. Juli); Zahnarzt Karl Klein und Frau, geb. Ubet (Lübben, 17. Juli); Kaufmann Georg Berg und Frau Martha, geb. Meyer (Kassel, 21. Juli).

Gestorben: Rentner Ernst Ferdinand Koch, 77 Jahre alt (Eschwege, 14. Juli); Frau Charlotte Spindler, geb. Müller (Wiesbaden, 14. Juli); verwitwete Frau Professor Dr. Josephine Lindenkohl, geb. Mergell, 73 Jahre alt (Kassel, 15. Juli); Königl. Kreisbauinspektor a. D. Baurat Julius Scheurmann, 57 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Färbereibesitzer Ludwig Rudolph, 51 Jahre alt (Kassel, 17. Juli); Königl. Katasterinspektor Steuerrat Henning, 52 Jahre alt (Kassel, 19. Juli); Oberstleutnant a. D. Wilhelm Ritter von Breithaupt, 49 Jahre alt (Kiel, 20. Juli); Pfarrer a. D. Klingelhöfer aus Dillenburg (Juli); Gutsbesitzer Johannes Wagner, ehemaliger Kommunallandtagsabgeordneter, 86 Jahre alt (Zwergen, 24. Juli); Oberstleutnant z. D. Rudolph Kolbe (Kassel, 25. Juli); Major a. D. Alexander von Dörr (Halle a. S., 27. Juli); Frau Superintendent Friederike Merle, geb. Koch, 78 Jahre alt (Marburg, 27. Juli); Lehrer Kurt Ruhn, 54 Jahre alt (Kesselstadt, 28. Juli); Sanitätsrat Dr. Eduard Neuffell, 85 Jahre alt (Rodenberg, 28. Juli); Rentner Franz Wendelstadt, 38 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 28. Juli).

Briefkasten.

M. H. in Regensburg, S. E. in Ravolzhausen, C. P. in Wächtersbach. Besten Dank für freundliche schnelle Erfüllung des ausgesprochenen Wunsches.

D. S. in Stuttgart. Verbindlichen Dank.

D. in Fritzlar. Soll gelegentlich gebracht werden.

E. S., C. G. in Kassel. Mit Dank benutzt.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. August 1902.

Zum 20. August 1902.

Ein alter Friedhof — der Gräber Reih'n
Im hohen Grase sich breiten;
Die unten ruhen im letzten Schrein
Gehören vergangenen Zeiten.
Die Pforte verrostet — das Totenfeld
Es schien für ewige Zeiten bestellt,
Es schlossen die Leichensteine
Sich über der stillen Gemeine.

Doch Einer kam noch aus fernem Reich,
Der einst im Lande geboren,
Der einst hier herrschte, den Ahnherrn gleich,
Doch Szepter und Krone verloren.
Er kam — daß im Tode die Sehnsucht gestillt —
Er kam zurück nach dem heim'schen Gefild,
Daß noch eine Handvoll Erde
Von den Schätzen der Heimat ihm werde.

Wir kennen das Grab — es flutet dort
Jetzt stündlich vorüber das Leben,
Dort ruht er, dessen mächtiges Wort
Einst konnte stürzen und heben —
Dort ruht er, über ihm Himmelsluft,
Kein dumpfes Gewölb ob der düstern Gruft:
So hat er, nachdem er gestorben,
Das Bürgerrecht neu sich erworben.

Und an dem Grabe sei heute gedacht
Des Tags, an dem er geboren —
Und wie ihm die Freude nur selten gelacht,
Und wie ihn das Unglück erkoren.
War's recht, war's unrecht, was er gebot —
Es hat ihn versöhnt mit uns der Tod.
Und fast schon gleich einer Sage
Erscheinen des Kampfes Tage. —

B.



Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Nachdem die so überaus verhaßte Gräfin Reichenbach endgültig entfernt war, hätte in der hessischen Fürstenfamilie wenigstens nach außen hin der Friede gewahrt bleiben können; aber nun war es die Kurfürstin, die Veranlassung zu Mißhelligkeiten gab. Ihr Fürstenstolz ließ es nicht zu, mit der aus bürgerlichem Kreise hervorgegangenen Schwiegertochter zu verkehren. Die Bürgerschaft, welche fürchtete, die Kurfürstin werde, wie schon früher geschehen, die Residenz verlassen, nahm für sie Partei, vor dem Theatergebäude entstand eines Abends ein Tumult und die Garde du Corps schritt mit blanker Waffe ein. Es entstanden fortdauernde Reibereien zwischen der Bürgerschaft und dem Militär, die erst ihre Endschaft erreichten, als, um das Bürgerbewaffnungsgesetz zustande zu bringen, 1832 aus allen hessischen Städten Deputationen in Kassel erschienen. Ein Mitglied derselben sagte dem Kurprinzen u. A.: „Die Zeit ist endlich gekommen, wo die Scheidewand zwischen Fürst, Volk und Militär fallen muß." Der Prinz, der ein männliches Auftreten zu schätzen wußte, nahm diese Worte ohne Mißgunst auf, und die Generale von Müldner und von Haynau trugen das Ihrige dazu bei, Frieden zu stiften.

Zu jener Zeit war es nun, daß der Kurprinz einen Mann als seinen ersten Ratgeber berief, der vom Schicksal dazu bestimmt war, seiner Regierung den unauslöschlichen Stempel der Reaktion aufzudrücken: Ludwig Hassenpflug.*) Die aus der Jugend dieses nunmehr 38 Jahre alten Mannes bekannten Thatsachen ließen aber keineswegs auf die Rolle schließen, die er als Minister zu spielen gedachte. Als zwanzigjähriger Jüngling hatte er den Befreiungskrieg mitgemacht, dann war er in altdeutscher Tracht, das Schwert an der Seite, als Senior von Studentenverbindungen bemerkt worden, wobei ihn sein Freiheitsdrang so weit führte, daß er die gegen die deutschen Universitäten gerichteten Schmalzschen Denunziationen, die öffentlich verbrannt werden sollten, dem Feuer entriß und eigenhändig in Göttingen an den Schandpfahl schlug. Auch als junger Assessor hatte er eine sehr mannhafte Gesinnung zur Schau getragen und solche selbst seinem Vater, dem Präsidenten des Regierungskollegiums, gegenüber vertreten. Hassenpflug, der aus einem jugendlichen Freiheitsschwärmer sich jedoch im Laufe der Zeit zu einem Förderer mystischer Ansichten umgewandelt hatte, wurde 1832 kurz nach dem Ableben des Ministerpräsidenten Wiederhold, desselben, der als Landtagsdeputierter bei der Mitregentschaftsfrage sich so thätig erwiesen hatte, Minister des Innern und der Justiz. Es muß aber ausdrücklich bemerkt werden, daß der Kurprinz selbst niemals Geschmack an dem Mystizismus gefunden hat und daß auch Radowitz' Anschauungen in dieser Hinsicht keinen Einfluß auf ihn ausgeübt haben. Über Hassenpflugs nutzbringende Thätigkeit während der dreißiger Jahre, die sich in einer Reihe trefflicher, ja sogar mustergültiger Gesetze äußerte, hat Otto Bähr s. Z. in den „Grenzboten" das Wort ergriffen*), und es steht fest, daß der nachmalige Kurfürst seine Unterschrift niemals wieder unter so allgemein förderliche und wohlthätige Bestimmungen gesetzt hat, als zu jener Zeit. Die Ursache, aus welcher Hassenpflug 1837 Hessen verließ, soll in der ihm seitens des Kurprinzen zu teil gewordenen Behandlung zu finden sein, der die sarkastischen Anwandlungen, die zeitweise bei ihm zu Tage traten, auch an seinem Premierminister auszulassen sich nicht versagte.

Während des vorerwähnten bedeutsamen Abschnitts in der hessischen Geschichte fand 1833 die Zollvereinigung mit Preußen statt. Im Jahre 1834 aber fiel die „Rotenburger Quart" durch das Ableben des kinderlosen Landgrafen von Hessen-Rotenburg an den Kurstaat zurück. Die Revenuen derselben wurden jedoch von der Hofverwaltung mit Beschlag belegt, was zu langwierigen Streitig-

*) Hassenpflug, geb. 16. Februar 1794 in Hanau, wurde 1815 zum Assessor in dem Justizsenat des Regierungskollegiums, 1821 zum Justizrat und 1831 zum Oberappellationsgerichtsrat ernannt. In erster Ehe war er mit Charlotte Grimm vermählt, die er 1833 durch den Tod verlor. Seine zweite Frau, Agnes von Münchhausen, ist 1899 hochbetagt zu Hohenwalde in der Neumark gestorben.

*) Vergl. „Hessenland", Jahrgang 1893, S. 264.

keiten mit den Landständen führte, welche die Rotenburger Hinterlassenschaft als Staatseigentum betrachteten.*)

Einige Zeit nach dem Abgang Hassenpflugs richteten die Augen des gesamten Deutschlands sich in einer sehr unangenehmen Angelegenheit auf die kurhessische Regierung und insbesondere auf den Kurprinzen. Es handelte sich um den Prozeß gegen Sylvester Jordan, den unvergeßlichen Schöpfer der kurhessischen Verfassung. Der Apotheker Döring, wegen Todschlags und Hochverrats in Preußen zu langjähriger Freiheitsstrafe verurteilt, wollte sein Schicksal dadurch lindern, daß er Jordan der Mitwissenschaft an dem Frankfurter Attentat von 1833 beschuldigte. Infolgedessen nahm die kurhessische Regierung Jordan unter dem Verdacht hochverräterischer Umtriebe im Sommer 1839 in Untersuchungshaft. Fast sechs Jahre lang zog diese sich hin, und schon 1840 hatte Franz Dingelstedt in seinem berühmten „Osterwort aus Kurhessen" dem Kurprinzen zugerufen: „Neig' Dein Szepter, Friedrich Wilhelm, zu erlösendem Bescheid!" Der Kurprinz aber ließ dem Prozeß, der schließlich mit der Freisprechung Jordans 1845 endete, seinen Lauf.**)



Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen.

1841 verlor der Kurprinz seine Mutter, die allverehrte Kurfürstin Auguste, und hatte von der hessischen Fürstenfamilie nunmehr nur seine Schwester, die unvermählte Prinzessin Karoline, in seiner Nähe. Seine jüngere Schwester Marie war bereits seit 1825 mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen verheiratet. Seine eigene Familie war auf drei Töchter und vier Söhne angewachsen, denen noch zwei Söhne folgten. Die aus der ersten Ehe seiner Gemahlin hervorgegangenen beiden Söhne, welche den Namen von Scholley erhalten hatten, waren ebenfalls an seinem Hof erzogen worden und in österreichische und preußische Dienste getreten.

Fünf Monate nach dem Tode der Kurfürstin Auguste ging Wilhelm II. mit der Gräfin Reichenbach eine rechtsgültige Ehe ein. Die Gräfin konnte sich aber ihrer rechtmäßigen Hausfrauenwürde nicht lange erfreuen, denn schon am 12. Februar 1843 starb sie. Ein halbes Jahr später vermählte Wilhelm II. sich abermals. Baronin und bald darauf Gräfin von Bergen wurde seine dritte Gemahlin genannt, die dem altadeligen Geschlechte der Berlepsch entstammte. Der Kurfürst lebte vorzugsweise mit seiner jungen Gemahlin in seiner Villa am unteren Mainthor zu Frankfurt, und an eine Wiederkehr in seine Residenzstadt, um die Zügel der Regierung von neuem zu ergreifen, war nunmehr nicht zu denken.

Wenn auch der Kurprinz-Mitregent im Schloß Bellevue zu Kassel, wo er am 18. Dezember 1842 den Landtag persönlich eröffnete, in der Thronrede sagte, daß der Zustand des Landes fortwährend befriedigende Entwicklung bekunde, Wissenschaft und Künste mit Sorgfalt und Liebe gepflegt würden, die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts gute Früchte nicht verkennen lasse, Gewerbe und Landwirtschaft zu einer größeren Vervollkommnung vorschreite und die Lage des Finanzhaushaltes zufriedenstellend sei, so standen doch die thatsächlichen Verhältnisse hiermit nicht überall im Einklang. Dieselben krankten jedoch in nicht höherem Maße an den allgemeinen politischen Mißständen der vormärzlichen Periode, wie in anderen Bundesstaaten, ja verdienten vor diesen in sehr vieler Beziehung den Vorzug. (Vergl. Bähr, „Das frühere Kurhessen".) Der Prinz schien aber gleich seinem Vater vor Erteilung der Verfassung, von dem wahren Zustand des Landes nicht unterrichtet zu sein, oder bei der Annahme, es sei alles auf das beste bestellt, sich einem Irrtum hinzugeben. Er ließ es deswegen an der

*) Über die eigenartigen Verhältnisse, unter denen die Rotenburger Quart zurückfiel, vergl.: „Eine cura ventris", „Hessenland", Jahrgang 1891, S. 312.

**) Vergl. „Sylvester Jordan" von Friedrich Münscher. „Hessenland", Jahrgang 1889, S. 282 f. und S. 296 f.

nötigen Aufhülfe durch Förderung der Gewerbe und der Landwirtschaft in mancher Hinsicht fehlen.

Dagegen darf dem Kurprinzen aus der langen Verzögerung der Genehmigung zum Bau der ersten Eisenbahn in Hessen ein besonderer Vorwurf nicht gemacht werden. Eine Abneigung gegen die Eisenbahn hatte sich nicht allein bei dem Kurprinzen, sondern auch bei den maßgebenden Stellen anderer Staaten bemerklich gemacht. Endlich nach langwierigen Verhandlungen mit den Landständen erteilte der Prinz die Genehmigung zur Erbauung der „Friedrich-Wilhelms-Nordbahn", die, an die Thüringische Eisenbahn sich unmittelbar anschließend, zur preußischen Grenze bei Haueda geführt werden sollte. Datiert ist die Genehmigung vom 2. Oktober 1844.

Als sie bekannt wurde, befand der Prinz sich gerade im Theater. Sofort wurden von der dankbaren Einwohnerschaft der Residenz Vorbereitungen zu einem großartigen Fackelzug getroffen. Nach beendigter Vorstellung wurde der Prinz auf dem Opernplatz mit tausendstimmigen Jubelrufen empfangen. Die ganze Stadt war festlich erleuchtet und der Fackelzug schritt dem Wagen des Prinzen bis in die Wilhelmshöher Allee voran. Bei der am andern Tag durch den Oberbürgermeister und den Stadtrat von Kassel im Schloß Wilhelmshöhe erfolgten Überreichung einer Dankadresse soll der Prinz sich sehr huldvoll gezeigt und u. a. geäußert haben, es sei ihm bei den gepflogenen Unterhandlungen hauptsächlich darum zu thun gewesen, daß Guntershausen nicht Kassel, und Kassel nicht Guntershausen werde.*)

Der Bahnbau konnte aber erst im folgenden Jahre seinen Anfang nehmen. Zugleich mit der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn wurde auch mit der von Guntershausen abzweigenden Main-Weser-Bahn begonnen. Nach Vollendung der Nordbahn fand dieselbe in Westfalen aber innerhalb sechs Jahren keinen Anschluß, und der Kurfürst äußerte einmal zum Geheimen Legationsrat von Goeddaeus: „Es hätte zuerst die der alten Handelsstraße zwischen Frankfurt und Leipzig entsprechende Bahn gebaut werden müssen."

Der Minister des Innern, der seinen Namen unter die Genehmigung des Statuts für den Eisenbahnbau gesetzt hatte, war Volmar, der ein Jahr später eine andere landesherrliche Entschließung kontrasignierte, die mit sehr geteilten Empfindungen aufgenommen wurde. Es war dies eine Verordnung, welche den Deutsch-Katholiken in Hessen völlig den Boden nehmen sollte, nachdem ihnen früher, wie man sagt, auf Anraten des Ministers des Auswärtigen von Steuber, ehemaligen Adjutanten des Kurprinzen, von der Regierung ziemlich freie Hand gelassen worden war. Der Umschwung trat nach dem Tode des Herrn von Steuber und einem Besuch ein, den der Prinzregent, einer Einladung Metternichs folgend, diesem Staatsmann auf dem Johannisberg gemacht hatte. Ähnlich wie gegen die Deutsch-Katholiken ging das Ministerium des Innern unter Scheffers Leitung gegen die protestantischen „Lichtfreunde" vor. Da der Prinz in religiöser Beziehung kein Schwärmer war*), andererseits aber auch der Freigeisterei nicht zugethan erschien, so konnte es seinen Ratgebern nicht schwer fallen, ihn zum Einschreiten sowohl gegen die katholischen, wie die protestantischen Dissidenten zu bewegen.

In der Ständekammer kam es zu erregter Aussprache, die Unzufriedenheit im Lande wuchs und dazu kam noch, daß nach einer Mißernte zu Beginn des Jahres 1847 eine Hungersnot drohte. Um einer solchen möglichst vorzubeugen, kaufte die Regierung für mehrere Millionen Thaler überseeische Frucht, die sie mit einem Verlust von einer halben Million an das Land verteilte, eine Wohlthat, welche der hessischen Bevölkerung zeigte, daß die Regierung, trotz der politischen Reibereien mit den Landständen, den Notstand des Landes so viel als augenblicklich in ihren Kräften stand, zu lindern suchte. Nachdem die Aussicht auf eine gute Ernte alle weiteren Befürchtungen für das materielle Wohl zerstreut hatte, begab der Prinz sich in die Grafschaft Schaumburg zum Jubelfeste der 200jährigen Vereinigung dieses Gebietes mit Hessen. „Da war kein Städtchen und kein Dörfchen", schreibt Wippermann, „das sich nicht an jener Feier beteiligt hätte; den herzlichsten Empfang fand überall der Prinzregent, wohin er kam. Er verweilte lange dort, war unter dem heiteren Volke selber froh und gab dafür demselben seinen Dank zu erkennen."

Noch vor Ablauf des Jahres 1847 sollte ein neuer Wendepunkt in dem Leben des Kurprinzen eintreten, denn am 20. November starb zu Frankfurt sein Vater, und er trat als Friedrich

*) „Deswegen hatte er auch durchaus keine wirkliche Station mit Aufenthalt an dieser Stelle zugeben wollen. Alles sollte, Personen und Güter, nur über Kassel nach dem Süden gelangen können. Das war freilich gegen das Interesse des großen allgemeinen Verkehrs, es zeigt aber, daß auch dieser hessische Regent keineswegs ein abgesagter Feind des Fremdenverkehrs in seiner Residenz, oder überhaupt gleichgültig gegen deren materielle Wohlfahrt gewesen, wie ihm vielfach nachgesagt worden ist." „Kassel seit siebzig Jahren" von Fr. Müller. Band II, S. 196.

*) „Als Absolutist ohne Phrase liebte er weder die Salbung der theologischen, noch die Romantik der feudalen Reaktionslehren." H. v. Treitschke „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert".

Wilhelm I. „Kraft der Erbfolge-Ordnung die ihm angefallene Nachfolge in der Regierung des Kurfürstentums an". In der nicht kontrasignierten Verfügung, welcher diese Worte entnommen sind, behielt er sich wegen der anzuberaumenden Huldigung weitere Entschließung vor, und man befürchtete, daß der neue Herrscher die von seinem Vater erteilte Verfassung nicht zu Recht bestehen lassen werde, eine Annahme, die nicht grundlos erschien, da in der Eidesformel, durch welche das Militär dem nunmehrigen obersten Kriegsherrn Treue geloben sollte, die wegen der Aufrechthaltung der Verfassung vorgeschriebene Klausel nicht enthalten war.

Nach mehreren Paragraphen der Verfassung gehörten nämlich auch die Offiziere zu den Staatsdienern, welche auf die Verfassung vereidigt waren und durch die Landstände in Anklagezustand versetzt werden konnten, wenn sie einer nicht in der verfassungsmäßigen Form ergangenen Verfügung Folge leisteten. Sie selbst hatten also die Gesetzmäßigkeit der an sie ergehenden Ordres zu prüfen, falls sie sich nicht in Konflikt mit den Landständen setzen wollten. Nach diesen Verfassungsparagraphen hatte man in Kurhessen gewissermaßen ein Parlamentsheer, das keinem und besonders nicht einem Herrscher von der Veranlagung Friedrich Wilhelms behagen konnte, der in dieser Hinsicht nicht schlechter gestellt sein wollte, wie die andern deutschen Bundesfürsten. Plante er einen Umsturz der Verfassung, so war jedenfalls die Militärfrage die hauptsächlichste Veranlassung dazu.

Durch die Bestimmung, daß bei der Eidesleistung des Militärs nur der einfache Fahneneid geleistet werden sollte, geriet das ganze Offiziercorps in große Unruhe, da in dieser Formel von der Aufrechterhaltung der Verfassung nichts enthalten war. Besonders bedrückt fühlten sich auch die jüngeren Offiziere, und mehrere von ihnen suchten noch am Vorabende und am Morgen vor der Eidesleistung Rat bei ihren Regimentskommandeuren, Offiziere von der Artillerie bei General Gerland*), Offiziere vom Leibgarderegiment bei Oberst von Urff. Dies hatte zur Folge, daß Oberst von Urff sich zum Kurfürsten begab und auf die unter den Offizieren herrschende Erregung hinweisend, bat, eine Erklärung abgeben zu dürfen, daß der neuerdings geforderte Fahneneid den Eid auf die Verfassung in nichts beeinträchtige. Nachdem der Kurfürst dies zugestanden, ging die Eidesleistung ohne Zwischenfall vor sich. Einige der Offiziere aber wurden wegen Zuwiderhandlung gegen das Verbot gemeinschaftlicher Verabredung mit Festungshaft bestraft.

An dem auf die Eidesleistung folgenden Tag empfing der Kurfürst eine Deputation der Landstände und deutete auf beabsichtigte Modifikationen der Verfassung hin, durch welche dieselbe in alle Zukunft sicher gestellt werden würde. Es erfolgte auch bald darauf die Einsetzung einer Kommission, um die Verfassung einer Revision zu unterziehen, aber die Ereignisse des Jahres 1848 sollten alle diese Pläne jählings über den Haufen werfen.

Kurz nach der französischen Februarrevolution gaben in Kurhessen in erster Linie die Hanauer das Zeichen zur Erhebung gegen das bestehende Regierungssystem. Marburg, Hersfeld und auch die Residenzstadt Kassel traten in die Bewegung ein, und auf mehrfache Petitionen, die von drohenden Ansammlungen vor dem Palais unterstützt wurden, denen die Bürgergarde aber schlagfertig gegenübertrat, ließ der Kurfürst nach längerem Zaudern sich dazu bewegen, die gewünschten Zugeständnisse zu machen. Diese bestanden in der Berufung von Ministern, welche das Vertrauen des Volkes genossen, in Aufhebung der Zensur, Freiheit der Presse, Religions- und Gewissensfreiheit, öffentlichem und mündlichem Gerichtsverfahren und andern wünschenswerten Einrichtungen. Daß es in diesen bewegten Tagen zu keinem Einschreiten des Militärs und keinem Blutvergießen kam, dazu soll wesentlich die Gräfin Schaumburg beigetragen haben, welche in vermittelnder Weise ihren Einfluß auf den Kurfürst geltend zu machen verstand.

Am 13. März traten die Landstände zusammen, und am 17. bildete der Kurfürst das sog. Märzministerium mit dem Hanauer Bürgermeister Eberhard als Minister des Innern an der Spitze. Am 20. März traf als Landtagsabgeordneter auch Sylvester Jordan wieder in Kassel ein und sprach, von dem Volk freudig begrüßt, die denkwürdigen Worte, daß die Bürger eines konstitutionellen Staates zur republikanischen Verfassung nur durch Verbrechen gelangen könnten. Einige Tage darauf sandte der Kurfürst ihn als Vertrauensmann an den Bundestag in Frankfurt und ernannte ihn bald nachher mit dem Titel eines Geheimen Legationsrates zum kurhessischen Bundestagsgesandten. Welch ein Wechsel der Verhältnisse!

---

*) Als der Kurfürst von dem General Gerland die Namen der Offiziere wissen wollte, erklärte dieser, „die Namen nicht nennen zu können, da er den jungen Männern auf deren Geheimhaltung sein Ehrenwort gegeben habe, und der Kurfürst erklärte es für selbstverständlich, dann nicht weiter in ihn dringen zu dürfen, ein Beweis, wie Friedrich Wilhelm an und für sich dachte". (Das Abschiedsgesuch der kurhessischen Offiziere im Oktober 1850 von Senator Dr. Gerland. Kassel 1883. Verlag von Friedr. Scheel.)

Wie leicht es für den Kurfürsten war, die größte Popularität zu erlangen, zeigte ihm der 21. März, an welchem er auf dem Friedrichsplatz eine Revue über die Bürgergarde abhielt. Er war mit seinem Stab in glänzender Uniform erschienen, am linken Arm aber trug er die weiße Bürgerbinde, und diese kleine Konzession an das Volksbewußtsein brachte ihm unermeßlichen Jubel ein. In einem am selben Tag an den Kommandeur der Bürgergarde gerichteten Schreiben, in welchem die mustergültige Haltung des Corps gelobt wurde, erklärte der Kurfürst denn auch, daß insbesondere die Bezeugungen aufrichtiger Treue und Ergebenheit, die ihm bei der Revue gewidmet gewesen seien, seinem Herzen wohlgethan hätten. Auch als der Kurfürst und die Gräfin Schaumburg die schwarz-rot-goldene Fahne, die am 31. März, bei dem zur Feier der Eröffnung des Vorparlaments in Frankfurt stattfindenden Zug, vom Küfermeister Herbold am Palais vorübergetragen wurde, mit weißen Tüchern begrüßte, wurde dies mit Enthusiasmus aufgenommen.

Einige Tage später aber stand der Thron in größter Gefahr, denn durch den Exzeß einer Anzahl Gardes du Corps entstand in der Nacht vom 9. auf den 10. April ein Aufruhr, der sich über die ganze Stadt verbreitete. Es ist diese Begebenheit unter der Bezeichnung „die Garde du Corps-Nacht" bekannt und im „Hessenland" 1898, Seite 92ff. geschildert, auch durch einen Vortrag von Dr. Schwarzkopf erst unlängst so lebhaft in das Gedächtnis zurückgerufen worden, daß nähere Angaben hierüber überflüssig erscheinen. Bemerkt sei nur, daß der Kurfürst die sofortige Auflösung seiner Lieblingstruppe anordnete und hierin noch weiter ging, als es selbst der liberale Minister Eberhard für nötig hielt, der vor der Auflösung eine Untersuchung des Sachverhalts für angemessen erachtete.

Auch der mit Blutvergießen verbundene Zwischenfall vom 9. April sollte keine weittragenden Folgen haben, wie dies der 6. August 1848 bewies, an dem der Kurfürst den Gipfel der Popularität erstieg, als er am Vormittag auf dem Forst bei Kassel seine Truppen dem Erzherzog Johann von Österreich als Reichsverweser huldigen ließ, alsdann auf dem Bowlingreen vor dem Orangerieschloß der Fahnenweihe der Schutzwache beiwohnte und Nachmittags auf dem großen Volksfeste in der Aue im Frack*), am Hut die schwarz-rot-goldene Kokarde, erschien. Der Küfermeister Herbold und der Hofschlossermeister Dallwig kredenzten ihm aus einem silbernen Becher den Ehrentrunk. Der Kurfürst trank auf das Wohl des engeren, hessischen Vaterlandes, und Herbold fühlte sich so begeistert, daß er sich dem Kurfürsten gegenüber zu der Äußerung verstieg, „es sei ja vielleicht nicht ausgeschlossen, daß ein Sohn des Kurfürsten sein Nachfolger auf dem hessischen Thron werden könne" **).

*) Früher hatte der „Verfassungsfreund" im Hinblick auf die Vorliebe des Kurprinzen für die Uniform geschrieben: Ein Fürst, der immer im Soldatenkleid erscheint, beweist damit, daß er das Oberhaupt nicht des Staates, sondern des Militärs sein will. (!!)

**) Vergl. Karl Herbold, „der Bürgerkönig von Kassel", von Otto Gerland. „Hessenland" 1898, Seite 264.

(Schluß folgt.)

Namen von Münzmeistern und Stempelschneidern auf hessischen Geldstücken.

Von Paul Weinmeister, Leipzig.

Wer hessische Münzen sammelt, thut dies nicht bloß aus geschichtlichem Interesse, sondern will sich zugleich an der Schönheit ihrer Gepräge erfreuen und somit ein künstlerisches Bedürfnis befriedigen. In der That sind unsere hessischen Geldstücke dazu in hervorragendem Maße geeignet, wenn auch nicht aus allen Zeiten gleichmäßig, und was uns Sammlern besonders an ihnen gefällt, ist die Sorgfalt, die man auch den kleineren Nominalen stets gewidmet hat. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die Gepräge von Karl und Friedrich I., besonders aber auch an die hanauischen Geldstücke aus der Erbprinzenzeit Wilhelms IX. In allen diesen verrät sich ein Geschmack und eine Darstellungskunst, von der spätere Zeiten bis zu unseren Tagen nur lernen können. Die Gesichtszüge der Kopfbilder sind lebendig, nicht Jahrzehnte lang von demselben Aussehen (wie z. B. auf den Geprägen der Königin Viktoria von England)*), sondern der Zeit der Prägung entsprechend, man bildete also nicht jeden neuen Stempel sklavisch dem vorhergehenden nach; die Wappen sind gefällig und geschmackvoll, so z. B. das sonst ganz einfache Sparrenschild auf dem hanauischen Kupferkreuzer von 1773, einem bei aller Schlichtheit überaus schönen Stück, und dazu kommen zuweilen kleine Verzierungen, die

*) Auf unseren Reichsmünzen zeigen nur die Kopfbilder der Herrscher von Anhalt, Reuß ä. L. und Sachsen-Meiningen ein mit der Zeit geändertes Aussehen.

durchaus nicht aufdringlich hervortreten und doch schön wirken. Kurz, man sieht, daß man nicht bloß nüchterne Wertmesser liefern wollte, sondern zugleich kleine Kunstwerke. Dies ist nächst dem Kunstsinne der jeweiligen Landesfürsten, den sie auf ihren Geprägen frei entfalten konnten, den meist trefflichen Beamten zu danken, denen die Herstellung der Münzen und ihrer Stempel oblag, den Münzmeistern und insbesondere den Stempelschneidern. Diese Beamten verdienen es, auch einem größeren Leserkreise gegenüber, als es die eigentlichen Sammler sind, genannt zu werden, und ich will es unternehmen, diejenigen Namen von ihnen, welche sich auf hessischen Geldstücken (also mit Ausschluß der Medaillen) meist abgekürzt vorfinden, hier zusammenzustellen.

I. Hessen vor der Teilung.

Unter Philipp dem Großmütigen findet sich auf Geldstücken vom Jahre 1564 ein Monogramm aus HP vor, es bedeutet den Münzmeister Hans Perndorffer, der sein Amt zu Kassel von 1564 bis 1575 bekleidet zu haben scheint.

II. Hessen-Kassel.

1. Münzmeister.

Hans Perndorffers Monogramm, wie auch die unverbundenen Buchstaben HP finden sich 1574 und 75. Nicht zu verwechseln hiermit ist das Monogramm aus HB, das Hans Bauer, Münzmeister von 1572 bis 1610, angehört und 1583 vorkommt.*) Während es bis dahin demnach nicht allgemein Sitte war, daß sich der Münzmeister auf allen unter seiner Verantwortlichkeit geprägten Stücken nannte, finden wir von 1622 an bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fast Jahr für Jahr das Monogramm seiner Anfangsbuchstaben oder diese nebeneinander. Ich gebe hiermit eine Zusammenstellung der Zeichen, der Jahre ihres Vorkommens und der Namen, die sie bedeuten.

Monogramm aus TS und auch TS unverbunden, 1622—34: Terentius Schmidt, Münzmeister etwa 1627—34, vorher Münzverordneter.

LH, auch als Monogramm, 1635—39: Lubert Haußmann, Nachfolger von Schmidt.

GK 1637, 39, 40: Georg Kruckenberg, ziemlich gleichzeitig mit Haußmann.

Monogramm aus AG 1637, 1645—47, 49—51, 53—57: Arnold Gall, Schwiegersohn von Schmidt, Münzmeister wohl seit 1637, gestorben zu Kassel am 5. Juni 1657.

*) Vergl. darüber meinen Aufsatz im „Numismatischen Anzeiger" von 1899, Nr. 5.

Monogramm aus IGB, anfangs auch GB 1657—63, 65, 67, 68, 70, 71, 73—80: Johann Georg Bittner, Münzwardein und Münzmeister.

Monogramm aus IH 1676, 77, 80, 81: Johann Hoffmann. In den ersteren beiden Jahren steht das Monogramm auf hessisch-schaumburgischen Münzen, in den letzteren beiden auf gewöhnlichen hessischen.

I v F, auch als Monogramm, 1681—97: Johann van Fornenbergk, Münzmeister vom 1. April 1682 bis 1697, vorher bereits aushilfsweise thätig.*)

AD 1701—03: A. Ditmar, van Fornenbergks Nachfolger, zunächst aushilfsweise, Münzmeister 1702—04.

LR 1724—27, 29—34, 36—41, 43, 44: Louis Rollin, Münzmeister seit 8. September 1723, wohl 1744 gestorben.

I C B, auch als Monogramm, 1746—55, 57—59, 61, 62: Johann Conrad Bandell, Rollins Nachfolger.

V 1762, U 1763, F. U. 1763—73, F. V. 1767, 68, 71, 72: Friedrich Ulrich, Bandells Nachfolger, anfangs Wardein, seit 1764 Münzmeister, gestorben am 1. November 1773.

B. R. 1774—83: Balthasar Reinhard, Ulrichs Nachfolger, anfangs Wardein, 1775—83 Münzmeister.

D. F. 1782—89, F. 1789—1807, 14: Dietrich Fulda, Reinhards Nachfolger, anfangs Wardein, 1783 bis 1831 Münzmeister. Auch auf den königlich westfälischen Münzen findet sich 1808 und 1809 sein F.

Der Anfall der Grafschaft Hanau-Münzenberg an Hessen-Kassel im Jahre 1736 brachte unserem Land eine neue Münzstätte, und da der damalige Landesherr die Regierung der Grafschaft schon im voraus am 13. April 1735 seinem Bruder abgetreten hatte, so übte dieser zu Hanau außer anderen Hoheitsrechten auch das Münzregal aus. Geprägt wurde daselbst bis 1802. Über die dortigen Münzmeister ist folgendes zu berichten:

IK 1738, EK 1739, 40: Engelhard Johann Kroll, seit 9. Oktober 1737 Münzmeister.

I. I. E. 1741, 43, 63—70, I. E. 1765: Johann Jakob Encke, Krolls Nachfolger.

C. L. R. 1771, 73—75, 77, 78, 84: Christian Ludwig Röder, Enckes Nachfolger, gestorben am 15. Oktober 1784.

I. F. H. 1785, 86, F. H. 1787, 89, 91, 93, 94, 96, 98, 1800, 02: Jakob Friedrich Heerwagen, Röders Nachfolger.

*) Vergl. über ihn meine Aufsätze im „Numismatischen Anzeiger" von 1897, Nr. 1 und im „Hessenland" von 1897, Nr. 3.

2. Stempelschneider.

Die Namen der Stempelschneider finden sich auf älteren Geldstücken nicht vor, häufiger auf Medaillen. Manche Prägungen sind übrigens als medaillenartige Geldstücke zu bezeichnen, so z. B. die Begräbnisthaler und kleineren Stücke, die 1711 Landgraf Karl auf den Tod seiner Gemahlin Marie Amalie prägen ließ. Sie nennen als Verfertiger teils E. Pomponius Köhler, teils Isaak Le Clerc. Wir kennen aus Karls Zeit übrigens drei treffliche Stempelschneider des Namens Le Clerc: David um 1699, Gabriel, graveur de la cour um 1700, und Isaak, bis 1746 Hofmedailleur. David und Gabriel waren wohl Brüder, Isaak ein Sohn des ersteren. Über die Nachfolger ist folgendes zu berichten:

S 1751, 54, 63: Georg Ludwig Schepp, später in hessisch-hanauischen Diensten (s. u.).

KOR. 1765, K. 1766: Johann Konrad Körner, Münzgraveur 1765—72 und 1775 (76?)—83. Sein erstes Werk ist der Thaler mit dem abwärts gerichteten einen Wappenhalter (Löwen), was eine Anspielung auf die damaligen gespannten Verhältnisse zwischen den Höfen zu Kassel und Hanau sein sollte. Auch hat er die bekannten Miniaturmünzen verfertigt. Sehr geschmackvoll kann man übrigens seine Arbeiten nicht nennen.

K. 1789—91, 96, 97: Johann Friedrich Körner, Sohn und Nachfolger des Vorigen, Münzgraveur 1784—1803.

K. 1813, 14: Wilhelm Körner, Sohn und Nachfolger des Vorigen, Münzgraveur 1804—33. Sein Gehilfe war sein gleichnamiger Sohn, der auch 1834 sein Nachfolger wurde und zu Kassel am 11. Juli 1864 starb.

C.P. 1851—56, 58—62, 64, 65, C. PFEUFFER 1851, 54, 55: Carl Pfeuffer, königlich preußischer Hofmedailleur zu Berlin, gestorben daselbst 23./24. Dezember 1861. Von ihm stammen die vortrefflichen Kopfbilder des letzten Kurfürsten auf seinen Geprägen zu 2 Thalern, 1 Thaler, 5 Sgr. und $2^1/_2$ Sgr.

Graveurnamen auf Münzen von Hanau:

D. 1763, 64: Charlotte Rebekka Damiset geb. Schild, Stempelschneiderin der Landgräfin Maria.

S 1765—71: Georg Ludwig Schepp, der bisherige Stempelschneider zu Kassel (s. o.).

H 1774, 75, 77, 78, 84—87, 89, 91, 93, 94, 96, 98, 1800, 02: Karl Ludwig Holtzemer, Münzgraveur 1774—1820, ein bedeutender Künstler, dessen Arbeiten sich durch Geschmack, Reinheit und Zierlichkeit auszeichnen. Seine und seines Vorgängers Schepp Stempel gehören zu den schönsten Werken der Stempelschneidekunst.

(Schluß folgt.)

Kurt Nuhn †.

Graue Wolkenschleier schleifen über das Schwalmthal, staubfeiner Regen rieselt hernieder, schwere Tropfen hängen wie Thränen an den zur Erde gebeugten Waldschmielen . . . . . ich befand mich auf dem Wege nach Riebelsdorf, um über Kurt Nuhn, den langjährigen Mitarbeiter des „Hessenland“, der so plötzlich aus dem Leben geschieden, einiges in Erfahrung zu bringen. Nun stand ich endlich vor dem mittelgroßen, schmucken Bauernhause, in dem des Schwalmthals erster Sänger, Johann Kurt Nuhn, am 28. September 1848 geboren wurde. In der Wohnstube am Ehrenplatz hängt seine Photographie. Ein schöner Mann! Lange sinnend in tiefer Wehmut haftet mein Auge auf den angenehmen, offenen Gesichtszügen, die ganze äußere Erscheinung des Verstorbenen tritt mir lebhaft vor die Seele, diese Spielart des Schwälmer Stammes mit gedrungenem Körper, bräunlicher Hautfarbe, tiefschwarzem Haare und blitzenden Augen, während mir seine Schwester, bitter weinend, von „ihm“ erzählt. Kurt Nuhn, der Sohn braver Schwälmer Bauersleute, besuchte nacheinander die Dorfschule in Riebelsdorf, die Präparande und das Seminar in Schlüchtern. In Willershausen (Kreis Eschwege) war er von 1868 ab sechs, in Wommen fünf und in Kesselstadt bei Hanau vom 1. Oktober 1879 an nahezu 23 Jahre als Lehrer thätig. In allen diesen Orten hat er sich die Liebe und Verehrung seiner Mitmenschen in hohem Maße zu erwerben verstanden, wie dies auch in dem schier unendlichen Leichenzuge bei seiner Beerdigung zum Ausdruck kam. Ein anregender Erzähler und heiterer Gesellschafter, ließ er sich doch bei aller seiner Liebenswürdigkeit nicht gerade „unter die Bank stecken“, sondern verstand seine Überzeugung auch gegen Höherstehende als echter „eckköpfiger“ Sohn der Schwalm frei heraus zu verfechten. Dabei war er der beste Gatte und liebevollste Vater.

Seine Mußestunden füllten schriftstellerische und dichterische Arbeiten aus. Er nimmt durch dieselben einen, wenn auch bescheidenen, so doch ehrenvollen Platz in den Litteraturbestrebungen unseres Hessenlandes ein. Kurt Nuhn hat sich in hochdeutscher Sprache, in der Schwälmer Mundart und als Märchendichter versucht. Die Kinder seiner Muse

sind auf den lyrischen Grundton gestimmt, dabei verleugnen sie sämtlich, besonders auch seine Märchen, niemals die schwälmer Abkunft ihres Erzeugers. Echte Heimatluft umweht sie alle. Den hochdeutschen Gedichten, obwohl auch sie nicht ohne besondere Schönheiten sind, fehlt jedoch oftmals, so weit sie mir bekannt sind, der poetische Schwung und der eigengeprägte, packende Ausdruck. — Ein schönes Verdienst hat sich Kurt Nuhn durch seine Gedichte in Schwälmer Mundart erworben. Mit Ausnahme der Erzeugnisse „reimelnder“ Spinnstubenburschen war dort nach einem kurzen Anlaufe (v. Lüder, Kirmeslied) die Poesie in der Öffentlichkeit verstummt. Es ist Kurt Nuhn zu verdanken, daß auch diese Mundart ihr Stimmlein im Konzerte ihrer Schwestern wieder erhebt. Gern hat ihm die Redaktion des „Hessenland“ für diese Bestrebungen die Spalten geöffnet. Bei der Beurteilung ist es von Wichtigkeit, ganz besonders in Rechnung zu ziehen, daß Kurt Nuhn die Mundart erst „litteraturfähig“ *) machen mußte. Gewisse Konzessionen dem Leser gegenüber waren dabei ziemlich unausbleiblich, mancher wenig salonfähige, aber bezeichnende Ausdruck, manche etwas possenmäßige, aber plastische Redewendung mußten auf Kosten des Lokalkolorits unterdrückt werden. Wenn dadurch die Dichtungen Kurt Nuhns in Schwälmer Mundart etwas zu hochdeutsch gedacht erscheinen, auch die Sprache im strengen Sinne des Dialekts nicht immer ganz einwandfrei ist, einen gewissen intimen Reiz werden sie für den nie verlieren, der den „lyrischen“, volksliedartigen Humor derselben zu genießen versteht. — Die „Neuen Märchen“ von Kurt Nuhn (1. Aufl. 1895 bei Kittsteiner, Hanau-Kesselstadt) sind bis jetzt mit Unrecht noch ziemlich unbeachtet geblieben, obwohl sie sich, kleinere Mängel abgerechnet, die eine 2. Auflage (in Vorbereitung) beseitigt hätte, den besten Erzeugnissen dieser Gattung würdig an die Seite reihen. Märchenfiguren wie „Goldelse“, „Hans“, „Heida“, „Wiedu“ bleiben es wert, in der Phantasie unserer Jugend, zumal unserer hessischen eine Rolle zu spielen. Märchen wie „Kornmutter“ sagen auch Erwachsenen etwas. Für mich war es, besonders im gegenwärtigen Augenblicke, rührend zu lesen, wie Kurt Nuhn in liebender Anhänglichkeit die Verhältnisse seines Heimatsdörfchens verwertet hat. Den „Falterswald“, die „Sandlöcher“, (auch „Born-Hilde“, „Egwald“, „Schreck“) braucht man nicht weit von demselben zu suchen. Volksausdrücke, humoristische Wendungen sind meistens Blumen des Schwalmthals. Kurt Nuhns „Neue Märchen“ sind ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes.

*) Siehe Dr. W. Schoofs „Studien zu einer hessischen Litteraturgeschichte“.

Nun hat sich der Dichter ins „stille Land“ zurückgezogen, in einem Anfalle seelischer Depression, gesteigert zum Irrsinn, infolge entsetzlicher Krankheit (Magenkrebs), hat er sich den Eingang in dasselbe — erzwungen. Diese Thatsache der Unverantwortlichkeit für die Handlung schließt alle müßigen Fragen und Erörterungen über das tiefbeklagenswerte Ereignis aus . . . . . . Wir aber legen schweren Herzens dieses Eichenblatt bescheidenen Ruhmes als Dankeszoll auf die eben geschlossene Gruft unseres treuen Mitarbeiters: Schlummere sanft, Du des Schwalmthals erster Sänger! **Schwalm.**

Marieche im äschte Exame.

(Schwälmer Mundart.)

Ins [1]) ahler Parr, in liewer Mann
Ö gürer Nochber noch dozü,
Göw [2]) dämm Marieche dann ö wann,
Vos Ken so rächt gärn namme düh [3]):
Vos Güres [4]) göw hä stets züm Ässe.
Dos höt Marieche net vergässe.

Es schloß en [5]) i dos Häzche i.
Hä wör seng alles. „Onkel Parr,“
So hüß's [6]) dä Nowed [7]), hüß es frieh.
Hä küff [8]) em Bobbe ö ee Knarr.
Vos Wonger, däß die Zwee vertrauwlich!
Dä Ällern wör dos liew, erbauwlich. —

Marieche gong nü i die Schül.
Dos äscht' Exame köm herrbei.
Dr Lehrer saß off'm Orgelstühl,
Dr Parrer i dr Sakristei.
Äs die Gemee hott off ze senge,
Zür Prieseng [9]) gongs verm Altör enge.

Dr Parrer hüll [10]) dos Biwelbüch
I senger Hahnd rächt hoch ö säht:
„Em heei detz Büch bekemmert üch
Ö hahlt, bos dren stet! Da verkläht
Üch nimmer dos Gewesse. Vergässe
Wedd Gött üch nett ö net verlässe.

Bie heeßt dos Büch? — Marieche, Dü,
Dü weeßt dos doch?“ — Marieche soh
Vo enge roff dämm Parrer zü,
Ö bei dr Frohj [11]) do gücksen [12]) o
Ö höt sich domet räusgeresse:
„Härr Parr, dos müßt ehr besser wesse!“ [13])

Kurt Nuhn †.

[1]) Unser; [2]) gab; [3]) Was Kinder so recht gern nehmen thun; [4]) Gutes; [5]) ihn; [6]) hieß es; [7]) Abend; [8]) kaufte; [9]) Prüfung; [10]) hielt; [11]) Frage; [12]) guckte es ihn an; [13]) Und hat sich damit herausgerissen: Herr Pfarrer, das müsset Ihr besser wissen!

An der Werra.

Novellette von M. von Ekensteen.

„Nun sage, alter Kamerad, warum hast Du eigentlich nicht geheiratet?“ fragte Professor Detert den Schloßbibliothekar Wilhelm Herbrich, nachdem sie sich eine kleine Weile schweigend gegenüber gesessen hatten, einzig dem wichtigen Geschäft hingegeben, den Rauchringeln ihrer Zigarren nachzublicken.

Sie saßen auf der breiten Veranda von Schloß Jessilkowa in der Ukraine, einem alten Herrschaftssitz, wo der Bibliothekar die Rolle des Herrn und Gebieters spielte.

Eintönig tropfte der Regen auf die breiten, weißen Treppenstufen, die vom Garten empor führten; zuweilen, wenn der Frühherbstwind durch die Baumkronen fuhr, troff es dichter aus den Blättern und Zweigen auf den feinen Kies der Wege, daß es wie Platzregen rauschte. Sonst war es feierlich still ringsum; Reseden und Heliotrop dufteten von den Beeten herauf und die dunkelsternigen Clematis rankten vom Glasdach der Veranda bis auf das Tischchen nieder, das zwischen den beiden Männern stand.

Der Bibliothekar hatte anscheinend seinen Gegner im Schachspiel „matt“ gemacht; darauf deuteten die Figuren hin; der Kampf auf dem Brett mochte kein leichter gewesen sein, denn über beiden lag ein Zug von Abgespanntheit.

„Geheiratet? — Wo, in Gottes Namen, hätte ich die Zeit dazu hernehmen sollen?“

„Hm, Zeit? . . . Hast Du Dir keine Ferienzeit ausbedungen?“

„Aber natürlich! Jedes Jahr zwei volle Monate.“

„Und bist schon zwölf Jahre hier in Deiner beneidenswert unabhängigen Stellung, — macht genau zwei Jahre Ferien!“

„Ja, ja!“

„Was hast Du denn damit angefangen?“

„Ich erzählte Dir doch schon: 1888 Studium halber in Griechenland, 89 in Norwegen, 90 in Spanien, 91 . . . . “

„Aha! Die ganze Welt bereist, um die Kenntnisse zu vermehren, aber in all der Zeit keine Frau gefunden!“

„Keine gesucht, wäre richtiger! Ich kam wirklich nicht dazu. Übrigens, — bist Du sehr glücklich, sehr befriedigt als Ehemann?“

„Ja! — Jedes Wort mehr erschiene mir banal.“

„Hm!“

Nun war es wieder still; man hörte nichts als die leise fallenden Tropfen. Nach einer Weile sagte der Professor lachend:

„Du bist in den langen Jahren, seit wir uns nicht sahen, doch ganz der Alte geblieben! Verträumt, verloren in Büchern, vergraben in Studium! Herrgott, Mensch, wer wird denn das Leben über der Wissenschaft vergessen? Und sage nur, hat es Dich nie mit Sehnsucht gepackt nach der Heimat, nach unserem Ringgau und den kleinen Dörfchen, wo unsere Wiegen standen?“

Wie ein Vorwurf klang es durch die Fragen; Wilhelm Herbrich lächelte sanft wie ein Kind und fuhr sich mit der schmalen, weißen Hand durch das wirre, buschige Haar:

„Das habe ich mir verspart, gleichsam als Dessert! Wenn Du mich auch nicht aufgesucht, und wie ein Mahner von Heimat und Vergangenheit gesprochen hättest, meine nächste Reise hätte dem geliebten Hessenlande gegolten! Denke nur nicht, ich hätte es je vergessen gehabt. Als ich zum ersten Male trunkenen Auges die Akropolis sah, da kam es ganz unvermittelt über mich, daß ich schon einmal im Leben so ergriffen gewesen war; weißt Du es noch, es war damals nach der fröhlichen Marburger Zeit, als wir hoch oben vom Ludwigstein über das Werrathal hinsahen? — Kein Atom von Analogie, nur das tiefgehende Empfinden der Schönheit dort wie hier! Und wieder, als ich staunend und ergriffen in der Alhambra stand und die Düfte der Rosen mich schwül umwogten, da schwebten mir plötzlich die malerischen Thalränder der Heimat, mit ihrem Ruinenschmuck vor, ich sah im Geiste die Kurve von Lindewerra mit der Teufelskanzel, und der kleine Heimatort stand vor mir, mit jedem Hause, jeder Gasse! Aber siehst Du, ich frage mich oft bange, wird es die liebe, alte Heimat noch sein, wird die prosaische Neuzeit nicht allen Zauber von ihr abgestreift haben?“

Fast traurig war seine Rede ausgeklungen; Professor Detert stand auf, legte die Hände auf des Freundes Schultern und sagte:

„Grübler! — Noch fließt die Werra wie ein lustiges Kind zwischen den burggeschmückten Höhen dahin, noch grünt und blüht es auf dem Meißner, und in stets erneuter Herrlichkeit grüßt uns der hessische Wald.“

„Du mißverstehst mich wohl mit Absicht, Freund?“ unterbrach ihn Herbrich; aber unbeirrt mit großen Schritten die Veranda durchmessend, fuhr lachend Detert fort:

„Noch immer, Monsieur, schreiten im Schwalmgrund die kräftigen Dirnen in Mieder und kurzem

Faltenrock durch das Wiesenland und die Augen blitzen unter dem kleidsamen Käppchen . . . ."

„Auch das meinte ich nicht!"

„Nun denn, was sollte anders geworden sein, Herr Bibliothekar?"

„Das Milieu, die intime Stimmung, Freund! Weißt Du es noch, wie unsere Mütter spannen und uns dabei Märchen erzählten, wie die Väter im Flaus zur Schenke gingen, den selbstgebauten Tabak aus kurzen Pfeifen rauchend? — — Heute stehen wohl die Spinnräder mit bunten Bändern geschmückt als Zierde in den Boudoirs und die gemütliche Pfeife ist für die Öffentlichkeit in Acht und Bann erklärt! Meine Heimat wird mich aus fremden Augen anschauen, und ich werde sie nicht wieder erkennen."

„Lieber Herbrich, Dein einsames Leben hier in der Weltabgeschiedenheit hat wohl Deinen Geist und Dein Wissen zu stolzer Höhe getragen, aber dadurch blieb ein anderes in Dir zurück! Kann Dich der Fortschritt verdrießen, der doch das Schönste im Kulturleben ist? Na, warte nur! Wenn Du auf Deiner Heimatwanderung nach Kassel kommst und uns in unserem Heim aufsuchst, dann soll meine Dora Dich ein wenig modernisieren! Ich denke, Du wirst Dich mit ihrem Luxusspinnrade aussöhnen, und in meiner Studierstube sollst Du hessisches Kraut rauchen aus langen Pfeifen, die noch aus der feuchtfröhlichen Zeit alter Burschenherrlichkeit stammen!"

„Rückständig erscheine ich Dir, weil ich mich nach der Poesie entschwundener Tage sehne, weil ich mir noch Sinn für die blaue Blume der Romantik bewahrte?!"

„Laß gut sein, ich wollte Dich ja nicht kränken; aber es ist gut, daß Du deine Studienreisen beendet hast und Dich nun wieder etwas dem Alltag zuwenden willst! Alter Knabe, heiraten mußt Du; — — ich spreche nicht etwa pro domo, habe weder Schwester noch Schwägerin, — — aber — soll bei Deinen Anlagen Dein Alter nicht trostlos werden, mußt Du Dir eine liebende Seele küren!"

„Eine liebende Seele mit modernen Allüren, die die meine nicht versteht und begreift! Lasse Deine Überredungskünste, alter ego! — — Spielen wir noch eine Partie?"

„Aha! Du lenkst ab, — — und großmütig willst Du mir Gelegenheit geben zur Revanche? — Es sei! Paß auf, ich setze Dich matt!"

Langsam tropfte der Regen; leise schlich die Dämmerung heran; zweimal schon hatte Detert „gardez" und einmal „Schach" gesagt; jetzt setzte er den Springer vor und rief lachend: „Matt!"

Herbrich stützte den Kopf in die Hand und sagte:

„Du hast mich wirr gemacht mit Deinen Heimatklängen!"

Dann nach einer kleinen Pause: „Es dämmert; wollen wir ins Rauchzimmer, gemütlich ein Pfeifchen rauchen und von der Marburger Zeit reden? Sie ist nun einmal heraufbeschworen!"

„Topp, es sei!"

Arm in Arm gingen sie durch die hohe, eisenbeschlagene Thüre in das Innere des Schlosses. Detert behäbig und breitschultrig, Herbrich überschlank, die hohe Stirn vorzeitig gefurcht.

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Aus den Erinnerungen eines kurhessischen Garde du Corps. Es war im Mai des Jahres 1860, als wie gewöhnlich die kurhessischen Truppen zum Frühjahrsexerzieren auf dem großen Forste ausrückten. Dorthin kam, namentlich bei gutem Wetter, auch häufig der Kurfürst und verfolgte mit vielem Interesse die Bewegungen der Truppen, besonders aber hielt er sich sehr gern in der Nähe der Garde du Corps auf. Eines Morgens stürzte bei Ausführung einer Attacke der Rekrut Ackermann, ein herkulisch gebauter Mann, mit seinem Pferde, und kam so unglücklich zu liegen, daß das Pferd beim Ausschlagen mit den Hinterbeinen ihm den Helm total zerschlug und befürchtet werden mußte, es werde auch den Kopf des Gestürzten treffen. Glücklicherweise war dieses nicht der Fall, denn als A. unter dem Pferd hervorgezogen war und auch dieses wieder auf den Beinen stand, schwang er sich behend in den Sattel, zog seinen Pallasch aus der Scheide und führte die Attacke hinter seinen Kameraden her allein aus. Der Kurfürst war von Anfang bis zu Ende Zeuge dieses Unfalles gewesen. Am anderen Morgen blies der Trompeter zu einer ungewöhnlichen Zeit zum Appell, und als wir antraten gewahrten wir die sämtlichen Offiziere der Eskadron und auch den Divisions-Kommandeur. Nachdem die Mannschaften verlesen, mußte A. vortreten, und der Kommandeur sprach: „Se. Königl. Hoheit der Kurfürst haben sich über Ihre gestern an den Tag gelegte Herzhaftigkeit sehr gefreut und spenden Ihnen hiermit ein Geschenk von 50 Friedrichsdor."

Im Herbstmanöver des Jahres 1862, bei Frommershausen, wurde dem Kurfürsten gemeldet,

daß einem Soldaten des 1. Infanterie-Regiments der Ärmel seines Waffenrockes durch einen fortgeschossenen Ladestock zerrissen sei, ohne wunderbarer Weise den Mann irgendwie zu verletzen. Der Kurfürst ritt an uns vorüber auf einen Trupp außer Dienst gestellter Tambouren und Hornisten verschiedener Regimenter zu und rief diesen das Kommando „Achtung blasen" entgegen, was aber, weil der Kurfürst meist undeutlich sprach, nicht verstanden wurde. Der Kurfürst befahl es zum zweitenmale, und alsbald sprang ein Hornist des 2. Infanterie-Regiments vor und blies das befohlene Signal so rein und tadellos, daß der Kurfürst in seiner Freude hierüber einem seiner Flügeladjutanten befahl, dem Hornisten einen Louisdor zu behändigen. Den durch den Ladestockschuß getroffenen Soldaten ließ er ebenfalls in reichlichem Maße für seinen Schrecken entschädigen.

Bei seinen Ausritten zu den Truppenübungen trug der Kurfürst mit Vorliebe die Uniform der Garde du Corps. Der gelbe Messinghelm wurde gewöhnlich von einem auf Palaiswache befindlichen Garde du Corps geputzt, wofür dieser 20 Sgr. erhielt. Im Exerziermonat wurde jedoch keine Garde du Corps-Wache gestellt und mußte der Helm von einem der Lakaien, welche meist von der Infanterie (Garde) genommen wurden und mit dem Messinghelm nicht umzugehen verstanden, geputzt werden. Das mangelhafte Reinigen des Helmes trat bei nebeliger Witterung so recht hervor, und an einem solchen Tage kam der Kurfürst vor unsere Front geritten — wir waren gerade abgesessen und ruhten —, saß auch ab und ging auf Oberstleutnant v. Cornberg zu. Nach der üblichen Begrüßung sagte der Kurfürst zu C.: „Cornberg haben aber Helm schlecht geputzt", und schlagfertig erwiderte v. C.: „Aber Königl. Hoheit haben noch schlechter geputzt." Der Kurfürst, welcher diese Bemerkung gut gelaunt aufnahm, griff nach seinem Helm, nahm ihn vom Kopf, besah ihn und sagte: „Wahrhaftig, Cornberg hat Recht."

Von der freigebigen Gutherzigkeit des Kurfürsten, welcher oben Erwähnung geschah, ist vielleicht dem einen oder dem andern meiner ehemaligen Kameraden noch mancher ähnliche Zug im Gedächtnis geblieben.

C. G.

Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen als Ehestifter. Der letzte Kurfürst von Hessen besaß, wie wohl allgemein bekannt, einen großen Schönheitssinn, infolgedessen er darauf hielt, daß sich auch in seiner Dienerschaft ausnehmend hübsche und wohlgestaltete Personen befanden.

Lottchen, so wollen wir eine von den im Schloß beschäftigten Schönen nennen, war ein junges, liebes, pflichtgetreues Mädchen, das besonders gern von einem der kurfürstlichen Dienstangestellten gesehen wurde, und es währte nicht lange, so fand eine feierliche Verlobung der Beiden statt. Doch eine Schönheit ist nie so, daß sie von keiner anderen übertroffen werden könnte, und so kam es auch hier, daß der junge Bräutigam in seiner Treue irre wurde und seine Blicke anderweit umherschweifen ließ. Anfangs wurde das von Lottchen für eine Laune des Verliebten gehalten und im Scherz aufgenommen, doch als sich die Blicke seiner blauen Augen immer seltener in ihre braunen senkten und die Liebesschwüre immer lauer wurden, da war es Zeit, den Worten ihrer Freunde, die die harmlose Seele für pure Verläumdung gehalten, zu glauben, und nun trat an Stelle des Glückes bitterer Kummer, der bald die rosigen Bäckchen erblassen ließ und die Augen mit Thränen füllte.

Daß die Ursache ihrer Thränen dem anderen Personal nicht verschwiegen blieb, dafür sorgte schon das Interesse an einer ernsten Liebesgeschichte. So kam auch dieselbe an einen der Kammerdiener des Kurfürsten, dem das betrogene Mädchen, das er lange kannte, sehr leid that, und der nun ernstlich darüber nachsann, auf welche Weise da Abhülfe geschaffen werden könnte. Daß das bald geschehen mußte, sah er ein, und nun beschloß er, vorerst den wankelmütigen Verehrer Lottchens ins Gebet zu nehmen. Ganz hold war er ihm schon lange nicht, und da war es wohl natürlich, daß der Kammerdiener, statt Frieden zu stiften, nur Ärger und Unliebsamkeiten erntete, und statt Lottchen zu nützen und ihr den halb Verlorenen zu retten, ihn nur mehr verbitterte.

Es war eine wahre Gewitter-Atmosphäre. Lottchen schluchzte herzbrechend, wo sie nur irgend sich allein glaubte; der Abtrünnige grollte und der Kammerdiener sann und grübelte, was da zu machen sei, ballte die Hände vor Ärger in der Tasche und zog die Augenbrauen zusammen, sodaß er selbst wie eine richtige Gewitterwolke aussah. Und so war es kein Wunder, daß dieses Wesen selbst dem Kurfürsten auffiel und er den Grund zu des Kammerdieners veränderter Miene zu wissen verlangte.

Von selbst würde dieser nun nicht zu reden gewagt haben, doch geantwortet mußte werden und zwar wahrheitsgemäß! Und was war das Resultat? — Der Kammerdiener war sehr befriedigt. Seine Königliche Hoheit hatten geantwortet: „Verstehe, verstehe, braves Mädchen, soll ihn haben, den Bräutigam! Wohl nur auf Konsens gewartet?"

Und der Konsens! Richtig, einige Tage danach wurde der Ungetreue zum Kurfürsten befohlen, der ihm das wichtige verhängnisvolle Schreiben feierlich überreichen ließ. Wenn auch erst der so Überraschte zu dem ernsten Spiel gute Miene machen mußte,

so kam doch nach dem Entladen des Gewitters wieder Frieden und Ruhe in die Situation.

Die Zeit aber hat gezeigt, daß diese Ehestiftung dem hohen Herrn zur Ehre gereicht hatte, denn Lottchen ist durch die Heirat nicht allein glücklich geworden, sondern hat es auch verstanden, ihren Mann glücklich zu machen. Ob sie je gehört, wem sie das zu verdanken hatte?

Agathe Koppen.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 5. August fand in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel eine außerordentliche Generalversammlung des Hessischen Geschichtsvereins statt, in welcher der seitherige Vorstand durch Akklamation, vorbehaltlich der Genehmigung der Jahresversammlung, wiedergewählt wurde.

Am 30. Juli hielt der Hessische Geschichtsverein in Marburg seine Sommersitzung ab. Nachdem die Rechnungen geprüft und richtig befunden waren, wurden als Vorstandsmitglieder gewählt Geh. Archivrat Dr. Könnecke als Vorsitzender, Landgerichtsrat a. D. Gleim als dessen Stellvertreter, Bezirkskonservator Professor Dr. von Drach als Konservator der Vereinssammlung, die Professoren Dr. Schröder und Dr. Wenck als Mitglieder des Redaktionsausschusses. Der Vorsitzende sprach sein lebhaftes Bedauern über den Weggang des Herrn Professor Schröder aus. Auch der Verein erleide dadurch einen schweren Verlust, doch sei es gelungen, die wissenschaftliche Kraft des Scheidenden wenigstens für die Redaktion der Vereinszeitschrift zu erhalten. Sodann hielt Herr Professor Dr. von Drach einen Vortrag über gotische hessische Holzbauten, bei welchem hauptsächlich das unlängst in Marburg abgebrochene Schippelsche Haus in Betracht gezogen und dabei auch die Frage berührt wurde, ob dasselbe der Familie „zum Schwan“ gehört habe. Außer an diesem Gebäude wurden unter Vorlegung von zahlreichen Rissen und Photographien der hessische Holzbau noch an anderen Häusern aus Marburg, Hersfeld, Frankenberg, Gelnhausen und Fritzlar erläutert, wobei die von Herrn Architekten August Dauber in Marburg hergestellten trefflichen Zeichnungen die Zuhörer völlig mit den alten Einrichtungen vertraut machten. Dem Vortragenden sowohl wie Herrn Dauber wurde der Dank des Vereins ausgesprochen.

Geologische Gesellschaft. In Kassel hielt vom 10. bis zum 13. August die Deutsche Geologische Gesellschaft ihre 47. Versammlung ab, an welcher eine große Anzahl der bedeutendsten Gelehrten teilnahm. Schon vor der Kasseler Tagung hatten die Vereinsmitglieder von Eichenberg aus eine dreitägige Exkursion über den Meißner nach der unteren Werra vorgenommen und die dortige Gebirgsformation &c. besichtigt. Von Kassel aus wurden wissenschaftliche Touren durch den Habichtswald und den Kellerwald unternommen. Neben der ernsten wissenschaftlichen Arbeit kam aber auch der Humor zu seinem Recht. Dieser trat besonders in einer Anzahl Lieder zu Tage, die zum Festmahl am 13. August von dem Verein für Naturkunde und dem Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung gewidmet worden sind. Eines derselben können wir uns nicht versagen, unseren Lesern mitzuteilen. Es lautet:

Wo wir tagen.

Exkursierend im Hessenland
Mühsam geht's durch Kalk und Sand;
Mächtig pustet die Lunge,
Und vom fleißigen, eil'gen Lauf,
Querfeldein, bergab, bergauf,
Durstig lechzet die Zunge.

Glauben wir uns auf Muschelkalk,
Gleich der geolog'sche Schalk
Auf den Sand uns setzet.
Miocänkalk gleich darauf
Durch der Petrefakten Hauf'
Unsere Herzen ergetzet.

Wellenkalk zur Linken streicht,
Rechts hat gleiches Niveau erreicht
Bunten Sandsteins Schichtung,
Und im Nu von ungefähr
Steh'n wir wied'rum auf Tertiär,
Streichend in gleicher Richtung.

Wo die Schichten fall'n gen Süd',
Klettern den Berg hinauf wir müd';
Plötzlich nach Norden sie fallen.
Und so gehet denn hin und her
Streichen und Fallen, die Kreuz, die Quer,
Wo wir wandern und wallen.

Sehet, im schönen Habichtswald
Auf Basalt wir wandern bald,
Bald auf Sandsteinplatten.
Bald vulkanischer Tuff steht an,
Muschelkalk, Oligocänsand dann,
Unsern Geist zu ermatten.

Doch, nun halten wir klüglich Rast
Nach der Wander- und Sitzungslast,
Unsere Leiber pflegend.
Und bei dem Mahle meinen wir:
's ist doch, wo wir tagen hier,
Eine verworfene Gegend.

F. F. H.

Karl Justi. Am 2. August feierte in Bonn der bedeutende Kunstgelehrte Professor Karl Justi

seinen 70. Geburtstag. In Marburg geboren, studierte er daselbst Philosophie und Theologie, ward 1860 Privatdozent und 1867 Professor an der Universität seiner Vaterstadt. Nachdem er 1871 nach Kiel übergesiedelt war, nahm er zwei Jahre später einen Ruf nach Bonn an, wo er Archäologie und Kunstgeschichte lehrt. Seine bedeutendsten Werke auf dem Gebiete der Kunstgeschichte sind „Winckelmann" (1866—72), „Velasquez" (1888) und „Michel Angelo" (1900), außerdem gab er heraus: „Dante und die göttliche Komödie" (1862) und „Die Verklärung Christi, Gemälde Raphaels", (1870). Möge der Litteratur noch manches Werk aus der Feder unseres berühmten hessischen Landsmannes geschenkt werden.

Louis Katzenstein. Am 27. August begeht der Kunstmaler Louis Katzenstein in Kassel seinen 80. Geburtstag. Am genannten Tage des Jahres 1822 (Jakob Hoffmeister in dem „Kasseler Kinder" überschriebenen Anhang zur „Geschichte der Stadt Kassel" giebt irrtümlich 1824 als Geburtsjahr an) in der Haupt- und Residenzstadt des Kurfürstentums Hessen geboren, wurde er nach dem Besuch von Privatschulen für den Kaufmannsstand bestimmt, sein ganzes Wesen aber trieb ihn dazu, sich der Kunst zu widmen, und er setzte es durch, die Kasseler Malerakademie zu besuchen, wo er unter Leitung des Professors Friedrich Müller 1845 seine Studien begann. Während dieser Zeit wurden in Kassel mehrere, allenthalben das größte Aufsehen erregende Bilder der belgischen Maler Gallait und Biéfve ausgestellt und diese wirkten dergestalt auf den leicht empfänglichen Kunstjünger, daß er, gleich vielen andern deutschen Malern, nach Paris ging, um in Leon Doignets Atelier sich weiter auszubilden. 1847 wandte er sich sodann nach Rom, wo er, angeregt von dem dortigen malerischen Volksleben, sich ganz der Genremalerei widmen wollte. Nach Kassel zurückgekehrt, hielt es aber den nunmehr in seiner vollen Schaffenskraft stehenden Künstler nicht für immer in den engen Grenzen seiner Heimat, denn Mitte der fünfziger Jahre trat er eine Reise nach Portugal an, um dieses interessante Land von der künstlerischen Seite eingehend kennen zu lernen. Wie er in Lissabon Eingang bei Hofe fand und den Regenten Don Ferdinand malte, hat Louis Katzenstein im „Hessenland", zu dessen langjährigen, geschätzten Mitarbeitern er zählt, unlängst selbst geschildert. Dieser ersten Reise nach Portugal folgten aber noch weitere Besuche im alten Lusitanien. Von dem Prinz-Regenten wurde der Künstler mit dem Santiago-Orden dekoriert. In den sechziger Jahren gründete Louis Katzenstein sich in Kassel einen Hausstand und fuhr in rüstiger Thätigkeit fort Bilder aus dem Leben Dürers, Rubens', van Dyks, Mozarts zu schaffen. Sodann wandte er sich mit besonderer Liebe der Geschichte seines hessischen Vaterlandes zu, die er in einer Reihe von Kompositionen illustrierte, die zunächst für die Photographie bestimmt waren. Die Originale der Bilder befinden sich in der ständischen Landesbibliothek und in der Murhardschen Bibliothek zu Kassel, denen sie der Künstler überwiesen hat. Im Jahre 1873 machte er sich im Verein mit den Kunstmalern Handwerk und Professor Stiegel um die Entstehung des Kunsthauses hoch verdient, da er mit allen Kräften dafür eintrat, der Kasseler Kunst ein Heim zu gründen. So hat Louis Katzenstein seit beinahe sechzig Jahren in Kassel unermüdlich als Maler und Schriftsteller gewirkt, denn auch manchen feinsinnigen Aufsatz über Malerei und Litteratur — in der letzteren bevorzugte er besonders Dickens — verdanken ihm Kasseler wie auswärtige Blätter. Noch immer ist der nunmehr Achtzigjährige sowohl an der Staffelei wie am Schreibtisch thätig und zeigt, wie stete Arbeitslust den Menschen jung zu erhalten vermag. Möge ihm dies noch manches Jahr zu bethätigen vergönnt sein!

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor Dr. Friedrich Vogt zu Breslau ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Fakultät der Universität zu Marburg versetzt worden. — Professor Oetker in Marburg nahm einen Ruf nach Würzburg an. — Professor Dr. Heimberger in Straßburg, der vor kurzem zum ordentlichen Professor an der juristischen Fakultät in Münster i. W. ernannt worden ist, wurde als Vertreter des Strafrechts an Professor Belings Stelle an die Universität Gießen berufen.

Jubiläum. Am 9. und 10. August wurde in Gelnhausen das 25jährige Amtsjubiläum des Bürgermeisters Georg Schöffer festlich begangen. Derselbe hat während seiner Amtsführung sich um die Hebung des dortigen Gemeinwesens vielfach verdient gemacht und sich allgemeine Anerkennung erworben. Er war Mitbegründer des hessischen Städtetags und zählt zu dessen Vorstandsmitgliedern, auch gehört er dem Kommunallandtag, sowie dem Provinzial- und dem Bezirksausschuß an.

Aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags des letzten Kurfürsten ist soeben im Verlag der Vietorschen Hofbuchhandlung in Kassel „Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und seiner Regierungszeit von C. R. Grebe" (broch. 2 Mark,

in Leinen geb. 3 Mark) erschienen. Eine Besprechung des Werkes wird in einer der nächsten Nummern erfolgen.

Das in der vorliegenden Nummer des „Hessenland“ enthaltene Bild des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I., das ihn in seinen letzten Lebensjahren darstellt, ist die verkleinerte Reproduktion eines vorzüglichen Stahlstichs, der uns von dem Verleger Herrn Wilhelm Hopf in Melsungen zu diesem Zweck bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden ist. Exemplare des Stahlstichs sind von Herrn Hopf zum Preise von je 1,50 Mark zu beziehen.

Hessische Bücherschau.

Urkundenbuch des Klosters Kaufungen in Hessen. Im Auftrage des Historischen Vereines der Diözese Fulda bearbeitet und herausgegeben von Hermann von Roques, Major a. D. II. Band. Kassel (M. Siering in Kommission) 1902.

Mit dem vorliegenden Bande ist nunmehr das Kaufunger Urkundenbuch, das hochverdienstliche Werk unseres Landsmannes Hermann von Roques, vollendet. Mit seinen XIII und 614 Seiten noch umfangreicher als der vor zwei Jahren erschienene erste Band, der 423 Urkunden aus der Zeit von 811—1442 enthielt, umfaßt dieser Band die Zeit von 1472—1578 mit den Urkunden Nr. 424—826, die über das letzte Jahrhundert der Geschichte des alten Klosters Licht verbreiten. Es ist die Zeit der Äbtissinnen Elisabeth von Waldeck 1442—95, Agnes von Anhalt 1495—1504, Elisabeth von Plesse 1504—09 (sie mußte 1509 bei der Reformation des Klosters abdanken, wurde aber nach 10 Jahren auf ihre inständige Bitte und Betheuerung „Eck kan meck nycht toffrede geven, eck mot to Koffungen“ wieder ins Kloster aufgenommen), Anna von der Borch 1509—12, Alfradis von der Borch 1512—34 und Helene Fresecken 1534—65. Gerade dies letzte Säculum der Geschichte des Klosters ist besonders interessant, und die Urkunden enthalten reiches Material für dieselbe wie für die hessische Reformationsgeschichte überhaupt, in der ja die Aufhebung der Klöster unter Philipp dem Großmütigen eine bedeutende Rolle spielte. Während andere Klosterinsassen, wie die Kanonissinnen von Wetter und Eschwege, sich mit den vom Landgrafen gebotenen Abfindungsgeldern zufrieden gaben, erhob die mit mehreren Nonnen ins Paderbornische geflüchtete Kaufunger Äbtissin Alfradis von der Borch Protest, den ihre Nachfolgerin erfolglos erneuerte, trotzdem der Kaiser und das Reichskammergericht sich auf die Seite der Vertriebenen stellten. Die landesherrliche Gewalt behielt die Oberhand und das Kloster blieb in den Händen der hessischen Ritterschaft, der es von Philipp dem Großmütigen übergeben war. Über alle diese Dinge und Verhältnisse gibt das Urkundenbuch neue Aufschlüsse und bietet daneben wieder wie der frühere Band eine Fülle von Interessantem zur Kulturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts, so daß man in jeder Hinsicht diese Bereicherung der historischen Quellenlitteratur für unsere Geschichtsforschung aufs dankbarste begrüßen kann.

Über die Arbeit des Herausgebers, der ja bekanntlich erst in späteren Jahren sich dem historischen Fachstudium zugewandt hat und deshalb bei der Herausgabe der Urkunden Hindernisse überwinden mußte, die dem schulmäßig herangebildeten Historiker gewiß weniger Schwierigkeit geboten haben würden, können wir nur auf das durchweg anerkennende Urteil verweisen, das der verstorbene Redakteur unserer Zeitschrift Dr. Grotefend über den ersten Band des Urkundenbuchs im Jahrgang 1900, S. 309—12 ausgesprochen hat und das wir in jeder Hinsicht bestätigen können. Wir wünschen dem Herausgeber, daß er auch insofern die Frucht seiner mühsamen jahrelangen Arbeit selber pflücken möge, indem es ihm gelinge, nun auch die beabsichtigte Darstellung der Geschichte von Kaufungen zu vollenden, für die er mit seinem Urkundenbuch den Grundstein gelegt hat.

Im Anhange sind außer Nachträgen zu den Urkunden des ersten und zweiten Bandes u. a. m. Notizen über die Grabmäler der Äbtissinnen in der Kaufunger Kirche sowie die aus dem 15. Jahrhundert stammenden Statuta Kouffungensium mitgeteilt.

Schließlich sei noch das umfangreiche, mit großem Fleiße ausgearbeitete Register erwähnt, bei dem wir nur zu bedauern haben, daß es für beide Bände getrennt und nicht als ein einziges Gesamtregister angelegt ist. Die dem Werke beigegebene Übersichtskarte der Besitzungen des Klosters (gezeichnet von Herrn G. Siegel in Lichtenau) umfaßt auch die westfälischen und rheinischen Güter sowie alle im Urkundenbuche erwähnten Orte und dient somit als wesentliches Hülfsmittel zur geographischen Orientierung.

Ph. L.

Chronik von Stadt und Festung Spangenberg. Bearbeitet von Wilh. Siebald, Bürgermeister. Unter Wegfall rein statistischer Zusammenstellungen neu bearb. und hrsg. von Wilhelm Voigt. Marburg (Ehrhardt) [1902].

Die erste weit umfangreichere Ausgabe dieser Schrift erschien im Jahre 1880 (Druck von Bernecker in Melsungen) und verdiente als ein erster Versuch, die Geschichte der alten hessischen Bergfeste kurz darzustellen, entschiedenes Lob. Daß nunmehr nach 20 Jahren sich das Bedürfnis nach einer Neuauflage des Siebaldschen Werkchens gezeigt hat, ist gewiß ein gutes Zeichen. Aber mit der uns vorliegenden Neubearbeitung können wir uns keineswegs einverstanden erklären. Herr Voigt hat die neun Kapitel der ursprünglichen Schrift seines Großvaters zu vier Kapiteln zusammengezogen, von denen eins, der vierte Teil des Ganzen!, nur die Liebenbach-Sage umfaßt, die am allerersten eine bedeutende Kürzung hätte vertragen können. Dagegen hat er die von Siebald mit großer Mühe gesammelten Angaben über die Einwohnerschaft, Handel und Gewerbe, städtische Verwaltung, Schulwesen, die vollständige Reihe der Pfarrer, Rektoren, Bürgermeister u. a. m. gänzlich unterdrückt. Mochten das immerhin Dinge sein, die einen weiteren Leserkreis nicht sonderlich interessierten, so waren es doch gerade diese jetzt getilgten Stellen, die dem anspruchslosen Schriftchen Siebalds einen wirklichen Wert für die hessische Lokalgeschichtsforschung verliehen, und ihre Streichung statt Vermehrung und Ergänzung in der vorliegenden Neuauflage kann deshalb nur bedauert werden.

Ph. L.

Sonnenwende. Gedichte von Ph. Daab. Darmstadt (Johs. Waitz, Hofbuchhdl.) 1902.

Warum gleich gegen anderthalbhundert Gedichte? Die Beschränkung auf eine Auslese des Besten wäre einer nachhaltigeren Wirkung zu gute gekommen; so sind die Gedichte nicht alle gleichwertig. Aber es sind prächtige Sachen darunter. Wir finden viele urdeutsche Züge bei diesem an Jahren schon gereiften Dichter, deutsch ist seine ganze Art zu schauen und zu dichten. Die deutsche Familie, die Freude an Weib und Kind, deutsche Natur und Sprache, deutsche Götter und Helden werden besungen. Eine Reihe kerniger Haussprüche wecken vielleicht hier und da wieder die bei uns in Hessen immer mehr absterbende Freude an dieser schönen alten Sitte. Ein Spruch wie der folgende:

„Der Mann bringt wohl das Haus zu stand,
Ein Heim wird's durch des Weibes Hand"

steht immerhin einem deutschen Haus besser an als ein römisches „Salve". Der Dichter ist allen Neutönern abhold, und wenn wir selbst auch wissen, daß wir ihnen unendlich feine Stimmungen verdanken, die in und bei der Mache sind, so widersprechen wir unserem Dichter doch nicht, wenn er die „Neuen" auffordert, dem Volke lebendiges Wasser aus dem Stein zu schlagen, statt ihm aus Pfützen den Trank zu schöpfen. Mit Vorliebe pflegt er das Gleichnis; aus einer einfachen Naturbetrachtung erwächst ihm eine Reflexion über sein und seines Nächsten Leben, und auf die Weise gelingt ihm oft ein Schluß mit überraschendem Geschick. Nicht selten freilich wird die Grundstimmung durch überflüssige Worte gestört, manches scheint dem Vers zuliebe gezwungen. Der Gedanke ist zu Ende, nicht aber der Vers, und die ganze Strophe wird durch ein paar nichtssagende Füllsel verdorben. Nun, es gibt nur wenige Auserwählte, die nie auf diese Klippe geworfen wurden. Wir sehen auch hier, daß Kürze die Seele der Lyrik ist, die kleineren Gedichte sind die gelungensten. Gesamteindruck: ein bemerkenswertes Talent, das uns vor allem deutsche Lieder bietet ohne das hohle patriotische Pathos, das so oft von dieser Gattung nicht zu trennen ist. **H'bach.**

Ferner zur Besprechung eingegangene Bücher und Schriften:

Elegien und andere Gedichte von Theodor Souchay. Cannstatt (H. Reitzels Hofbuchhandlung) 1902.

Trowitzsch's verbesserter und alter Kalender für 1903. Jubiläums-Jahrgang 200. Berlin (Trowitzsch & Sohn).

Wasgau-Fahrten. Ein Zeitbuch von Fritz Lienhard. 3. Auflage. Leipzig und Berlin (G. H. Meyer) 1902.

Deutsche Zeitschrift, herausgegeben von Ernst Wachler. II. Band, Heft 1. Berlin (G H. Meyer) 1902.

Deutsche Heimat. Heft 41. Berlin (Meyer & Wunder) 1902.

Vademekum des Lehrers. I. Band, Heft 1. Arnsberg i. W. (F. W. Becker) 1902.

Der Hausfreund. Ill. Volkskalender für 1903. 20. Jahrg. Herausgegeben von Pfarrer Heinrich Möller in Kassel. Kassel (Ernst Röttger).

Personalien.

Verliehen: dem Superintendenten und Pfarrer Ruhl zu Fulda, dem bisherigen Syndikus der Handelskammer zu Dortmund Ernst Bernhardi zu Marburg und dem Eisenbahnstationsvorsteher I. Klasse Wilhelm Meyer zu Hanau der rote Adlerorden 4. Klasse; dem Rechtsanwalt und Notar Schmuch in Kassel der Titel Justizrat; dem Hüttendirektor z. D. Wigand in Homberg beim Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Bergrat.

Ernannt: Landrat und Polizeidirektor von Schenck in Hanau zum Polizeipräsidenten von Wiesbaden; Landrat Dr. v. Beckerath in Dillenburg zum Landrat in Hanau; Domkapitular Heinrich Fidelis Müller in Fulda zum Domdechanten daselbst; wissenschaftlicher Hilfslehrer Gymnasiallehrer Debes zum Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium in Kassel; Gerichtsassessor Weiß zum Amtsrichter in Steinbach-Hallenberg; Forstassessor Glück zum Königl. Oberförster in Fritzlar; die Referendare von Kietzell, Berlizheimer, Eilert, Nickel und Bayer zu Gerichtsassessoren; die Rechtskandidaten Fraeb, Tiemann, Schaub, Thon, Friedrich und Suntheim zu Referendaren; Landesrentmeister Röhre zum Landessekretär bei der Zentralverwaltung des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Kassel; Landmesser Vermessungsrevisor Feißel in Kassel zum Königl. Oberlandmesser.

In den **Ruhestand** getreten: der zweite Pfarrer Böbicker zu Grebenstein vom 1. August d. J. an.

Versetzt: Superintendent Schafft in Ziegenhain in gleicher Eigenschaft nach Hersfeld vom 1. Oktober an; Wasserbauinspektor Baurat Thiele von Minden nach Kassel.

Geboren: ein Sohn: Professor Mirbt und Frau Grete, geb. Wagner (Marburg, 4. August); Regierungsassessor Dr. Eisenmann und Frau Ida, geb. Schellmann (Altona, 7. August); eine Tochter: Major Graf Franz Pfeil und Klein-Ellguth und Frau Amélie, geb. von Loßberg (Frankfurt a. O., 1. August); Regierungsassessor Viktor Krause und Frau Cilli, geb. v. Schnehen (Frankfurt a. O., 4. August).

Gestorben: Pastor August Sippel, 59 Jahre alt (Thawville, Illinois, Nordamerika, 1. Juli); Frau Anna Schiebeler, geb. Eissengarthen, 61 Jahre alt (Annweiler, 30. Juli); Frau Rechnungsrat Christiane Koch, geb. Hahn, 73 Jahre alt (Wehlheiden, 4. August); Fräulein Minna Zülch, Lehrerin a. D. (Dortmund, 5. August); Lehrer Georg Hesse (Weidenhausen, August); Steuerinspektor a. D. Karl Wickel, 79 Jahre alt (Kassel, 6. August); verwitwete Frau Postinspektor Bertha Wagner, geb. Buchenau (Kassel, 7. August); Rentner Otto Sänger, 54 Jahre alt (Kassel, 8. August); praktischer Arzt Ernst Schlosser (Weinböhla, 8. August); Wasserwerksinspektor Eberhard Heicke, 66 Jahre alt (Kassel, 10. August); Oberforstmeister a. D. Adolf Küster, 76 Jahre alt (Marburg, 11. August); Frau Rechnungsrat Hulda Textor, geb. Encke (Kassel, 14. August).

Briefkasten.

H. K. in Kassel. Der Wunsch zu erfahren, wer von den ehemaligen kurhessischen Staatsmännern und Offizieren noch lebt, und dabei Angabe über ihre Thätigkeit zu hessischen Zeiten, sowie sonstige biographische Mitteilungen zu erhalten, erscheint leicht begreiflich, ist aber nicht so schnell zu erfüllen, als Sie annehmen.

G. M. in Langenselbold. Besten Dank, wird demnächst Verwendung finden.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. September 1902.

Heimweh.

Land der Jugend, das ich früh verlassen,
Stiller Frieden wohnt in deinen Straßen.
Deine Häuser sind wie Tempelhallen,
Feierlich darin die Tritte hallen.
Deine Menschen tragen Festgewänder,
Weiß im Staube bleiben ihre Ränder.
Über deine blauen Himmel gleiten
Wolken meiner jungen Seligkeiten,
Und inmitten deiner Blumenwiesen
Steht ein Heiligtum mit Marmorfließen.
Hohe Säulen tragen seine Gänge,
Es durchfluten süße Lobgesänge.
Fromme Heil'ge stehen an den Wänden,
Bitten Gott mit aufgehob'nen Händen.
Vor dem schlank gebauten Hochaltare
Steht ein Sarg auf einer Purpurbahre.
Und im weißen Brautkleid ihrer Tugend
Schläft darin die Liebe meiner Jugend.

Regensburg. M. Herbert.

❦ ❦ ❦

Frühherbstbild.

Trotz Mittag lauter Nebel,
So weit das Auge schaut.
Im dichten Dunst ersticken
Die Stimmen aus Bach und Kraut.
Nur windgequälte Wipfel
Weinen durch den Tann,
Und in das Sterben stiehlt sich
Ein todesmüder Mann.

Oberklingen. Karl Ernst Knodt.

❦ ❦ ❦

Gelöbnis.

Ströme des Lichtes fließen durch's Land. — —
Am blühenden Elterngrabe
Hält ein winziges Händchen in sonnbrauner Hand
Ein mutiger Knabe ......

„...... Ich will Dich schützen, mein Schwesterlein,
Du scheue Rose,
Daß nimmer an einen harten Stein
Dein Fuß auf dem Wege stoße ......

Ich will Dich lieben; — mit jedem Tag
Fester und treuer ......
Wenn Thränen Dein Auge weinen mag:
Die sollen mich brennen wie Feuer ......"

Er küßt den Liebling — — — ein Wehen bewegt
Die Zweige der Trauerweiden,
Und Seine heiligen Hände legt
Gott auf die Häupter der beiden ......

Ravolzhausen. Sascha Elfa.

❦ ❦ ❦



Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von W. Bennecke.

(Fortsetzung.*)

Man wird dem Kurfürsten nicht zu nahe treten, wenn man behauptet, daß er die erwähnten Zugeständnisse mit Widerstreben gemacht habe. Solche Gefühle waren bei den Vertretern eines möglichst absoluten Regiments überall nur zu natürlich, und das ungestüme Andringen der neuen freiheitlichen Anschauungen nur zu geeignet, deren schärfsten Widerspruch herauszufordern. Immerhin hatte der Kurfürst sich den liberalen Anforderungen gegenüber seit den Märztagen so willfährig benommen, daß wohl ein einigermaßen befriedigendes Verhältnis zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen auch für die Zukunft hätte fortbestehen können. Damit wäre aber den Führern der demokratischsozialen Partei nicht gedient gewesen. An der Spitze der letzteren standen Dr. Gottlieb Kellner und der Rechtskandidat Heinrich Heise, der sich selbst Rechtsgelehrter nannte, ebenso wie seinem Kollegen in einem Wahlaufruf völlig ernsthaft die Bezeichnung „Lehrer der Politik in Kassel" beigelegt wurde Diese beiden Männer waren um so gefährlicher, weil sie nicht allein hervorragende geistige Eigenschaften, sondern auch eine außerordentliche Rednergabe besaßen, welche die Menge willenlos mit sich fortriß.**) Die 1848 von Heise und dem Buchhändler Raabé gegründete „Hornisse, eine Zeitung für Biedermänner" war das gefürchtete Organ Heises und Kellners, die in diesem Blatte sowohl der Monarchie, wie der Konstitution rücksichtslos zu Leibe gingen. Die Angriffe gegen die Person des Kurfürsten und die bestehenden staatlichen Einrichtungen erfolgten in der zügellosesten Weise, sodaß der erste Kriminalfall, der 1849 vor dem wieder erstandenen Schwurgericht in Kassel verhandelt wurde, in einem Hochverratsprozeß wider Raabé und Heise bestand. Nach heutigen Rechtsbegriffen würden die Angeklagten verurteilt worden sein, nach den damaligen Anschauungen erfolgte jedoch Freisprechung. Die mündliche und schriftliche Agitation gegen Monarchie und Verfassung konnte also mit erneutem Schwung betrieben werden.

Nachdem die Bestrebungen der Frankfurter Nationalversammlung mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. als gescheitert betrachtet werden konnte, war am 26. Mai 1849 zwischen Preußen, Hannover und Sachsen das Dreikönigsbündnis geschlossen worden, wonach Preußen vorläufig die vollziehende Gewalt für den Bund übernahm. Die Mehrzahl der kleineren deutschen Staaten trat dem Bündnis bei, und nach längerem Zögern entschloß auch der Kurfürst sich dazu. Der Grund, aus welchem das von dem ständischen Ausschuß erbetene rasche und entschiedene Eingehen auf die von den drei Königen gemachten Vorschläge seitens des Kurfürsten so lange auf sich warten ließ, mag in einer Unterredung zu finden sein, von welcher der Legationsrat von Goeddaeus in seiner kleinen Schrift über den Kurfürsten Kunde giebt. „Zur Zeit, als es sich um den Beitritt Kurhessens zum Dreikönigsbündnis handelte," schreibt von Goeddaeus, „besuchte der Kurfürst in Begleitung eines Flügeladjutanten den Geh. Legationsrat Jordan, der zu jener Zeit noch in Frankfurt beglaubigt war. Der Kurfürst ersuchte Jordan, ihm frei und offen seine Meinung über die beabsichtigte Änderung der deutschen Bundesverhältnisse zu sagen. Jordan that dies, indem er die Notwendigkeit der Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat, die Einsetzung einer präponderierenden Vormacht, der insbesondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und der Oberbefehl über die Streitkräfte zu übertragen seien, hervorhob. Jordan schloß jedoch mit der Bemerkung: Ich finde es überhaupt sehr begreiflich, wenn Königliche Hoheit sich gegen diese Änderungen sträuben, die allerdings zur Mediatisierung

---

*) Eine ganze Anzahl Stimmen aus unserem Leserkreis wie auch Äußerungen, die uns von fernerstehender Seite zugegangen sind, haben uns gezeigt, daß für eine objektive Darstellung des Lebensganges des verstorbenen Kurfürsten, wie wir sie in kurzen Zügen zu geben beabsichtigten, vielseitiges Interesse vorhanden ist. Dieser Umstand veranlaßt uns, gerade den wichtigsten Teil, der in dem vorliegenden Heft eingeleitet wird, etwas weiter auszuführen. Wir bringen deshalb statt des angekündigten Schlusses eine weitere Fortsetzung.

**) Vgl. A. Trabert: „Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise". „Hessenland" 1887, Seite 157 ff.

führen."*) Daß diese Äußerung des wahrheitliebenden Jordan auf den seine Hoheitsrechte eifersüchtig überwachenden Fürsten einen tiefen und bleibenden Eindruck machen mußte, braucht nicht näher begründet zu werden. Für das Dreikönigsbündnis war bei dem deutschen Volke im allgemeinen jedoch nicht die geringste Sympathie vorhanden, da mit ihm die ersehnte Reichsverfassung zu Grabe getragen wurde. In der deutschen Verfassungsfrage stehen, nach dem Ausspruche des liberalen Otto von Corvin, „ganz vorwurfsfrei" nur die Regierungen der 29 kleinen Staaten da, „denn sie hatten sich der Reichsverfassung bereitwillig angeschlossen, und sie gingen, als dieselbe unmöglich geworden war, mit derselben Leichtigkeit und Bereitwilligkeit zur Dreikönigsverfassung über". Es wird dies hauptsächlich aus dem Grunde hervorgehoben, um darzuthun, wie man in jener so überaus unruhigen und schwankenden Zeit über den Umsturz selbst der „Reichsverfassung" und eine neue Formulierung derselben dachte.

Nach dem Abschluß des Dreikönigsbündnisses kam es zwischen Preußen und Österreich am 30. September 1849 zu einem Vertrag über ein „Interim", demzufolge die Leitung der deutschen Zentralgewalt bis zum 1. März 1850 einer Bundes-Kommission, bestehend aus zwei österreichischen und zwei preußischen Bevollmächtigten, übertragen wurde. Diese Bundes-Zentral-Kommission war aber nichts anderes als ein Extrakt des alten Bundestags, von dem man nicht loskommen konnte. — In diesem Drängen und Schieben der verschiedenen Staaten untereinander, in dieser ständigen politischen Unruhe und Zerfahrenheit, welche durch die demokratischen Bestrebungen der einzelnen Volksstämme noch vermehrt wurde, gab der Kurfürst immer mehr dem Gedanken Raum, mit der Regierung da fortzufahren, wo er 1847 aufgehört hatte. Die deutsche Nationalversammlung war eingegangen, von dem Reichsverweser nichts mehr zu hören, die in Baden zum Schutz der Reichsverfassung gemachte Volkserhebung von den Monarchien niedergeworfen. Fast alle deutschen Fürsten hatten die ihnen aufgezwungenen Märzministerien wieder abzuschütteln gewußt. Nach der Revolution kam die Kontre-Revolution. Am kühnsten sollte diese aber leider in Kurhessen auftreten und hierbei den Grund zu andauernden Konflikten legen.

Der Kurfürst hatte nun beinahe zwei Jahre lang nur diejenigen Ratgeber um sich, die das Vertrauen des Volkes besaßen; jedoch darf dies nicht allzu wörtlich genommen werden, denn die starke demokratische Partei war mit dem Anschluß an das Dreikönigsbündnis, zu welchem das Ministerium gedrängt, durchaus nicht einverstanden und befand sich hierbei auf dem gleichen Standpunkt wie der Kurfürst. Da entschloß dieser sich, seinen früheren Minister Hassenpflug, der gegenwärtig in preußischen Diensten stand und die Stellung des Appellationsgerichtspräsidenten von Neu-Vorpommern in Greifswalde bekleidete, zurückzurufen. Hassenpflug, welcher damals gerade in einen mißlichen Prozeß verwickelt war, der übrigens günstig für ihn auslaufen sollte, folgte dem an ihn ergangenen Ruf und traf am 21. Februar 1850 in Kassel ein. Das Ministerium Eberhard fiel und Hassenpflug wurde zum Minister der Justiz und des Innern, mit dem Vorsitz im Gesamt-Staatsministerium ernannt.

Vom Standpunkte des Kurfürsten war Hassenpflug allerdings die geeignetste Person, die Souveränität von dem Druck, der auf ihr lastete, zu befreien. In dem Programm, das Hassenpflug der Ständekammer am 26. Februar mitteilte, treten hauptsächlich die nachfolgenden Stellen hervor: „Als Grundlage der ministeriellen Thätigkeit kann sich eine andere nicht darbieten, als die durch die Verfassungsurkunde und die bestehenden Gesetze gegebene. Ist für unsern Staat, dieses Glied des deutschen Bundes, eine monarchische Regierung mit einer landständischen Verfassung als Grundgesetz aufgestellt, so werden wir jeder Bestrebung, welche an die Stelle dieser fundamentalen Regelung unsers öffentlichen Lebens Volkssouveränität zu setzen beabsichtigen möchte, nach allen Seiten hin mit allen Kräften entgegentreten. Wir werden es nicht zugeben, daß unserer staatlichen Existenz das in der Revolution liegende Prinzip der Verneinung alle Lebensfähigkeit zerstöre, und daher niemals ermangeln, mit Offenheit und Nachdruck die verfassungsmäßigen Rechte des Landesherrn aufrecht zu erhalten, an deren Bestand und solcher Handhabung, die das Wohl des Volkes zum Ziele nimmt, wir das Heil des Vaterlandes geknüpft finden." Das war für die Demokraten, welche die fürstliche Souveränität durch die ihrige bedrohten, und für das unbequeme Verhältnis zu der „Union" fanden sich die folgenden Worte: „In vollkommener Anerkennung der Berechtigung des deutschen Volkes, durch das Band einer Deutschland umfassenden lebenskräf-

*) Zu erwähnen ist hierbei, daß ähnlich wie der konstitutionelle Jordan, auch der reaktionäre Graf Borries in einer Hannoverschen Kammersitzung des Jahres 1860 erklärte: „Die Übertragung der Militärhoheit und der diplomatischen Vertretung auf Preußen bedeute die Mediatisierung". Jordan gab diese Erklärung vor einem Fürsten innerhalb seiner vier Wände, Borries vor dem ganzen Lande ab.

tigen Verfassung, die das Vaterland auch nach außen als eine geschlossene Gesamtmacht erscheinen läßt, ist der Kurstaat dem Dreikönigsbündnis beigetreten und wird in der Hoffnung, daß die in Erfurt sich bald eröffnenden, umfassenden Beratungen seinem Ziele entgegenführen, an ihnen sich auf das eifrigste beteiligen." Sodann aber wird betont, daß nach dem Aufhören des deutschen Bundes die Notwendigkeit gegeben sei, sollte Deutschland nicht nach außen hin in die höchste Gefahr geraten, an der „einstweilen konstituierten Einrichtung" auch jetzt festzuhalten, da bei dem zur Zeit noch dem Dreikönigsbündnis fern gebliebenen größeren Teile von Deutschland es sonst an allem Bande fehlen würde, die Verpflichtungen der einzelnen Glieder des deutschen Bundes gegen diesen geltend zu machen. Damit wurde auf das bereits erwähnte, zwischen Preußen und Österreich zustande gekommene „Interim" hingewiesen, das dem Kurfürsten sympathischer sein mußte, als das Dreikönigsbündnis. Die Antwort der Stände auf das Hassenpflugsche Programm bestand in einem von Professor Bayrhoffer, einem der Demokratenführer, beantragten Mißtrauensvotum. Minister und Landtag standen somit, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht anders sein konnte, von vornherein auf dem Kriegsfuß, und zuerst eine Vertagung, dann die Auflösung der Kammer am 12. Juni war die Folge davon.

Inzwischen waren Hannover und Sachsen von dem ersten Dreikönigsbündnis zurückgetreten und es war ein neues ähnliches Bündnis in München zwischen Bayern, Württemberg und Sachsen geschlossen worden, dem sich der Kurfürst zuzuwenden gedachte, infolgedessen die kurfürstliche Regierung erklärte, an der Union vorerst sich nicht beteiligen zu können. Kurhessen beantragte dabei die Vertagung des am 20. März in Erfurt eröffneten Unionsparlaments, damit die Verhandlungen über die Münchener Übereinkunft wirksam beginnen könnten. „Sollte das Ziel zum wahren Wohle Deutschlands auf diesem Wege nicht erreicht werden, so werde mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht zu den begonnenen Verhandlungen in Erfurt zurückgekehrt werden." So war der Kurfürst von der Union losgekommen; vierzehn Tage später aber gab Österreich den ganzen verworrenen politischen Verhältnissen eine andere Wendung, indem von ihm die deutschen Regierungen zur Entsendung ihrer Bevollmächtigten nach Frankfurt a. M. aufgefordert wurden zu einer am 10. Mai daselbst zu eröffnenden außerordentlichen Bundes-Plenar-Versammlung, welche die Einsetzung eines neuen provisorischen Zentralorgans beschließen und die Revision der Bundesverfassung vornehmen solle.

Zu derselben Zeit hatte aber auch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen einen Fürstenkongreß zu Berlin veranstaltet. Nach Frankfurt auf den Diplomatenkongreß wurde von Kurhessen der Minister des Auswärtigen Alexander von Baumbach gesandt, auf dem Berliner Fürstenkongreß aber erschien der Kurfürst mit Hassenpflug und zeigte sich als entschiedener Opponent, indem er sich unter vollständiger Negierung alles inzwischen Vorgefallenen lediglich auf den Standpunkt der alten Bundesverfassung stellte. Schon in der vierten Sitzung des Kongresses gab die kurfürstliche Regierung die Erklärung ab, daß sie die vorgeschlagene Bildung der Union mit den durch die deutsche Bundesverfassung begründeten Rechten und Verbindlichkeiten für unvereinbar halte und aus dieser ihrer Rechtsansicht folgere, daß Kurhessen seinerseits nichts dazu thun dürfe, auch nur dem kleinsten Stücke der Unionsverfassung zur Existenz zu verhelfen. Auf dem Kongreß und den damit verbundenen politischen Diners erregten der Kurfürst und sein Minister durch ihre Haltung Aufsehen, sie spielten, wie Hassenpflug selbst meinte, die erste Violine. Zwischen dem Herzog Ernst von Koburg und dem Kurfürsten kam es mehrfach zu heftigen Auseinandersetzungen, die dem letzteren aber die gute Laune, in der er sich unter seinen Standesgenossen befand, nicht nahmen.

Am Himmelfahrtstag empfing er den Besuch der anwesenden Fürsten in seiner im Königlichen Schloß gelegenen Wohnung, wo über die Antwort auf die von dem König von Preußen zu erwartende Ansprache ziemlich heftig debattiert wurde. Bei dieser Gelegenheit rief der Kurfürst dem Großherzog von Oldenburg u. A. zu: „Sie sind Schwarz-Rot-Gold, und das bin ich nicht!" Hassenpflug, der im „Hôtel de Russie" logierte, wurde herbeigeholt und entwarf im Schlafzimmer des Kurfürsten die Antwort, die jedoch von keinerlei Bedeutung ist. Der Großherzog von Baden brachte sie nach der noch am selben Tage erfolgenden Anrede des Königs zum Vortrag, und bei dem Diner, das darauf im weißen Saale stattfand, war es der Kurfürst, welcher den Trinkspruch des Königs erwiderte. Daß der hessische Fürst von dem preußischen Monarchen auf alle Weise ausgezeichnet wurde, gesteht auch der Herzog Ernst von Koburg in seinen Erinnerungen zu, und wenn L. von Gerlach erzählt, daß der König ihn andern Tags zu Hassenpflug mit den Worten gesandt habe: „Gehen Sie doch einmal zu dem Aaron dieses Moses", so ist dies eine

scherzhafte Bezeichnung seines Vetters, die sehr nahe lag. Die Zunge des kurhessischen Aaron war aber so scharf, daß sie schon am Abend dieses Tages Veranlassung zu einem Zwischenfall gab. Hassenpflug protestierte nämlich gegen die ungehörige Zusammensetzung einer Ministerkonferenz, an der im Programm nicht eingeladene Mitglieder des Erfurter Verwaltungsrates teilnahmen, in so verletzender Weise, daß sein Freund Gerlach ihn im Auftrage des Königs bat, „durch eine Erklärung die Sache wieder ins Gleiche zu bringen", was denn auch geschah.

Die gute Laune, welche der Kurfürst von dem Fürstenkongreß mitgebracht hatte, sollte zu Hause nicht lange anhalten, denn die Ständekammer nahm der Regierung gegenüber eine solche Haltung an, daß sie, wie bereits erwähnt, am 12. Juni aufgelöst wurde. Da nun aber vom 1. Juli an die Steuern neu bewilligt werden mußten, so war eine Neuwahl dringend geboten. Diese fand am 2. August statt und ergab eine demokratische Mehrheit, aus deren Mitte auch der neue Präsident Professor Bayrhoffer an Stelle des konstitutionellen Schwarzenberg, jedoch nur mit 1 Stimme Majorität, hervorging.

(Fortsetzung folgt.)



Namen von Münzmeistern und Stempelschneidern auf hessischen Geldstücken.

Von Paul Weinmeister, Leipzig.

(Schluß.)

III. Hessen-Marburg.

Aus der Zeit einer besonderen Linie Hessen-Marburg (1567—1604) kennen wir daselbst nur einen besonderen Münzmeister, nämlich Hildebrand Ruck, am 1. März 1588 dazu ernannt und zu Marburg gestorben am 29. Juni 1593. Sein Monogramm aus H R findet sich 1591—93 vor, merkwürdiger Weise aber auch noch 1595 und 1597. Vielleicht hat seine Witwe noch einige Jahre lang die Stellung weiter geführt und der bereits am 6. Mai 1594 zum Nachfolger ernannte Peter Arnsburg zunächst nur in ihrem oder ihres Mannes Namen das Amt verwaltet, sonst ist die vorerwähnte Thatsache unerklärlich.

IV. Hessen-Darmstadt.

1. Münzmeister.

H. S. 1623: Henning Schlüter, herzoglich braunschweigisch-lüneburgischer Kommunion-Münzmeister zu Zellerfeld 1623—72, hat vermutlich für Ludwig V. Thaler geprägt.

I. W. 1625—27: Jakob Wiesener, Münzmeister zu Nidda 1622—44.

I S 1654—59, 74, 75, 80—84, 87, 89: Johann Sartorius, Münzmeister zu Darmstadt, zunächst unter Georg II., dann am 1. Mai 1674 aufs neue von Ludwig VI. angestellt.

I. D 1692: Johann Dittmar, daselbst.

I A R 1693—97, 99, 1700, 02—05: Johann Adam Rephun, am 5. Januar 1692 als Wardein, am 17. März 1693 als Münzmeister zu Darmstadt angestellt, auch an der Münze zu Gießen thätig.

B. I. B 1707—10, 14, 15, 17, 18, 20—23, 26—30: Balthasar Johann Bethmann, am 15. September 1707 als Münzmeister zu Darmstadt angestellt, am 4. August 1733 mit dem Prädikate Bergrat auf seinen Antrag entlassen, später General-Münzwardein des oberrheinischen Kreises.

G. K. 1733, 40: Georg Küster, am 4. August 1733 als Münzmeister zu Darmstadt angestellt, 1740 ausgeschieden, später Münzmeister zu Cleve.

G. C. F. 1741—43, 52, 64—66, C. F. 1766: Georg Conrad Fehr, am 11. November 1744 als Münzmeister mit festem Gehalt angestellt, indem gleichzeitig Landgraf Ludwig VIII. das Münzwesen auf eigene Kosten in Betrieb nahm. Bis dahin hatte also Fehr wie seine Vorgänger die Münze in Pacht gehabt.

A. K. 1744—49, 51, 59, 60, 62—64, 70, 71: Andreas Koch, Münzmeister zu Darmstadt zunächst 1744—51 an Stelle des vorgenannten Fehr, der demnach wohl eine Zeit lang sein Amt verlassen hatte, dann wieder 1759—64, nachdem er am 26. Februar 1759 zum Münzrat und am 13. März 1760 zum Münzdirektor ernannt worden war, zuletzt 1770—71, anscheinend vertretungsweise, und zwar zu Gießen. Nebenamtlich verwaltete er von 1750 an die kurpfälzische Münzstätte zu Mannheim. Er geriet schließlich in finanzielle Schwierigkeiten und wurde wegen Unterschleifs verfolgt.

P. B. 1762, 65, 66: Philipp Bischoff, Münzwardein. Sein Name kommt auf Münzen nur in Gemeinschaft mit dem des oben genannten

Fehr vor, 1762 sogar mit denen von Fehr und Koch.

R. F. 1772—74, 76, 77, 83—91, 93, 94, 96—98, 1800—09: Remigius Fehr, wahrscheinlich ein Sohn von Georg Conrad Fehr, Münzmeister, gestorben den 15. September 1810.

H R 1819, 25—27, 33, 35—37, 40—42: Hektor Rößler, 1817 Münzmeister, am 10. November 1863 zu Darmstadt als Münzrat gestorben.

Über die für Hanau-Lichtenberg geprägten Münzen ist folgendes zu berichten:

C. H. S. 1757: Conrad Heinrich Schwerdtner, Münzmeister 1757—58, nachher zu Danzig, Elbing und Mitau.

E. G. F. 1759: Eberhard Gregorius Fleischheld, Münzmeister 1758—59, vorher zu Zweibrücken.

A. S. 1760: vermutlich Anton Stehr, später zu Prag.

2. Stempelschneider.

G. L. C. 1696: Gabriel Le Clerc, der bereits unter Hessen-Kassel genannte Künstler, der auch für Darmstadt gearbeitet hat.

I. C. R. 1696, R. 1697, 1700, 04: J. C. Roth, Stempelschneider zu Darmstadt.

R. 1751, 58, 65: J. A. Roth, wahrscheinlich ein Sohn des vorigen.

S 1753, 55, A:S 1756: Anton Schäfer, Stempelschneider zu Mannheim.

C. H. K. 1763, K. 1770—72: Conrad Heinrich Küchler, Kabinetsmedailleur Ludwigs VIII. bei der Münze zu Darmstadt, am 18. April 1768 zum Nachfolger des verstorbenen Roth ernannt.

B 1770, 72, Bosler 1772: Bosler, Verfertiger des meist wenig schön gelungenen Kopfbildes Ludwigs IX.

L 1807—09: Johann Lindenschmitt, Stempelschneider zu Mainz, am 4. Oktober 1817 zum Hof- und Münzgraveur ernannt.

F 1808, 09: Frisch, Stempelschneider zu Darmstadt.

H 1819: Philipp Huhn, Stempelschneider unter Münzmeister Rößler zu Darmstadt, am 15. März 1820 zum Münzgraveur ernannt.

C. VOIGT 1833, 36, 37, 45—49, 53—56, C. V. 1835, 40—42, VOIGT 1838—47, 54—56: Carl Voigt, königlich bayerischer Hofmedailleur zu München, der zahlreiche Kopfbilder (auch für andere deutsche Staaten) von natürlicher Schönheit und Einfachheit geschaffen hat.

ST 1839—42, 44, 45: Rudolf Stadelmann, Verfertiger trefflicher Stempel.

KORN 1854: F. Korn, Stempelschneider zu Mainz, 1855 Münzmeister und Stempelschneider zu Bern geworden, Verfertiger des Stempels zu dem seltenen Doppelthaler Ludwigs III., der sich durch ein besonders schönes Kopfbild auszeichnet.

Ein Zehnkreuzer-Stück von Hanau-Lichtenberg aus dem Jahre 1760 zeigt außer der Münzmeister-Bezeichnung A. S. die Buchstaben MC, die vermutlich den Stempelschneider bedeuten. Seinen Namen kennt man nicht.

V. Hessen-Homburg.

Auf homburgischen Münzen findet sich 1692 RA, dessen Bedeutung man nicht kennt. VOIGT 1838 und C. VOIGT 1846 bedeutet den oben erwähnten Carl Voigt, RS 1840, 41, 43—46 den gleichfalls schon erwähnten Rudolf Stadelmann, endlich C. SCHNITZSPAHN 1858—63 den darmstädtischen Hofmedailleur Professor Christian Schnitzspahn, einen hervorragenden Künstler, der am 15. Juli 1877 zu Darmstadt starb.

Anhangsweise mag auch noch der Prägungen des Königreichs Westfalen gedacht werden. Als Zeichen eines Münzmeisters oder einer Münzstätte enthalten sie F. 1807—10, C. 1808—13, B. 1809—13, ferner einen Adlerkopf mit C 1808—13 und einen Pferdekopf mit J 1808, 09. Hiervon bedeutet F. sicher den Münzmeister Dietrich Fulda. Da das Königreich Westfalen drei Münzstätten hatte, nämlich Kassel, Klausthal und Braunschweig, so ist man versucht, unter C. und B. diese zu verstehen. Aber nach einer Schrift des vormaligen westfälischen Finanzministers v. Marienrode vom Jahr 1814 ist westfälisches Geld nur zu Kassel geprägt worden. Danach müßten C., B. und J ebenfalls wie F. Namen von Münzbeamten bedeuten; J soll die Abkürzung des Namens Joineau sein.

In den Jahren 1808—12 findet sich auf vielen Münzen der Name Tiolier. Dies bedeutet den Pariser Stempelschneider Pierre José Tiolier, gestorben 1819. (Aus seinem Nachlasse kaufte der Buchhändler Gustav Prior zu Hannover mehrere sehr seltene Probestücke westfälischer Prägung. Die Priorsche Sammlung gelangte, nachdem Prior 1881 gestorben war, in den Besitz des Apothekers Dr. Gläßner, der sie dann der Stadt Kassel hinterließ.)

Wenn ich auch bestrebt gewesen bin, in vorstehender Zusammenstellung auf Grund meiner Sammlung und einschlägiger Werke etwas möglichst Lückenloses zu bieten, so mache ich doch nicht den Anspruch, daß mir dies gelungen sein sollte, und werde jede Ergänzung oder Verbesserung dankbar entgegennehmen.

An der Werra.

Novellette von M. von Ekensteen.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Der Sommer strahlt in lachender Schöne über die Höhen des Meißner und flirt in heißen Strahlen um den Roßkopf und um die schroffen Höhen der Hörne. Das ganze Werragebiet ist in Sonnengold getaucht. Ein lauer Julimorgen ist's, die Luft ist klar und rein, der Himmel wolkenlos. Der frühe Wanderer, der eben die Werrabrücke überschreitet, bleibt stehen und nimmt mit einem Rundblick das liebliche Landschaftsbild in sich auf. Ein frischer, zufriedener Zug liegt auf dem ernsten Gesicht, ein Lächeln in den dunklen Augen, die schauen und genießen zugleich. Elastisch schreitet er aus. Jetzt führen ihn freundliche Pfade durch schön gepflegte Obst- und Gemüsegärten mit dichtbewachsenen Lauben und Gartenhütten mit grünen Läden; von einer hohen, alten Stadtmauer sieht er in ein liebliches Thal und dicht zu seinen Füßen grüßen die braunen Ziegeldächer eines Städtchens. Eine Gänseherde wird zur Weide getrieben, aus den Schloten steigt der Rauch allmählich auf. Weiher und Gärten liegen zwischen den Häusern, aus deren dunklem Gebälk die hellgetünchten Füllungen hervorleuchten; an den kleinen Fenstern blühen Fuchsien und Geranien.

Wilhelm Herbrich steht in Bewunderung versunken; sein Hoffen hat sich erfüllt! Wie ein Stück mittelalterlicher Poesie lacht das Städtlein ihn an, und wie in einem Märchenland verliert er sich bald in den engen, winkligen Gassen; jetzt hemmt ein Raunen und Rauschen seinen Schritt, der über dicke Eichenbohlen hastet. Wollen die Wasser, die seit Jahrhunderten schon vom Asbachthale hereinrieseln, ihm Sagen zuraunen von Nixen und Elfen, Märchen aus der guten, alten Zeit?

Jetzt wecken ihn aus seiner sinnenden Versunkenheit laut rasselnde Fuhren mit Knüppelholz aus dem nahen Stadtwalde, Thüren öffnen sich, Menschen eilen hier- und dorthin, es wird rege und wach im Städtchen. Auf seinem Wege liegt ein reinliches Gasthaus; ohne langes Besinnen tritt er ein; hier im Städtchen will er rasten und ruhen, ehe er zu dem Freunde nach Kassel fährt, um sich von Frau Dora über den Segen der Moderne belehren zu lassen.

Der Gastwirt begrüßt ihn leutselig und zieht sein Käppchen; wie der Mann in das Straßenbild paßt; er ist so ganz der Biedermann verflossener Tage; mit Behagen lobt er sein Land, das prächtige Obst, den Beerenwein und die Tabakpflanzungen, und wie ihm Herbrich sagt:

„Wunderbar schön und idyllisch ist Ihr altes Städtchen!" da wird sein Heimatstolz wach:

„Ja, ja, Herr! Darf's auch sein! Wär's nicht niedergebrannt worden von den Kaiserlichen ums Jahr 1637 bis auf wenige Häuser und die Mauern unserer Kirche, möcht' es noch schöner sein in seinem Alter! Jetzt steht unsere Neustadt auf den alten Brandmauern, gerade wie die heilige Stadt Rom."

Herbrich muß lächeln über die „Neustadt", die mit ihren wunderlichen Häuschen und winkligen Gassen schon seit dem 17. Jahrhundert steht, aber er will dem Biedermann die Freude und den Stolz nicht beeinträchtigen und er erzählt ihm von seiner genußreichen Morgenwanderung, von den Gärten und Mauern und Türmen. Immer zutraulicher wird der Wirt:

„Auf den alten, hohen Rundturm müssen Sie steigen, da erst werden Sie sehen, wie schön die Gegend ringsum ist! Und dann, im Garten der Oberförsterei! Da ist noch der alte Umgang für die Mauerwachen zu erkennen, und von dem Mauertürmchen in der Nordwestecke sehen Sie weit ins Thal über die rauschende Werra!" — —

So heimatlich wird ihm zu Sinn; wie ein Kind kommt er sich wieder vor. Das Bild der geliebten Mutter steigt vor ihm auf, die Stimme des Vaters glaubt er zu vernehmen, und mehr denn je hält ihn ein poetischer Zauber umfangen.

Am Spätnachmittag wandert er dem Garten der Oberförsterei zu. Es liegt ein Flimmern in der Luft, die Schwalben ziehen zwitschernd weite Kreise, und ein Duft zittert umher von Bauernrosen, Geisblatt und Nelken. Gerade so duftete es im elterlichen Garten und beim Großvater in Hersfeld, dessen Laube von Geisblatt umsponnen war. — —

Der Herr Oberförster ist nicht zu Hause, er macht einen dienstlichen Rundgang, und die Hausfrau ist bei der Frau Bürgermeisterin, wo ein

junger Weltbürger angekommen ist. Die weißhaarige Köchin weist ihn lächelnd in den Garten:

„Fräulein Fränzchen sitzt in der Laube!“

Ein wenig verlegen naht er; da hört er ein feines Surren und eine gedämpfte Altstimme singt:

„Was hat die Welt zu geben,
Lieberes als ein Weib,
Das ein sehnend Herze
Recht erfreuen mög'.“

Er schleicht so sachte, daß nicht einmal die Lazerten fliehen, die sich im heißen Sande sonnen.

Träumt er denn nicht? Sitzt da nicht ein Mägdelein aus versunkener Zeit und singt Walthers von der Vogelweide süßes Minnelied? — — Langes, blondes Gezöpf fällt auf das lichtblaue Gewand, und sie zieht den feinen Faden wie einst Königin Bertha.

Hat er nun doch an den Jasminbusch gestreift? Sie wendet das Köpfchen, und wie sie den fremden Mann erblickt, wird sie ein wenig rot und der Faden reißt; er grüßt, aber er ist nicht befangen; in der Heimat weben geheime Fäden von Seele zu Seele.

„Verzeihung, ich störte Ihnen Sang und Arbeit! — — Dr. Wilhelm Herbrich!“ und er verneigt sich artig; „ich kam heute hier an und wollte Ihren Herrn Vater bitten, ob ich mir den alten . . .“

„Mauerturm nicht ansehen darf?“ fiel sie launig lachend ein. „Alle Fremden, die Vater aufsuchen, kommen des alten Turmes wegen!“

Sie lacht so frisch, daß ihm das Herz aufgeht, und ein Leuchten liegt in ihrem Blauaug, das ihm wie ein Heimatgruß zu Gemüt geht.

„Wenn ich geahnt hätte, daß hier ein Spinnrad surrt und man des größten Minnesängers Lieder singt, mich hätte ein anderes gelockt, als der alte Turm!“

„Wie, Sie höhnen nicht über die altmodische Liebhaberei zu spinnen in der Zeit der Maschinen?“

„Meine Mutter spann und sie sang dasselbe von der Eltermutter überkommene Lied im Urtext:

„Waz hat die werlt ze gebenne
liebers danne ein wip,
daz ein sende herze
baz gefröuwen müge?“

Sie sieht den schlanken, bleichen Mann verwundert an; er redet anders als die Tänzer, die sie im verflossenen Winter kennen lernte, und anders als des Vaters Freunde, wenn sie von Wald und Jagd erzählen . . .

Und als die Mutter heimkehrt, da staunt sie nur so. Fränzchen spinnt mit gesenkten Augen und ihr gegenüber im Läubchen sitzt ein ernster Mann, der erzählt, wie einsam es ist auf dem schönen, alten Schloß in der Ukraine, wie er dort weltverloren lebt, jahraus, jahrein. — —

Seit fünf Wochen ist Dr. Wilhelm Herbrich täglicher Gast in der Oberförsterei. Am ersten Tage der sechsten Woche schreibt er einen Brief nach Kassel; auf der Adresse steht: „Professor Detert, Murhardstraße“, und innen:

„Verzeih', lieber Freund, daß ich so lange zögerte; ich komme Ende der Woche auf einen Tag zu Euch und bringe Euch meine junge Frau mit. Morgen haben wir Hochzeit; in der Heimat fand ich mein Glück. — Auch Fränzchen hat ein Spinnrad, wie Frau Dora; aber nicht als Zierstück; sie wird in Jessilkowa unser Leinen spinnen, während ich ihr aus alten Texten vorlese. Die blaue Blume der Romantik blüht immer noch, alter Freund, nur muß man sie zu finden wissen. Mir sprießte sie auf den alten Turmmauern an der Werra auf, und nun verpflanze ich sie in das einsame Schloß in der Ukraine.“

Gut Wetter.

Und bricht der frühe Tag herein
Mit seinem froh begrüßten Schimmer,
So frage ich mich halblaut immer:
„Wie mag wohl heut' das Wetter sein?

Ob Regen, — Regen wie zuvor,
Vermischt mit Donner und mit Blitzen!“ —
Wer weiß? — Was kann das Fragen nützen? —
Müd' leg' ich wieder mich aufs Ohr.

Jetzt ist schon draußen lichter Tag,
Als ich zum zweitenmal erwache; —
Und's Wetter? — Das ist so 'ne Sache,
Es kommt ja doch noch, wie es mag. —

Im Bettchen drüben an der Wand
Da scheint sich leise was zu regen —
Und übern Rand sah ich bewegen
Sich eine kleine Kinderhand.

Zwei Füßchen strampeln kreuzfidel,
Dann kommt ein Köpfchen in die Höhe,
Und süße Schelmenaugen sehe
Ich leuchten drin wie ein Juwel.

Ich springe aus dem Bett heraus
Und küsse meine kleine Sonne, —
Dann rufe ich in höchster Wonne:
„Ganz herrlich sieht das Wetter aus!“

München. **Gustav Adolf Müller.**



Aus alter und neuer Zeit.

Der Landschaftsmaler Eduard Gleim. Das „Hessenland" brachte vor einiger Zeit eine Reihe von Biographien Kasseler Maler im verflossenen Jahrhundert, welche kürzere oder längere Zeit in der ehemals kurfürstlichen Residenzstadt künstlerisch thätig waren. Unter den klangvollen Namen, welche zur Besprechung kamen, war der eines hervorragenden Hessen, des Malers Eduard Gleim, geb. 1812 zu Rotenburg a. d. Fulda, welcher als Landschaftsmaler, besonders in Künstlerkreisen, sich eines großen Rufes erfreute, nicht enthalten, weil derselbe nur vorübergehend in Kassel lebte. Über ihn sei jetzt noch das Folgende nachgetragen.

Gleim widmete sich anfänglich dem Studium der Rechte, bezog im Jahr 1830 die Universität Marburg und bald darauf Heidelberg. Mit seinem ganzen Herzen scheint er jedoch der Jurisprudenz nicht zugethan gewesen zu sein, denn in der lieblichen Neckarstadt ging eine Wandlung in der Geschmacksrichtung des jungen Mannes vor, die von bestimmendem Einfluß auf sein Leben war. Wie es in der Geschichte der Künstler häufig vorgekommen, daß ihnen der Anblick eines bedeutenden Kunstwerkes erst die Augen öffnete über die eigene Begabung, so war es hier der Fall. Ein Gemälde des berühmten Heidelberger Landschafters Fries übte einen solchen Zauber auf den jungen Studiosen aus, daß er die Rechtswissenschaft an den Nagel hing und nach Karlsruhe übersiedelte, um sich unter dieses Meisters Leitung ganz der Landschaftsmalerei zu widmen.

Die Reize der süddeutschen Natur, das malerische oberbayerische Gebirge, seine lieblichen Thäler und anmutigen Dörfer haben Gleim zu einer großen Reihe von Bildern den Stoff geliefert. Immer aber ist es die heitere Seite der Natur, welche ihn anzieht, ein idyllischer Zug geht durch die meisten seiner Malereien.

Im Jahre 1833 ging Gleim nach München, und dort unter dem anregenden Verkehr mit Künstlern, wie dem genialen M. von Schwind, Feodor Dietz, Friedrich Voltz, entfaltete sich das Talent Gleims zu schöner Blüte, und es kann gewiß kein unbedeutender Maler gewesen sein, der sich der Hochschätzung so großer Künstler erfreute. Sein Aufenthalt in Kassel fällt zu Anfang der 40er Jahre, dann vertauschte er die heimatliche Gegend wieder mit süddeutschen Orten. — In unserer Zeit hat das Gebiet der Landschaftsmalerei eine Erweiterung erfahren, die eine ganz neue Epoche für diesen Zweig der Kunst herbeigeführt hat. Zu ungeahnten Wirkungen hat es eine hochentwickelte Technik gebracht. Die großen Meister der Vergangenheit, die Claude Lorrain, die Ruysdael, die Everdingen u. A. haben in der Gegenwart würdige Nachfolger gefunden, aber gleichzeitig werden die Ausstellungen mit einer Flut von Machwerken überschwemmt, die sich für Landschaften ausgeben und der Natur Farben anlügen, vor denen der Beschauer verständnislos steht und, wenn er der älteren Generation angehört, gern der Zeit gedenkt, wo Gleimsche Landschaften die Kunstausstellungen zierten.

Eine längere Pause in Gleims Kunstthätigkeit trat ein, als er, um seine Verheiratung mit der Tochter des Finanzrats Matthes in Karlsruhe zu ermöglichen, eine Stelle als Rentenverwalter zu Mannheim annahm. Erst seit dem Jahre 1865, nach dem Tode seiner Gattin, lebte er wieder, ganz der Malerei zurückgegeben, in München, wo er 1899 starb. Zu beklagen aber ist es, daß unsere Gemäldegallerie kein Werk des verdienstvollen hessischen Künstlers besitzt. K.

Kassel im Jahre 1837. Der 1896 zu Leipzig verstorbene berühmte Professor der Mathematik und Philosophie Moritz Wilhelm Drobisch war als Abgeordneter der Universität Leipzig zum Jubiläum der Göttinger Universität 1837 gesandt worden und besuchte auf der Rückreise am 23. September Kassel. Die Eindrücke, die er von dieser Stadt hatte, legte er in seinem Tagebuche nieder, und sie mögen hier mitgeteilt werden.*)

„Lange hat mich nichts so überrascht wie Kassel. Ich komme aus dem stillen Thal von Münden und finde plötzlich eine höchst glänzende, elegante, geschmackvolle Residenz! Fürstliches Leben zeigt sich in Gebäuden, Gärten, Uniformen, Equipagen, Livreen u. s. w. in allem Glanze, ganz anders z. B. als in Dresden. Das Militär, ganz auf preußischem Fuß, hat eine treffliche, imponierende Haltung. Die Damen sind elegant gekleidet, graziös und liebenswürdig. Der Römische Kaiser, ein Gasthof**) von einem Umfang und, fast möchte ich sagen, von einer großartigen und fashionabelen Einrichtung, wie mir noch keiner vorgekommen. Die Kirchenparade zeigte die militärische Haltung und schöne Uniformierung der Truppen. Interessant war mir dabei die Equipage der Gräfin Reichen=

*) Vergl. Moritz Wilhelm Drobisch. Ein Gelehrtenleben. Von Walther Neubert=Drobisch. Leipzig 1902. S. 58.

**) Der „Römische Kaiser" lag an der Ecke des Martinsplatzes und der Hedwigstraße, die Länge der letzteren damals fast, später ganz vollständig einnehmend.

bach*) mit sechs herrlichen Engländern und zwei Jockeys, weit mehr aber noch die schöne Frau, die darinnen saß, die schöne Helena, die den dritten (?) Mann fesselt. — Mit raschen Equipagenpferden fuhr ich in Gesellschaft von zwei anderen Fremden nach der herrlichen Wilhelmshöhe. Da es Sonntag war, so war ich so glücklich, die Wasser fallen zu sehen. Der schönste Fall ist der Aquädukt, überhaupt der ganze Gedanke, die Ruinen einer römischen Wasserleitung zum Wasserfall zu benutzen, wahrhaft poetisch. Die Fontaine ist großartig, die Löwenburg im ganzen eine schöne Nachahmung, im einzelnen viel moderne Flicklappen und hier und da aus dem Stil gefallen. Schloß und Garten trefflich erhalten und überall fürstlichen Überfluß verratend. Abends im Theater, das ich ebenfalls geschmackvoll fand, und wo ich mich an den schönen Damen besser amüsierte, als an dem Stück, das langweilig genug und nur eine Sammlung von Theatereffekten ohne Tiefe, Wahrheit und Feinheit war.**) — Göttingen und Kassel, welche Kontraste! Dort Stille, Ärmlichkeit, Geschmacklosigkeit, hier Leben, Überfluß (scheinbar wenigstens), Eleganz und Glanz. Aber ich sehe auch deutlich ein, wie wenig eine Stadt wie Kassel eine wahre Universitätsstadt sein könnte. Solche Herrlichkeit muß den jungen Leuten den Kopf verdrehen, komme doch ich alter, prosaischer Mensch nicht ohne einen Rausch, einen Schwindelanfall davon. Solche Empfindungen habe ich nicht gehabt, als ich Berlin sah; nur den Eindruck von Dresden im Jahre 1832 kann ich damit vergleichen. Die Gegend ist aber auch hier unvergleichlich, und ich glaube fast, daß sie noch reicher ist als die Dresdener. Die Aussichten von der Wilhelmshöhe sowie in die Aue suchen ihresgleichen."

Wir Kasseler können mit dieser Beurteilung unserer Vaterstadt zufrieden sein. **Otto Gerland.**

*) Dies ist ein Irrtum; es muß da Gräfin Schaumburg heißen; die Gräfin Reichenbach war damals nicht mehr in Kassel.

**) Hieraus geht hervor, daß Professor Drobisch am 23. September in Kassel angekommen ist und auch den 24. daselbst verweilte, denn der 23. September war ein Sonnabend, an welchem im Hoftheater Aubers „Ballnacht" gegeben wurde, Sonntag den 24. aber kam Töpfers fünfaktiges Charaktergemälde: „Gebrüder Foster, oder: Das Glück mit seinen Launen" zur Aufführung. Anm. d. Red.

Das letzte Hoch auf den letzten Kurfürsten. Ein alter Gardist vom Kurhessischen Leibgarde-Regiment, Herr C. N. in Hanau, schreibt uns mit Bezugnahme auf die gegenwärtig durch die Tageszeitungen verbreiteten Mitteilungen, daß das letzte öffentliche Hoch auf den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. im Hanauer Land in Windecken am 23. Juni oder auf dem Exerzierplatz im Lamboiwalde bei Hanau am 29. Juni 1866 ausgebracht worden sei, das Nachfolgende: Es war im Winter des Jahres 1866. Der Kurfürst wohnte schon einige Zeit nach seiner Stettiner Gefangenschaft im Hanauer Altstädter Schlosse. Am 1. Dezember hatten die Reservisten die erste Kontrollversammlung unter dem preußischen Major Horst auf dem Paradeplatz zu Hanau. Als die Versammlung nachmittags gegen 4 Uhr beendigt war, erscholl eine Stimme aus den Reihen der Reservisten: „Jetzt ziehen wir zum Kurfürsten . . und alle, einige Hundert Mann Hanauer, marschierten in Reihe und Glied zum Schlosse. Dort angelangt nahmen wir im Schloßhof Aufstellung, und aus Hunderten von Kehlen erscholl es: „Heil Dir im Siegerkranz!" Da erschien der Kurfürst, neben ihm die Fürstin auf dem Balkon, und sprach unter Thränen uns seinen Dank aus, darauf erscholl ein nicht endenwollendes „Hoch!" auf denselben. Anhaltend dankend verließen sodann der Kurfürst und seine Gemahlin tief gerührt den Balkon. Das war wohl das letzte Hoch, welches dem Kurfürsten persönlich im Hessenlande ausgebracht wurde, einige Zeit darauf reiste derselbe nach Prag ab.

Aus Heimat und Fremde.

Geburtstagsfeier des letzten Kurfürsten in Kassel. Der hundertste Geburtstag des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen versammelte schon in der Frühe des 20. August eine große Menschenmenge auf dem Lutherplatz, wo die Grabstätte des letzten hessischen Regenten aus dem Hause Brabant sich befindet. Während von der Privatkapelle des Herrn Henkel einige Choräle gespielt wurden, erschienen die Abordnungen von Vereinen, sowie viele dem früheren Hofe nahegestandene Personen, um Lorbeerkränze mit Bändern in den hessischen Farben auf dem schön geschmückten Grabe niederzulegen. Dasselbe war auch von der althessischen Ritterschaft und den noch lebenden Offizieren und Mannschaften der früheren kurhessischen Regimenter und Bataillone geschehen. Besonders prachtvolle Kranzspenden hatten einige Familienglieder und Anverwandte des hohen Dahingeschiedenen gesandt. Persönlich am Grabe erschienen Fürst Karl von Hanau und zu Horschowitz, Prinz Heinrich von Hanau und Graf Friedrich von Schaumburg, um das An-

denken des Vaters und Großvaters zu ehren. — Im großen Saale des Palais-Restaurants fand nachmittags eine gut besuchte Versammlung der Hessischen Rechtspartei statt, in welcher Herr Rechtsanwalt Julius Martin I, Herr Pfarrer Wilhelm Hopf, Redakteur der Hessischen Blätter, aus Melsungen und Herr Adam Trabert, der es sich nicht hatte nehmen lassen, trotz seines hohen Alters von Wien nach Kassel zu kommen, um diesen Tag in der ehemaligen kurfürstlichen Residenz mitbegehen zu können, Ansprachen hielten. — Abends hielt im Evangelischen Vereinshause Herr Kabinetsrat Adolf Schimmelpfeng vor dicht gefülltem Saale einen Vortrag über den letzten Kurfürsten, der zu dem Interessantesten zählte, was von diesem Herrscher bisher gesagt worden ist, da der Redner von der Depossedierung bis zum Ableben des Fürsten bei ihm geweilt und ihn aus nächster Nähe kennen gelernt hat. Das Bild, das er von dem Kurfürsten entwarf, war ein ebenso lebensvolles als abgeklärtes. Er zeichnete ihn in seiner Eigenart zwar mit großer Liebe, aber ohne die guten Eigenschaften zu übertreiben und die entgegengesetzten zu verwischen. Man konnte danach die Überzeugung gewinnen, daß der Kurfürst in mancher Hinsicht doch ein anderer war, als er gemeiniglich geschildert worden ist, eine Überzeugung, die sich nach und nach auch weiterhin verbreiten wird, da in der letzteren Zeit bereits angesehene politische und wissenschaftliche Persönlichkeiten begonnen haben, auch den guten Seiten in dem Wesen des Kurfürsten gerecht zu werden. Herr Kabinetsrat Schimmelpfeng kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, seit länger als einem Vierteljahrhundert zu dieser veränderten Auffassung in wirksamster Weise beigetragen zu haben. — Am Sonntag, den 24. August, wurde bei dem Gottesdienst in der Hof- und Garnisonkirche durch Herrn Pfarrer Fuchs des Kurfürsten in angemessener Weise gedacht.

Zum 100. Geburtstag Friedrich Wilhelms I. hatten die meisten der Kasseler Buchhandlungen in ihren Schaufenstern Bilder und Statuetten desselben ausgestellt, auch Herr Photograph Machmar hatte aus seiner reichhaltigen hessischen Sammlung eine größere Anzahl von Bildern des Kurfürsten aus seiner Jugend, sowie aus seiner späteren Zeit, u. a. zu Pferd bei der Frühjahrsparade 1866, ferner Wiedergaben hessischer Truppentypen in seinem Atelier zu einer interessanten Gruppe vereinigt. Auf Wunsch versendet Herr Machmar diese Photographien zur Auswahl auch nach auswärts. — In Hanau war vom dortigen hessischen Geschichtsverein in seinem Museum eine größere Anzahl von Bildnissen, Handschriften ꝛc. hessischer Fürstlichkeiten zur Besichtigung ausgelegt, und in Marburg hatte die N. G. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung in einem ihrer Schaufenster eine Ausstellung von Büchern, Bildern, Flugblättern u. s. w. aus der Regierungszeit des letzten Kurfürsten veranstaltet.

Die 68. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde wurde in der ehemals freien Reichsstadt Gelnhausen gehalten, die ihren Festschmuck angelegt hatte und die Teilnehmer freundlich aufnahm. Zunächst fand am 21. August, um 5 Uhr nachmittags, im Hause der Kasino-Gesellschaft eine vierstündige Sitzung des Gesamtvorstandes statt, welche namentlich die zwecks Eintrags des Vereins in das Vereinsregister vorzunehmenden Änderungen der Statuten zu erörtern hatte. Nach Schluß dieser Sitzung gesellte sich der Vorstand zu den inzwischen eingetroffenen Mitgliedern zu geselliger Vereinigung.

Am folgenden Tage begann morgens 9 Uhr die von vielen Damen und Herrn besuchte Haupt-Versammlung im großen Kasinosaale. Der Vorsitzende, Herr Generalmajor z. D. Eisentraut, eröffnete dieselbe, indem er Herrn Bürgermeister Schöffer das Wort erteilte. Dieser begrüßte darauf namens der Stadt die Anwesenden und hieß sie herzlich willkommen. Der Vorsitzende dankte und versicherte im Namen des Vorstandes, daß man im vergangenen Jahre in Rotenburg sehr erfreut gewesen sei, als die Einladung aus Gelnhausen gekommen wäre. — Der Verein tage nun schon zum vierten Male in Gelnhausen.

Nunmehr begannen die geschäftlichen Verhandlungen mit Verlesung des Geschäftsberichts durch den Schriftführer, Kanzleirat Neuber. Derselbe bemerkte, daß die Mitgliederzahl durch viele Todesfälle gelichtet sei, indessen doch nahe an 1600 betrage, und führte die Namen der unter den Verstorbenen dem Vereine besonders nahe gestandenen Männer an, vor allen dreier: des Majors z. D. Weschke, langjährigen Vorsitzenden des Zweigvereins Schmalkalden, des Bezirks-Konservators Dr. Bickell zu Marburg, welcher bei vielseitiger Bildung und rühriger Thätigkeit Außerordentliches geleistet habe, und des Custos am Naturalien-Museum zu Kassel, Professor Lenz, langjährigen Rechnungsführers des Vereins (1862—1897) und späteren Ehrenmitglieds. — Zu Ehren des Andenkens der Dahingeschiedenen erhoben sich auf Ersuchen des Vorsitzenden die Anwesenden von ihren Sitzen. — Der Schriftführer teilte weiter mit, daß der Verein mit über 100 verschiedenen Vereinen, Gesellschaften u. s. w. im Schriftenaustausch stehe und auf diese Weise, außerdem aber auch durch Schenkung und

Kauf viele wertvolle Sachen erworben habe, und gedachte der vorjährigen Jahresversammlung zu Rotenburg und in Kürze der Thätigkeit des Vereins zu Kassel.

Der Rechnungsführer, Herr Landesrat Wolff v. Gudenberg, erstattete den Kassenbericht. Danach beträgt die Einnahme 7261,30 Mark, die Ausgabe 6454,64 Mark und verbleibt demnach ein Kassenbestand von 806,66 Mark. Der Vorsitzende bemerkt, daß die Rechnung von zwei Sachverständigen in Gelnhausen geprüft und richtig befunden worden sei, worauf Entlastung des Rechnungsführers durch die Versammlung erfolgte. Der Vorsitzende machte dann auch Mitteilung über den Stand der Vereinssammlungen zu Marburg und bemerkte, daß trotz der dahin zu leistenden Geldzuschüsse und trotz der durch die hohen Preise für Papier und Druck vermehrten Ausgaben des Vereins in der gestrigen Sitzung des Gesamtvorstandes beschlossen worden sei, den bisherigen geringen Jahresbeitrag beizubehalten. Auf Anfrage des Herrn Superintendenten Wissemann von Hofgeismar, ob nicht Katalogisierung der Marburger Sammlungen möglich sei, bemerkte Herr Geh. Archivrat Dr. Könnecke von Marburg, daß die dortigen Arbeiten durch Bickells Tod ins Stocken geraten seien und sein Nachfolger, Herr Professor Dr. v. Drach, mit Geschäften überhäuft, daß aber die Bearbeitung eines „Führers“ durch die Sammlung in Aussicht genommen sei.

Auf Antrag des Herrn Superintendenten Wissemann wurden die bisherigen sieben Mitglieder des Kasseler Vorstandes durch Zuruf einstimmig wiedergewählt. Der Vorsitzende teilte weiter mit, daß als Ort der nächsten Jahresversammlung die Stadt Wolfhagen in Aussicht genommen und von dieser bereits Einladung ergangen sei. Sodann gab derselbe Kenntnis davon, daß es notwendig geworden sei, die Vereinsstatuten von 1896 den Forderungen des bürgerlichen Gesetzbuches entsprechend umzuändern, und der Gesamtvorstand am gestrigen Abend den vorgelegten Entwurf neuer Satzungen durchberaten und angenommen habe. Die Versammlung stimmte den Beschlüssen des Gesamtvorstandes bei.

Nach Schluß der geschäftlichen Verhandlungen nahm zunächst Herr Professor Dr. Schröder von Marburg das Wort zu einer Gedenkrede: „Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen“ (20. August 1902). Die Schilderung des Herrn Professor Dr. Schröder führte das Bild des letzten Kurfürsten in wohlgetroffenen Zügen den Versammelten vor Augen und kann als einer der wertvollsten Beiträge zu seiner Charakteristik betrachtet werden.*) Darauf folgte der Vortrag des Herrn Privatiers L. W. Schöffer von Gelnhausen: „Zur Geschichte der Stadt Gelnhausen“. Mit großer Liebe führte der Vortragende seine Zuhörer in die alte freie Reichsstadt ein, die von Friedrich Barbarossa aus einem Kirchdorf zu diesem Rang erhoben worden war, und entrollte ein glänzendes Bild seiner Vaterstadt aus dem 12. und 13. Jahrhundert, das „die Seele mit Wonne erfüllt, wenn wir uns vorstellen, wie glücklich und froh die Deutschen gelebt haben mögen unter dem glänzenden nationalen Aufschwung in der Hohenstaufen-Zeit, wo die hochbegabten deutschen Sänger von den Burgen des Adels heruntergestiegen waren in die aufblühenden Städte zu den gewerbtreibenden thatkräftigen Bürgern, unter das Volk“. Dann aber folgten mehrere große Sterben und endlich der 30 jährige Krieg, welcher der früheren Blüte von Gelnhausen das Ende bereitete, denn auch in den nun folgenden Friedenszeiten herrschte Zank und Streit mit den Pfandherrschaften und Uneinigkeit zwischen den Fürsten und dem Rat der Stadt. Die drückenden Truppendurchzüge während der Napoleonischen Kriege und die Schrecknisse nach der Schlacht bei Leipzig, wo die geschlagenen französischen Kolonnen ihren Rückzug durch die Gegend nahmen, bilden den Abschluß der traurigen alten Zeit. Vorher aber war die freie Reichsstadt schon 1803 durch Reichsdeputations-Hauptbeschluß dem damaligen Kurfürstentum Hessen einverleibt worden. Der Groll über diese Vergewaltigung ist jedoch nach und nach verschwunden, und das uralte Gelnhausen befindet sich jetzt in einem neuen mächtigen Fortschritt. — Beide Redner ernteten den wohlverdienten Beifall der Anwesenden, und der Vorsitzende sprach ihnen noch besonderen Dank aus. Herr Landrat v. Baumbach feierte noch in beredten Worten die Bedeutung des verstorbenen Konservators Bickell, insbesondere auch seine Verdienste um den Kreis Gelnhausen.

Die Festteilnehmer nahmen nunmehr in dem Kasino ein Frühstück zu sich und traten sodann eine Wanderung durch die Stadt an, um deren Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen: den einstigen Kaiserpalast von Friedrich I. Barbarossa, den Hexenturm, das durch die Bemühungen des Konservators Bickell wiederhergestellte sog. romanische Haus und die Stadt- oder Marienkirche, wo Herr Metropolitan Schäfer einen sehr lehrreichen Vortrag hielt. Das die ganze Stadt weithin überragende, wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert erbaute und in seiner weiteren Anlage verschiedenen Perioden angehörende Gotteshaus ist ein wahres Kleinod zu nennen. Kanzel, Lettner, Chor bieten genug des Schönen dar. Den an die Stadtmauer grenzenden sog.

*) Das Hauptsächliche aus dieser vortrefflichen Gedenkrede wird im „Hessenland“ noch mitgeteilt werden.

Stadtpark mit reizenden Gartenanlagen durchwandernd hatte man noch genug Gelegenheit, auf die Kirche mit ihren steilen Thürmen hinzublicken, von denen der eine bis zum Ende der 70er Jahre mit seiner schiefen und gewundenen Spitze ein Wahrzeichen der Stadt bildete. Dann beschaute man die Gelakapelle, das Hailser Thor, das Holzthor sowie die in Privatbesitz übergegangenen Gebäude, das Johanniterhaus und die Peterskirche, welche letztere von ihrem jetzigen Eigentümer, Herrn Fabrikanten Mele, gern gezeigt wird.

Nach Betrachtung dieser vielen Sehenswürdigkeiten, auf welche die Stadt Gelnhausen mit Recht stolz sein kann, schmeckte das wohl zubereitete Festmahl im Gasthause zum Hessischen Hof, das durch Kaisertoast und daran sich reihende Trinksprüche auf das gastliche Gelnhausen, den hessischen Geschichtsverein, die hessische Heimat, die Frauen, die Festredner gewürzt wurde. Die Zahl der Teilnehmer betrug über 70. Das nachfolgende Konzert im Garten „Zur Hoffnung" vereinigte noch eine große Zahl bis zum späten Abend

Am letzten Tag, 23. August, versammelten sich gegen 9 1/2 Uhr vormittags die Teilnehmer auf dem Platze vor dem Rathause und zogen, mit der Stadtmusik voran, hinauf in den schattigen Stadtwald und weiter nach der Heinrichshöhe, welche mehrere herrliche Aussichtspunkte darbietet und wo man ein von dem Festausschuß dargebotenes Frühstück einnahm. Bei diesem machte Herr Landrat v. Baumbach noch höchst anziehende Mitteilungen über die früheren und jetzigen politischen Verhältnisse des in herrlichstem Sonnenlicht sich zeigenden Gelnhäuser Thales. Erst nach mehreren Stunden trennten sich die Teilnehmer von der Heinrichshöhe und von ihren freundlichen Wirten mit dem Gefühle, frohe und angenehme Stunden in der lieblichen Stadt Gelnhausen verlebt zu haben. **C. N.**

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor Dr. Friedrich Schottky zu Marburg ist in gleicher Eigenschaft in die philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin versetzt worden. — Der Professor der Jurisprudenz Schücking in Breslau hat einen Ruf an die Universität Marburg erhalten und angenommen. — Dr. J. Haller, seither Mitglied des preußischen historischen Instituts in Rom, ist zum außerordentlichen Professor für mittelalterliche Geschichte und Direktor des Seminars für historische Hilfswissenschaften an der Universität Marburg berufen worden und hat den Ruf angenommen. — Der bisherige Physikus Dr. Heinrich Hildebrand zu Hamburg ist zum außerordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der Universität zu Marburg ernannt. Demselben wurden auch die Obliegenheiten eines Kreisarztes für die Kreise Marburg und Kirchhain übertragen. — Der bisherige Privatdozent an der Universität Marburg Dr. phil. Gadamer ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Breslau ernannt worden.

Todesfall. Am 4. Juli d. J. starb zu Erlangen der außerordentliche Professor der Ohrenheilkunde Professor Dr. Wilhelm Kießelbach, im Alter von 62 Jahren. Geboren am 1. Dezember 1839 zu Hanau a. M. als Sohn eines hochangesehenen, vielbeschäftigten Arztes, dessen Großvater aus Kirchhain in Oberhessen stammte, besuchte Kießelbach das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte darauf auf den Universitäten zu Göttingen und Marburg Medizin. Die Wahl gerade dieses Studiums entsprach seiner eignen Neigung und war zudem ein Lieblingswunsch der Familie, da außer dem Vater schon der Großvater und der Urgroßvater Ärzte gewesen waren. In Göttingen gehörte Kießelbach dem Korps Hildeso-Guestphalia an, in Marburg war er ein geschätztes Mitglied der Hasso-Nassovia. Andauernde Krankheit, wie ein komplizierter Beinbruch und eine langwierige Lähmung der linken Hand, nötigten ihn leider, zeitweise seine medizinische Studien zu unterbrechen, er benutzte aber die Gelegenheit, um sich durch fleißiges Studium und Lektüre eine umfassende allgemeine Bildung, namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet, anzueignen. Während des Kriegsjahrs 1870—1871 war Kießelbach als Assistent am Krankenhaus thätig und besaß infolgedessen die Kriegsmünze für Nichtkombattanten. Im Jahre 1880 habilitierte er sich an der Universiät Erlangen für Ohren, Nase und Kehlkopf, 1883 wurde er Oberarzt an der ohrenärztlichen Poliklinik und 1888 außerordentlicher Professor. In dieser seiner Eigenschaft hat nun Kießelbach eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, als Forscher, als Dozent, als Arzt und als Mensch war er gleich ausgezeichnet. Der Wissenschaft hat er durch eine Reihe gediegener Untersuchungen, die er in den Fachzeitschriften veröffentlichte, große Dienste geleistet. Hervorzuheben sind hier seine Beiträge zur Physiologie des Gehörorgans, speziell der Gehörnerven, in welcher er auf Grund langdauernder Versuche am eigenen Körper wesentlich Neues brachte und so eine bleibende Grundlage auf diesem schwierigen Gebiete schuf. Nicht minder glücklich war Kießelbach als Dozent. Seine Vorlesungen waren ein Muster von Gründlichkeit und Einfachheit, da jeder äußerliche rhetorische Prunk vermieden wurde; desgleichen brachten die Praktika seinen zahlreichen Schülern reiche Belehrung. Denn

als Arzt war Kießelbach unbedingt zuverlässig durch seine ruhige Beobachtung, die stets eine exakte Diagnose ermöglichte, ferner durch seine sichere Hand und sein gewinnendes Wesen gegenüber seinen Patienten. Als Mensch endlich war er von seltener Herzensgüte, von großem Edelmut und trotz seines reichen Wissens von selbstloser Bescheidenheit. Er liebte Geselligkeit in hohem Maße und war ein vorzüglicher Cellospieler. An seine hessische Heimat, besonders an seine Vaterstadt Hanau, hat sich Kießelbach stets, auch als er bayrischer Staatsdiener geworden war, eine große Anhänglichkeit bewahrt und im Kreise seiner Familie und seiner Freunde gern von der Heimat und den vergangenen Zeiten, von Personen und Verhältnissen daselbst mit großer Wärme erzählt. Er ruhe in Frieden! **E. B.**

Vor einigen Jahren veröffentlichte einer unserer Mitarbeiter, Dr. Armbrust, in unserer Zeitschrift einen Aufsatz über die Burg Schwarzenberg bei Melsungen. Im vergangenen Jahre hat er die Arbeit dadurch bedeutend erweitert und verbessert, daß er seine Forschungen auf die Familie der Burginhaber, das thüringische Geschlecht von Balenhusen, ausdehnte. Eine längere Abhandlung darüber übergab er im letzten Frühjahr dem Herausgeber der „Zeitschrift für thüringische Geschichte und Altertumskunde“, Herrn Professor Dr. Dobenecker in Jena. Die Arbeit, durch zahlreiche Regesten und zwei Siegeltafeln erläutert, erscheint augenblicklich in der Zeitschrift für thüringische Geschichte, Bd. XXI, S. 230 ff. Gelegentlich kommen wir auf den Inhalt, soweit er Hessen betrifft, zurück.

Hessische Zeitschriftenschau.

Der Burgwart, 1902, III. Jahrg., Nr. 8—11.
C. Kr.: Wilhelm Dilichs Ansichten hessischer Städte.
Dr. Justus Schneider (Fulda): Die ausgegrabene Burg am Liedenküppel an der Milseburg im Rhöngebirge.

Der deutsche Herold, 1902, Nr. 5.
G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg: Stammte Graf Peter von Holzapfel aus bäuerlichem oder aus adeligem Geschlecht?

Deutsche Heimat, 1902, Heft 36.
Fritz Lienhard: Ein vergessenes Buch (Prinz Rosa Stramin).

Fuldaer Geschichtsblätter, I. Jahrg. 1902, Heft 4—7.
Dr. Antoni: Fulda im Bauernkriege (Fortsetzung und Schluß)
H. Eltester: Das letzte kurhessische Infanterieregiment der Garnison Fulda in seinem letzten Jahre.
— Zur Geschichte der Lebensmittelpreise in Fulda.
— Ordnung der Metzgerzunft in der Stadt Fulda, de Anno 1707.
J. Kartels und C. Scherer: Verzeichnis der Fuldaischen Gesamtlitteratur (II. Fuldensien aus „Hessenland“, Zeitschrift f. hess. Geschichte u. Litteratur).
Ferner: Miscellen &c.

Hessische Blätter für Volkskunde, Band I, Heft 2.
O. Schulte: Kirchweih im Vogelsberg.
Dr. Julius Reinhard Dieterich: Eselritt und Dachabdecken.
Dr. Karl Ebel: Gießener Flurnamen vom Ende des 15. Jahrhunderts.
Dr. Richard Wünsch: Aus der Kinderstube.
F. Hunsinger und Dr. A. Strack: Die letzten Schlottenhäger in Hungen.
Dr. Walther Köhler: Zu den Himmels- und Höllenbriefen
Ferner: Bücherschau, Chronik der Vereinigung &c.

Litterarisches Echo, 1902, IV. Jahrg., Nr. 21.
Karl Berger: Deutsche Dichtung in Hessen.

Quartalsblätter des Histor. Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge. 1901, III. Band, Nr. 4.
Karl Bronner: Mittelalterliche Wandmalereien in der Kirche zu Frau-Rombach.
Dr. August Roeschen: Der Ortsname Mulstein.
Helmke: Fundberichte bei Friedberg.
Dr. August Roeschen: Alte Straße in Wetterfeld bei Laubach.
Ferner: Vereinsnachrichten, kleinere Mitteilungen, Litterarisches, Hessische Chronik.

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M., Waldeck &c. XI. Jahrg., Nr. 1.
G. Haupt: Ein Gang durch das Gebiet des Niederhessischen Touristenvereins mit seinen Zweigvereinen.
K. Freese: Die Übergabe des Bürgermeister Schrader-Gedenksteins an die Gemeinde Braunschweigisch-Neuhaus.
Ferner: Kleinere Mitteilungen &c.

Personalien.

Verliehen: dem Rechtsanwalt und Notar Grebe in Schmalkalden der Titel Justizrat; dem prakt. Arzt Dr. Rehm in Rauschenberg der Titel Sanitätsrat; dem Postsekretär Arimond zu Kassel aus Anlaß seines Scheidens aus dem Dienste der Charakter als Ober-Postsekretär.

Übertragen: dem Oberförster Daniels die Oberförsterstelle Niederkalbach.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Reinhardt und Frau Emilie, geb. Gerland (Krippehna, 23. August); eine Tochter: Oberförster Müller und Frau Anna, geb. Urban (Borken bei Siewen in Ostpreußen, 15. August); Dr. G. Zuschlag und Frau Hedwig, geb. Granier (Radebeul bei Dresden, 15. August); Postinspektor Kind und Frau Clärchen, geb. Unger (Torgau, August); Dr. med. Fritz Mühlhausen und Frau Hedwig, geb. Herbst (Braunschweig, 23. August); Dekorationsmaler Heinrich Becker und Frau Marie, geb. Kaletsch (Friedberg i. H., 24. August).

Gestorben: königl. Generalleutnant z. D. Ferdinand Freiherr von Dörnberg zu Herzberg, 69 Jahre alt (Kassel, 15. August); Frau Louise Wiegand, verw. Hahn, geb. Wichard, 84 Jahre alt (Kassel, 16. August); Postsekretär a. D. Eduard Rudolf Briede, 75 Jahre alt (Kassel, 18. August); Bürgermeister a. D. Georg Becker, 78 Jahre alt (Gudensberg, 24. August); Steindruckereibesitzer Christoph Eckhardt, 76 Jahre alt (Kassel, 25. August); Lehrerin Fräulein Hedwig Heinemann, 60 Jahre alt (Kassel, 29. August).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. September 1902.

Einfahrt in den Golf von Nicoya.*)

Es starrt weit ins Meer dort ein Eiland,
Von ruhlosen Wellen umtost;
Der Strand — eine rissige Felswand,
Ihr Inn'res — nur spärlich bemoost.

Keinen Strauch, keinen Baum sieht man ragen
Und schmücken das karge Gefild;
Unnahbar, unwirtlich, zerschlagen —
So liegt es, ein trostloses Bild.

Und Schiffe, von fernher gezogen,
So oft sie erstreben die Bai,
Sie segeln vorsichtig im Bogen
Weitab an der Insel vorbei.

Und doch — wenn die Wolken sich ballen,
Wenn die Bläue des Meeres ergraut,
Wenn donnernd die Himmel erschallen
Und zu Bergen die Woge sich staut, —

Dann sieht man die Möven beflissen
Wohl flieh'n nach dem Inselland dort,
Und im Fels, den die Brandung zerrissen,
Da finden sie schützenden Port.

— — — — — — — — — — — —

Eines Herzens mußt' ich gedenken,
Das im Meere des Lebens so ruht,
Das des Schicksals ewiges Kränken
Zerschlug — wie die Insel die Flut;

Dessen Wunden und Risse ohn' Schranken
Eine Zuflucht den Flüchtigen däucht,
Wenn — wie Möven — schneeweiße Gedanken
Die Welt dort, die tobende, scheucht.

Richard Jordan †.

*) An der Westküste Costa-Ricas.



Kühlung des Herzens.

Über den See und das flüsternde Ried,
Über die Kolben, die schlanken,
Wandert zum Walde mein suchendes Lied,
Webt seine sehnenden Ranken.
Hoch, wo so traumhaft im bläulichen Duft
Herrschen die dunkelen Kronen,
Wo in der milden, der schweigenden Luft
Geister der Einsamkeit wohnen,
Schwebt meine Seele und holt sich die Kraft
Stiller und tiefer zu werden.
Daß sie entfliehe der fesselnden Haft
Wechselnder Gier und Beschwerden.
Glühend am Rain steht ein rötliches Kraut;
Pflück' ich zum leuchtenden Strauße.
Trage ein stilles Gedenken der Stund',
Kühlung des Herzens nach Hause.

Regensburg. **M. Herbert.**





Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von W. Bennecke.

(Fortsetzung.)

Die Kammer wurde am 26. August eröffnet, und das erste war, daß sie ihr Mißtrauensvotum gegen das bestehende Ministerium wiederholte. Der Kurfürst dahingegen verzichtete auf den Empfang der Deputation, die ihm eine darauf Bezug nehmende Adresse überreichen sollte. Am 31. August aber kam es in der Kammer zu der Steuerverweigerung, wobei bemerkt werden muß, daß der Kurfürst seither schon aus eigenen Mitteln der Staatskasse eine Million Thaler zur Fortführung der Verwaltung vorgeschossen hatte. Am 2. September wurde die Ständeversammlung wiederum aufgelöst, und am 4. erschien eine kurfürstliche Verordnung, in der die Stände des Verfassungsbruchs beschuldigt wurden, da sie nach § 143 der Verfassung für Aufbringung des ordentlichen und außerordentlichen Staatsbedarfs zu sorgen hätten. Unter Hinweis auf § 95 der Verfassung wurde sodann in der Verordnung die sofortige Erhebung der Steuern verfügt, bis mit den sobald als thunlich einzuberufenden Landständen anderweit Vereinbarung getroffen werde. Der landständische Ausschuß wies darauf den der Ständeversammlung gemachten Vorwurf des Verfassungsbruches energisch zurück und klagte die Regierung selbst der Verfassungsverletzung an. Auch die Kasseler oberen Verwaltungsbehörden teilten diese Anschauung, aber Hassenpflug benutzte den angeblichen Verfassungsbruch der Stände und die in solchen Verhältnissen sich ergebende Unzulänglichkeit der Gesetze dazu, über „die sämtlichen kurhessischen Lande" am 7. September den Kriegszustand zu verhängen, der anfangs aber nicht viel zu bedeuten hatte, da er sich nicht bis auf die Gerichte erstreckte und diese die Ordres militärischer Oberkommandos, soweit sie sich auf Maßregelungen infolge des Kriegszustandes bezogen, größtenteils lahm legten.

Da Hassenpflug momentan nicht weiter kommen konnte, so führte er einen andern überraschenden Coup aus, indem er den Kurfürsten bewog, in der Nacht vom 12. auf den 13. September mit dem ganzen Ministerium seine Hauptstadt zu verlassen und sich nach Bockenheim zu begeben. Die abenteuerliche Fahrt, die über Hannover, Minden, Köln und Kastel nach Frankfurt ging, war sehr aufregender Art, denn der Kurfürst, der als Graf Steinau reiste, wurde unterwegs erkannt und hatte mannigfache Unannehmlichkeiten zu überstehen, die ihm aber seinen Humor nicht raubten. „Wenn ich erst in Köln wäre," sagte er u. a., „so sollten sie mich wohl nicht kriegen; in Köln weiß ich jedes Gäßchen." Bei diesem fluchtartigen Aufbruch, dessen eigentliche Ursache noch immer nicht völlig klar ist, muß auch die Sprache in Betracht gezogen werden, welche die „Hornisse" seit der letzten Auflösung der Ständekammer angenommen hatte. In einem der „offenen Briefe an Seine Königliche Hoheit" hieß es z. B.: „Ich habe Ihnen gesagt, Königliche Hoheit, daß Sie auf einer abschüssigen Bahn angelangt sind. — Schon morgen oder übermorgen werden Sie erfahren können, daß Sie zwar befehlen dürfen, Königliche Hoheit, daß Sie aber den Gehorsam nicht anders finden werden, als wenn Sie hinter Ihren Machtworten berittene Gensdarmerie hersenden."

Nach einer dreitägigen Fahrt langte der Kurfürst in Frankfurt an, wo in der letzteren Zeit auch die Gräfin Schaumburg Aufenthalt genommen hatte. Diese hatte man von dem Kurfürsten für einige Zeit zu trennen gewußt, da sie, wie von Seiten der Opposition verlautete, schon längst auf die Entfernung Hassenpflugs hingewirkt habe. Auch im Schloß zu Wilhelmsbad, wo der Kurfürst sich mit dem Regierungsapparat niederließ, da in Bockenheim keine passende Unterkunft vorhanden war, hielt der Premierminister die Gräfin von ihrem Gemahl möglichst fern.

Mit der Ankunft des Kurfürsten hatte das idyllische Wilhelmsbad sich in ein Feldlager verwandelt. Es starrte von Waffen, denn das Leibgarde-Regiment und zwei Schwadronen des 2. Husaren-Regiments waren dorthin verlegt worden. Allenthalben stieß man in dem Park und der Umgebung auf Posten, Piquets und Husarenpatrouillen. Die Vergnügungen des Badeortes erlitten jedoch durch diese militärischen Maßnahmen keine Unterbrechung. Wilhelmsbad zog gerade durch sein verändertes Aussehen die Besucher aus der Umgegend

massenhaft an, die hauptsächlich den Kurfürsten und Hassenpflug sehen wollten.

Im nahen Frankfurt war inzwischen der alte Bundestag wieder auferstanden, und der dortige österreichische Präsidialgesandte Graf Thun stattete dem Kurfürsten täglich seinen Besuch ab. Gestützt auf die ihm nunmehr von dieser Seite in bestimmter Aussicht stehende Hülfe fielen die Worte des Kurfürsten: „Es muß noch schärfer genommen werden!“; zu deren Bekräftigung die Ernennung des alten, nicht mehr aktiven Generalleutnants von Haynau zum Oberbefehlshaber in Kassel erfolgte, um den dortigen Belagerungszustand wirksamer zu gestalten und das Militär in strammer Disziplin zu erhalten. Der 71 Jahre alte General von Haynau war jedoch mit seiner mystischen Denkungsweise am wenigsten dazu geeignet, seiner Aufgabe, die Offiziere für die politischen Maßnahmen des Kurfürsten zu gewinnen, gerecht zu werden, denn er brachte es dahin, daß mit geringen Ausnahmen die sämtlichen Offiziere der kurhessischen Armee ihren Abschied forderten, der jedoch nur 48 derselben erteilt wurde.

Kurhessen erschien nun als Versuchsobjekt dafür, ob die Union oder der Bundestag die größere Macht in Deutschland besaß. Preußische Truppen rückten auf den durch Hessen führenden Etappenstraßen vor und besetzten Kassel, nachdem die kurfürstlichen Truppen die Hauptstadt verlassen hatten, um in die Provinz Hanau zu rücken. Von Süden aus aber waren Bayern und Österreicher, als die Vollstrecker der über Kurhessen verhängten Bundesexekution, bereits über die hessische Grenze gezogen. Am 8. November kam es zwischen den preußischen und bayerischen Truppen bei dem Dorfe Bronzell zu einem unbedeutenden Zusammenstoß, wonach die Bundesexekution den Weg nach Kassel frei bekam. Ende November fanden sodann in Olmütz die bekannten Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich statt, nach denen u. a. der Aktion der von dem Kurfürsten herbeigerufenen Truppen kein Hindernis entgegengestellt werden durfte. Diese, zusammen 6000 Mann Bayern und Österreicher, rückten nun am 22. Dezember unter dem Fürsten Thurn und Taxis in Kassel ein. Der Kampf um die Verfassung hatte vorläufig sein Ende erreicht und die „Strafbayern“ traten ihre Funktionen an. Am 27. Dezember vormittags kehrte der Kurfürst nach Kassel zurück und hielt sofort nach der Ankunft auf dem Friedrichsplatz eine Revue über die österreichischen, bayrischen, preußischen und die wieder eingerückten hessischen Truppen ab.

Das neue Jahr nahm für viele der Einwohner Kassels einen sehr trüben Anfang, denn die Strafeinquartierung von Exekutionstruppen sollte mit ihm in größerer Ausdehnung beginnen. Hauptsächlich wurden die Beamten, die sich in dem Verfassungskampf mißliebig gemacht hatten, sowie die Mitglieder der aufgelösten Ständekammer damit bedacht und zwar einzelne mit 30 Mann. Neben der Bequartierung aber waltete in der noch immer im Belagerungszustande befindlichen Residenz das Kriegsgericht, das aus hessischen, bayerischen und österreichischen Offizieren bestand, seines Amtes und erkannte auf noch empfindlichere Strafen als die Verpflegung einer Anzahl anspruchsvoller Soldaten. Die Erbitterung, die hierdurch hervorgerufen wurde, war fast allgemein und blieb in den Gemütern haften.

Der Sieg des Kurfürsten über die Verteidiger der Verfassung und über die demokratische Partei war zwar ein vollständiger, aber ein teuer erkaufter, denn in ihm sind die hauptsächlichsten Ursachen der später über Kurhessen hereinbrechenden Katastrophe zu suchen.

Nachdem das hessische Militär seines Eides auf die Verfassung entbunden worden war, wurde ihm die Aufrechthaltung der Ordnung wieder allein übertragen und die Exekutionstruppen verließen im Sommer 1851 das Land. Nur der österreichische Bundeszivilkommissar Graf Leiningen verblieb mit dem preußischen Geheimrat Uhden noch in der Residenz, um mit Hassenpflug eine neue Verfassung auszuarbeiten. Um Österreich für die ihm zu teil gewordene Unterstützung zu danken, begab der Kurfürst sich 1852 nach Wien und erregte dort durch seine verschwenderische Freigebigkeit Aufsehen.*) Im Juni 1853 aber erhob der Kurfürst, unter Anerkennung des Kaisers Franz Joseph, seine Gemahlin und seine Kinder in den Fürstenstand. In demselben Monat traf in Kassel zum Besuch der kurfürstlichen Familie der Großherzog Ludwig III. von Hessen ein, und einen Monat später hatte der Kurfürst die Freude, den König Friedrich Wilhelm IV. und den Prinzen von Preußen auf Wilhelmshöhe bei sich zu sehen. Bei dieser Gelegenheit erfolgte die oft zitierte Äußerung des Königs, als die Löwenburg abends in bengalischer Beleuchtung erschien: „Deine Wilhelmshöhe wäre mir lieber als die ganze Türkei!“

Die Beratung über den neuen Verfassungsentwurf zog sich inzwischen durch die beiden Kammern, die nunmehr gebildet worden waren, so in die

*) „Viele Orden und die wertvollsten Geschenke in Gold und Brillanten wurden unter den Offizieren und Hofleuten der Kaiserstadt ausgestreut; der geringste Lakai empfing 10 Louisd'or. Der dreitägige Aufenthalt in Wien soll 24 000 Thaler gekostet haben.“ „Hessische Erinnerungen“, Seite 158. Kassel, Verlag von Klaunig, 1882.

Länge, daß Hassenpflug das von ihm geplante Werk nicht mehr als Minister zustande kommen sah, denn als er, gereizt durch den Widerstand, den der Kurfürst der Wahl des Konsistorialrats Vilmar zum General=Superintendenten der Diözese Kassel entgegensetzte, abermals seine Entlassung verlangte, erhielt er sie sofort. Über das, was diesem politischen Ereignis vorausging, ist einiges Licht durch Aufzeichnungen des damaligen Marburger Professors W. Mangold verbreitet, die nach dessen Tode in der „Protestantischen Kirchenzeitung" von Professor Kamphausen veröffentlicht wurden. Mangold, der früher Erzieher zweier Söhne des Kurfürsten gewesen war, hielt sich während der Herbstferien 1855 in Kassel auf und wurde von dem Kurfürsten auf einem Spaziergang angerufen und über die rechtliche Lage hinsichtlich des landesherrlichen oberbischöflichen Bestätigungsrechtes bei der Superintendentenwahl befragt. Mangold setzte darauf dem Kurfürsten auseinander, daß er zwar verbunden sei einen der drei aus der Wahl der Geistlichkeit hervorgegangenen Kandidaten zu bestätigen, daß die Wahl zwischen diesen Kandidaten ihm aber ganz frei stehe, und namentlich sei er nicht gehalten, wie das Ministerium ihm einreden wolle, den zu bestätigen, auf den sich die Majorität der Stimmen vereinigt habe, auch wies er auf ein im Druck befindliches Gutachten der Marburger theologischen Fakultät über den Bekenntnisstand der niederhessischen Kirche hin, das den von Vilmar vertretenen Auffassungen widersprach und das er ihm binnen drei Tagen einreichen könne. „Da brach der Kurfürst", schreibt Mangold, „in die mir unvergeßlichen Worte aus: „Fürsten unglückliche Menschen sind! werden immer belogen! Sie haben mir hoffentlich die Wahrheit gesagt; bringen Sie mir das Gutachten!" Dann folgte ein sehr stürmischer Ministerrat, in welchem der Versuch vom Ministerium gemacht wurde, Vilmar's Bestätigung zu erzwingen. Man wollte die Sache erledigen, ehe das Gutachten von dem Kirchenrechtslehrer Richter in Berlin einlief, das der Kurfürst sich erbeten hatte. Der Versuch mißlang; der Kurfürst berief sich auf die von mir erhaltene Information und wollte erst das Marburger Gutachten abwarten, das ich ihm Ende der Woche einlieferte. Drei Tage nach der oben mitgeteilten Unterredung wurde Hassenpflug entlassen, Vilmar nicht bestätigt —." Soweit Professor Mangold. Vilmar, dessen Bruder sogar dem Kurfürsten Recht gab, wurde nach Hassenpflugs Fall auf den Antrag des neuen Ministeriums zum ordentlichen Professor der theologischen Fakultät in Marburg ernannt, wohin auch Hassenpflug sich begab.

Nach jahrelangen Verhandlungen war die von Hassenpflug in Angriff genommene und unter seinem Nachfolger Scheffer weiter ausgestaltete neue Verfassung 1857 endlich dem Bundestag vorgelegt worden, der sie aber auch zwei weitere Jahre lang ruhen ließ. Bevor man in Frankfurt überhaupt einen endgültigen Beschluß über die Vorlage zu fassen vermochte, erhob Preußen seine Stimme und kam auf die suspendierte Verfassung von 1831 zurück, ohne jedoch bei dem Bundestag die Wiederherstellung derselben durchsetzen zu können. Die neu ausgearbeitete Verfassung wurde am 30. Mai 1860 von der kurfürstlichen Regierung publiziert, stieß aber, wie vorauszusehen war, bei der Ständeversammlung auf Opposition, die sich bald wieder in der heftigsten Weise geltend machte. Durch die nun fortdauernden Zwistigkeiten zwischen Regierung und Ständen fand Preußen Grund zum Einschreiten, und am 10. Mai 1862 traf der Generaladjutant des Königs Wilhelm I. Generalleutnant von Willisen in außerordentlicher Mission in Kassel ein. Bei der stattgehabten Audienz konnte eine Äußerung des Kurfürsten als das preußische Ministerium verletzend aufgefaßt werden. Die Folge davon war, daß preußische Truppen sich bei Warburg und bei Mühlhausen zusammenzogen, um in Kurhessen einzurücken, worauf der Kurfürst die abenteuerliche Idee hatte, sich mit seiner Armee auf hannoversches Gebiet zurückzuziehen.*) Dazu kam es jedoch nicht, da schon ein Entschuldigungsschreiben nach Berlin abgesandt war und in der Bundesversammlung die Erklärung abgegeben wurde, die Verfassung vom 5. Januar 1831 solle wieder eingeführt werden. Obwohl dieselbe auch in Wirksamkeit gesetzt wurde, kam es doch wiederum zu neuen Differenzen zwischen der Regierung und der liberalen Partei, sodaß am 25. November von Berlin aus ein Feldjäger mit einer so energisch gehaltenen Note der preußischen Regierung in Kassel eintraf, daß alsbald die Landstände einberufen wurden, um das Budget festzustellen.

Noch zwei Lichtblicke sollten für den Kurfürsten in seine nur noch kurz bemessene Regierungszeit fallen und beide folgten fast unmittelbar aufeinander. Im Jahre 1863 Mitte August fand in Frankfurt a. M. der vom Kaiser von Österreich eingeleitete Fürstenkongreß zur Reform des Bundestages statt, bei welcher Gelegenheit der Kurfürst zum letzten Male mit seinem vielbewunderten Isabellengespann unter all der Prachtentfaltung der anderen deutschen Herrscher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Am 18. Oktober desselben Jahres

*) Siehe „Aus dem Leben des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen" von E. v. Goeddaeus, Seite 41. Kassel (Klaunig) 1883.

aber fühlte er sich noch einmal seit dem 6. August 1848 von den Wogen der Volksgunst getragen, jedoch mit dem bedeutsamen Unterschied, daß er diesmal wirklich ganz und gar eines Sinnes mit seinem Volke war, handelte es sich doch um die fünfzigjährige Gedenkfeier der Völkerschlacht bei Leipzig, deren glücklicher Ausgang das hessische Regentenhaus wieder auf den Thron gesetzt hatte. Wäre der Kurfürst bei der Grundsteinlegung des Hessendenkmals auf dem Forst an jenem denkwürdigen Nachmittage durch die Unterneustadt gefahren, so hätte er an dem dortigen Triumphbogen die Inschrift lesen können: „In Fährden und in Nöten zeigt sich das Volk erst echt, drum soll man nicht zertreten sein altes, gutes Recht!" Dieser deutliche Hinweis auf die allgemeine Stimmung im Lande entging ihm aber, da er mit seiner Familie über eine an Stelle der jetzigen Drahtbrücke von der Pionierkompagnie nur für diesen Tag geschlagene hölzerne Brücke fuhr, um noch vor dem großartigen Festzuge die Denkmalstätte zu erreichen, wo er unter vielen Feierlichkeiten den Grundstein legte. Hatte die Inschrift in der Unterneustadt ein Uhlandsches Wort wiedergegeben, so konnte Pfarrer Dr. Falckenheiner in seiner Festrede einen bekannten Vers Kerners auf den Kurfürsten anwenden, denn er sprach im Namen des dankbaren Volkes ihm die Versicherung aus, „daß er sein Haupt kühnlich jedem Unterthan in den Schoß legen könne". Auf der Rückfahrt von dem Forst über die erwähnte Holzbrücke schwebte der Kurfürst in Lebensgefahr, da ein mittleres Pferd seines Sechsgespannes über den Brückenrand trat und plötzlich über dem Wasser schwebte, worauf der neben dem Kutscher sitzende Leibjäger mit großer Geistesgegenwart vom Bock sprang und mit seinem Hirschfänger die Geschirrstränge des ausgewichenen Pferdes durchhieb, das leicht die übrigen Pferde und den Wagen hätte mit hinabziehen können. Das Pferd stürzte in den Fluß und schwamm wohlbehalten bis an das Ufer, während der Wagen die Fahrt fortsetzte.*) Den Veteranen von anno 13 sandte der Kurfürst zu dem im Stadtbau und im Östreichschen Saale veranstalteten Festmahle 350 Flaschen Champagner, ein Zeichen der überaus guten Stimmung, in welche die Feier ihn versetzt hatte.

*) Siehe Piderit-Hoffmeister, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel, S. 389. Kassel (G. Klaunig) 1882.

(Schluß folgt.)

Baltzer Wilhelm.

Ein Beitrag zur hessischen Gelehrtengeschichte von Dr. Carl Knetsch.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde zu Schmalkalden ein Mann geboren, der für seine Vaterstadt von gewisser Bedeutung und als Freund Luthers und gelegentlicher reformatorischer Schriftsteller wohl auch für weitere Kreise von Interesse ist. Baltzer Wilhelm, später mehrfach mit dem Beinamen Prehl oder auch kurz Baltzer Prehl genannt, stammte aus einer alten Schmalkalder Ratsfamilie. Sein Vater war wahrscheinlich der ehrsame, begüterte Metzgermeister Simon Wilhelm, der 1499 und 1500 Gemeinvormund seiner Heimatstadt war, 1500 in den Rat gewählt wurde und schließlich 1505 und 1509 das Bürgermeisteramt bekleidete. Baltzer empfing seinen ersten Unterricht daheim in der damals recht kümmerlichen Stadtschule, 1510 wurde er an der Universität zu Erfurt immatrikuliert. Er widmete sich dem Studium der Gottesgelahrtheit. Erst sieben Jahre später hören wir wieder etwas von ihm. Am 31. März 1517 (Dienstag nach annunciationis) präsentierte Graf Wilhelm zu Henneberg den jungen „clericus Wirczpurger Bistumbs" dem Stifte zu Schmalkalden für die erledigte Vikarei St. Katharinen, die er daraufhin auch bekam und eine Reihe von Jahren inne hatte.*)

In dieser Zeit scheint eine innere Umwandlung mit ihm vorgegangen zu sein, die ihn dahin brachte, sich der neuen Lehre Martin Luthers anzuschließen und den geistlichen Rock an den Nagel zu hängen. 1521 verzichtete er freiwillig auf seine Vikarei, die nun am 11. Januar (Freitags nach Erhardi) 1522 vom Grafen Wilhelm dem Kleriker Heinrich Swertig verliehen wurde. Im Jahre 1525 tritt Balthasar Wilhelm politisch hervor. Er befand sich unter den von seinen Landsleuten zum Landgrafen Philipp geschickten Abgesandten, die für Schmalkalden, das in den Bauernunruhen sich den Aufrührern angeschlossen oder zum mindesten eine etwas zweideutige Stellung eingenommen hatte, des Fürsten Gnade erflehen und von neuem den Eid der Treue schwören sollten.

Wohl um dieselbe Zeit erschien sein jetzt sehr selten gewordenes Schriftchen: „Practica Deütsch auß der Götlichen heyligen geschrifft / darinn zu

*) Meiningen, Henneberg. gemeinschaftl. Archiv IV, A 2, 27a.

vernemen die grausamen Coniunction der finsternüß / wie lange zeyt her / durch die Gotlosen widerchristen / wider das Heylig Wort Gottes eyngefürt .·. Das Titelblatt ist mit fünf astronomischen Figuren in Rot- und Schwarzdruck geschmückt, die zur Erklärung die Worte: Gotloß, Widercrist, Pfaffen, Münch, Nonnen tragen. Außerdem sind die Bibelstellen, worauf die im Text berührten fünf Conjunctionen beruhen, hervorgehoben. Ganz unten steht gewissermaßen als Leitspruch:

Das wort Gots wirt nit zgan /
Wie hart Sathan dawider thut stan.

In der Einleitung des 16 Seiten starken Büchleins (in kl. 4°), das zu Weihnachten erschien, drückt der Verfasser seine Absicht und Meinung, die er bei der Herausgabe gehabt hat, aus: „ . . . lieben brüder / ich befinde inn hergebrachtem gebrauch das ye eyn gut freünd / inn zukommen des newen jars / dem andern mit wunsch eynes guten jars vereeret / derhalb wünsch ich B. W. allen menschen für eyn guts news jar / eyn gut new leben in Chisto [sic!] / vnnd darneben zulesen dyse Practica / die wol zubehertzigen vnn vernemen / got den hymmlischen vatter vmb sein Gnad / Frid / vnn barmhertzigkeit bitten / dann wir sollen nit gedenken das innhalt dyser schrifft auß der kunst Ptolomei / oder der sternseher / gemacht / vnnd zusammen colligiert / die doch all jrrig vnd vngewiß sein mügen / Sonder auß der heyligen geschrifft / die nicht triegen noch felen mag . . . Dysem allem nach / habe ich noch keinen befunden / der auß der heyligen schrifft die warhafftig vnn grossen Coniunctiones götliches worts / vnn die Zeychen vnnserer zeyt habe anzeygt / welcher wirckunge vnnd zukunffte / ab sie schon nicht alle fürhanden / vnd sich eyn wenig verzeücht / doch gewislich ware vnn zukünfftig / derhalb an vnterlaß allen menschen zu wachen / Marci XIII. Darumb bin ich verursacht / derselbigen coniunction vnn finsternüß doch eins teils anzuzeygen / ob doch Gott der almechtig / durch sein selbs wort / nur yetzlichen die es lesen odder hören / solchs recht zubeherzigen gnade verleyhen wölle. AMEN."

Gleich die erste Konjunktion, der die Bibelstellen Math. XXIV, Luk. XXI, Mark. XIII, Esaj. XXIV zu Grunde liegen, geht offenbar auf den Bauernkrieg und im besonderen auf seine Landsleute, die in dieser Episode so üble Erfahrungen gemacht hatten: „ . . . sie werden aufftretten vnn sagen / wenn jr vns das vnd das geben ꝛc. so thun wir für eüch diß vnn jenes werck / alß sie es nennen / So werdet jr also durch solchs seelig. Vnd werden vil verfüren / alß wir gar nahent alle verfüret gewest sein / ist so offenbar / das es die Bawern mercken."

Die andern 4 Konjunktionen wenden sich ebenfalls auf Grund alt- und neutestamentlicher Prophezeiungen im allgemeinen gegen die Bosheit der Welt, gegen die Gottlosen, Geizigen, Stolzen, Hochfertigen, Lästerer ꝛc., dann auch namentlich gegen die Klöster.

Der Bußprediger schließt nach einem Hinweis auf das „exempel der von Ninive" mit den Worten: „Gott erbarme sich vnser / AMEN."

Ganz bescheiden findet sich der Name des Verfassers auf der letzten, sonst ganz leeren Seite als „Baltzer Wilhelms von Schmalkalden". Ein Druckvermerk ist nicht vorhanden. Da die erste Buchdruckerei in Schmalkalden erst 1564 durch Michael Schmuck eingerichtet wurde, haben wir den Drucker auswärts, wohl in Wittenberg, zu suchen.

Mit Wittenberg und den Reformatoren stand Wilhelm in regem Verkehr, namentlich zu den Führern der Reformbewegung, zu Martin Luther und Philipp Melanchthon, trat er in ein wahrhaft herzliches Freundesverhältnis.*) Luther wohnte während der verschiedenen Schmalkalder Tage in Wilhelms prächtigem Hause am Fuße des Schloßbergs, das noch heute, allerdings stark verändert, als „Lutherhaus" jedem Besucher Schmalkaldens auffällt. Balthasar Wilhelms in Stein gehauenes Wappen, eine Hausmarke in Gestalt einer sogenannten Steinzange, von zwei Röslein begleitet, ziert das Haus, das während der schweren Erkrankung Luthers anno 1537 gar manchen hohen Herrn und bedeutenden Mann, wie den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, Landgraf Philipp den Großmütigen, Melanchthon, Spalatin und viele andere in seinen Mauern sah. Da der Reformator das Haus nicht verlassen konnte, hielt er in dieser Zeit in des Freundes Behausung statt in der Kirche eine Predigt über den christlichen Glauben.

Wilhelm war bereits in den 20er Jahren in hessische Dienste getreten. Schon 1529 finden wir ihn als Rentmeister zu Schmalkalden.**) Dieses Amt verwaltete er bis 1544. Sein Nachfolger wurde Bernhard Eckell. Es scheint fast, als ob er wegen persönlicher Streitigkeiten seines Amtes vom Landgrafen enthoben worden sei. Sein anderer Landesherr, der Graf zu Henneberg, machte ihn gleichwohl noch in demselben Jahre

*) Hierüber einiges in Geisthirts Historia Schmalcaldica und Schmalcaldia literata.

**) Die Bemerkung Stölzels in der „Entwickelung des gelehrten Richtertums . . ." I, S. 159 u. 530 über Balthasar Wilhelms „akademische Bildung" ist nach den oben gebrachten Nachrichten über Wilhelms Vorleben cum grano salis zu verstehen. Juristisch war er nicht vorgebildet.

zum Landvogte oder Amtmann in Wasungen. In späteren Jahren bezeichnet er sich gern als hessischen Erblehensmann mit Rücksicht auf ein ihm zustehendes Freihaus im „Heynersloch“ zu Schmalkalden, mit dem er am 18. Januar (Freitags nach Anthonii) 1538 vom Landgraf Philipp belehnt worden war.*)

Die letzten Jahre seines Lebens hat er vielleicht wieder in Schmalkalden gewohnt. Seine Gattin Anna lebte noch 1547; er selbst, den ein gleichzeitiger Gelehrter, Dr. Johannes Matthäus, „virum prudentem et doctum veraeque religionis amantissimum“ nennt, starb am 7. Juni 1555.

*) Lehnsakten im Marburger Staatsarchive, M. St. S. 8713.

Außer zwei Töchtern, von denen die eine an den Pfarrer Johannes Müller zu Herrenbreitungen, die andere seit dem 10. Oktober 1569 mit dem Hofprediger M. Samuel Fischer verheiratet war, hinterließ der Rentmeister einen gleichnamigen Sohn, Balthasar Wilhelm den Jüngeren, der sich der Theologie widmete und 1546 zu Erfurt mit einer Disputation „De regno Christi et ejus ministerii functione, de potestate et censura jurisdictionis ecclesiastica, de persecutionibus propter justitiam scilicet procationis et officii administrati ferendis“ hervortrat.*) Über dessen weitere Schicksale ist nichts bekannt.

*) Geisthirt, Schmalcaldia literata, S. 78—79. Historia Schmalcaldica II, 97.

Wilhelmsthaler Wasserspiel.

Rokoko — du üppig Wort,
Anmutvoll und reizverschlossen,
Wie verklärst du manchen Ort,
Wo die Alten froh genossen,
Wo sie in verschwieg'nen Grotten
Hohes, Heiliges verspotten
Und vor ernsten Züchten
Lachend flüchten.

Kleinod echten Rokokos,
Wilhelmsthal, weich eingebettet
Wald'ger Hessenberge Schoß
Und von Teichen perlumkettet;
Leuchtest in die Lande weit,
Strahlest aus das Licht der Zeit,
Da so leicht das Leben,
Glanzumgeben.

Zeit, wo sich die Fürstenmacht
Auf der Tage Schmuck besonnen,
Zartem Spiel die hehre Macht,
Loser Lust den Geist gewonnen;
Wo dem Volk man ließ die Lasten,
Nur die Großen prunkten, praßten,
Doch beim Schönen waltend,
Kunst hochhaltend.

Schloß und Park, wie Himmelstau
Troff auf euch die Schönheit nieder,
Ihr zum Preis durchsüßt die Au
Vogelkehle, Schmelz der Lieder.
Geister alter Zeit erwachen:
Nah' vom Weg — horch — Silberlachen;
Locken traut zum Stelldicheine
Büsch'ge Haine?

Riesensaal: manch hundert Linden
Sind die Säulen, Laubdach tragend;
Wo wär's in der Welt zu finden?
Hoch umfriedend — herrlich ragend.
Wie geweiht dem Sonnengotte
Dort am Saum die Wassergrotte,
All' die Wonnen siegelnd,
Wunder spiegelnd.

Hundertmal der feuchte Strahl
Lichte Perlen sprengt im Bogen,
In den See sprüht's hundertmal,
Reich von Schmiedewerk umzogen,
Das die Mauern zieret, krönet —
Aus der Halle Dämmer tönet
Dem entzückten Sinne:
Evoe, Minne! —

Zweier Schwäne Hals, im Teich,
Ein verschlung'nes „W“ hell spritzet —,
Büblein, auf den Federn weich,
Gleich dem Schwan von Golde blitzet.
Auf und nieder breite Stufen;
Rings ein Jubeln, Lachen, Rufen —
Drängen sich zum Venusfeste
Frohe Gäste? — —

Wasserspiel und Liebesfang,
Alte Schloßpark-Bäume,
Rauscht wie Äolsharfenklang,
Rauscht in meine Träume!
Holde Grotte, mich umschweben
Deine Schleier: selig Leben,
Rausch von Glück dem Herzen malen
Deine Strahlen!

Kassel.

Louis Wolff.

Ein welkes Blatt.

Von H. Keller-Jordan.

Ein weicher, träumerischer Sommerabend an den Ufern der Isar! Die Glut des Tages ist mit der Sonne hinter den Alpen versunken und über dem Wasser schleichen feuchte Dünste, durch welche, schemenhaft, die elektrischen Kugeln leuchten.

Zuweilen hört man, gleich Meeresbrausen in der Ferne, das dumpfe Geräusch der Großstadt. Sonst ist alles still. Hier und da glüht ein verspäteter Johanniskäfer im Gebüsch, und durch die Lüfte zittert das geheimnisvolle Weben der Nacht.

Da versenkt sich die Seele weltvergessen in sich selbst. Inmitten dieser einsamen Ruhe werden die Gedanken lebendig, es spinnt und webt — und was tot in unserer Seele lag, wird befruchtet, regt sich und beginnt zu leben. Geheimnisvoll verknotet sich das Heute mit dem Einst. — Und so irren auch meine Gedanken, der Gegenwart entrückt, zurück in längst vergangene Zeiten! Ich kauere an dem Gitter des Gefängnisses oben in dem Marburger Schloß und schaue — meine langen Zöpfe um das Gitter schlingend — hinunter, über die verkrüppelten Häuser hinweg in das weite Gießener Thal! Hinter mir steht mein gefangener Vater und streicht mit seiner abgemagerten Hand zärtlich über mein Haar; er erzählt mir von der Welt da draußen, von der sagenhaften Ruine des Frauenbergs, von edelen Thaten und von Menschen, die hinter jenen Bergen wohnen.

Wie ich glücklich bin — wie ich ihn liebe, diesen Vater, und wie mir nichts fehlt, wenn ich bei ihm bin — gar nichts, nicht einmal die Mutter. Aber die Zeit vergeht, die Stunde kommt, wo ich scheiden muß. Es war ein rauher, schneeiger Wintertag und ich sollte bei Zeiten nach Hause gehn. Ich sträubte mich, der Abschied wurde mir so schwer!

„Warum gehst Du nicht mit?“ rang es sich über meine Lippen.

„Ich darf nicht“, gab mein Vater mit leiser Stimme zurück.

„Du darfst nicht? Wer verbietet es Dir?“

„Die Pflicht, mein Kind, die Pflicht; es ist mein dunkles Schicksal, aber es wird wieder hell werden, sehr hell, mein Liebling — und nun frage nicht.“ —

Er küßte mich und schob mich sanft zur Thüre hinaus.

Draußen stand der Gefangenwärter und rasselte mit den Schlüsseln. Zum erstenmal fürchtete ich mich vor ihm — ich fürchtete mich auch vor den verrammelten Thüren, als ich die steilen, steinernen Wendeltreppen hinunterging und dann einsam im Schloßhof stand. Der Schnee wirbelte, mich fror — ich fühlte, wie sich langsam der Vorhang von meiner Kinderwelt zog und ich das bewußte Leben zu ahnen begann.

Ich litt, wie Kinder leiden, die noch keine handgreiflichen Gründe kennen, aber mit ihren unbeholfenen Fähigkeiten im Dämmern ihrer Gedanken herumtasten und das Elend fühlen, ohne es zu verstehen.

Ich drückte die Tasche, in welcher sich die Kanne befand, in der ich, zweimal wöchentlich, meinem Vater den Kaffee bringen durfte, fest, als sei sie ein Teil von ihm, an die Brust und begann zu laufen, aber der Schnee war glatt und der Berg steil, ich glitschte und fiel, stand wieder auf und fiel abermals.

Warum konnte ich nicht wenigstens bei meinem Vater bleiben? Er war so allein, so hoch da oben — so verlassen!

Und ich blieb stehen und sah hinauf zu dem Turme, zu den vergitterten Fenstern, gegen welche der Schnee jagte. Es war dunkel. Saß er allein und sann — wie ich ihn so oft gefunden hatte? Dicke Thränen rannen über mein Gesicht, und ganz in meinen Kinderqualen versunken, stand ich, ohne es bemerkt zu haben, vor der Thüre unseres Hauses.

Ich ging nicht hinein — ich konnte nicht — ich mußte erst dem Vater „Gute Nacht“ sagen, wie ich es fast allabendlich that. Da oben, am Ende des Kirchhofs, auf der steinernen Stufe, die zum Superintendenten-Hause führte, da konnte ich seine Fenster sehen, und wenn es Tag war, ihm mit dem Tuche winken, so wie es die Mutter that.

Gottlob, er hatte Licht, er war nicht mehr traurig, er schrieb oder las. Ich atmete erleichtert auf und blickte unverwandt hinauf, wie zu einem verheißenden Sterne!

Und dann wurde ich jäh aus meinen Träumen gerüttelt — unsere Magd packte mich am Arm, zerrte mich über den Schnee und schimpfte, daß man mich allzeit suchen müsse. —

Und bald — bald wurde mein Vater frei — wie ein Jauchzen ging es durch meine Seele. Man begrüßte und bejubelte ihn. Die Studenten feierten ihn und sangen. Bis nach Mitternacht zechten sie vor unserem Hause und wurden nicht müde „Hoch Sylvester Jordan!“ zu rufen. Und ich — ich lag in meinem Bett und begriff es nicht, warum das so wandelt im Leben, warum die Menschen heute gefangen werden und morgen verherrlicht! Ich fragte meine Schwester, die neben mir im

Bette schlief, ob sie es verstände, allein sie stieß mich unsanft zurück und sagte: „Sei still, ich will schlafen."

Ja schlafen, auch ich schlief bald ein, aber bis in die Träume hinein verfolgten mich diese unbegreiflichen Dinge.

— — — — — — — — — — — — —

Die Isar wurde jetzt lebendig, der Wind hatte sich erhoben, den Himmel verdüstert, und das Wasser schlug grollend gegen die Ufer. Ein ferner Donner wurde hörbar, fern, ganz fern, wie ein verheißungsvolles Mahnen, aber mir war das alles eine Begleitung zu meinen Gedanken, die sich in dieser wunderbaren Nacht nicht von der Heimat löften.



De ahle, schlächte Zoh.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Hansklos hat em lengte Backe
So in ahler, schlächter Zoh,
Krecht de Angfläd[2] senge Macke[3],
Fangt‿e löut se dowe[4] o.

Alles dar‿e, än se deste[5]),
Bâs sich nurscht erdenke luß,
Dokterwärk[6] schlockt[7] hä zwo Meste[8],
Dâch es bleb om ahle Fuß.

Hinnerch mennt, hä mißt‿en wärme,
Hansklos dats, vergäblich blebs,
On mâcht nu em Höus in Lärme,
Däß m'r ment, e Angleck[9] gebs.

Wellem rut met Schnaps se betseln[10],
Hansklos betzt[10] sich vom Verstand,
Menges[11] wozt e Dotzend Retseln, —
On de Schmätz — bleb ver d'r Hand.

Do seng Frä, die sät[12] bedächtig,
Bruche mißt‿e „ver" die Zeh,
Nackenicht[13] on metternächtig
Mißt‿e o e Wasser geh,

So on so mißt hä da spräche,
Wasser namme en seng Möul[14];
Hansklos dats, die Quâl se bräche —
Schmätze krecht‿e bi in Göul![15]

Nu gung hä nâm[16] lâhme Schnejrer,
Dä langt senge Zang vom Brät,
Rosterig on on so wejrer, ...
Nomm de Hansklos ens Gebät.

Of on âb em ganze Härwel[17]
Donz‿en[18] bi e lâhme Stut:
Dretthalb Stâng durt dâs Gesärwel[19]
On Gegärgel[20] bis ofs Blut.

Do of emol lâg de Knâche
Ens, zwe, drei, em Stowedräck[21],
On die Schmätze von sächs Wâche
Wânn, Göttlob, of emol wäg;

Bi in Ädstack[22] met drei Wätzeln[23]
Säg‿e öus, so stark on groß,
Bi e Zwellengspâr von Hätzeln[24],
Bi in rächter dicker Klos.

On de Hansklos säd: „De Lemper[25]
Höt mich lang genung gekâhmt[26],
Langt Uch de Kattökfelstemper[27],
Klâpt‿en of, bo hä dro lâhmt!"

Dâch bi nu de lâhme Schenger[28]
Sich de Zoh langt von der Del[29]
On befuhlt met stekfe[30] Fenger,
Märkt‿e bal, bâs wâr em Spel.

Senge[31] Schmätz[32] will necks[33] bedejre[34],
Konn‿e gâr gelehrt gemenn,
Helf het hä gesucht bei Zejre[35],
Nurscht in — Quätschekänn[36] wer drenn.

„Dâch, meng Jâng[37], dâs wär deng Gleckche[38],
Schrejb dersch hebsch hej ver die Stänn[39],
Du wâscht ohne Gnad ems Eckche[40],
Wâd in Böm[41] de Quätschekänn!!"

[1]) Zahn; [2]) Unflat, Bösewicht; [3]) Fehler; [4]) toben; [5]) stillen; [6]) Arznei; [7]) schlucken, trinken; [8]) Meste, Fruchtmaß = 30 Pfund Roggen; [9]) Unglück; [10]) beizen; [11]) Magnus; [12]) sagte; [13]) nackend; [14]) Maul, Mund; [15]) Gaul; [16]) nach dem; [17]) Herberge, Wohnung; [18]) zog er ihn; [19], [20]) zwei spez. schwälmer Ausdrücke für sinnlos an etwas herumarbeiten; [21]) Stubendreck; [22]) Erdstock; [23]) Wurzeln: [24]) gedörrte Birnen; [25]) Lump; [26]) geschmerzt; [27]) Holzgerät zum Zerstampfen der Kartoffeln; [28]) Schinder; [29]) Diele, Fußboden; [30]) steifen; [31]) sein; [32]) Schmerz; [33]) nichts; [34]) bedeuten; [35]) bei Zeiten; [36]) Zwetschenstein; [37]) Junge; [38]) Glück; [39]) Stirn; [40]) um die Ecke = verloren sein; [41]) Baum.

J. H. Schwalm.

Aus alter und neuer Zeit.

Kurfürst Friedrich Wilhelm und der Mündener Schiffsbauer im Reinhardswald. Ein alter Mündener Schiffsbauer Namens Asmus Ringeling hatte, wie in den „Mündener Nachrichten" kürzlich erzählt wurde, einst gebogenes Holz zum Schlittenbau nötig und war zur Erlangung der Kufen

in den Reinhardswald fürbaß gezogen. Groß und stattlich, derb und knorrig wie die Eichenstämme jenes Waldes war das Äußere des Mannes. Bizarre Formen bietet mancher Baum in Hain und Forst; nicht jeder ist als Schlittenkufe zu verwerten. Bedächtig hielt denn auch der Alte Umschau und Auswahl und erst beim Sonnenborn fand er einen ihm genehmen, an der Abzweigung passend gebogenen Stamm. In der Nähe war derweil um ein Jagen herum, still und lautlos, wie es Weidgebrauch, eine Treibwehr angelegt; noch nicht ganz zu Ende gekommen damit waren die führenden Forstleute. Unbeweglich in seinem Naturschirm stand, den Beginn des Triebs und den Auswechsel des darin bestätigten Hochwildes erwartend, schußbereit . . . der Kurfürst. Da hallte der längst herbstlich angehauchte Wald — es war im November — wieder von dröhnenden Axthieben. Die Landgrafen und Kurfürsten waren von jeher ebenso eifrige, als vorzügliche Jäger. Im Flüsterton erfolgte denn auch aus dem Schirm heraus der Befehl, „die Kerle" zu packen und nach beendetem Trieb vorzuführen. Des Himmels Einsturz befürchtend, mag da bei den Axthieben mancher aus der Treibwehr gewähnt haben: „Dit Unglicke". Armer Asmus; dein Geschick war besiegelt und das Verließ des nahe belegenen Veckerhagener Gefängnisses dir sicher. Kratz' dich hinter den Ohren: — dort giebt's nur Wasser. —

Hörnerschall. Häherschrei. Ab und zum Gahrenberg strichen zwei Auerhähne. Der Trieb begann. Von dem Geläute der Hunde, dem Knall und Widerhall abgegebener Schüsse belebte sich der Wald. Der Nebel war gewichen, die Sonne erschien. Dem Kurfürsten war guter Anlauf beschieden: einen Achterhirsch und eine grobe Sau hatte er gefällt, eine noch stärkere Sau, ein Hauptschwein, vermochte jedoch infolge Versagens des zweiten Laufs der kurfürstlichen Doppelbüchse auszubrechen. Mehrere Forstleute, die den Holzfrevler umgangen, hatten diesen derweil erwischt und in entsprechendem Abstande hinter den Stand des Kurfürsten geschafft. Dem ausbrechenden Keiler nun warf sich Ringeling plötzlich mit solcher Wucht entgegen und wurde darin von den zuerst verblüfft dreinschauenden Jagdbeamten so erfolgreich unterstützt, daß der Keiler Kehrt machte, um in das verlassene Treiben zurückzuwechseln. Hierbei wurde auch dieser vom Kurfürsten erlegt, der darob in gute Laune geriet und in gehobener Stimmung sich dann unsren Asmus vorführen ließ. Waidmannsheil! Die Frage des Kurfürsten, was Ringeling bei der Hofjagd in der Nähe zu schaffen habe, beantwortete dieser in urwüchsiger Art: „Ach wat, wie Münnischen koent 'sek hier Holt langen: du heßt sau vele Holt im Reinenschwale, dat kannst du gar nich alle upbrennen: ek will ja nur twei Schleenbäme (Schlittenbäume)." Ein vom Wildhause bei Münden stammender Hofjäger Namens Otto, der sehr angesehen beim Kurfürsten war, vermochte das Platt seinem Fürsten hochdeutsch zu übertragen, der wider Erwarten und wohl des gestreckten zweiten Keilers wegen die freimütige Aussprache nicht quer genommen. Er ließ dem Manne den angehauenen Stamm überweisen, zahlte die Forstschätzung dafür aus seiner Tasche, und Ringeling erhielt obendrein auch von den mitgeführten Mundvorräten und „Mundwasser". „Prost Herr Kaurferste!" Aber sehen und hören lassen bei den Jagden möge Ringeling hinfüro unterlassen, sonst würde er den Gang zum Eisenhammer — Veckerhagen — antreten müssen.

Aus Heimat und Fremde.

Preislied. Die Kasseler Schriftsteller-Vereinigung „Freie Feder" hatte vor einiger Zeit unter ihren Mitgliedern ein Preislied ausgeschrieben. Bis zu dem festgesetzten Termin, dem 1. September, waren sieben Lieder bei dem Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Kreßner eingegangen. In der letzten Versammlung des Vereins wurde der aus einem silbernen Federhalter bestehende Preis einem Gedicht zuerkannt, als dessen Verfasser nach dem beigefügten Kennwort sich Herr Kammerdirektor Karl Preser in Wächtersbach herausstellte. Wir geben nachstehend „Das Lied von der freien Feder" unseres verehrten Mitarbeiters wieder.

Es giebt ein Ding, unscheinbar klein,
Das doch nach Großem trachtet,
Und alles, was nicht wahr und rein,
Echt souverän verachtet.
Nichts giebt's im weiten Weltenraum,
Daran es sich nicht wagte, —
Kein Wahrheitskern, kein Menschentraum,
Dem's seinen Dienst versagte!
Und ohne dieses Ding kein Held,
Kein Meister am Katheder,
Der Ruhm, der deren Segel schwellt,
Fließt nur aus freier Feder.

Es giebt ein Ding, so scheinbar leicht,
Und doch voll Wucht und Schwere,
Wenn's trotzig weder wankt noch weicht
Im Kampf um geist'ge Ehre.
Doch weich, wie Nachtigallensang,
Schafft's in des Dichters Händen
Den Liederstrom, zu dessen Klang
Sich Herz und Seele wenden.
Das Ding, gestanzt aus purem Stahl, —
Lobsinge stolz ihm jeder:
Bald führt es Blitz, bald Sonnenstrahl,
Es ist die freie Feder.

Wohlan, so laßt bei deutschem Wein
Die deutsche Feder leben!
Laßt sie, dem Weine gleich vom Rhein,
Nur goldne Perlen heben!
Sie schaffe, was des Geistes Macht
Umrankt mit Ruhm und Ehre,
Sie kämpfe gegen Trug und Nacht
Und sei der Freiheit Wehre!
Doch muß sie werden uns zum Schwert:
Dann frisch nur, zieht vom Leder,
Und schützt an deutschem Mannes Herd
Das Recht der freien Feder.

Brunnendenkmal. In Spangenberg wurde am 7. September der von Herrn Fabrikanten Heinrich Salzmann zu Bettenhausen bei Kassel seiner Vaterstadt gestiftete Monumentalbrunnen, welcher die Liebenbachsage versinnbildlicht, enthüllt. Unter den mannigfachen Festlichkeiten, die stattfanden, nahm die Aufführung des von Alberta von Freydorf, geb. Freiin von Cornberg, gedichteten Sangesfestspiels „Die Liebesquelle zu Spangenberg", in Musik gesetzt von Herrn Kapellmeister K. Goepfart aus Weimar, die erste Stelle ein. Die Figuren des Denkmals sind nach dem Modell des Herrn Bildhauers Hoesel, Lehrers an der Kunstakademie zu Kassel, in Bronzeguß ausgeführt worden. Herr Salzmann wurde zum Ehrenbürger der Stadt Spangenberg ernannt. Die Sage vom Liebenbach ist auch von Hugo Frederking in einer längeren Dichtung behandelt worden. (Siehe „Hessenland" 1887, Seite 108.)

Hugenottentag. Am 21. und 22. September findet in Kassel der Deutsche Hugenottentag statt, der für die hessische Hauptstadt ein besonderes Interesse hat, da die dortige Oberneustädter Kirche bekanntlich aus der alten französischen, von Hugenotten gegründeten Gemeinde entstanden ist. Am 21. September abends gelangt bei der Festfeier ein von Franz Treller verfaßtes Festspiel „Die Hessen und das Evangelium" mit lebenden Bildern und altkirchlichen Gesängen zur Aufführung.

Verleihung. Dem ersten Direktor der Henschelschen Lokomotiven- und Maschinenbauanstalt in Kassel Herrn August Schäffer ist anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums am 15. September der Titel „Königlicher Baurat" verliehen worden. Dieselbe Auszeichnung wurde auch dem zweiten Direktor Herrn Bauinspektor Leißner zu teil. Mit dem Jubiläum fiel auch die Fertigstellung der 6000. Lokomotive zusammen. Frau Geheime Kommerzienrat Henschel und Herr Karl Henschel überwiesen bei dieser Gelegenheit den Unterstützungs- und Pensionsfonds für die Beamten und Arbeiter der Fabrik wiederum sehr namhafte Beträge und stifteten mehrere neue bedeutsame Wohlfahrtseinrichtungen für die Arbeiter.

Todesfall. In Wächtersbach starb am 8. September der Forstmeister a. D. August Kayser im Alter von 87 Jahren. Der Dahingeschiedene war der älteste der noch am Leben befindlichen Forstmänner aus der kurhessischen Zeit. Forstmeister Kayser gehörte einer alten Försterfamilie an, die den Grafen von Schaumburg und sodann den hessischen Fürsten treu gedient hat. Nachdem er die Forstakademie Melsungen und die Universität Göttingen besucht hatte, wurde er 1839 als Revierförster zu Nonnenrod, Kreis Fulda, angestellt. Später leitete er die Forstverwaltung des Fürsten von Ysenburg-Büdingen-Wächtersbach, um die er sich große Verdienste erwarb. Am 12. September hätte der Entschlafene das Fest der diamantenen Hochzeit feiern können.

Hessische Bücherschau.

Leutnants-Erinnerungen eines alten Kurhessen. Halbvergessene Geschichten aus den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts erzählt von B. S. Coester, geb. von Bischoffshausen. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung).

Leutnants-Erinnerungen . . . . ., ein vielversprechender Titel, denn der Inbegriff alles Himmelhochjauchzenden und zum Tode Betrübten ist in dem Worte „Leutnant" mehr als in jeder andern Lebensstellung, zu der es die jungen Jahre bringen können, vereinigt. Litterarisch aktuell ist der Leutnant aber auch und zwar in sehr hohem Grade, denn kein einziger der sog. lesenswerten Romane oder sehenswürdigen Theaterstücke kann des Leutnants entbehren. In den Romanen bildet die ewige Leutnants-Misère selbstverständlich der Mangel des zu einer Heirat erforderlichen Kommißvermögens, ein sehr betrübender Umstand, der zu den schwierigsten Verwickelungen führt. Der kurhessische Leutnant aus den dreißiger und vierziger Jahren, der uns in den vorliegenden Erinnerungen entgegentritt, ist jedoch über solche Lappalien erhaben, denn erstens ist gerade die Erwählte seines Herzens ein steinreiches Mädchen, was in den modernen Romanen niemals vorkommt, und zweitens hat er selbst in der Lotterie 6500 Gulden gewonnen und zwar durch ein $^{1}/_{16}$ vom großen Loos, das ihm der „Schlawitzer" aufgeschwatzt hatte. Mit dem „Schlawitzer" aber werden wir in jene längst vergangene gemütliche Zeit versetzt, die noch nichts mit Blut und Eisen zu thun hatte, und in der es sich, hin und wieder einen kleinen Krawall abgerechnet, ganz gut im Ländchen leben ließ. Wie das Bild auf dem rotweiß umrahmten Einband vor Augen führt, herrschten damals noch bei dem Militär der Tschako und der Frack, und bei den Damen die großen Florentiner Strohhüte, die Sonnenschirme mit Kniegelenken, die Fichus, die ungeheuren Broschen und die Halbhandschuhe. Alles geht sehr gemütlich zu und man könnte fast

glauben, daß alles so recht von Grund aus biedermeierlich gewesen sei, wenn nicht die Erzählung von dem „Engländer", in welcher ein raffiniert ausgeführter Juwelendiebstahl geschildert wird, diese Illusion zerstörte.

In Scherz und Ernst spielen die hübsch erzählten Geschichten sich zumeist in Hanau ab, aber nicht ohne einen Besuch auf der romantischen Bergveste Spangenberg in sich zu schließen, deren Bekanntschaft gar mancher kurhessische Offizier machen mußte, wenn er etwas auf dem Kerbholz hatte. Bei unserm Leutnant handelt es sich jedoch nur um eine noch nicht einmal zum Austrag gekommene Forderung auf Pistolen, die ihm drei Jahre Spangenberg eintrugen, von denen ihm später nur ein Jahr geschenkt wurde. Auch in das alle drei Jahre auf dem langen Felde bei Wehlheiden errichtete berühmte Lager führen uns die Erlebnisse des Leutnants. „War's gutes Wetter, gab es fideles Leben im Lager, besonders abends und an Sonntagen, wenn der hohe Adel und die Bürgerschaft von halb Kassel angerückt kam, uns zu besuchen —", wie ein jeder bestätigen wird, der des letzten Lagers im Jahre 1863 sich noch zu erinnern weiß. Von den mannigfachen erheiternden Wendungen, die in dem Buch enthalten sind, sei die vom „Buwelchen", einem kleinen Bruder der Leutnantsbraut, wieder erzählt: „Buwelchen hatte am Sonntag im Hasenbrätchen auf ein Schrot gebissen und erschrocken ausgerufen: „Mutter, ich hab'n Knöchelche im Mund." Darauf wird ihm der Ursprung des Schrotkügleins natürlich erklärt. Abends gibt's Cervelatwurst und Buwelchen bekommt ein Pfefferkorn ins Mäulchen. „Mutterchen", rief es vergnügt, „ich hab's Kiggelche gefunde, womit das Würstche geschosse ist!" Wir lachten alle auf Buwelchens Kosten und Thomas meinte, er sähe ordentlich im Geiste die unglückliche Wurst vor dem Jäger fliehen. „Aber zahme Schweine schießt man doch nit!" rief Leutnant Sturm. „Stürmchen, Stürmchen, wo warst du mit deinen Gedanken!"

Manchmal stimmen in dem unterhaltenden Buche die Zeitangaben nicht ganz genau, was jedoch die Mehrzahl der Leser kaum bemerken dürfte, einige unverständliche Sätze aber, wie z. B. auf Seite 164 und 207 sollen, nach Mitteilung der Verfasserin, ohne Verschulden der Verlagsbuchhandlung bei dem Druck entstanden sein.

Der Redaktion sind ferner folgende Schriften eingesandt worden:

Verhandlungen der XIII. Jahresversammlung des Hessischen Städtetags zu Marburg am 6. und 7. Juni 1902. Herausgegeben von Stadtkassenrat Boedicker, Mitglied des Magistrats der Residenzstadt Kassel.

Althessischer Volkskalender auf das Jahr 1903. Herausgegeben von W. Hopf in Melsungen.



Personalien.

Verliehen: dem Archivrat Dr. phil. Heinrich Reimer in Marburg der Charakter als Geheimer Archivrat; dem praktischen Arzt Dr. med. Baldewein in Obernkirchen der Charakter als Sanitätsrat.

Ernannt: Major von Lengerke, à la suite der Armee und Adjutant des Präsidenten des Reichs-Militärgerichts, zum außeretatsmäßigen militärischen Mitgliede des Reichs-Militärgerichts; die Regierungs-Assessoren Pickert, von Eschwege, von Görschen, Freiherr von Tettau und Scholz in Kassel und von Aschoff, zur Zeit in Melsungen, sowie die Spezialkommissare Regierungs-Assessoren Dr. Wenke in Hanau, Zuschlag in Karlshafen und Schmidt in Treysa zu Regierungsräten; Pfarrer Alles zu Ransbach zum Pfarrer in Lohne; Königl. Regierungsbaumeister von Sturmfeder in Kassel zum Königl. Eisenbahn-Bauinspektor; Mittelschullehrer Vahlbruch zu Frankfurt a. M. zum ordentlichen Lehrer am Seminar zu Homberg; Lehrer Passow in Langenselbold zum Lehrer an der Präparandenschule zu Homberg; Rechtskandidat von Liebermann zum Referendar.

Versetzt: Landgerichtsrat Henßen von Hanau nach Bonn; Staatsanwaltschaftsrat Greffrath von Kassel an die Oberstaatsanwaltschaft zu Naumburg a. d. S.; Seminarlehrer Dr. Grau als Oberlehrer nach Schlüchtern.

Bestellt: der außerordentliche Pfarrer Lic. theol. Bach zum Gehilfen des Superintendenten Soldau zu Großenwieden.

Entlassen: der Rechtsanwalt und Notar Prack in Melsungen aus dem Amte als Notar infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft beim Landgericht in Frankfurt a. M.

Verlobt: Gerichtsassessor Karl von Baumbach-Nentershausen zu Saalfeld i. Th. mit Fräulein Natalie Rühl aus Düsseldorf (September).

Geboren: ein Sohn: Oberförster Steubing und Frau Anna, geb. Kothe (Versenbrück, 1. September); Königl. Domänenpächter Georg Ehrbeck und Frau (Heydau-Altmorschen, 1. September); Dr. med. H. Wittich und Frau Mimi, geb. Wolpers (Kassel, 3. September); Fabrikant Wilhelm Piepmeyer und Frau Hedwig, geb. Becker (Kassel, 5. September); — eine Tochter: Kaufmann Fritz Loewe und Frau, geb. André (Kassel, 2. September); Dr. med. Bachmann und Frau (Wahlershausen); Oberlehrer Dithmar und Frau Frieda, geb. Zuschlag (Kassel, 5. September); Fabrikant Julius Engelhardt und Frau Ella, geb. Lambrecht (Kassel, 11. September).

Gestorben: cand. phil. Karl Julius Bücking, 25 Jahre alt (Marburg, August); Bildhauer Heinrich Gibhardt, 57 Jahre alt (Kassel, 31. August); Königl. Förster a. D. Jakob Schmidt, 85 Jahre alt (Kirchditmold, 2. September); Forstmeister a. D. August Kayser, 87 Jahre alt (Wächtersbach, 8. September); Frau Oberst Freifrau von Biedenfeld, geb. Freiin von Stein-Liebenstein-Barchfeld (Rittergut Rittershahn, 9. September); Königl. Baurat a. D. Karl Blanckenhorn, 81 Jahre alt (Kassel, 14. September).

☛ Mit dem heutigen Heft beschließt das „Hessenland" das III. Quartal des XVI. Jahrgangs. Wir bitten namentlich die verehrlichen Post-Abonnenten um rechtzeitige Neu-Bestellung. Mit dem 1. Oktober neu zugehenden Abonnenten können die Hefte 1—18 nachgeliefert werden. Probe-Hefte stehen jederzeit gern zur Verfügung. Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. Oktober 1902.

An die Sterne.

Ihr wart mir Führer auf der Lebensbahn
Und leise Leuchten, ihr bestaunten Sterne.
Ihr hobt mein Leben läuternd himmelan
Und lehrtet mich die Liebe fernster Ferne.

Und daß die Stille meine Stärke sei,
Und daß ich segne selbst die langen Nächte,
Und daß ich — ein Gefangner — dennoch frei,
Und daß ich glaube an die ewigen Mächte.

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**

Das Paradies der Töne.

Es liegt ein Paradies weit hinter Dorn und Rohr . . .
Rühr' ich den Riegel an, so öffnet sich
Sein Perlenthor . . .

Dann höre ich den Strom der Töne rauschen . . .
An seinem Blumenufer sink' ich hin,
Entzückt zu lauschen . . .

Und meiner Seele Saiten mit erklingen . . .
Und rings die Lilien heben an
Zu singen . . .

Ich fühl' nicht mehr der Erde Nichtigkeit . . .
Mein Sinn wird meergrund-tief,
Mein Blick wird groß und weit:
Des Himmels Pforten seh' ich offen steh'n . . .
Die Welt versinkt — — — ich hör'
Der eig'nen Flügel Weh'n . . .

Ravolzhausen **Sascha Elfa.**

Rose.

Sterblich ist Schönheit —
Wie bald ist die Rose entblättert,
Die noch heute so schön,
Bald liegt sie vom Windhauch gebrochen.
Ihr seid mir gegrüßet,
Schönheit des Geistes und Herzens,
Selbst in späteren Tagen
Beglückt ihr, erringet den Sieg!

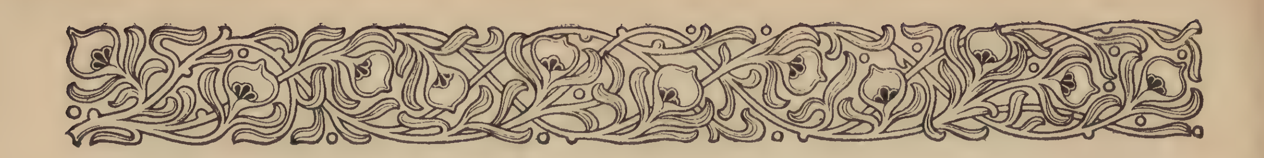
Homburg. **E. v. Sodenstern.**

Abschied.

Nun bist Du weg — ich bin allein.
Erblichen ist der Sonne Schein,
Seit ich Dich lassen müssen.
Nichts mehr von Dir, wohin ich schau' —
Nur auf den Lippen noch der Tau
Von Deinen letzten Küssen.

Zürich. **Henri du Fais.**

❦ ❦ ❦



Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstag.

Von W. Bennecke.

(Schluß.)

An jenem Erinnerungstage, der in dem Gedächtnis der Zeitgenossen unverlöschlich fortlebt, befand sich unter vielen patriotischen Hinweisungen in der Obersten Gasse auch eine umflorte Fahne Schleswig-Holsteins mit der Umschrift: „Op ewig ungedelt!! 1460." Drei Jahre später sollte Schleswig-Holstein die offizielle Ursache der Entthronung des Kurfürsten geworden sein, denn bei dem zwischen den Großmächten Preußen und Österreich wegen der wiedergewonnenen beiden Herzogtümer ausgebrochenen Zwist, der schließlich zum Kriege führte, lehnte der Kurfürst den Anschluß an Preußen und den Eintritt in einen an Stelle des alten Bundestages neu zu bildenden Staatenbund ab, obwohl Minister und Stände das überaus Gefährliche der Sachlage bei dieser Handlungsweise klar legten. Über die Gründe, welche den Kurfürsten in die Arme Österreichs trieben, sind die Ansichten verschieden. Die ihm freundlich Gesonnenen stellen dabei seine Bundestreue in den Vordergrund, die Gegner seine persönlichen Interessen, die sich um seine im österreichischen Staatsgebiete liegende Herrschaft Horschowitz drehten, das hauptsächliche Erbteil seiner Familie. Beide Motive mögen für den Anschluß an Österreich bei ihm zusammengewirkt haben, wenn auch kein Beweis dafür vorliegt, daß eigensüchtige Gründe den Kurfürsten in erster Linie bestimmt hätten. Leicht ist dem Kurfürsten die Entscheidung keinesfalls geworden, da er tief in den preußischen Verhältnissen sowohl durch Tradition, wie durch nahe Familienbeziehungen wurzelte. Von dem preußischen Gesandten Herrn von Röder soll er für den Fall eines Bündnisses sehr verlockende Versprechungen bez. Gebietserweiterungen erhalten haben. Aber weder Versprechungen, noch Drohungen von Seiten des preußischen Gesandten konnten den Kurfürsten für die Idee der Bundesreform, die Berufung eines deutschen Parlaments oder die Allianz mit Preußen gewinnen, und als der Gesandte ihn darauf hinwies, daß Preußen imstande sei, den Prinzen Friedrich von Hessen, den damaligen präsumtiven Thronfolger, in die Regierung des Kurfürstentums einzusetzen, hatte der Kurfürst die stolze Erwiderung, daß er dem Prinzen im gegebenen Falle als Hochverräter den Kopf vor die Füße legen lassen würde. Jedoch halte er den Prinzen nicht für fähig, in solcher Weise gegen ihn aufzutreten. In dieser Hinsicht hatte der Kurfürst recht, denn am folgenden Morgen traf der Prinz in aller Frühe von Berlin kommend in Kassel ein, um sich dem Oberhaupt des hessischen Fürstenhauses zur Verfügung zu stellen.

Der Kurfürst ernannte ihn zum Befehlshaber seiner Truppen, die sämtlich die Ordre erhielten, nach dem Main abzurücken, und sich sofort dorthin in Bewegung setzten. Alsbald aber mißtrauisch geworden, entzog er dem Prinzen das Oberkommando wieder und übertrug es dem Generalmajor von Schenk zu Schweinsberg. Er selbst blieb im Gefühle seiner persönlichen Unantastbarkeit nur mit wenigen Offizieren auf dem Schlosse Wilhelmshöhe zurück. Mit den Truppen reiste auch die Fürstin von Hanau und die älteste Tochter des Kurfürsten, die Fürstin von Ysenburg, die sich zum Besuche bei ihren Eltern befand, nach Hanau ab. Es geschah dies vom 16. auf den 17. Juni. Am Tag darauf trug der französische Gesandte Marquis de Bondy im Namen des Kaisers Napoleon dem Kurfürsten eine Intervention an, welche dieser jedoch entschieden ablehnte. Indessen hatten preußische Heeresabteilungen unter dem General von Beyer von Wetzlar her die hessische Grenze überschritten und am 19. Juni Kassel besetzt. Nachdem am folgenden Tage die ersten preußischen Soldaten auf Wilhelmshöhe erschienen waren, gab der Kurfürst noch in völliger Gemütsruhe, als ob er sich im tiefsten Frieden befände, einem seiner Unterthanen eine Audienz, die mit der Politik auch nicht in dem geringsten Zusammenhang stand. Es war ein Hofmusikus von seiner Hoftheaterkapelle, den er empfing. Dieser war einige Tage vorher zum Hoforganisten ernannt worden und wollte dafür seinen Dank abstatten. Angesichts der drohenden militärischen Bewegung, die sich bis nach dem Lustschlosse des Fürsten gezogen hatte, glaubte der Künstler gar nicht angenommen zu werden, aber der Kurfürst

ließ ihn vor und fragte ihn, ohne Zeichen irgend welcher Aufregung nach seinen Verhältnissen, ja, er erinnerte sich sogar, daß der Vater des Hofmusikus in Hersfeld angestellt sei. Dieser an und für sich unbedeutende Vorgang erscheint jedoch charakteristisch in Anbetracht des geschichtlichen Zeitpunktes.

Am 21. Juni machte der General von Beyer durch eine Proklamation bekannt, daß die Autorität des Kurfürsten suspendiert sei, und dieser selbst wurde nunmehr von einer Kompagnie des 70. Infanterie-Regiments unter Führung eines Hauptmanns von Lettow im Schloß zu Wilhelmshöhe gefangen gehalten. Die Behandlung, die dem Fürsten in seiner eigenen Behausung dabei zuteil wurde, machte ihm den jähen Wechsel der Verhältnisse mehr als nötig bemerkbar.

Noch einmal versuchte Herr von Röder eine Vermittelung, und wiederum wies der Kurfürst den Anschluß an Preußen zurück. Als aber am 23. Juni der kurhessische Gesandte Geheimrat von Schachten aus Berlin eintraf und die Stimmung der dortigen maßgebenden Kreise schilderte, die zum Äußersten entschlossen seien, wünschte der Kurfürst die Verhandlungen mit Preußen wieder aufzunehmen, aber es war zu spät. Die Entscheidung war von Berlin aus bereits durch den Telegraphen Herrn von Röder mitgeteilt worden und ging dahin, den Kurfürsten als Kriegsgefangenen nach der Festung Stettin bringen zu lassen. Nachdem der Kurfürst Kenntnis von dieser Bestimmung erhalten hatte, erließ er die ergreifenden Abschiedsworte „An mein getreues Volk“ und rüstete sich zum Scheiden von dem Lande seiner Väter. Um 8 Uhr abends nahm der Kurfürst, Thränen im Auge, von der Schloßdienerschaft Abschied und reiste, von dem Major von Griesheim und dem Rittmeister von Legat begleitet, zu Wagen nach Mönchehof, um von da mit Extrazug nach Stettin geführt zu werden. Sein Gefolge bildeten die Flügeladjutanten Major von Eschwege, Rittmeister Freiherr von Verschuer und Hauptmann von Baumbach, Hauptmann Brack und Premierleutnant von Lengerke vom Generalstab, Geheimer Hofrat Dr. Bunsen (einer seiner Leibärzte), Kabinets-Kassierer Hofrat Strube, Kammerdiener Müller, sowie mehrere Leibjäger und sonstige Dienerschaft.

In Stettin, wo der Kurfürst am 24. Juni spät abends ankam, wurde er von den Generalen von Hermann und von Böhn empfangen und ihm das königliche Schloß zum Aufenthalt angewiesen. Zu seiner ständigen Beaufsichtigung traf am 26. der Generalleutnant von Natzmer*) von Berlin ein. Zwei Tage später aber wurde der gefangene Fürst durch den Besuch seiner Tochter, der Fürstin Auguste von Ysenburg überrascht, die es trotz mannigfacher Hindernisse durchgesetzt hatte, zu ihrem Vater zu gelangen, und in dem von der Cholera schwer heimgesuchten Stettin im Hôtel de Prusse bis zum 17. September Wohnung nahm.**) Die Fürstin von Hanau konnte erst am 27. August nachfolgen.

Aufs schwerste getroffen von der am 18. August in den Zeitungen veröffentlichten königlichen Botschaft, in welcher die Einverleibung Kurhessens in den preußischen Staat ausgesprochen wurde, beging der Kurfürst diesmal seinen Geburtstag, zu dessen Feier aus Kassel ein von dortigen Damen dem in der Ferne weilenden früheren Landesherrn gewidmetes Riesenbouquet eintraf. An diesem Tage sandte der Kurfürst den Flügeladjutanten Major von Eschwege an den König Wilhelm mit einem Schreiben ab, in welchem er unter Anrufung der verwandtschaftlichen Gefühle nochmals seine Ansprüche geltend machte, jedoch ohne Erfolg. Da der Kurfürst hinwiederum sich nicht dazu bewegen ließ, unter Verzichtleistung auf Kurhessen den souveränen Besitz der Landgrafschaft Hessen-Homburg anzunehmen, so kam es zu dem Stettiner Vertrag, der, ohne jede politische Bedeutung, von den Vermögensverhältnissen des Kurfürsten handelt, unter der Voraussetzung, daß er seine Unterthanen des ihm geleisteten Eides entbinde. Das letztere geschah am 18. September, und am selben Tage erhielt der Kurfürst seine Freiheit wieder. Am 19. reiste er von Stettin nach Dresden ab, wo er im Hotel Bellevue abstieg.

Die Liebe zur hessischen Heimat war aber so mächtig in dem Kurfürsten, daß er sich vorerst noch nicht für immer von seinem Lande zu trennen vermochte. Er nahm seinen Wohnsitz in dem Schloß, wo er geboren war, in Philippsruhe, und als der

*) Als Generalleutnant von Natzmer einmal bei Tafel eine Bemerkung über den Namen „blinde Hessen“ machte, erwiderte der Kurfürst treffend: Davon will ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Es war im Jahre 1814, als ein Kommando sächsischer Truppen das hessische Dorf Bischhausen sehr früh des Morgens passierte. Durch die Trommel aufgeschreckt, guckte ein hessischer Bauer zu seinem kleinen Fenster heraus und rieb sich erstaunt die Augen, um zu sehen, was los wäre. Da ruft ihm der Offizier neckend zu: „Na, Ihr blinder Hesse, könnt Ihr uns schon sehen?“ Aber der Bauer wußte ihm zu dienen und rief ihm auf gut niederhessisch zurück: „Ho, was so grob ist, wie hä, konn mä schon säh!“ („Die Gefangenschaft des Kurfürsten.“ Althessischer Volkskalender von W. Hopf. Jahrgang 1896, S. 37.)

**) Siehe „Meine Reise nach Stettin im Jahre 1866“ von Auguste Fürstin von Ysenburg und Büdingen. „Hessenland“ 1894, S. 250 ff.

Winter kam, im Schloß zu Hanau. Den Tag, an welchem die Annektierung Kurhessens öffentlich in Hessen verkündigt wurde, wollte der Kurfürst aber nicht auf heimischem Boden erleben, er reiste deshalb schon am Vorabend, den 7. Oktober, nach Aschaffenburg, um dort die Gräber der am 14. Juli 1866 gefallenen kurhessischen Husaren aufzusuchen. Aus demselben Grunde und zu demselben Zweck hatten sich ebenfalls von Hanau aus dorthin der seitherige hessische Landtagsabgeordnete Adam Trabert und der Führer der 1848er Hanauer Sturmdeputation Pedro Jung begeben. Ein geschichtlich bemerkenswertes Zusammentreffen.

In Hanau verweilte der Kurfürst bis Mitte Juli 1867, um sich alsdann in seiner Herrschaft Horschowitz in Böhmen, sowie in Prag dauernd niederzulassen. Das Hofmarschallamt siedelte jedoch erst im Spätsommer nach Horschowitz über, und der Geburtstag des Kurfürsten wurde in Hanau von seinen Hofbeamten, einer großen Anzahl angesehener Bürger und einigen ehemals kurfürstlichen Staatsdienern im Saale des früheren „Karlsberg" mit einem Festessen begangen. Der den Lesern des „Hessenland" wohlbekannte damalige Hofsekretär Carl Preser wurde beauftragt, die Glückwünsche der Versammlung nach Horschowitz telegraphisch zu übermitteln, und erhielt darauf die nachfolgende Antwort:

„Mein lieber Hofsekretar Preser! Ich habe das Telegramm, durch welches Sie Mir die Glückwünsche zu Meinem Geburtsfeste Namens einer Festgesellschaft zu Hanau übersendet haben, mit Vergnügen empfangen und spreche Ihnen und sämtlichen Teilnehmern hierdurch Meinen aufrichtigsten Dank für die festliche Begehung Meines Geburtstags und die Mir dabei dargebrachten Glückwünsche aus. Sagen Sie Ihren Festgenossen, daß Ich die loyalen Gesinnungen, welche Ich in der Stadt Hanau in den Tagen Meiner Heimsuchung, wo die Herzen offenbar werden, wo wahre Treue und Vaterlandsliebe sich erst erproben, gefunden habe, und für die Mir auch die Feier Meines Geburtsfestes ein neuer, Meinem Herzen wohlthuender Beweis gewesen ist, wohl zu würdigen weiß und dankbar erkenne. Ich hoffe zu Gott, daß es mir vergönnt sein werde, dies in kommenden bessern Tagen durch die That beweisen zu können.

Ihr wohlgeneigter
Friedrich Wilhelm.
Schloß Horowitz, am 22. August 1867."

Ob auch Jahr auf Jahr verrann, der Kurfürst hing an dem hier ausgesprochenen Gedanken fest, daß er einmal wieder als Regent in sein ehemaliges Land zurückkehren werde. Dabei kam es ihm jedoch nicht in den Sinn, dies etwa durch fremde Waffengewalt erreichen zu wollen, denn als 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach, waren seine Sympathien völlig auf der deutschen Seite, wie er zeitlebens ein persönlicher Gegner Frankreichs gewesen war. Der Traum seiner letzten Jahre sollte sich nicht verwirklichen. In seinem Palais in der Waldsteingasse zu Prag starb der Kurfürst unerwartet am Nachmittag des 6. Januar 1875 an einer Herzlähmung, nachdem er, der sich sonst einer sehr guten Gesundheit zu erfreuen gehabt hatte, einige Zeit schon leidend gewesen war.*) In zeitweise eintretenden Fieberphantasien sprach er beständig von der Reise in die Heimat, die Sehnsucht nach den Wäldern und Bergen des Hessenlandes ließ ihn nicht los. Am Tage seines Ablebens hatte er sich nach dem zweiten Frühstück wieder zur Ruhe begeben, um nicht mehr zu erwachen, denn als der Kammerdiener erschien, um seinen Herrn zum Diner anzukleiden, fand er ihn friedlich dahingeschieden. Im Tode wurde der Kurfürst statt des Zivilanzugs, den er seit seiner Depossedierung fast stets getragen, wieder mit seiner Lieblingsuniform, der des Leibgarde-Regiments, bekleidet, in welcher er, mit den Insignien des kurfürstlichen goldenen Löwenordens geschmückt, aufgebahrt wurde.

Da der Verblichene gewünscht hatte, in Kassel auf dem alten Friedhof neben Mutter und Schwester zu ruhen, fanden zwei Leichenfeierlichkeiten statt. Im Palais zu Prag nahmen außer den Familienangehörigen die Vertreter des Kaisers von Österreich und des Königs von Hannover, der Erbprinz von Nassau, die höchsten böhmischen Würdenträger und der hohe Adel, sowie der Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal und sechs hessische Edelleute, die nach Prag geeilt waren, an der Totenfeier teil. Über Leipzig und Eisenach wurde der Entschlafene nach Kassel gebracht, wo er am 12. Januar die letzte Ruhe fand.

Der Trauerzug setzte sich in nachstehender Reihenfolge in Bewegung: 1. Der dienstthuende Hoffourier mit schwarzem Marschallstab. 2. Zwei Leibjäger. 3. Zwei Kammerdiener. 4. Die

*) Seit Oktober litt der Kurfürst an einem heftigen Magenkatarrh, und etwa sechs Wochen vor seinem Ableben hatte ihn während eines Spaziergangs in den Straßen Prags ein großer Schwächezustand befallen. Er wollte in eine Droschke steigen; als der Kutscher, den Schlag aufreißend, ihn aber „Majestät" nannte, wandte er sich darüber unwillig ab und ging weiter. An der Moldaubrücke erfaßte ihn der herrschende Sturm derart, daß er sich an einen der Brückenpfeiler lehnen mußte, wo ihn ein Ohnmachtsanfall überkam. Ein Wachtmann, der ihn erkannte, rief einen Wagen herbei und wurde von dem Fürsten bedeutet, auf dem Bock bis zu seinem Palais mitzufahren. Dort angelangt, erhielt er an 50 Gulden ausgehändigt. Mit Bezug auf diese Fahrt sagte dann der Kurfürst scherzend: „Heute bin ich von der Polizei nach Hause gebracht worden." (Nach „Hessische Erinnerungen", Verlag von G. Klaunig, Kassel 1882, S. 181, und Zeitungsmitteilungen.)

Beamten des kurfürstlichen Hofmarschallamtes und der Chatoullekasse. 5. Die dienstthuenden Hofchargen: Kammerherren von Bodenhausen und von Trott. 6. Der Hofmarschall Freiherr von Verschuer. 7. Die kurhessischen Hausorden, getragen von dem Ordensrate Hofsekretär Preser. 8. Die Geistlichkeit. 9. Der kurfürstliche Wagenmeister. 10. Der Trauerwagen, gezogen von acht Isabellen, welche von acht Marstalls-Livréedienern an schwarzen, mit Krepp garnierten Beizügeln geführt wurden. Dem Trauerwagen zu beiden Seiten gingen die Hofoffizianten sowie die Hof-Livrée-Dienerschaft. Am ersten Pferde links ein Stallmeister. 11. Dem Leichenwagen folgten und zwar: a) die hohen Leidtragenden; b) fürstliche Personen und Vertreter von Souveränen; c) der Kabinetsrat Schimmelpfeng; d) die Vertreter der Herrschaft Horschowitz und zwar: *α.* Geheimer Hofrat von Baumbach, *β.* Forstmeister von Bodenhausen; e) die zur Abholung der Leiche nach Böhmen gekommenen kurhessischen Offiziere ꝛc. Von Fürstlichkeiten waren erschienen der Landgraf von Hessen-Philippsthal, Prinz Alexander von Hessen-Darmstadt und der Prinz von Meiningen. Empfangen wurde der Zug von dem Oberpräsidenten von Bodelschwingh, dem kommandierenden General des XI. Armeekorps von Bose, den höheren Zivilbeamten und der städtischen Behörde. Viele Tausende füllten die Straßen von dem Bahnhof bis zum alten Friedhof, dessen Eingang schnell erweitert worden war, um möglichst Raum zu schaffen. Pfarrer Färber aus Prag hielt die Leichenrede, und dann schloß sich das Grab über dem Sarg des letzten regierenden Fürsten der Linie Hessen-Kassel. —

Nachdem der Lebensgang des Kurfürsten, ohne in das Einzelne zu gehen, zu schildern versucht worden ist, sei noch einiger seiner persönlichen Eigenschaften gedacht, die bisher nicht erwähnt werden konnten.

Bei all' dem reichen Aufwand, den der Kurfürst für seine Hofhaltung als unerläßlich hielt, war er selbst sehr genügsam. Dem äußern Anschein nach war er stolz und kalt und der Eindruck der Unfreundlichkeit wurde durch Wortkargheit noch verstärkt, während er bei seiner Familie und im Kreise seiner Vertrauten oft vielen Humor entfalten konnte. Zahlreiche Überlieferungen legen auch Zeugnis von seinem Sarkasmus ab. Den besten Beweis für die dem Heiteren zugeneigte Sinnesart des Kurfürsten gibt jedoch das Repertoir seines Hoftheaters, auf welchem das Lustspiel und die Posse, sowie die Spieloper und das Ballet vorherrschten. Stolz war er auf sein unter Spohrs Leitung stehendes vorzügliches Orchester, in welchem zu einem großen Teil die Mitglieder der Kapelle des Leibgarde-Regiments mitwirkten, eine Schar von Künstlern, die in Deutschland ihresgleichen suchten. Ferner ist hervorzuheben, daß schon von seinen Erziehern sein Verständnis für Architektonik bemerkt worden ist, das auf seinen späteren Reisen sich weiter entwickelte. Er glich hierin seinen Vorfahren, nur daß er aus Sparsamkeitsrücksichten seine Neigung nicht bethätigte.*) Die Schranke, die er sich in dieser Beziehung namentlich mit Rücksicht auf die Zukunft seiner Familie auferlegen zu müssen glaubte, soll er stets drückend empfunden haben. In der erwähnten Vorliebe dürfte auch die Einflußnahme auf die Privatbauten in Kassel begründet gewesen sein, die ihm manchen Vorwurf eingetragen hat. Die Änderungen, die er verlangte, waren aber meist Zeugnisse seines guten Geschmackes, wie von einer ihm nahestehenden Seite beobachtet worden ist, und würden auch größtenteils willig hingenommen worden sein, wenn sie schneller erfolgt wären. Ferner hatte der Kurfürst ein großes Interesse für Diamanten, und ließ er dies auch nicht zur Liebhaberei werden, so galt er doch als ein bedeutender Kenner auf diesem kostspieligen Gebiet.**)

Nicht besser aber kann dies Gedenkblatt beendet werden, als mit Wiedergabe der Schilderung der kurhessischen Verhältnisse und der Charakteristik, die Herr Professor Edward Schröder in seiner Ansprache bei der Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins in Gelnhausen am 22. August von dem Kurfürsten entworfen hat, da letztere von dessen eigenartigem Wesen ein scharf umrissenes Bild giebt.

Nachdem Herr Professor Schröder dagegen protestiert, daß die Verteidigung des Kurfürsten zum Angriff übergehe nicht nur auf die Errungenschaften des letzten Menschenalters, sondern auch auf die Personen, welche dem Kurfürsten in ehrlichem Kampfe gegenüberstanden, und es als eine Kränkung der von hundert und tausend Lebenden bezeugten historischen Wahrheit bezeichnet, wenn „die 35 Jahre der Regierung Friedrich Wilhelms zu den glücklichsten Zeiten gezählt werden, die

---

*) Trotzdem belief der Hofbauetat sich jährlich auf 30,000 Thaler. Goedbaeus, S. 28.

**) Wenn jemand aus seiner Umgebung von einem fremden Fürsten einen Brillantring empfing oder eine Nadel oder eine Dose mit Brillanten, so ließ er sich die Geschenke gern vorzeigen und hatte seine Freude daran, dieselben zu taxieren und das offizielle Taxatum, welches diesen Kleinodien gewöhnlich beiliegt, dem seinigen annähernd zu finden. (Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses, S. 65. C. Meyer, Hannover 1878.)

unser Volksstamm seit 600 Jahren durchlebt hat", fährt er fort:

Die Regierungszeit Kurfürst Friedrich Wilhelms ist zum großen Teil ausgefüllt durch den Streit um die Verfassung. Zwei Generationen, unsere Väter und unsere Großväter, haben darin ihre Kräfte erschöpft: das Bild, das man von Kurhessen draußen im Reiche hatte, ward einzig und allein von dieser Vorstellung beherrscht, aus der sich wohl gelegentlich auch ein Zerrbild despotischer Mißwirtschaft entwickeln konnte. In Wahrheit ließ es sich gar nicht so übel leben im Ländchen. Es erfreute sich einer zuverlässigen Rechtspflege, eines tüchtigen Beamtenstandes, in dem — und das war mit ein Verdienst des Landesherrn — kein Strebertum aufkommen konnte, wohlgeordneter Finanzen, mäßiger Steuern; das Militär, von Alters her der Stolz unseres kriegstüchtigen Stammes, wurde wenig drückend empfunden.

Aber — der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er will auch Licht und Luft und Sonnenschein zur Entfaltung freudigen Strebens! Daran aber hat es in Kurhessen durch mehr als ein Menschenalter nur allzusehr gemangelt. Es ging ein finsterer Geist durch das Land in den Tagen, da Hassenpflug, Vilmar und Scheffer am Ruder waren, und das reiche Kapital an Bürgertugend und patriotischem Streben, an Thatkraft und Intelligenz, das damals in unserem Vaterlande aufgespeichert lag, ist nicht zur Entfaltung gekommen. Wer hat den Schomburg und Gerland, den Pfeiffer und Baumbach, den Schotten und Schwedes die Freudigkeit ihrer Hingabe an das Vaterland gestört und gebrochen? Welche Unsumme von Bitterkeit und Harm ist in unzählige unserer besten Familien getragen worden unter dem Schutze des Feldgeschreies: Nieder mit der Revolution!

Nun hat man uns freilich einen Ausweg eröffnen wollen: nicht die Menschen seien schuld an diesen traurigen Zuständen gewesen, sondern das unselige Ding, das sich kurhessische Verfassung nennt. Es ist wahr, das unscheinbare Heftchen vom Jahre 1831, das ich hier in der Hand halte, ist ein furchtbarer Erisapfel gewesen. Die Verfassung *vom Jahre 1831 ist längst von der Geschichte* gerichtet: sie ist durch die eine Thatsache gerichtet, daß sie über unser Volk und insbesondere über den Offizierstand jene furchtbare Gewissensnot bringen konnte, die dieser ehrenhaft, aber tieftragisch bestanden hat.

Diese Verfassung, dem schwachen und schuldbeladenen Kurfürsten Wilhelm II. in der Notlage abgerungen, mußte für jeden Fürsten, der den Begriff der Monarchie nicht zum Kinderspott werden lassen wollte, unerträglich sein, und die Geschichte würde Friedrich Wilhelm aus seinem Widerstreben keinen Vorwurf machen, wenn er die rechten Mittel und Wege gesucht und gefunden hätte, mit dem intelligenten Bürgertum zu einer Verständigung über den Ausbau der Verfassung im Sinne einer gründlichen Revision zu gelangen. Es hat später nicht ganz an ehrlichen Ansätzen dazu gefehlt, aber das Mißtrauen war beiderseits zu tief eingefressen: man hatte unter dem Aushängeschilde Auslegung und Revision der Verfassung allzuviel Beugung und Bruch des guten Rechts erfahren, und so war man auch auf Seiten der Landstände immer hartnäckiger geworden.

Gewiß, die Verfassung war ein unhistorisches Produkt eines importierten Doktrinarismus, ihre Verteidiger haben den besten Teil ihrer Kraft und ihres Bürgersinns in unfruchtbaren Streitigkeiten verbraucht, sie haben ihren Gegnern, die in ihnen die Revolution bekämpften, viele Blößen gegeben. Aber trotz allem dem trifft die schwerere Schuld den Kurfürsten und seine Ratgeber.

Kurfürst Friedrich Wilhelm freilich war ein Mann, der wenn irgend einer von der Geschichte ein mildes Urteil fordern darf. Er hat eine freudlose Jugend, Mannesjahre voll Sorgen und Kämpfe, ein Alter in Kummer und herzbrechendem Heimweh gehabt. Er ist ein unglücklicher Fürst gewesen. Seine ersten Erinnerungen fallen zusammen mit dem Exil, von den erhebenden Eindrücken der Befreiungszeit ist ihm wenig zu gute gekommen, und der wach gewordene Blick des Jünglings sah die Maitressen- und Günstlingswirtschaft des Vaterhauses. Wohl haben ihm der Großvater und die Mutter die besten Erzieher und Lehrer zur Seite gegeben: v. Below, Suabedissen, Wilh. Grimm; aber ganz abgesehen davon, daß die Geistesgaben des Knaben nicht hervorragend waren, sie vermochten den schlimmsten Fehler, seine Verschlossenheit und sein Mißtrauen gegen die Menschen, nicht zu besiegen. Und leider, leider hat er nur allzuviel erlebt, was diese verhängnisvolle Neigung bestärken mußte. Ich brauche auf jene Kette aufregender, niederschlagender, beklemmender Erlebnisse aus der Regierungszeit seines Vaters nur hinzuweisen, nur zu erinnern an den unheimlichen Tod des Lakaien Bechstädt, an die Drohbriefe und so vieles andere

Der Kurfürst hat keinen Glauben an edle Regungen und Instinkte der Menschen gehabt, wenigstens nicht in ihrem Verhältnis zu Fürsten und Höfen. Unter diesem tiefeingewurzelten Mißtrauen haben schließlich mehr oder weniger alle leiden müssen, die längere oder kürzere Zeit sein Vertrauen zu besitzen glaubten. Dazu kam ein anderes, was abzuleugnen thöricht und ein Frevel wäre. Der Kurfürst hatte nicht nur eine schwere Zunge, die ihm die leichte Aussprache erschwerte und ihm selbst in Reden und Schweigen manchen Kummer bereitet hat, sondern auch einen zähen, schweren Verstand. Er erfaßte nicht leicht eine Situation und hielt dann mit einer an Starrsinn grenzenden Zähigkeit an dem einmal Erfaßten fest. Es war sein tragisches Verhängnis, daß auch seine guten Eigenschaften und Gaben selten so zutage traten, daß sie sich der Mißdeutung entzogen. Friedrich Wilhelm ist nicht nur ein sorgender Gatte und Vater von bürgerlicher Tugendhaftigkeit gewesen, er war auch als Regent in seiner Art ein Mann der strengen Pflichterfüllung, und wenn er gegen die höheren Beamten oft mit quälender Strenge seine Herrschergewalt ausübte, so traten ihm anderseits die Sorgen und Leiden des kleinen Mannes leicht nahe. Sein Verhängnis war zeitlebens die Enge seines Blickes: als die höchste seiner Pflichten, aber wirklich und ernsthaft als eine Pflicht erschien ihm unter allen Umständen die Geltendmachung seines Souveränetätsrechtes. Im Sinne des aufgeklärten Despotismus des 18. Jahrhunderts hielt er darin seine Pflichten und Aufgaben für sämtlich eingeschlossen. Und er war durch und durch ein Mann jener früheren Zeit ein Rationalist, den die Romantik Wilhelm Grimms, Hassenpflugs und Vilmars völlig unberührt gelassen hatte, Er war auch in seiner Art ein deutscher Patriot und ein Mann von nationalem Ehrgefühl, und wir haben kein Recht, über die Unsicherheit seiner Politik zu spotten, wenn wir die Irrgänge betrachten, die damals auch andere gegangen sind . . .



Eschwege im dreißigjährigen Kriege.

Von Wilhelm Kolbe.

In welcher Weise die hessische Haupt- und Residenzstadt Kassel unter den kriegerischen Ereignissen des 17. Jahrhunderts, die drei Jahrzehnte hindurch ganz Deutschland erschütterten, zu leiden hatte, ist in dieser Zeitschrift bereits erörtert worden.*) Doch weit härter als die Hauptstadt wurden die übrigen Städte Hessens betroffen.

Wieviel Elend und Armut der deutsche Völkerkrieg über Eschwege und seine Umgebung gebracht hat, verkünden mit herzbewegenden Klagen zuverlässige Männer, die in jener Zeit der Greuel und Verwüstungen durch wahrheitsgetreue Aufzeichnungen uns ein Bild von dem Elend ihrer Tage hinterlassen haben. —

Glückliche Zeiten hatten den Wohlstand der Stadt gemehrt und ihr Ansehen unter den ersten Städten des Landes gefestigt. Da brach mit roher Gewalt der Krieg über unser Vaterland herein und bedrohte die Städte des Werrathales. Anfangs Juni 1623 ergab sich Witzenhausen, und noch in demselben Monat wurde Allendorf, das den ligistischen Truppen Widerstand geleistet hatte, genommen. Mitte Juni verlegte Tilly sein Hauptquartier von Hersfeld nach Eschwege und setzte am 24. Juni zwischen Allendorf und Witzenhausen über die Werra, ließ aber in Eschwege Truppen zurück. Die Besetzung der Stadt war Tilly ohne Scharmützel gelungen. Auf gütlichem Wege hatte er sich in den Besitz des wichtigen Ortes gesetzt, einesteils durch Verhandlungen mit der Witwe des Prinzen Otto, die damals in Eschwege residierte, anderenteils mit Hilfe des Adels, der durch allerlei Gefälligkeiten und gesellschaftliches Entgegenkommen die Gunst des gefürchteten Feldherrn gewonnen hatte. Zum Lohne dafür stellte Tilly mehrere Schutzbriefe aus.

Daß der Landesherr, Landgraf Moritz, mit dem Verhalten seiner Ritterschaft und der Werrastädte nicht einverstanden war, beweist eine strenge Untersuchung, in die er auch die Stadtbehörde Eschweges und die beteiligten Adelsfamilien verwickelte. Auch führte er Beschwerde beim Kaiser.

Daß diese Maßnahmen des Landgrafen zu dem bald erfolgten Abzuge Tillys in irgend welcher Beziehung standen, ist kaum anzunehmen. Thatsache ist, daß Tilly Ende Juli 1623 seine Besatzungstruppen aus den Städten des Werrathals abrief.

*) „Kassel im 30jährigen Kriege" von Dr. Schwarzkopf. „Hessenland" 1900, Seite 226 ff.

Zwar war die Umgegend Eschweges nun von den Truppen gesäubert, aber noch lange währte das Andenken an Tillys Soldateska; der Feind hatte eine ansteckende Krankheit zurückgelassen, der Hunderte zum Opfer fielen.

Jedoch nur kurze Zeit blieb die Stadt von den Truppen verschont. Anfangs Oktober brach Tilly abermals in Hessen ein, und seine Scharen sogen von neuem das Land an der Werra aus. „In und um Eschwege war bald kein Rind- und Zugvieh mehr aufzutreiben, und man erklärte sich außer stand, die noch rückständige Landrettungssteuer zu zahlen, welche die Regierung für die landgräflichen Truppen, die Kriegskommissare aber für Tillys Einquartierung verlangten. Ein kaiserlicher Oberbefehlshaber, Adolf von Holstein, drohte sogar den Kommissaren von Boyneburg und Hundelshausen, sich an ihnen zu erholen, wenn sie seinen Leutnant in Waldkappel, Georg Dobschütz, nicht befriedigten. Derselbe verlangte u. a. wöchentlich für Gewürz und Konfekt sieben Thaler und statt eines Eimers Wein zehn Thaler." *)

Das ganze Jahr 1624 hindurch hausten Tillys Truppen in Eschwege und der Werralandschaft. Im Februar 1625 berief der Feldherr sogar einen Landtag nach Hersfeld, der auch von einem Eschweger Vertreter besucht wurde. Zwar versprach Tilly der Stadt und der gesamten Ritterschaft Schutz und Beistand, verschaffte ihnen auch einen kaiserlichen Schutzbrief, konnte aber gleichwohl die Stadt nicht vor den Greueln des Krieges bewahren.

Als eine Erlösung empfanden es die Bürger, als endlich beim Anzuge des Königs Christian von Dänemark Tilly nach fast zweijährigem Aufenthalte das Land verlassen mußte.

Doch auch dieses Mal konnte sich die Stadt nur kurze Zeit der Ruhe freuen. Im September zog das gefürchtete Heer Wallensteins durch Hessen. In Eschwege blieb dieser mehrere Wochen und richtete dort ein Feldzahlamt ein.

Nach dem Abzuge des Friedländers bemächtigte sich der Graf Merode mit 6000 Mann der Stadt und gründete dort, dem Befehle Wallensteins folgend, eine Sammelstelle für die zerstreuten Truppen. Im Frühjahr 1626 zog der größte Teil der ligistischen Heerhaufen ab.

Die Kaiserlichen wurden von dem Korps des Herzogs Georg von Lüneburg abgelöst. Sein

*) Schmincke, Geschichte der Stadt Eschwege, S. 227.

Oberstleutnant Wurmb rückte in Eschwege ein und ließ in weitem Umkreise Frucht, Schlachtvieh und Pferde von den schon völlig erschöpften Einwohnern beitreiben. Auf eine Ersatzforderung des Landgrafen Moritz erwiderte er, die geschädigten Bauern sollten ihm nach Braunschweig folgen.

Nach kaum drei Monaten wurde Niederhessen von bayrischen Regimentern heimgesucht, auch Stadt und Amt Eschwege wurden von zwei Kompagnien des Herbersdorfer Regiments besetzt. Nahezu unmöglich war es den bedrängten Bürgern, die Verpflegungsvorschriften zu erfüllen. An barem Gelde mußten außer der Fourage wöchentlich 330 Thaler für jede Kompagnie und 158 Thaler für den Stab des Regiments aufgebracht werden.

Wie sehr das Land in jener Zeit ausgesogen war, das beweisen die Klagen der Landstände an den Landgrafen Wilhelm: „Im verwichenen Monat April haben die Kroaten und kaiserlichen Truppen auf seither unerhörte Weise das Land erbärmlich verderbt, fast alles, was in ihre Hand und Gewalt kommen, niedergehauen, den Leuten die Nasen, Zungen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heißes Pech, Zinn, Blei durch Mund, Nase und Ohren in den Leib gegossen, etliche durch allerhand Instrumente schmerzlich gemartert, viele durch Stricke aneinander gekoppelt, im offenen Felde in eine Reihe gestellet und teils mit Büchsen auf sie geschossen, teils mit Pferden geschleift &c. Wie die wilden Thiere sind sie über die Kinder hergefallen, haben sie niedergehauen, gespießt und in Backöfen gebraten. Kirchen und Schulen haben sie zu Kloaken gemacht und viele adlige Wohnungen, Städte und Dörfer verbrannt."

Wie sehr auch die Bewohner der Werrastädte zu geradezu unerschwinglichen Lasten herangezogen wurden, das lehrt ein Blick in die Allendorfer Stadtrechnung für 1627, aus welcher ein Auszug mitgeteilt sei: „Vom 17. Januar bis 23. März 1627 wurden dem kaiserlichen Oberstleutnant Quadt wöchentlich 400 Thaler ausgezahlt, was in zwanzig Zielen 8000 Thaler betrug. Bei seinem Abzug im Mai wurden noch verausgabt: 9 Thaler zu Wein, 10½ Thaler für einen Becher dem ersten Quartiermeister wegen Verschonung mit starker Einquartierung &c. 33 Thaler sind der Pfaffe, Adjutant, Quartiermeister &c. beim Abzuge schuldig geblieben und haben solche dem Weinwirt nicht bezahlen wollen. 29 Thaler haben zwei Leutnants und die Vettern des Oberstleutnants beim Löwenwirt verzehrt und 9 Thaler an Wein damals vertrunken.

Am 29. Februar verzehrte Tilly 61 Gulden 7 Albus, der Kommissar Lerchenfeld 40 Gulden 23 Albus, der Stückhauptmann Schneeweiß bei seinem Durchzuge 9 Thaler 13 Albus, für Verpflegung von 200 Pferden 110 Thaler &c.

Der Durchzug des Generals Pappenheim im August, der sich nach Göttingen wandte, kostete der Stadt 1431 Gulden 2 Albus 8 Heller. Es wurden ausgezahlt 202 Thaler für den General, 100 Thaler für den Kommissarius, weil das Kriegsvolk zum Teil in die Dorfschaften gelegt wurde &c."

Ähnliche Lasten brachte der Krieg auch der Stadt Eschwege. Nicht nur Wochen und Monate, Jahre lang währten die Erpressungen. Noch im Mai 1629 lag der Oberst von Wahl mit seinem Regiment auf Kosten der Bürger in Eschwege.

Da endlich erschien dem bedrängten Hessenlande von Norden her ein Strahl der Hoffnung. Gustav Adolf betrat den Kriegsschauplatz. Die feindlichen Besatzungen Hessens, auch Eschweges, wurden vertrieben. Zwar nahte Tilly, um Rache zu nehmen, schon waren in Eschwege die Quartiere bestellt, aber er mußte plötzlich seinen Zug abbrechen, um Pappenheim gegen Gustav Adolf beizustehen. In der Schlacht bei Leipzig wurde er geschlagen, und die Schlacht am Lech befreite die Stadt für immer von ihrem furchtbarsten Bedränger.

Neue Hoffnungen erweckten die Erfolge des Schwedenkönigs in den Gemütern der erschöpften Bürger. Aber während noch die Hessen über die Siege der Schweden frohlockten, während der Landgraf entfernt von seiner Hauptstadt und der Werragegend weilte, fiel in diese Graf Pappenheim ein. Anfangs Juni 1632 sandte er eine Schar Kroaten unter Gil de Hassi und Lamboi an die Werra. Diese bemächtigten sich auch der Stadt Eschwege, nahmen die hessischen Besatzungen gefangen und beraubten die Bewohner, welche in die Gegend von Eisenach und Koburg flüchteten. Der Stadt wurde eine Kontribution von 20000 Thalern auferlegt, und die mit Brand und Mord bedrohten Einwohner, nicht imstande, diese Summe zu bezahlen, brachten Gold, Silber, Leder, Leinen, Tuch &c. auf das Rathaus. Als dies aber nicht langte, das Zahlungsziel ablief, Pappenheims Reiter von neuem die Stadt heimsuchten und den Bürgermeister und Stadtschreiber als Geiseln mitschleppten, sandte die Landgräfin Juliane, Moritz' Witwe, deren Leibgedinge auf Eschwege stand, ihre Juwelen, Perlen und andere Kleinodien der Stadt zum Beitrag. Einige Monate nachher, als Pappenheim in Langensalza sich zum Zuge nach Lützen bereitete und Landgraf Wilhelm ihm einen Trompeter zur Auswechselung der Gefangenen zusandte, entflohen jene Geiseln. Die Landgräfin Juliane

erhielt ihre Kleinodien zurück und Pappenheims Forderung erlosch mit seinem Tode bei Lützen.*)

Doch nicht nur aus Eschwege selbst wurden Geiseln genommen, auch die Edelleute der Umgegend wurden gefangen fortgeführt, so die Herren von Buttlar, Berlepsch, Bischofshausen und Hanstein.

Für kurze Zeit wurde diesen Übergriffen des Feindes durch die Nähe der Hessen Einhalt geboten. Als nämlich der Husarenoberst Stephan Horwath gar zu unmenschliche Forderungen stellte, sandte Landgraf Wilhelm den Grafen von Eberstein, dem sich auch sechs Fähnlein aus Eschwege anschlossen, gegen eine Abteilung Kroaten von 1200 Mann. Der Feind wurde besiegt. Einen Sieg erfocht auch der Befehlshaber Eschweges, Major von Herda, über die Kaiserlichen in der Nähe von Sontra. Auch bei Eschwege fand am Sonnabend vor Jubilate 1635 ein Kampf gegen die kaiserlichen Obersten Korpes, Forgacs und Plaschkowitz mit 1500 Mann statt. Oberst Plaschkowitz fiel gleich zu Anfang des Gefechts, „und hat diese Charge", so berichtet das Theatrum Europaeum, „vier Stunden lang gewährt, also daß die Kaiserlichen endlich abziehen, ziemlich Tode und Gequetschte mitnehmen und an vierzig gesattelte Pferde und Gefangene zurücklassen müssen, worüber die Crabaten so entrüstet waren, daß sie an 14 Dörfer abgebrannt und alles von Unterthanen, alte und junge, Weib und Kind, niedergehauen und jämmerlich gehauset".

(Schluß folgt.)

*) Schmincke, Geschichte der Stadt Eschwege, S. 236/37.

Ich bin der König von Thule.

Ich bin der König von Thule!
Den Becher vom Golde schwer,
So füll' ihn, Du herzige Buhle,
Und fröhlich trink' ich ihn leer.

Doch nimmer werf' ich den Becher
Ins Meer in toller Lust;
Ich leer' ihn als jubelnder Zecher
Und drücke mein Lieb an die Brust.

Ich trinke, wenn fröhlich Frau Sonne
Sich spiegelt im Rebenblut
Und heiliges Feuer der Wonne
Mein Herz mir entfacht zur Glut.

Ich trinke im Sterngefunkel,
Von Dir mit Rosen bekränzt,
Wenn, Liebste, im traulichen Dunkel
Dein strahlendes Auge mir glänzt.

Doch kommt mir das Knochengerippe,
Der Sensenmann, in die Quer,
So werf' ich zum Schrecken der Sippe
Ihn und die Sense ins Meer.

Was kümmern mich gierige Erben?
Gieb, Liebste, den Becher mir her!
Ich habe noch Zeit zum Sterben,
Zum Trinken und Küssen noch mehr.

Wien. **Adam Trabert.**

Ein kurzer Lebenstraum.

Von Nora Keller.*)

I.

Schnell fährt der Zweiräder dahin, dem „Strand"**) zu! Eben schlägt Big Ben, die große Uhr des Parlamentsgebäudes, die siebente Stunde. Das Theater beginnt erst um 8 Uhr, also war ja genügend Zeit! Seufzend lehnt sich der junge Schauspieler im Wagen zurück, — ein nervöses Lächeln zuckt um seinen feinen Mund. In einer Stunde schon wird er zum ersten Mal als Hamlet auftreten! Monatelang hat er Tag und Nacht gearbeitet, um so weit zu kommen; er wollte besser spielen, als andere Schauspieler es gethan. Oft genug hatte er den Hamlet gesehen, aber keine Darstellung des Dänenprinzen hatte ihm gefallen, sie alle mangelten des Enthusiasmus, — die Seele fehlte. Sie hatten sie, seiner Ansicht nach, nicht richtig erfaßt! — Donald Quentin hatte in seinen Studien die Welt um sich vergessen und sich sehr selten eine Erholung gegönnt. Er brach zusammen, er hatte sich überarbeitet. Der Arzt wollte ihn aufs Land schicken, da er zu schwach war, um etwas zu thun. Aber Quentin lachte ihn aus; war er denn ein Narr, jetzt, wo er so dicht vor seinem Glück und vielleicht seinen Triumphen stand,

*) Nora Keller ist die in London lebende Enkelin unserer hochgeschätzten Mitarbeiterin Frau H. Keller-Jordan.

**) Ein bekannter Teil der City in London.

alles aufzugeben, wofür er gearbeitet, sollte denn alles, alles umsonst gewesen sein?! Der Arzt meinte, es könne ihm schaden, da er ein schwaches Herz habe; — und wenn auch, — heute mußte er spielen, seine Kraft durfte ihn nicht verlassen. Morgen wird er auf lange Zeit fortgehen und ruhen, und alles wird Friede und Ruhe um ihn sein. Und Marjorie Jerrald, seine hübsche Braut, wie wird sie sich erst freuen, wenn sie seinen Namen in allen Zeitungen liest und von seinem Erfolge hört, — wenn nicht alles umsonst war?

Merkwürdig, sie hatte ihm lange nicht geschrieben, und schließlich hatte ja auch er lange nichts von sich hören lassen, — er wollte ihr nicht schreiben, wie sehr er kämpfte und arbeitete, und wie er auch zuweilen kaum etwas zu essen hatte. Aber morgen wird er sie umarmen können, und wie stolz wird sie auf ihn sein, — er arbeitete ja auch nur für sie, das einzige Wesen, das ihn auf der ganzen Welt liebte. — — —

Donald fährt plötzlich aus seinen Träumereien auf, es ist eine fieberhafte Aufregung in ihm. Der Wagen kann sich kaum durchdrängen. Mehrere Equipagen sind vor ihm, viele Pferde gleiten aus, die Straßen sind hart gefroren. Es wimmelt nur so von Menschen, Kopf an Kopf, viele, die heimkehren, andere, die in die verschiedenen, schon hell erleuchteten Theater eilen. Endlich — ein Ruck, der Wagen hält. Donald stößt den Wagenschlag auf und springt heraus. Außerhalb des Theaters stehen die Menschen Kopf an Kopf, elegante Gespanne halten, aus denen Damen und Herren in Abendtoilette steigen. —

Donald eilt ins Theater. Auf der Treppe faßt ihn jemand am Arm, erstaunt dreht er sich um, ein eleganter junger Mensch steht vor ihm, Edward Lennox, sein alter Schulfreund! „Hallo, Quentin, kennst Du mich noch! Ich wünsche Dir Glück; ich kam, um Dich spielen zu sehen; begleite Dich nachher heim; ich habe Dir auch noch eine Neuigkeit mitzuteilen!“

Ehe Quentin Zeit fand, etwas zu erwidern, hatte er seinen Freund im Gedränge verloren.

II.

Das Haus ist überfüllt, kein Platz scheint leer! Der Vorhang hebt sich, das Spiel beginnt. Einen Augenblick ist's Quentin, als solle ihm der Mut vergehen, — alle Augen und Operngläser sind auf den jungen, neuen Schauspieler gerichtet, — zum Hamlet ist er wie geschaffen, bedeutend und ausdrucksvoll, dunkles Haar umgibt sein fast erschreckend blasses, schmales Gesicht, — wie mag er wohl spielen?!

Bald vergißt er die Welt um sich her, — er ist Hamlet, nichts anderes —, wie Hamlet durchlebt und fühlt er alles. In jedem Akt spielt er besser und besser, seine ganze Kraft setzt er ins Spiel, in dem sich sein Fühlen widerspiegelt. Zuletzt ist es ihm wohl, als sollte er ohnmächtig zusammensinken, aber er beherrscht sich. Nur noch ein paar Minuten, und dann ist es überstanden.

Der Vorhang fällt, das Schauspiel ist aus, — ein mächtiger Beifallssturm durchbraust das ganze Theater. Immer und immer wieder wird Hamlet hervorgerufen, der mit seiner letzten Kraft auf die Bühne wankt. Sein Name ist gemacht. Heute kann er seinen großen Erfolg kaum genießen — aber morgen, wenn ihn Ruhe umgibt und er bei ihr ist!

III.

Dumpf erzittert die zwölfte Stunde durch die Nacht! Die Theaterbesucher sind heimgekehrt. Für einige Stunden ist die große geheimnisvolle Stadt in Schlaf gehüllt.

Lennox und Quentin sind zusammen. Matt wirft sich Donald in den Sessel am niedergebrannten Feuer. Lennox, der nach Licht geklingelt hat, setzt sich dicht neben seinen Freund.

„Weißt Du, Quentin, daß Du wunderbar gespielt hast, man vergaß, daß es nur Spiel war, Du hast die Rolle gelebt, ich gratuliere Dir!“

Donald lächelt müde und reicht Lennox matt die Hand. „Du übertreibst, — aber da fällt mir ein, Du wolltest mir eine Neuigkeit melden, — sag, was ist es?“

„Nun, ich habe mich verlobt mit einem sehr schönen und guten Mädchen. Du kannst mir wirklich Glück wünschen, alter Freund.“

„Freilich, dann gratuliere ich, Lennox, — mögest Du glücklich mit ihr werden.“

Quentin denkt an Marjorie, auch sie ist gut und schön, und wie wird er geliebt von ihr!

„Ehe ich es vergesse, Quentin, ihren Namen habe ich Dir nicht genannt. Sie heißt Marjorie Jerrald!“

Kaum hat Donald diesen Namen vernommen, als er aufspringt, sein Gesicht ist todesblaß, in seinen Augen blitzt ein unheimliches Feuer, ein Seufzer, — und er sinkt in den Sessel zurück. —

Lennox bemerkt es nicht, er ist in Gedanken an seine Braut vertieft! Da öffnet sich die Thüre, die Wirtin stellt ein Licht auf den kleinen Tisch und verläßt wieder leise das Zimmer. Lennox erwacht nun auch aus seinen Träumen und erhebt sich. Wie kalt und still ist es in diesem Zimmer, er schauert zusammen. Leise tritt er an den Sessel seines Freundes. Er scheint zu schlafen! Armer Mensch, er braucht Ruhe, diese Anstrengung nach der schweren Krankheit war zu viel für ihn!

Lennox will ihn nicht stören; er verläßt leise das Haus, um in seine warmen und eleganten Zimmer zurückzukehren. — — —

Aber Donald Quentin schläft weiter, immer weiter, für ihn gibt es kein Erwachen, keine Triumphe mehr! Der Mond, der langsam hervortritt, wirft sein sanftes silbernes Licht auf Quentins Antlitz. Der Kopf ist etwas zurückgesunken, der Mund ein wenig geöffnet, — ein stiller Friede hat sich über seine Züge gebreitet. — Den Frieden hat er erlangt, aber nicht den Frieden, nach dem er so sehnsüchtig getrachtet hat! — — —

Aus alter und neuer Zeit.

Die Statuen am Bowlinggreen der Karlsaue bei Kassel. Die ausgedehnte Grasfläche, die sich vor der Hauptfront des Orangerieschlosses in der Karlsaue bei Kassel befindet, führt gleich manchen ähnlichen an andern Orten den englischen Namen Bowling-green, deutsch Kegelplatz. Zu hessischen Zeiten hat dieselbe manche glänzende Heerschau gesehen, auch heute wird sie noch öfter zu militärischen und verwandten Übungen und Schaustellungen benutzt. Auch der bis Anfang der 80er Jahre und dann wieder in 1895 veranstaltete Festzug am Sedantage bewegte sich dahin. Der Bowlinggreen wird von einer Anzahl Statuen umkränzt, die früher andere Standorte hatten. Über ihre Geschichte und Bedeutung sei hier einiges mitgeteilt. Wohlgemeinten Berichtigungen wird dabei gern entgegengesehen.

An der Stelle der dem Friedrichsplatze zugewandten Südseite des jetzigen Gartens der Kriegsschule sowie der daran stoßenden katholischen Kirche und des Gebäudes der Kriegsschule befand sich eine sehr starke Bastion der unter dem Landgrafen Wilhelm IV. dem Weisen angelegten Festungswerke, der sog. Zeugmantel. Sein Sohn und Nachfolger Moritz der Gelehrte legte bald nach seinem Regierungsantritte in dem freien Raume zwischen der genannten Bastion und dem Schlosse (also im jetzigen Garten der Kriegsschule), welcher bis dahin zum Teile zum Bärengraben benutzt worden war, für die Ritterspiele und ähnliche Sportübungen der vornehmen Jugend in damaliger Zeit eine Rennbahn an mit Judizirhäuschen zur Abhaltung der Kritik (1593). Letzteres wurde unter Friedrich I. abgebrochen (1734), und aus der Rennbahn wurde unter Friedrich II. ein Paradeplatz für das Militär. Der Baumeister Simon Ludwig Du Ry, der dritte in der berühmten Künstlerfamilie, erhielt den Auftrag, denselben so geschmackvoll als möglich herzurichten, und der von ihm (1763) angelegte Zirkus, 750 Fuß lang und 204 Fuß breit, mit Triumphbogen auf der Nordseite und Arkaden und Kolonnade gereichte der Stadt Kassel zur Zierde und kam nach Niederreißung der Festungswerke, welche (Dezember 1767) mit dem Zeugmantel begann, recht zur Geltung. Verschiedene Statuen schmückten das Werk, vor allem an den beiden Ecken der Nordseite die zwei Rossebändiger, vom vaterländischen Bildhauer Joh. Aug. Nahl bezw. dessen Sohn Samuel Nahl gefertigt in freier Nachbildung nach den beiden Kolossalfiguren auf dem Monte-Cavallo in Rom (in der Nähe des Königspalastes), sodann vier römische Fechter, davon zwei als Diskuswerfer, zwei als Steinschleuderer, ebenfalls Nahlsche Werke Verschiedene Zeichnungen und Pläne von J. H. Tischbein von 1782 und 1783 veranschaulichen die herrliche Schöpfung. Diese wurde unter der westfälischen Fremdherrschaft, nachdem König Jérôme im alten Chattenschloß seinen Herrschersitz aufgeschlagen hatte, arg verwüstet, und zwar wurde, wie ein Zeitgenosse, Oberhofrat Dr. Ludwig Völkel, klagend mitteilt, „die Kolonnade abgebrochen, um den Schloßplatz zu erweitern, damit es nicht an Raum fehlte, unsere Jugend in den Waffen zu üben, die sie für die Unterdrücker führen sollte“.

Nach Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. wurden die genannten Statuen in die Karlsaue versetzt*) und zwar die vier römischen Fechter auf die lange Steingallerie in der Orangerie und die zwei Rossebändiger an die beiden Ecken der Nordseite der vom Bowlinggreen zum großen Bassin führenden Allee. Die um und auf dem Bowlinggreen befindlichen Bildsäulen, sämtlich von Sandstein und auf Sandstein-Unterlagen, sind nun, vom Marmorbade beginnend, nach Süden zu:

Auf dem Bowlinggreen: 1. Amazone mit Schwert; 2. Venus mit Delphin und Hummer, als dem Meeresschaum entsprossen, mit lächelndem Gesichtsausdruck; 3. Pomona mit Füllhorn und Früchten; 4. Flora mit Blumenkorb.

Zwischen Küchengraben und dem Mittel-Fahrwege: 5. Hades (Plüto), der Beherrscher der Unterwelt, mit düsterm Gesichtsausdruck, und mit Füllhorn, in

*) Vergl. Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel S. 146, 330 (Anm. 2). — Jakob Hoffmeister, desgl. S. 126, 286, 287 (Anm.); Ders.: Nachrichten über Künstler und Kunsthandwerker in Hessen (Hannover 1883), S. 81. — Zeitschrift des Vereins für hess. Gesch. N. F. Bd. IX, S. 313. Anm. (Aufsatz von Dr. Duncker). — Otto Gerland, Paul, Charles und Simon Louis Du Ry (Stuttgart 1895), S. 92 u. 94.

welchem er den in der Erde verborgenen Reichtum hat, Krone und Szepter in der Linken; 6. Göttin des Friedens (Eirene), mit Kind auf dem linken Arme, den Reichtum (πλοῦτος) bedeutend, und Frucht in der rechten Hand, ähnlich einer Statue in der Glyptothek zu München, Gruppe des Kephisodotus, Vaters des Praxiteles.

An den beiden Eckpunkten des Mittel=Fahrwegs: 7. und 8. die zwei Rossebändiger von Nahl.

Zwischen dem Mittel=Fahrwege und dem Hirschgraben: 9. Göttin Vesta mit dem Feuer zur Rechten; 10. römischer Liktor mit Rutenbündel und Beil.

Auf dem Bowlinggreen bis zum zweiten bewohnten Pavillon an der östlichen Seite der Orangerie: 11. Apollo mit Leier in der Linken; 12. Raub der Proserpina durch Pluto mit dem dreiköpfigen Höllenhunde Cerberus zur Seite; 13. Mann und Frau, welche ersteren tränkt. Diese Gruppe wird auf die Haft des Atheners Cimon, des Sohnes von Miltiades, wegen Nichtzahlung der ihm auferlegten Geldbuße bezogen, der im Gefängnisse dem Hungertode preisgegeben und von seiner Halbschwester gerettet wurde, deren späterer Ehemann die Schuld zahlte. 14. Vulkan mit Hammer und Ambos.

Möchte Vorstehendes zur besseren Würdigung der beschriebenen Kunstwerke beitragen, welche so recht in die paradiesische Schöpfung der Karlsaue hineinpassen und sich der herrlichen Naturschönheit derselben zur Seite stellen. **C. Neuber.**

Die Kanzel in St. Katharinae zu Eschwege.*)

Seit Kaiser Ottos Tagen, „der Rote" zubenannt,
Ist auch im Werrathale ein alter Ort bekannt.
Nach „Wegen unter Eschen", die dort man früher sah,
Erhielt er seinen Namen, so sagt die Chronika.

In diesem Städtchen ragt noch aus längstvergangner Zeit
Ein altersgrauer Tempel, St. Katharin' geweiht,
Der manchen Erdenpilger und manches Menschenglück
Sah kommen, blüh'n und sinken zum Erdenschoß zurück.

Fast dreiundsiebzig Jahre die Werra floß ins Land,
Seitdem er ward begonnen und nach und nach erstand.
Als fertig Bauwerk steht er, gefüget nur aus Stein —
Zur Ehre uns'res Gottes seit Fünfzehnhundertneun.

Es stützen mächt'ge Pfeiler und Säulen voller Kraft
Die kühngewölbten Bogen in got'scher Meisterschaft;
Ein steinern' Kunstgebilde vor allem ist der Chor,
Wie hebt er uns're Seele so andachtsvoll empor.

Am Schafte eines Pfeilers siehst Du die Kanzel dort,
Wo seit vierhundert Jahren ertönt schon Gottes Wort.
Sie gelte als ein heilig', besond'res Denkmal Dir.
Man sieht an ihren Seiten verschied'ne Bilderzier:

Das Ecce homo vorne, mit Szepter, Dornenkron',
Die Gottesmutter seitlich mit ihrem Gottessohn.
Die bilderreiche Kanzel auch unsern Sinn bewegt,
Weil sie des edlen Stifters berühmten Namen trägt.

Herr Heinrich von Eschewe, der kurz auch Heinz genannt,
Ist uns aus der Geschichte als Kriegsheld wohlbekannt.
Auch heute noch erglänzet des Urahns Wappenschild,
Bei seines Stammes Sprossen die deutsche Treue gilt.

Des Ritters Enkel standen dem Fürstenhause nah,
Mit Glanz und hohen Ehren man sie umgeben sah.
Noch heut' sind sie geachtet, in Würde und in Kraft,
Im Heer, auf Ahnensitzen als Zier der Ritterschaft.

X.

*) Hofphotograph O. Tellgmann in Eschwege hat die Kanzel von verschiedenen Seiten photographiert, sodaß jede Aufnahme ein vollständiges Bild bietet. Auf dem Ecce homo=Bild erscheint das am Pfeiler eingelassene und in Stein gehauene Wappen des Stifters klar und deutlich. Da sämtliche Reliefbilder Kunstwerke sind, haben die wohlgelungenen Aufnahmen besonderes Interesse.

In Nr. 199 der in Frankfurt a. M. erscheinenden Zeitung „Die Sonne" vom 26. August d. J. sind unter der Überschrift „Vom letzten Kurfürsten von Hessen" von J. B. Müller=Herfurth Mitteilungen über den genannten Regenten gemacht worden, die nicht völlig zutreffend sind. U. a. wird darin eine kleine Begebenheit wiedererzählt, in welcher der Oberstallmeister von Eschwege, der zugleich Oberst und Flügeladjutant des Kurfürsten war, eine Hauptrolle spielt. Herr von Eschwege wird hier als einfacher Stallmeister angeführt, der „sich öfter in finanziellen Kalamitäten befand", obwohl er zu den Hofchargen zählte und bekanntlich ein großes Vermögen besaß, sodaß er völlig unabhängig leben konnte. Obwohl die Geschichte ebenso falsch als unappetitlich erzählt wird, wollen wir sie doch in der Fassung der „Sonne" wiedergeben, um daran wieder einmal zu zeigen, wie auch die kleinsten Thatsachen entstellt werden können. Der in Rede stehende Passus in der „Sonne" lautet:

„Zum Schlusse meiner heutigen Plauderei will ich noch bemerken, daß der Stallmeister, ein Herr von Eschwege, den man den schönen nannte, beim Kurfürsten in großer Gunst stand. Er durfte sich viel erlauben. Eines Tages hatte ein Zirkusbesitzer begonnen, ohne des Kurfürsten spezielle Erlaubnis seine Bretterbude aufzuschlagen, weil ihm Herr von Eschwege gesagt hatte, er wolle ihm die Permission besorgen, er möge nur einstweilen mit den Arbeiten anfangen. Herr von Eschwege vergaß aber die kurfürstliche Einwilligung zu holen, und als der Kurfürst von dem Zirkusbau vernahm, wurde er sehr wild."

In dem nun zwischen dem Kurfürsten und Herrn von Eschwege folgenden Gespräch bemerkt der letztere, daß er den Zirkusbesitzer, falls ihm die Erlaubnis versagt werde, schadlos halten müsse, worauf der Kurfürst erwidert:

„Na, dann lassen Sie ihn in drei Teufelsnamen weiterbauen, denn wenn Sie ihn schadlos halten, Eschwege, muß ich die Geschichte ja doch bezahlen."

Eschwege ärgerte sich über die Logik des Fürsten und begann alsbald stark zu husten.

„Was fehlt Ihnen, Eschwege?"

„Ich bin verschnupft (!), Königliche Hoheit."

„So! — Wie kommt das?"

„Es ist mir eben eine Mücke in den Mund geflogen und die habe ich verschluckt?"

„Verschluckt!" rief der Kurfürst aus, der sich ungemein leicht verekelte, und begann sich dann heftig zu erbrechen. — Der Stallmeister, dem gar keine Fliege in den Hals geraten war, hatte sich gerächt und der kleinen Majestät auf dem Throne Hessens die erhaltene moralische Backpfeife mit dem Zirkusbesitzer auf seine Art zurückgezahlt."

Mit Bezug auf diese Darstellung schreibt uns Herr Heinrich Jonas, der bewährte Kenner altkasseler Verhältnisse und Begebenheiten:

„Seitdem in der Frühjahrsmesse des Sturmjahres 1848 der jugendliche Renz seinen Zirkus auf der damals wüsten Rasenfläche hinter der Garde-du-Corps-Kaserne aufgeschlagen hatte, sahen wir durch eine ganze Reihe von Jahren keine anderen Kunstreiter hier, hauptsächlich aus dem Grunde, weil man dem Kurfürsten eingeredet hatte, daß durch Zirkusvorstellungen die Kasselaner vom Besuche des Hoftheaters zurückgehalten würden. Dem Polizeidirektor, bei dem zu allen derartigen Schaustellungen zuvor die Erlaubnis auszuwirken war, wurde demzufolge befohlen, der Aufstellung eines Zirkus oder verwandten Unternehmens, von dem ein starker Zuspruch der besseren Kreise zu befürchten war, ein für allemal zu verbieten, und diesem Befehle wurde vorkommenden Falles auch streng Folge gegeben. Nun passierte es in der Frühjahrsmesse des Jahres 1860, daß die Zirkusbesitzer Hüttemann und Suhr hierher kamen und bei dem damaligen Polizeidirektor Bernstein um Genehmigung nachsuchten, Vorstellungen geben zu dürfen. Der unter dieser Flagge segelnde Zirkus stand zuvor wegen seines ausgezeichneten Pferde- und Künstlermaterials in hohem Ansehen, hatte aber zu jener Zeit in Südrußland oder in der Türkei durch Unglücksfälle so argen Schiffbruch gelitten, daß von all' der früheren Herrlichkeit nichts übrig geblieben war als außer wenigen ganz unbedeutenden noch zwei Pferde von allerdings höchster Dressur, womit die Besitzer sich elend durch die deutschen Lande schlugen und entblößt von allen Mitteln hier ankamen. Polizeidirektor Bernstein, der diese Armseligkeit wohl nicht unter den Begriff eines Zirkus glaubte bringen zu müssen, der den Besuch eines Kunstinstituts wie unser Hoftheater zu gefährden imstande sei, gab ohne weiteres die Erlaubnis zum Spielen, und so stand denn unter anderen Schaubuden auf dem alten Kadettenplatze (Steinweg) ein kleiner Zirkus von trauriger Gestalt in der Umhüllung von abgenutztem, rissigem und hundertfach geflicktem Leinen.

Der kurfürstliche Oberstallmeister von Eschwege, dessen ritterliche, schöne Erscheinung uns Älteren in lebendiger Vorstellung geblieben ist, ein echter Kavalier von feinster Art, der nie und nimmer sich solche unpassenden plumpen Scherze dem Kurfürsten gegenüber erlaubt hat, wie sie in dem Artikel der „Sonne" erzählt worden sind, hatte schon vor Beginn der Messe durch seine Stallbediensteten Kunde von der Anwesenheit der Zirkuspferde erhalten, und als großer Pferdefreund und -Kenner machte er alsbald dem Zeltstall am Steinwege seinen Besuch und ließ sich die Pferde vorführen. Ganz entzückt von der Schönheit und hohen Dressur der beiden Tiere, sicherte er für sich und seine Freunde regen Besuch der Vorstellungen zu.

Der Polizeidirektor, welcher dem Kurfürsten jeden Montag über alle wichtigen Vorkommnisse in seinem Ressort Vortrag zu halten hatte, wurde nun sehr ungnädig empfangen, weil er, dem kurfürstlichen Gebote zuwider, dem genannten Zirkusbesitzer erlaubt habe, Vorstellungen zu geben, was dem Kurfürsten von übelwollender Seite sofort hinterbracht worden war. Wie Bernstein sich auch bemühte, dem Fürsten darzulegen, daß er durchaus nicht gegen seine Vorschrift gehandelt habe, da dieses ärmliche Zelt denn doch ganz und gar nicht unter die Kategorie der Zirkusse zu registrieren sei, es blieb bei dem strengen Befehle, die Bude sofort abbrechen zu lassen. Bernstein mußte dem nachkommen, so leid es ihm für die armen Menschen auch that.

Das gab nun gar großen Jammer. Die Leute, die ohne einen Heller Geld gekommen waren, hatten bisher alles auf Kredit entnehmen müssen und wußten nun keinen Rat, wie sie diese Schulden, die sie aus den bevorstehenden Einnahmen zu decken gedachten, begleichen sollten. In seiner Verzweiflung wandte sich Hüttemann an Herrn von Eschwege, ob er, der sich so freundlich gezeigt hatte, ihm vielleicht aus seiner Not herauszuhelfen vermöchte. Dieser sann darüber nach. Mit einer mäßigen Geldunterstützung war es nicht gethan. Da kam ihm ein guter Gedanke, und er gab Hüttemann einen Weg an, wie er den Kurfürsten, auf dessen

große Liebe zu den Thieren, insbesondere zu den Pferden, er baute, zur Zurücknahme seines harten Befehles bewegen könne.

Als der Kurfürst am nächsten Tage in Begleitung des Herrn von Eschwege seine Ausfahrt durch die Wilhelmshöher Allee machte und, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, ausstieg und ein Stück Wegs zu Fuß zurücklegte, stand Hüttemann mit seinem schönsten und gelehrigsten Pferd in der Nähe des langen Feldes, und als der Fürst herankam, ließ dasselbe sich auf die Kniee nieder, einen Fußfall markierend, während Hüttemann herantrat und dem erstaunt stehen bleibenden hohen Herrn eine Bittschrift überreichte. Der Kurfürst trat dicht an das Pferd, klopfte ihm freundlich auf den Hals, wobei er wiederholt sagte: „Schönes Tier, schönes Tier.“ Er gebot dem Besitzer, es aufstehen zu lassen, versicherte ihn seiner Gewogenheit und entließ ihn.

Herr von Eschwege machte den Kurfürsten alsbald mit dem Inhalte der Bittschrift bekannt, unterstützte sie mit bewegten Worten, und die Folge war, daß der Zirkus nicht abgebrochen wurde, sondern daß noch eine rotsammetne Hofloge hineingebaut werden mußte zum angesagten und auch stattgehabten persönlichen Besuche Sr. Königlichen Hoheit. Hüttemann und Suhr verließen Kassel mit einer ungeahnt reichen Ernte.“

E Sonndoagk off dr Suhre.[1])

(Wetterauer Mundart.)

E steller Sonndoagksmoarje zuck[2])
So heall eann blo, voll Himmilsglanz
Eann's Hesseland. Stell[3]) stiht dr Pluck[4]),
Die Fricht reift schuhnd[5]) zemm[6]) Ährnekranz[7]);
Dorch Moarjeloft eann[8]) Himmilsdofft
Fihrt[9]) Gloackeklang ds Doal[10]) entlang
Eann huuch vom Bahm[11]) eamm Danneschloagk,
Singts Vihlche: haut[12]) eaß Feierdoagk!

Mir[13]) saße fruh als Sommergäst,
Die Suhre woar gebotzt zoum Fest
Met alle Blomme gähl eann blo,
Kahn trauerig Gemoit woar do.
Bei zwanzig Groad die Welt per Road
Zoum Fest nooch Näid.[13a]) „Heil!“ Wäi doas fläit![14])
Eann aach met Wahn[15]) geng's fresch eann fruh,
Die Setz[16]), däi sein vo Ärwesstruh.[17])

Off ahnmol konträr, her vo Näid,
Do hihrte merr[18]) e Haareläid.
Eaß dann ds Moarjeland haut do,
Kimmt dann dr Kenig Pharao?
's giht met Wahn, doas muß merr sahn,
Eann schwoarze Keann[19]) e Dozzelt[20]) dreann,
Eann Haare[21]) heanne, Haare voarrn;
Haut[22]) sein die Haare Herr bahl woarrn.

So zäie[23]) se eann die Welt ennaus,
Dr Wahld, der eaß ihr Sommerhaus,
Ihr Brohre[24]) fette Ihl[25]) eann Katze
Eann ihrlich sein se wäi die Ratze.
„Froh allezeit, ohn' Traurigkeit,
„Nur Geigenklang das Leben lang,
„Mir mache nooch dm Iwwerrhein[26]),
„Mir hun die Braut, 's soll Huuchzett sein!“

Wuihl honnert Mann, näit winger glaab,
Trahn[27]) häi de Beall-[27a]) eann Wanderstab.
Kahn Bleiwes[28]) ohn kahn Platz off Eare,
Kahn Herzer eann kahn Henn[29]) zoum Beare[30]),
Kahn Glawe näit, nurts Haareläid;
Ds Bett eamm Groas, e Sekte doas!
Stihr wu e ahler Schinnerkärrn,
Do leihe[31]) se, do sein se gern.

E steller Sonndoagkmoarje lägk
Eann Gloackeklang schallt dorch ds Feald.
Die Haare läje dicht ohm Wägk
Eann rappilte met Doalergeald.
Off ahnmol auf dorch's Haarekraut
Zoum Iwwerrhein;
„Wir hun die Braut, 's schoadd[32]) alles naut,
„'s muß Huuchzett sein!“

Dr Zugk woar dorch. — Alles verrbei,
Noochmeddoagks kohm dr Bollezei[33]),
Imm noochzeseahn, wäi's her hatt gange.
's woar noach alles voller Bange,
De Oweb spoth imm halwer oacht,
Do woar merr noach eann ahner Foacht[34]),
Eann beaß die Noacht imm halwer ahns
Bleabb[35]) alles off, 's legkt sich Kahns.

Die Fra Baronin vo eann zou,
Däi hatt die Noacht kahn beffi[36]) Rouh,
Der drahmt se schwihr vo Brahnd eann Mord,
Moarrn[37]) will se vo dr Suhre fort.
Doach Moarjets froi[38]), wäi 's Vihlche schlugk,
Woarsch annerschter[39]) — fort Brast eann Druck.
Die Wiss wäi Wörz[40]); stolz leir eamm Dah[41])
Salzhause eann dr Wearrera.

Die Woachtinn[42]) steit[42]), däif aus emm Ruhr
Schläht[44]) bahl e gahnzer Sengerchur,
Dr Wissgrond imm's Saliuche her,
Der stroahlt als wäi e Perlemeer.
Segoar de ahle Äppilbehm
Saß so e Moarje ohngenehm.
Ds Erdreich scheckt aus däisem Grond
De Salzborn: „trinkt uch hibsch gesond!"

Hott merr de halwe Weanter als
Eamm Bett gesteckt beaß ohn de Hals
Eann näit geweaßt etzt wäi eann wo,
Off ahnmol woar Gehanni do.
„Gepackt de Kuffert, ennaus geschläppt,
„Salzhause eaß ds best Rezept!"
Saalz aus emm Born, Melch vo dr Kouh,
Do setzt merr gern drei Woche zou.

Gießen.

(— 's hott merr Ahner ohnvertraut,
E leichter Wein schoadd aach groad naut.
E Dokter woarsch, e Herr aus Gäiße,
Hen deht[45]) sein Weinche aach genäiße.
Dr Moselwein könnt naut verderrwe
— Ach, alle Mensche mißte sterrwe —
Wer „Rosenberg" tränk und verstünde,
Begehe niemals eine Sünde.)

[1]) Sode (Saline); [2]) zog; [3]) stille; [4]) Pflug; [5]) schon; [6]) zum; [7]) Erntekranz; [8]) und; [9]) fährt; [0]) Thal; [11]) Baum; [12]) heute; [13]) wir; [13a]) Nidda (Stadt); [14]) fliegt; [15]) Wagen; [16]) Sitze; [17]) Erbsenstroh; [18]) wir; [19]) Kinder; [20]) Dutzend; [21]) Heiden (Zigeuner); [22]) heute; [23]) ziehen; [24]) Braten; [25]) Igel; [26]) Überrhein; [27]) tragen; [27a]) Bettel=; [28]) Bleiben; [29]) Hände; [30]) Beten; [31]) liegen; [32]) es schadet; [33]) der Polizeidiener; [34]) Furcht; [35]) blieb; [36]) bischen; [37]) morgen; [38]) morgens frühe; [39]) war's anders; [40]) Würze; [41]) Tau; [42]) Wachtel; [43]) steigt; [44]) schlägt; [45]) er thäte.

Fr. von Trais (Fr. Möbius).

Aus Heimat und Fremde.

Schenkung. Die Witwe des kürzlich verstorbenen Fürsten Wilhelm von Hanau und Horschowitz hat der Stadt Kassel zwei wertvolle Ölgemälde zum Geschenk gemacht, welche die ehemals berühmten Paraden in der kurhessischen Residenzstadt zum Motiv haben. Das eine derselben ist von Handwerk gemalt.

Abschiedsfeier. Der älteste Rat und langjährige Personalreferent bei der Oberpostdirektion in Kassel, Herr Geheimer Postrat Schreiner, tritt am 1. Oktober nach einer fast 50jährigen Dienstzeit in den Ruhestand. Zu Ehren des hochverdienten Beamten fand am 28. September im Hotel Schirmer ein Festmahl statt, an dem über hundert Personen teilnahmen.

Jubiläum. Am 1. Oktober feiert die Hofschauspielerin Frau Marie von Mills-Milarta ihr vierzigjähriges Jubiläum als Mitglied des Königlichen Theaters in Kassel. Frau von Mills-Milarta ist die letzte Darstellerin, die sich noch aus der Zeit des Kurfürstlichen Hoftheaters in dem Engagement der Königlichen Bühne befindet.

Melsunger Forstakademiker. Das „Melsunger Kreisblatt" schreibt: Vor 50 Jahren hatten sich die in der damals hier bestehenden, später nach Münden verlegten Forstakademie abgehenden Studierenden verabredet, nach dem Verlauf von 50 Jahren der Stadt Melsungen, in der sie zwei schöne Jahre verbracht, wieder einen Besuch abzustatten. Diesem Vorhaben sind die noch lebenden Herren treu geblieben und haben sich am Mittwoch den 24. September in den Mauern unserer Stadt eingefunden. Von den damaligen 50 Studierenden befinden sich noch 14 Herren am Leben und von diesen waren 12 erschienen, zwei durch Krankheit am Kommen verhindert. Außerdem hatten sich zur Feier des Tages eine große Anzahl Forstbeamte der früheren hiesigen Akademie aus der näheren und weiteren Umgebung und Freunde des Forstwesens eingefunden.

Hessische Bücherschau.

Grebe, E. R. Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen. Ein Beitrag zur Geschichte seines Lebens und seiner Regierungszeit. Aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Kassel (Verlag von Carl Vietor, Hofbuchhandlung) 1902.

Der Herr Verfasser hat sich in anerkennenswerter Weise bemüht, dem Spruch „de mortuis nil nisi bene" gerecht zu werden, hat sich auch bemüht, durch Quellenstudien zu abschließenden Ergebnissen zu gelangen. Ob seine Ergebnisse einwandfrei sind und ob nicht viele, die das Buch in die Hand nehmen, sehr abweichender Ansicht sein werden, diese Frage soll hier nur angedeutet werden. Auf mich wenigstens hat das Buch nach den mir zu Gebote stehenden Quellen und nach meinen persönlichen Erlebnissen einen überzeugenden Eindruck nicht ausgeübt. Andere denken ja vielleicht anders. Ein genaueres Eingehen auf den Inhalt des Buches würde den mir hier zu Gebote stehenden

Raum überschreiten, und so schließe ich mit dem Wunsche, daß weitere Forschungen den Herrn Verfasser zu mehr allseitig befriedigenden Ergebnissen führen werden.

Otto Gerland.

Roths Spezialkarte von Hessen-Nassau, Oberhessen, Vogelsberg, Westerwald, Taunus und Lahnthal. Dritte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Maßstab 1 : 200 000. Gießen (Verlag von Emil Roth) 1902. Preis M. 1,50, aufgezogen auf Leinwand in Etui M. 3,—.

Eine von 50 zu 50 m von tiefgrün bis dunkelbraun abgetönte Skala der Höhenschichten ergiebt ein überaus plastisches Bild der Landschaft, die vom Main im Süden bis Battenberg und Homberg im Norden auf dieser Karte dargestellt ist. Inmitten derselben liegt die von Süden nach Norden sich verengende hessische Senke, von der das Lahn- und das Kinzigthal abzweigen. Östlich erheben sich Spessart, Rhön, Vogelsberg und Knüll, westlich Taunus und Westerwald. Die Aufführung aller Orte und Örtlichkeiten, Eisenbahnlinien, Landstraßen und Wege lassen die Karte als besonders brauchbar für den Touristen erscheinen.

A. Gild.

Braun. Christophine, Schillers Lieblingsschwester. Ein Lebensbild. 192 S. Berlin (Verlag von Friedrich Stahn).

Dieses neue Buch unserer durch ihre verdienstvolle Mitarbeit an den litterarhistorischen Werken ihres Mannes (über Goethe, Schiller, Lessing) bekannten Landsmännin ist der Lektüre sehr zu empfehlen. Christophine war Schillers älteste Schwester und an den herzoglichen Bibliothekar Reinwald in Meiningen verheiratet. Nichts lesen wir Deutsche lieber als Biographien, und so bringt auch dieses Lebensbild nicht nur dem Fachgelehrten Material, sondern weckt auch um der Persönlichkeit selbst willen unsere Teilnahme. Es ist wirklich ein liebes Buch. Vielleicht macht sich Frau Braun noch einmal durch eine vollständige Herausgabe der zahlreichen Briefe Christophinens verdient. Das geradezu klägliche Papier macht dem Verleger wenig Ehre.

Heidelbach.



Personalien.

Verliehen: dem Postdirektor Buch zu Marburg, bisher in Boppard, der Rote Adlerorden 4. Klasse.

Ernannt: Regierungsrat von Engelbrechten bei der Generalkommission zu Kassel zum Oberregierungsrat in Bromberg; Landrat Lucke in Inowrazlaw zum Regierungsrat bei der Königlichen Regierung zu Kassel; Pfarrer Muhl zu Harmuthsachsen zum Pfarrer in Wasenberg; Rechtskandidat Freiherr von Stumm zum Referendar.

Versetzt: Ober- und Geh. Baurat Thelen von Königsberg nach Kassel unter Verleihung der Stelle eines Mitgliedes der Königlichen Eisenbahndirektion; Landrat von Baumbach aus dem Kreise Melsungen in den Kreis Burgdorf (Lüneburg); Regierungs- und Forstrat John zu Kassel an die Königliche Regierung zu Frankfurt a. O.; Amtsrichter Dr. Zeddies von Spangenberg als Landrichter nach Hanau; Bau- und Betriebsinspektor Hentzen von Kassel nach Halle; Kreissekretär Thamer zu Frankenberg in gleicher Amtseigenschaft nach Hersfeld.

Übertragen: dem Regierungs- und Forstrat Heinersdorff die Stelle eines Regierungs- und Forstrats und technischen Mitglieds der Regierung zu Kassel; dem Oberförster Kettner zu Wünnenberg die Oberförsterstelle zu Ödelsheim.

Überwiesen: der Direktor der Königlichen Baugewerkschule zu Görlitz Kunz den Königlichen Regierungen zu Kassel und Wiesbaden auftragsweise als Regierungs- und Gewerbeschulrat mit dem Amtssitze in Kassel; Landmesser Beyreiß zu Schmalkalden der technischen Vermessungsinspektion für Kiautschou; Referendar Albert Brinkmann dem Amtsgericht in Hess. Oldendorf.

In den **Ruhestand** getreten: Oberbaurat Ballauf in Kassel; Kreissekretär Heeg zu Hersfeld unter Beilegung des Charakters als Kanzleirat.

Geboren: ein Sohn: Dr. Ruschmann und Frau Margarethe, geb. von Knieriem (Marburg, 19. September); Dr. med. Otto Eisenberg und Frau Bertha, geb. Baumann (Schweinsberg, 22. September); Oberlehrer Wehmeyer und Frau Auguste, geb. Schäfer (Biedenkopf, 23. September); Albert Dettweiler und Frau Aennchen, geb. Prévôt (Wintersheim, Rheinhessen); — eine Tochter: Dr. Wigand und Frau Elisabeth, geb. Lühl (Clausthal, 18. September); Dr. med. Siebert und Frau Sophie, geb. Metz (Cuxhagen, 22. September); Dr. med. Schaufler und Frau Gertrud, geb. Birkenstock (Winterbach in Württemberg, 24. September); Pfarrer Theodor Sippel und Frau Hildegard, geb. Stengel (Tann, 24. September).

Gestorben: Steuereinnehmer a. D. Ch. Möller, 70 Jahre alt (Bettenhausen, 13. September); Rechnungsrat a. D. Adolf Luthmer, 80 Jahre alt (Kassel, 15. September); Fräulein Charlotte Schneider, 67 Jahre alt (Kassel, 15. September); Königl. Landgerichtsdirektor Otto Ahlemann, 54 Jahre alt (Kassel, 16. September); Rechnungsrat a. D. Theodor Feuerherd, 64 Jahre alt (Kassel, 16. September); Fabrikant Gustav Jaenemann, 46 Jahre alt (Kassel, 17. September); Fräulein Kathinka le Noir (17. September); verwitwete Frau Staatsrat Emilie von Dehn-Rotfelser, geb. Freiin von Wrede, 80 Jahre alt (Kassel, 19. September); Landessekretär Th. Nassau, 67 Jahre alt (Kassel, 20. September); Frau Luise Klaunig, geb. Klaunig, 83 Jahre alt (Kassel, 20. September); Apotheker Dr. phil. Karl Haverbeck, 50 Jahre alt (Kassel, 24. September); Fräulein Elise Breiding, 71 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 24. September); Vorsteher des Bürgerausschusses Dionys Reit, 82 Jahre alt (Fulda, September); Eisenbahnsekretär a. D. Rechnungsrat Adolph Viehl, 78 Jahre alt (Kassel, 25. September); Privatmann Hermann Reinhard, 66 Jahre alt (Wahlershausen, 26. September); Königlicher Baurat Fabrikdirektor Gustav Leißner (Kassel, 28. September).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1902.

Unser Kampfgenosse.

Schon legt der Winter die starre Hand
Mit dröhnendem Schlag auf der Berge Rand,
Und sein weißes Haar, das flattert im Sturm
Wie Nebelkreisen um Berg und Turm,
Und sein starres, stählernes Auge schaut,
Daß es den ängstlichen Seelen graut,
Und die Raben hocken auf Baum und Stein,
Als bräche das letzte Gericht herein . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Aus dem Nachbargarten klingt leise es her:
„Wenn ich, wenn ich ein Vöglein wär'!"
Es singt's wohl die Kleine den Winden vor,
Pflückend der Astern verbleichenden Flor . . .
„Wenn ich, wenn ich ein Vöglein wär'!"
— — — — — — — — — — — — — —
Quäle, quäle dich nicht zu sehr —:
So drohend der Winter die Fäuste auch streckt,
Sich selbst dann über die Berge reckt
Und alle seine Gesellen weckt,
So mutig wappnen wir unsere Brust —
Und entgegen geht es dem Feind voller Lust,
Und wir halten uns tapfer in Nacht und Pein —:
Unser Kampfgenosse heißt Sonnenschein!
— — — — — — — — — — — — — —
Wie sie nun auch so herzlich lacht!
Recht so! — Das ist die geheime Macht,
Deren der Lenz im Vertrage gedacht
Und die er uns für den Fall verlieh,
Daß des Leides zehrende Melodie
Uns plage, wenn er in fernem Land! . .
Recht so! — Nun mag auch die starre Hand
Sich legen auf nebliger Berge Rand,
Treu halten wir aus in Nacht und Pein —:
Unser Kampfgenosse heißt Sonnenschein!

Rothenditmold. **Valentin Traudt.**

* * *

Der Mutter.

O Mutter — wie viel Liebe liegt mit Dir im Grab!
O Mutter — wie viel Schleier schlägt um mich Dein Schlaf!
O Mutter, deren Tod mich wie ein Blitzstrahl traf:
Die Thränen nur und Träume nahmst Du nicht hinab!

Die ließ'st Du mir. Und die ich Tags geweint, die Flut
Der Thränen, trocknet Nachts ein treuer Traum von Dir.
Ich fühle Deinen nahen Geist. Du bist bei mir,
Legst mir die liebe Hand aufs Herz. — Ich schlafe gut.

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**



Eschwege im dreißigjährigen Kriege.

Von Wilhelm Kolbe.

(Schluß.)

Nach den gleichzeitigen Aufzeichnungen des Pfarrers Ludolf in Niederhone hausten die Kroaten bis zum Juni in der Umgegend Eschweges, „schleppten viele Leute mit weg, Manns- und Weibspersonen, marterten und peinigten auf türkisch, henkten Einwohner an Händen und Füßen auf, spannten sie in Wannen, wie Jost Schwarzmann begegnet, plagten sie, bis sie eine Summe Geldes versprachen, und schossen sie nieder, wenn sie dieselbe nicht zuzusammenbrachten, gleich Hunden und Katzen. Dem Martin haben sie die Fußsohlen mit Prügeln von den Füßen geschmissen. Sie steckten in Brand das Pfarrhaus zu Niddawitzhausen, über 80 Häuser in Reichensachsen, etliche Häuser in Öttmannshausen und Hoheneiche, über die Hälfte des Dorfes Wichmannshausen nebst den Junkerhäusern daselbst und die Stadt Sontra".

Die Kroaten wurden abgelöst von den Kaiserlichen des Generals von Hatzfeld, der durch Niederhessen zog und besonders Stadt und Amt Eschwege stark plünderte. Raub und Brandschatzung nahmen nun bei den häufigen Durchzügen kein Ende. Die Kaiserlichen unter Götz und die Schweden unter Banners Führung überboten sich, von dem verarmten Volke das Letzte zu erpressen.

Ihren Höhepunkt erreichten die Greuel des Krieges nach dem Beschluß des Regensburger Kurfürstentages: Landgraf Wilhelm war abgesetzt, das Land herrenlos, der Willkür zügelloser Soldatenhorden preisgegeben. In dieser Periode der herrenlosen, der schrecklichen Zeit fällt der größte Unglückstag, den die Geschichte der Stadt Eschwege während des ganzen Krieges zu verzeichnen hat.

„In Eschwege", schreibt Pfarrer Schmincke in seiner Geschichte der Stadt Eschwege S. 243 ff., „war auf Gründonnerstag 1637 eben, wie herkömmlich, die Spende Corporis Christi ausgeteilt worden, als der Schreckensruf von der Ankunft der Kroaten erscholl. Die Besatzung unter Ludwig Geiso wich aus und es erfolgte eine allgemeine Ausflucht der Bewohner aus der Stadt und der Umgegend, welche teils nach Kassel oder andern sicheren Orten, teils in dunkeln, entlegenen Waldschluchten, namentlich des Schlierbachs, sich bargen. Das 1100 Häuser zählende, schon mehr als zwanzig Mal ausgeplünderte Eschwege war menschenleer geworden; nur Alte, Lahme und Gebrechliche waren im Hospital und Siechenhause zurückgeblieben und außerdem wenige, die sich nicht von ihrem Herde trennen konnten. Jetzt zogen die Kaiserlichen ein und alle Greuel begannen und dauerten von Ostern an 14 Tage lang. Auf alle Weise wurde gemordet, Gebrechliche in den Rauch gehenkt, achtundzwanzig Unglückliche im Backofen oder am Feuer gebraten, andern die Fußsohlen aufgeschnitten und mit Salz bestreut. Selbst in den Kirchen wurden die gemordet, welche dort ein Asyl gesucht hatten. Auch der Toten wurde nicht geschont: die schwedischen Obristen Abelmoda und Rachelsdorf, welche 1636 in der Altstädter Kirche beigesetzt waren, wurden ausgegraben und auf einem Kohlenhaufen verbrannt. Einige ausgebrochene Feuersbrünste wurden von den Kroaten gelöscht, weil man erwartete, daß Abgeordnete des Landgrafen oder der Stadt diese durch Erlegung einer Brandschatzung würden zu retten suchen. Da dieses nicht geschah, so wurde Eschwege am 20. April an mehreren Orten angesteckt, zugleich mit mehreren Dörfern der Umgegend und in wenig Tagen lag die Stadt in Schutt und Asche. Aus den Trümmern ragte empor das Schloß, in welchem Geleen seine Wohnung genommen und aus welchem kostbare Gemälde geraubt wurden, die Neustädter Kirche, das Hochzeitshaus, die Cyriakuskirche und vierzehn elende Hütten, sowie vierundzwanzig (nach anderer Angabe 29) Scheuern in der Nähe der Mauern. Die Dyonisienkirche stürzte über der stark gewölbten Fürstengruft zusammen und der Nikolaiturm brannte etliche Tage wie ein Licht; auch fand das Augustinerkloster seinen Untergang. Schon sollten die Pechkränze an der schönen Neustädter Kirche angezündet werden, da machte ein katholischer Priester dem kaiserlichen Befehlshaber dringende Vorstellungen, dieses Gebäude zu schonen, indem nun doch bald alle Ketzer zum katholischen Glauben zurückkehren würden. Selbst die Stadtmauern waren so zerstört, daß noch 1657 dieselben an mehreren Orten mit Dörnern zugelegt werden mußten. Die Stadt war dergestalt verwüstet, daß man vor Schutt keine Straße mehr finden und auf dem Markte

wie auf einer Wiese Heu machen konnte; am Cyriaksberge war so viel Gestrüpp aufgewachsen, daß sich die wenigen Einwohner nachher dort bei Überfällen zu verbergen suchten. So war Eschwege in den Flammen untergegangen, die Bürgerschaft hatte sich zerstreut und der einst so blühende Ort war eine Stätte des Jammers geworden. Nachdem die Kannibalen sich entfernt hatten, kehrten manche der Flüchtlinge zurück und suchten anfangs Obdach in den Kellern mitten in den Trümmern. Der Mangel, die ausgestandene Angst und das Elend erzeugten Krankheiten und nur wenig gesunde Menschen wurden angetroffen. Dazu kamen Füchse aus Wald und Feld, griffen die Menschen an in ihren Zufluchtsstätten und quälten sie, ebenso Hunde, welche vor Hunger und vom Genusse des Menschenfleisches (!) rasend geworden waren. Da sehr viele nicht wieder zurückkehrten, ging der Wiederaufbau der Stadt nur langsam von statten. Wie klein der Rest der Bürgerschaft im Jahre 1638 war, läßt sich daraus schließen, daß im ganzen Jahre nur sechzehn Kinder getauft wurden." *)

Neue Schrecken brachte der Aufenthalt Banners über die Werralandschaft. In nächster Nähe Eschweges lagerte er erst am rechten, dann am linken Ufer der Werra. Pfarrhäuser und Edelsitze wurden bis auf den Grund zerstört, dem Landmann das letzte Stück Vieh, die letzte Frucht geraubt. So klagt der Pfarrer von Niederhone, daß ihm von 85 Ackern nicht so viel Stroh geblieben wäre, daß er darauf hätte ruhen können. In Reichensachsen war „das Winter- und Sommerfeld gantz von den Kriegern hinweggenohmen worden, das man auch nicht erkennen können an manchem Ort, was und ob Frucht da gestanden. Umb die Berge her und an entlegenen heimlichen Feldern haben wir eine geringe Nachlese funden, das man etwa ein Par mahl davon in die Mühl thun können; darauf eine große Theurung und Hunger erfolgt. Das Malder Korn kostete 6—7 Thaler; es kam aus Polen über Bremen."

Obwohl die Schweden nach etwa sechs Wochen die Gegend verließen, dauerten die Beunruhigungen dennoch fort. Ludolph versichert: „Ob wir nun wohl (nach dem Abzuge der Schweden, d. V.) daheim gewest, so hat sich doch niemand getrost dörffen sehen lassen, den die Streifferey so stark hin und wider gangen, das man nicht gewust, was vor Volck. So haben Freund und Feind Brodt und Kleider, Pferde und Vieh weggenohmen. Es hat sich einer hier, der ander dort vf den Bergen in Hecken und Wildnussen gegen den Winter sein Huttlein gemacht, mit Weib und Kind, Tag und Nacht vfhalten müssen, da haben wir gewohnt, gekocht, predigt, Betstunde oftmahle, auch wohl Tauff verrichtet."

Ein gefährlicher Bundgenoß des Feindes war die Teuerung. „Zu Eschweg war auch oft weder Brodt noch Korn zu bekommen, das wir (aus Reichensachsen) in den grossen Ängsten vortgelaufen nach Allendorf, da wir ein Schiff antroffen, vnd durch grosses Gedrängk und List darzu kommen, das wir in den Säcken das Geld in das Schiff geworffen und ein jeder ein wenig Korn erhalten. Ausflüchte halten an von Pfingsten bis zum Ende dieses Jars. Kurtz vor Christag sind wir etwas zu Ruhe kommen, das wir in die Kirch kommen können. Sonst den ganzen Sommer haben wir mit großer Gefahr die Arbeit gethan, des Nachts in den Bergen und Wildnussen unser Schlafcammerlein gehabt. Oft haben wir uns gewagt, den Sontag unsere Versammlung in der Kyrch zu haben, aber ist nicht in die Kyrch geleutet worden, dreymahl an die große Glock geschlagen ist das Zeichen gewesen, zur Kirch zu kommen, welches Zeichen die Partheyen, so vom Eichsfelde hero ufgepasset, nicht verstanden, haben vielmehr gemeinet, als ob wir von ihnen wußten, und geben das Zeichen darauf, das jedermann aus dem Wege gehen und fliehen solte. Dieser Modus des Kirchenleutens hat ein halb Jar gewehrt bis nach Martini, da eine Kayserliche Salvaguard in Eschweg gelegt worden, sind wir aus den Bergen in grossem Regenwetter und Kälte ufgebrochen und haben mit grosser Gefahr die Stadt erreicht. Viele vor und hinder uns sind auf der Strassen ertappet und geplundert worden, dadurch sie uf ein newes umb alle das ihrige kommen. Kurtz vor Christag von Eschweg sint wir wider heim kommen, haben einen elenden Winter gehabt und einen Auslauf über den anderen gehalten. Sint keine Stunde zu Tage oder Nacht sicher gewessen. Da sind so viel Leute hinweg gangen, sich theils in die Pfaltz, theils nacher Bremen und daherumb in's Land zu Braunschweig, Hollstein und in Hamburgk begeben, das 10 Wittfrawen und etwa 26 Mann im Dorff geblieben, die der Gemein Bestes vertretten und ausgehalten haben. Da hat mancher seinen Acker Land umb ein Liemas Korn feil gebotten. Da ist das Rathhaus vortgangen vor 60 Thaler, so an Contribution und Brand-

*) Diese lebhafte Schilderung hat Schmincke, wie er berichtet, nach handschriftlichen Nachrichten des zeitgenössischen Pfarrers Ludolf zu Reichensachsen gemacht, die derselbe ursprünglich in der Wildnis mit Rötelstein auf einzelne Zettel zeichnete. Das Manuskript befindet sich in der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel. Weiter folgte Schmincke den Aufzeichnungen des Altstädter Pfarrers und nachmaligen Superintendenten Hütterodt in einem Kopialbuch der Allendörfer Superintendentur, sowie handschriftlichen Chroniken.

schatzung uf's Eichsfeld gegeben werden mußte. Da hat man ein Haus oder Scheuer vor ein Scheffel oder Malder Korn oder etliche verkaufft. — Anno 1642 hat alles Elend so stark continuiret, wie im vorigen Jar, das nunmehr alle Trübsalen härter gedruckt, jemehr dieselbe uf vorigen Schlag sich geheuffet haben. In solchen Zeiten hat man Kindtauffen und Kirmessen gehalten ohne Fleischsuppen, ohne gesotten und gebraten. Es ist ja wohl mehr als ein Jahr hingegangen, daß ich, der Pfarrer nicht Ein Gericht Fleisch uf meinem Tisch haben können. . . . Es continuiret noch der Mangel des Viehes, kein Schwein, kein Gans im Dorf zu finden, dahero auch der Steinweg noch mit grünem Klee überwachsen, darzu mit Korn, Hafer und Gersten. Ein Acker Graß vom besten hat man können zu Kauf bekommen vor ein Kopfstück oder vor zwei Brodte, auch oft vor 1 Brodt u. s. w. . . . . ."

Noch öfter wurden bis zum Ende des Krieges Bürger und Bauern in Schrecken gesetzt, noch oft mußten sie Haus und Hof verlassen, um sich vor der Mordgier entmenschter Raubzügler zu bergen.

Nachdem 1646 die Schweden unter Wrangel und Löwenhaupt in Amt und Stadt Eschwege gehaust hatten, und sodann die fast menschenleere Landschaft noch von dem kaiserlichen Oberbefehlshaber Melander heimgesucht worden war, da erst hatte sich die Kriegsfurie ausgetobt.

Als ihr endlich der westfälische Frieden die alles verheerende Brandfackel entrissen hatte, war die einst blühende Stadt ein Trümmerhaufen. Die Erwerbsquellen ihrer Bürger waren versiegt oder auf lange Zeit verschüttet.

Alfred Bock.

Von Alexander Burger.

Als vor einigen Jahren die alte Heimatkunst zu frischem neuen Leben erwachte, sprach man die Besorgnis aus, daß auch sie bald dem Philistertum verfallen würde, jener Richtung in der Litteratur, die ohne tieferen Kunstwert dem augenblicklichen Unterhaltungsbedürfnis dienen will und zur Hervorbringung harmloser und gemütlicher Situationen sich ihre Stoffe meist aus den Kreisen der Kleinstädter und Landbewohner sucht. Diese Befürchtung war nicht so ungerechtfertigt; wenn die neue, alte Richtung sich liebevoll aller derer annahm, die in irgend einem Dialekte schlechte Lieder zum Preise ihrer Heimat sangen, wenn sie alle die Dichter, die auf ästhetische Wirkungen verzichtend nur durch das Zuschaustellen ihrer Liebe zur Heimat den Lorbeer erringen wollten, liebevoll unter ihre Fittiche nahm, dann mußte auch die neue Heimatkunst zu Grunde gehen, wie es der alten geschah und — eine neue Richtung war wieder einmal „überwunden". Das konnte und kann auch jetzt immer noch der Fall sein, wenn sich eine gesuchte Liebe zur Heimat breit machen wollte, wenn der Dichter nicht mit ganzem Herzen an ihr hängt, sondern eben nur, weil es einmal so Mode, sich dem neuen Geschmacke zuneigt. Niemals aber kann und wird die Heimatkunst im edelsten Sinne des Wortes verschwinden, wenn Dichter, mit ganzem Herzen an ihrer Heimat und ihrer Eigenart hängend, auch in künstlerischer Hinsicht nach jener Vollendung streben, an die allein der Maßstab ernster Kritik gelegt werden kann, wenn sie zu jener Höhenkunst hinanstreben, die allein den Tag überlebt, wenn sich mit einem Wort Liebe zur Heimat und tiefes ästhetisches Empfinden innig berühren. Dann muß und wird die Heimatkunst ihren edelsten Beruf erfüllen können, der darin besteht, unserer deutschen Litteratur wieder die Kraft zuzuführen, die das Großstadtleben, die Cliquenwirtschaft, jene wahrhaft widrige Erscheinung der neueren Zeit, ihr entzogen.

Es ist völlig natürlich, weil den ganzen Verhältnissen entsprechend, daß die Heimatkunst zuerst in den kleinen Städten und auf dem Lande festen Fuß fassen konnte, also überall da, wo noch ein inniger Kontakt mit dem Lande und seinen Bewohnern besteht. So haben denn die Provinzlitteraturen naturgemäß die meisten Heimatdichter zu verzeichnen. Und auch wir in Hessen haben manchen Namen, der mit goldenen Lettern in der Litteraturgeschichte unseres Landes verzeichnet ist, aber auch manchen Dichter, der die Leyer zum Preise des engeren Vaterlandes schlug und dessen Bedeutung doch nicht über den Augenblick hinausging. Denn das ist ja ein charakteristisches Merkmal der Heimatkunst, daß zu viele Unberufene sich ihr zugesellen und daß der große Gedanken der Dichtung verschwindet unter dem Wust von Worten, der vielleicht einem Dialekte sehr genau entsprechen mag, aber doch eine rein künstlerische Wirkung nicht aufkommen läßt. Charakteristisch ist es auch hier wieder, daß bei uns in Hessen das lyrische Gedicht, die kurze Erzählung und Novelle so viele Vertreter gefunden, daß aber der Roman großen Stiles, der in vollendet künstlerischer Weise auch das heimatliche Milieu zu wahren weiß, deren nur

eine geringe Anzahl aufzuweisen hat. Nur wenige Namen sind aus der ganzen hessischen Litteraturgeschichte der älteren Zeit anzuführen und aus der neueren, aus der lebenden Generation wüßte ich nur zwei zu nennen: Alfred Bock und Wilhelm Holzamer.

Mein Aufsatz soll von Alfred Bock allein handeln, wenn auch die Versuchung nahe gelegen, die beiden Schriftsteller hier einander zu vergleichen.

Otto Müller hat einmal in einem seiner Werke, der kleinen packenden Erzählung „Der Tannenschütz"*), ausgerufen: „Die Heimat läßt nicht von uns los, so weit und lange wir uns auch von ihr entfernen mögen." Diese Worte möchte ich meinen Ausführungen über Bock voranstellen, denn auch er hat zuerst den Lorbeer auf anderen Gebieten, außerhalb der Heimat gesucht, bis auch ihm das Bewußtsein seiner Stammeszugehörigkeit zu einem braven, kernigen Volksschlage packte und er in dieser Stimmung den oberhessischen Bauern in die Litteratur einführte.

Otto Müller, über den ich in Nr. 22 des letzten Jahrgangs ausführlich sprach, hat dieselben Bestrebungen ja auch gehabt. Aber hier ergibt sich schon der rein formale Unterschied, daß Müllers Personen aus allen Lebensklassen genommen, ja in der Mehrzahl den Kreisen der „besseren Stände" angehören, während Bock mit wenigen Ausnahmen seine Helden aus den Kreisen der Landbewohner, also der Bauern und der städtischen Arbeiterschaft entnimmt. Diese rein äußerliche Verschiedenheit ist charakteristisch für den Dichter Bock. Er vermag sich so in das Volkstum seines Stammes zu versenken, daß anders geartete Figuren gar nicht aufkommen, er vermag sich so in einen Dialekt zu vertiefen, daß er ihn auch dann nicht verläßt, wenn er mit seinen eigenen Worten etwas erzählen will. Wir finden überall in Bocks Werken, die ausgesprochen auf heimatlichem Boden entstanden, das tiefste und liebevollste Sichversenken in das Gemüt des Volkes, das innigste Vertrautsein mit all den Sorgen und Mühen, die das tägliche Leben, ganz besonders in diesen Kreisen mit sich bringt. Und hier möchte ich auch wieder auf ein Wort Otto Müllers verweisen. In seinem schon genannten „Tannenschütz" läßt er den Pfarrer die ebenso schönen wie richtigen Worte sprechen: „O ihr glaubt nicht, wie gerade im gemeinen Volke das rein Menschliche in seinen guten und schlimmen Seiten oft viel großartiger und poetischer zu Tage tritt wie dort, wo das Leben der sogenannten gebildeten Stände mit seinem Luxus, seinen Rücksichten und Formen die ursprüngliche Naturanlage und Individualität verwischt und den angeborenen Charakter oft in sein gerades Gegenteil verkehrt." In dem Hervorkehren des rein Menschlichen liegt aber auch das, was Bock und mit ihm so viele der modernen Schriftsteller von den „Dorfnovellisten" entfernt. Hier kraftvolles Sichversenken auch in die Schwächen des Landbewohners, dort sentimentales Hervorkehren und Hervorsuchen nur der guten Eigenschaften. Da tritt es denn bei Bock nun thatsächlich ein, daß sich die Grenzen zwischen Realismus und Heimatskunst zu verwischen drohen, aber niemals triumphiert der Realismus. Bock ist Realist durch und durch, insofern auch, als er das innige Bestreben zeigt, dem Seelenleben seiner Helden gerecht zu werden. Seine letzten Romane sind durchweg psychologischer Art. Niemals geht er aber über die Grenzen der Ästhetik hinaus, niemals wird sein Wahrheitsdrang zum Naturalismus. Er giebt uns dörfische Sittenbilder teilweise mit krassen Farben, er schildert eben, ich kann das nur immer wiederholen, das Leben, wie es ist. Hierdurch steigt er aber zu höheren künstlerischen Sphären, hierdurch erhebt er sich über den Boden des Dorfromanes zum Romane großen Stiles, ohne aber das Heimatsgefühl zu vergessen und sich der heimischen Erde abzuwenden. So weht in allen seinen Werken ein frischer Erdgeruch. . . . . Bock ist ein Freund psychologischer Probleme, stets vertieft er sich ins Seelenleben seiner handelnden Persönlichkeiten und nie bleibt er an der Oberfläche bloßer Beschreibung. Charakteristisch für ihn sind die in allen Werken wiederkehrenden Monologe, die, teilweise auch in leichtem Dialekt geschrieben, das ganze Dichten und Trachten der Personen vor uns eröffnen. Hierin liegt etwas zu Natürliches, und gerade die an vielen Stellen angewandte Mundart läßt uns die ganze Situation als eine ganz natürliche vor unserem geistigen Auge erstehen. Man kann ja geteilter Meinung darüber sein, ob der Dialekt an Stellen, wo die Personen des Romans nicht selbst sprechend auftreten, notwendig sei. Ich muß gestehen, daß ich im allgemeinen der Ansicht war, daß der Dialekt im ernsten Romane nur im Dialoge zu verwenden sei. Ich will aber Bock gerne zugestehen, daß, die Berechtigung des Dialekts überhaupt anerkannt, er vollständig mit Recht gehandelt hat, wenn er die Gedankengänge seiner Personen auch in dialektisch gefärbter Weise vorbringt. Denn niemals wird eine Persönlichkeit, die sonst eine Mundart spricht, auf einmal, wenn sie mit sich in Gedanken verkehrt, anfangen hochdeutsch zu sprechen resp. zu denken. Es bleibt natürlich auch hier der Dialekt bestehen, und dadurch, daß Bock dieses erkannt und angewandt, hat er eine große Natürlichkeit einerseits und freiere Beweglichkeit andererseits erzielt. Als Beispiel für

*) „Der Tannenschütz", Verlag von Adolf Bonz & Comp. Stuttgart 1883. (4. Aufl.)

diese Art Monologe führe ich die Gedanken Jakobs im „Flurschütz“ an, eine prächtige Schilderung, die uns das ganze Seelenleben des jungen Mannes enthüllt.

Noch etwas Allgemeines möchte ich, bevor ich zu den einzelnen Romanen übergehe, als anerkennenswert für den Schriftsteller Bock hervorheben. Es ist dies ein Punkt, der besonders für unsere schnelllebige Zeit dankenswert ist. Ich meine das: Bock ist kein Freund lang ausgesponnener Erzählungen. Seine Romanbände enthalten sämtlich nicht viel über 100 Seiten. Ohne unnützes Wortgeschwätz entwickelt sich die Handlung, kraftvoll dahinschreitend und dem Ende zueilend. Jetzt möchte man aber freilich auch fast kein Wort missen. Was in den kleinen Bänden steht, gehört unbedingt zur Handlung.

Bocks dichterisches Wirken können wir in zwei Perioden teilen. Die erste beginnt mit der Ausgabe eines Bandes Gedichte und schließt mit dem Schauspiel „Der Gymnasialdirektor“. Zu ihr gehören eine Reihe Lustspiele und Schwänke, die Bock teils allein, teils in Verbindungen mit Anderen verfaßte und die hier aus begreiflichen Gründen nicht näher betrachtet werden sollen. Die zweite Periode beginnt dann mit der Ausgabe der Novellensammlung „Wo die Straßen enger werden“ und schließt mit dem erst vor einigen Wochen erschienenen Romane „Kinder des Volkes“. Zu ihr gehören alle Romane, die natürlich auch sämtlich in nachfolgenden Zeilen besprochen werden sollen. Ich werde mich bei der Besprechung nicht an die Zeit des Erscheinens der einzelnen Bände halten, sondern sie mehr ihrer inneren Zusammengehörigkeit nach betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Akten.

Arg bestaubte alte Akten
Lagen auf dem Bodenzimmer;
Um sie abzusenden, packten
Wir sie ein. Ade für immer!

Hierbei tanzten die Gedanken
Mir so sonderbar im Kopfe;
Wild gewachs'ne Sehnsuchtsranken
Faßten rücklings mich beim Schopfe.

Gerne hätt' ich wissen mögen,
Was die Akten da enthielten
Mit den längst vergilbten Bögen,
Die so traurig nach mir schielten.

Welche Fülle regen Strebens
War in jeden Band gebunden!
Mancher Wechselfall des Lebens
Hatte hier sein Grab gefunden.

An das Werden und Vergehen
Mußten mich die Akten mahnen ...
Du auch, eh' Du Dich's versehen,
Wanderst einst zu Deinen Ahnen.

Wenn Kollegen, alt und bieder,
Ihren Schritt zum Ruh'stand lenken,
Muß ich stets von neuem wieder
An die alten Akten denken.

Frankenberg. **C. Grandjot.**

Gemälde-Erwerbungen unter Kurfürst Wilhelm II.

Von Dr. Carl Schwarzkopf.

Der schönste Schmuck unserer Vaterstadt Kassel ist unzweifelhaft die herrliche Bildergallerie, die uns von dem regen Kunstsinn unserer hessischen Fürsten heute noch glänzende Kunde gibt. Im allgemeinen nimmt man an, daß nur die hessischen Landgrafen die eigentlichen Förderer künstlerischer Bestrebungen in unserer engeren Heimat gewesen sind und daß die letzten Kurfürsten für die Blüte und das Gedeihen der bildenden Künste nur geringes Interesse an den Tag gelegt hätten und, abgesehen von den Aufwendungen für das kurfürstliche Hoftheater, nur geringe Summen für künstlerische Zwecke aus ihrer reichen Apanage oder ihrem Privatvermögen gegeben hätten.

Was indessen den Kurfürsten Wilhelm II. angeht, so scheint derselbe doch gerade kein Gegner der Kunst gewesen zu sein und die Malerei besonders hat er durch Erwerbungen im größeren Stile thatkräftig und gar häufig unterstützt. Ein Zufall führte mir auf unserer Landesbibliothek ein eigenhändig geführtes Ausgabebuch des genannten Kurfürsten in die Hände und zwar aus den Jahren 1828—1830, aus welchem klar hervorgeht, daß der Kurfürst alljährlich doch ziemlich bedeutende Summen für den Ankauf von Gemälden aufgewandt und mit den namhaftesten Kunsthändlern seiner Zeit in reger Geschäftsverbindung gestanden hat. Die Namen der Kunsthändler von Berlin, München u. s. w.

sind angegeben, ebenso der für die Bilder gezahlte Preis, aber bei den meisten Bildern fehlt bedauerlicher Weise der Name des Meisters und die Bezeichnung der Bilder, sodaß wir leider vielfach nicht mehr genau feststellen können, wo sich die gekauften Bilder jetzt befinden und welche von ihnen in unserer Gallerie Aufnahme gefunden haben.

Von einem Bilde glaube ich indessen mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß dasselbe aus den oben erwähnten Einkäufen herrührt und jetzt, wenn auch auf einem Umwege, in unserer Gallerie Aufnahme gefunden hat. Von dem bekannten Meister Theodor van Thulden, der unter dem Einflusse von Rubens sich ausgebildet, in Antwerpen und im Haag thätig war, befindet sich ein Werk in unserer Gallerie, das „Loth mit seinen Töchtern“ darstellt. Ganz sicher freilich scheint es nicht zu sein, ob dieses Bild von Thulden herrührt, da in dem vortrefflichen, aber leider vergriffenen Katalog von O. Eisenmann ein Fragezeichen hinter den Namen gesetzt ist und somit wohl triftige Gründe vorliegen, das vielfach beschädigte Werk dem Meister zuzusprechen. Das Bild ist im Jahre 1877 erst aus dem Schlosse zu Hanau in unsere Gallerie überführt worden. Ausweislich des Ausgabebuchs hat der Kurfürst am 4. März 1830 dieses Bild vom Kaufmann Rinald zu Kassel für 500 Thaler gekauft. Rinald, der einer hochangesehenen und sehr wohlhabenden israelitischen Familie entstammte, war kein eigentlicher Kunsthändler, sondern selbst Liebhaber und Sammler. Noch jetzt befinden sich im Besitze seiner zum Teil nach Paris übergesiedelten Familie ganz hervorragende Bilder der Niederländer Meister. Ein zweites Bild von Thulden, Magdalena, die Füße des Heilands salbend, kann nicht in Betracht kommen, da es zu den allerjüngsten Erwerbungen unserer Gallerie zählt.

Auch ein anderes, in unserer Gallerie befindliches Bild rührt mit hoher Wahrscheinlichkeit aus den Ankäufen Wilhelms II. her und ist dieses das bekannte Bild von Martin von Rohden, der, 1827 zum Hofmaler in Kassel ernannt, sich zu jedermanns Erstaunen an dem einsamen Franzgraben anbaute. An ihn und seine Behausung erinnert noch ein am Hause des Herrn Gärtners Rohde eingemauerter, prachtvoller Sturz eines Kamins, der, in den zierlichsten Formen des Rokoko gehalten, sofort die Aufmerksamkeit jedes Kenners erregen muß. Das Bild von Rohden stellt einen Eremiten in einer Grotte dar. Dieses wie ein anderes Bild wurden am 31. August 1829 von dem Kurfürsten für 1200 Thaler aufgekauft. Unser Bild wurde ebenfalls 1877 aus dem Schlosse zu Hanau nach Kassel gebracht, während das andere verschwunden ist.

Für den späteren Erwerb dieser Bilder spricht ihr Fehlen in den alten Katalogen der Kasseler Bildergallerie sowie vor allem der Umstand, daß dieselben aus dem Schlosse zu Hanau hierher gebracht wurden, da bekanntermaßen infolge der ihm wenig wohlwollenden Stimmung der Bevölkerung Kassels Wilhelm II. einem Aufenthalt im Süden seines Landes bedeutend zuneigte. Es liegt deshalb nahe anzunehmen, daß Wilhelm II. gerade das früher höchst dürftig ausgestattete Hanauer Schloß, in welchem er oft residierte, mit Bildern auszuschmücken bestrebt war. Dieser Annahme entsprechend liegt es auch nahe, daran zu denken, daß die Bilder der Münchener Maler Wilhelm Kobell und Julius Dorner, die ebenfalls von Hanau hierher gekommen sind, mit unter die im Ausgabebuch erwähnten Bilder zu zählen sind.

Von weit größerem Interesse aber ist es, zu wissen, wohin ein vom Kurfürsten für 1400 Thaler gekaufter Paul Potter gekommen ist. Bekanntermaßen hatte unsere Gallerie die herrlichsten Werke dieses gesuchten Meisters, den Meierhof, die Bestrafung eines Jägers durch wilde Thiere, das Schweineschlachten, durch die Plünderung Denons verloren. Für die von der Kaiserin Josephine an den Kaiser Alexander verkauften und noch jetzt in der Eremitage zu St. Petersburg aufgestellten Prachtwerke Potters war kein Ersatz da, da nur zwei kleine Bilder dieses Meisters, abgesehen von dem ihm fälschlich zugeschriebenen großen Bilde Camphausens, zu uns zurückkehrten. Gekauft hat der Kurfürst einen Potter, aber wo ist derselbe hingekommen? Eine Möglichkeit ist, daß der Kurfürst denselben der Gräfin Reichenbach zum Geschenk gemacht hat und daß derselbe sich vielleicht doch noch in deren Nachlaß befindet.

Der Maler Grünbaum erhielt fernerhin für eine Kopie en miniature nach Carlo Dolce 20 Louisdor. Dieses Miniaturbildchen befindet sich dem Vernehmen nach noch in den Sammlungen des Unterstockes der Bildergallerie und überrascht durch Sauberkeit der Ausführung.

Näheres über die anderen Bilder und deren Verbleib anzugeben, ist mir leider nicht möglich. Jedenfalls würde es eine sehr verdienstvolle Sache sein, dem von Herrn Professor von Drach in so hervorragender Weise gegebenen Beispiele zu folgen und weitere Untersuchungen über die Provenienz unserer Bilder anzustellen. Unzweifelhaft aber ist es, daß derjenige, der wirkliche Neigung und Liebe zu diesen hervorragenden Kunstschätzen besitzt, auch den Wunsch hegt, zu wissen, wie und unter welchen Umständen diese in unsere Gallerie gelangt sind.

Häuser haben bekanntermaßen ihre Geschichte, aber auch die Werke hervorragender Meister und

Künstler haben ihre Geschichte, und auf diesem noch wenig gepflegten Gebiete ist auch die kleinste Erforschung von hohem Interesse.

Aus dem Privat=Notizbuch des Kurfürsten Wilhelm II:

1828, April 7. An die Kunsthandlung Müller in Berlin für 10 Ölgemälde 4500 Thlr.

1828, April 30. Dem Kunsthändler Cavallo in München für 3 Ölgemälde 4000 Thlr.

1829, März 6. An Artorin und Fontaine in Mannheim für 5 Stück Ölgemälde 2136 Thlr. 8 Gr. — Dem Kunsthändler Winter in Heidelberg für 1 Ölgemälde 2500 Thlr.

1829, März 27. An Müller in Wien für angekaufte 7 Stück Ölgemälde 2840 Thlr. 21 Gr.

1829, August 31. Dem Hofmaler v. Rohden für zwei von demselben verfertigte Gemälde auf allerhöchsten Befehl gezahlt worden 1200 Thlr.

1829, November 26. Dem Hof= und Theatermaler Primavesi für 1 Ölgemälde 250 Thlr.

1829. März 7. Dem Maler Grünbaum für eine Kopie en miniature nach Carlo Dolce 20 Louisdor, der Louisdor = 5 Thlr. 17 g. Gr., 114 Thlr. 4 Gr.

1830, Mai 4. Dem Kaufmann Rinald für 1 Ölgemälde 500 Thlr.

1830, Juli 15. Dem Kunsthändler delle Rovero für ein Bild von Paul Potter 1400 Thlr.

Die eiserne Basis.

Humoristische Skizze von Valentin Traudt.

Es war ein wunderschöner Wintertag. In meinem Arbeitszimmer wob eine wohlthätige Wärme, und über die weißen Dächer der Nachbarshäuser blickten die dunkeln Tannen des Schloßberges gar zutraulich zum Fenster herein. Die ganze Landschaft war in funkelndes Licht getaucht. Solche Tage wecken bekanntlich auch in den Menschenherzen Licht und Lust und Schaffensfreude. Und ich arbeitete mit einem wahren Feuereifer an einem Aufsatz über Kältemischungen. Da trat leise meine Frau herein.

„Arthur, einen Augenblick nur", bittet sie sanft.

„Gewiß, Schatz! Nun, was giebt es?"

„Es giebt nichts; aber ich möchte 28 Mark haben, die Schusterrechnung zu bezahlen."

„Schon wieder?"

Und ich suche mich wie alle Ehemänner dagegen zu sperren, obgleich ich doch wußte, daß das unnütz, eigentlich kindisch sei. Aber die Ausgaben für das Notwendige sind uns Männern gewöhnlich immer zu hoch, während uns dergleichen Beträge für die nichtigsten Nebensachen gar nicht rühren. Wir sind geneigt, eher eine Blumenvase für 10 Mark als einen Schinken für 6 Mark zu kaufen.

„So viel für Schuhe?"

„Ernst zerreißt die stärkften Stiefel mit einer unheimlichen Leichtigkeit. Er ist eben so wild wie Du", sucht sie zu entschuldigen.

Ich zähle das Geld ab und reiche es ihr mit einem bitteren Lächeln.

„Und ich muß ihm schon wieder zwei Paar schicken."

„Das kommt von den Kaufschuhen. — Wir sollten ihm richtige, derbe „Tappen" machen lassen, gehörig mit Nägeln verkamisolt."

„Aber die gestrichenen Stuben und die Hausleute unten?" seufzte sie.

„Ja, ja," pflichte ich ihr bei, „das ist die Kultur. — Gestrichene Stuben, feine Nerven . . . unsere Zeit läuft schnell und verreißt drum eine solche Menge Schuhwerk. Bei uns daheim und früher war das anders."

„Ernst seine Schuhe wären ja noch ganz, wenn — —"

„Wenn eben das berühmte „Wenn" nicht wäre!"

„Nein," sagte sie nun auch wieder lachend, „wenn er nicht heute Morgen auf der Eisbahn gewesen und die Knopfstiefel auf der Seite ganz durchgerutscht hätte. . . . Ich zog ihm dann die neuen Schnürschuhe an und er fuhr den Berg hinab auf seinem kleinen Schlitten. . . . Du weißt doch, wie das die Jungen machen? — —"

„Ob ich's weiß."

„Na, also — — und er verliert richtig beide Absätze."

„Dann muß er jetzt barfuß laufen. Wenigstens hätte er es vor sechzig Jahren bei meinem Großvater in Waldborf gemußt. Wenn da die Jungens im Winter zu sehr auf ihren Schlitten zu Thal fuhren oder „glanerten" auf dem glänzenden Eise, nahm man ihnen einfach die Schuhe weg. Und was meinst Du? Die beherzten, kühnen Kerle unter ihnen gingen barfuß aufs Eis. Ich weiß noch wie heut, als mein Vater von seinen ersten Schuhen erzählte. Er war schon ein Bursche und stand noch ohne Strümpfe und Schuhe auf dem väterlichen Zimmerplatz und half Stämme zersägen. Da sagte einst ein Bauer zu meinem Großvater: „Ihr hot jo auch 'ne barfiße Zimmermann!" Diese halb spöttischen Worte griffen dem sparsamen Mann so ans Herz, daß mein Vater Schuhe bekam."

„Nun, Arthur, Deine ersten Schuhe sind auch nicht von Pappe. — Ich glaube, die paßten unserem Ernst gerade."

„Dann hättest Du sie ihm doch anziehen können, statt ihn in die Stube zu verbannen?"

„Sie sind aber gar zu klobig! — Die haben ja ein Gewicht!"

„Das ist eben die gesunde Basis. — Nämlich, wenn es bei uns Schuhe gab, dann holte mein Vater selbst das Leder, und die Eisen und Nägel kaufte er gewöhnlich auf dem Markte von dem „Pinnschmied" für das ganze Jahr im voraus, und dann kam der Meister Jakob mit seinem Gesellen und stellte, noch in der Thür stehend, jedesmal die hochwichtige Frage: „Iß wieder ebbes auf schlechter Basis? — Ja, die Basis muß vor allem gut sei, fest gepinnt un mit Pechdraht verarbeitet, so mit der Hand — — brs, brs, brs, — Stich an Stich." Dann gab er seinem Gesellen einen Puff, warf seinen Ranzen auf die Ofenbank und stürzte hurtig den Wachholder hinunter, der ihm als Willkommentrunk gereicht wurde. So sehr er nun auf eine feste Basis seiner Mitmenschen bedacht war, so wenig hielt er auf seine eigene. Von diesem Meister stammen meine „eisernen" Schuhe, der nebenbei auch der Ansicht war, daß so gewichtige Objekte den Jungen gerade zögen und kühn behauptete, daß derohalben auch in seiner ganzen Kundschaft keiner sei, der einen „Verdruß" habe."

„Ich darf den Mann nicht länger warten lassen", fiel mir nun endlich meine Frau ins Wort und eilte hinaus. In demselben Augenblick kam mein kleiner Bengel herein und fing an zu betteln:

„Papa, Schuhe anziehen und Schlittern."

„Du hast sie ja zerrissen", entgegnete ich ernst.

„O nein, Papa, ganz von selwerst."

„Dann müßtest Du Deine gelben Sommerschuhe von Mama holen."

„Ach ja!" Der Kleine hüpfte vor Freuden.

„Die sind aber in längstens einer Stunde auch geliefert, und Du müßtest doch wieder hier sitzen. — Spiel doch mit Deinen Soldaten."

„Dann wünscht' ich grad', ich wär' ein Engel", fing er nun zu weinen an.

„Warum, Ernst?"

„Mama hat g'sagt, die bräuchten kein' Schuh' und könnten so im Schnee fahren und thäten auch nett in ein' Scherbel trete'."

Da mußte ich an meine und Vaters Jugend denken. Es ist etwas Wahrheit demnach doch, daß wir früher auf unserem Walddorf wie im Himmel wohnten.

„Die ganze Stube schwimmt." Meine Frau erschien mit diesen Worten wieder in der Thüre und fuhr auf den kleinen Übelthäter zu, welcher sich vorhin, ehe er herauf mußte, noch schnell seine Tasche voll Schneeballen gesteckt hatte, die sich nun in verräterischer Weise auflösten.

Ich mußte doch lachen, als er die Mutter ängstlich ansah und dann, ein unendlich feines Schalklächeln um die Kirschlippen, mit den weißen Fingern in beide Hosentaschen fuhr, die sich bereits durch eine dunklere Färbung kenntlich machten.

„Du hast wohl auch in den Hosentaschen Schnee? — Was?"

Er nickte und hielt mir mit lebhaftem Blinzeln zwei triefende Schneeballen entgegen und legte sie blitzschnell auf den Schreibtisch, indem er sagte: „Die sind für Dich, Papa! — Im Übermantel die waren für Mama."

Und Mama nahm den Herzjungen an ihre Brust; denn für sie hatte er ja zwei Taschen voll mitgebracht. — Wenn jetzt auch die Stube schwamm . .!

„Du bist ja ganz naß, mein Schatz? — Es ist doch 'n Goldjunge, Mann."

„Freilich", sage ich etwas zerstreut, streife meinen Schreibtisch, auf welchem sich indessen meine Schneeballen schon eine passende Rinnbahn ausgesucht hatten und zwei Bächlein über meine „Kältemischungen" entsandten.

Mama mußte das wieder in Ordnung bringen und ließ mich mit dem Jungen einige Zeit in Ruhe.

Es dauerte indessen nicht allzu lange, bis sie wieder hereinkam und meinte: „Mann, ich habe Deine „eisernen" auf dem Boden gesucht und sie gehörig eingefettet. Ernst wird sie tragen können."

Ihre zarten Finger glänzten noch von dem Gemisch der Wichse und des Thranes, und ich hatte Angst, sie rühre mir in ihrem Eifer ein Buch an.

„Denke an den Herrn Hauptmann unter uns. Wenn er das Getrampel hört, wird er wieder mit seinem „Himmelkreizsakrement" den Burschen heraufschicken. Du weißt, das Schaukelpferd haben wir auch pensionieren müssen."

„Wenn ihm sonst keine auf dem Kopf 'rumtrampeln", seufzte meine Frau.

„Und der Hausbesitzer wird für seine Treppen bangen!"

„Ach!"

„Ja, die „eisernen" sind eine starke Nummer in jeder Beziehung, Primaeisen, zwei mal zwanzig gewichtige Pinnen. Und die Pinnen sind noch daheim in Walddorf, eine jede gewiß mit einem Kraftfluch geschmiedet; denn unser „Pinnschmied" war ein Kerle, der stets unter seinem Werktisch eine kräftige Schnapsflasche stehen hatte und in stetem Kampf mit seinem Weibe lag. Aber er mußte seinen gewaltigen Zorn in die „Fliegenköpfe" donnern, da seine Holde sich keiner Sache annahm und stets einen Besen handbereit in der Nähe hatte. Am Markttag hatte er seinen Stand gerade am Gemeindehaus, und ich weiß noch wie

heute, als mein Vater sich zweihundert von den stärksten „Fliegenköpfen“ vorzählen ließ und ich mir heimlich einige Stiftchen bettelte.“

„Meinst Du, daß wir die Schuhe in Gebrauch nehmen könnten?“

„Aber nur für die Straße. Hier oben hat der Junge so keine „feste Basis“ nötig.“

In dem Augenblick klopfte es schüchtern an.

Das Mädchen des Herrn Hauptmann bestellte einen schönen Gruß von der gnädigen Frau und wir möchten doch so keinen Heidenlärm in unserer Küche dulden, die ganze Decke käme ja herunter. Wir eilten ahnungsvoll in die Küche und sahen wie unser „Goldjunge“ versuchte, durch heftiges Aufstampfen die „eisernen“ an seine Füßchen zu zwängen. Küchenstuhl und Küchentisch zeigten bereits starke Fettspuren, und an der Wand daneben sah man den schwarzen Abdruck von zwei kleinen Händen.

Jetzt drohte uns doch die Galle ins Blut zu gehen, und wie auf Kommando erscholl das strafende: „Ernst, Ernst!“

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis die Schuhe so weich geworden waren, daß der lachende Bengel in ihnen auf seine Schlittenbahn springen konnte. Wir hörten angstvoll jeden seiner Schritte auf der Treppe. Eine Thür wurde unten geschlagen . . .

Gleich nachdem Ernst zum Mittagessen herauf gekommen war, erschien auch Frau Grützer, die liebliche Gemahlin des Hausbesitzers.

„Das hat sich aber man nich mit Ihrem Bengel. — Wir sind hier nich in — —“

„Einem Krankenhause“, setze ich erregt hinzu.

„Nu man aber, Herr Dokter? Aber ich kann unsere Treppen nich zweimal im Jahre streichen. Man sieht jeden Nagelkopp. Kommen Sie man gefälligst selbst mit, sehen Sie sich das Gedibbele auf den Tritten an. Man meint, Ihr Ernst wäre ein Backsteinbrenner. Das sind keine gebildeten Schuhe.“

Wir besahen uns den kleinen Schaden und entzogen mit betrübtem Herzen unserem „Goldjungen“ die feste Basis, auf die er sich etwas allzu stolz gestellt hatte. Nun saß er mit Thränen in seinen treuen Augen hinter der dampfenden Suppe und konnte nur damit beruhigt werden, daß ihm Mama versprechen mußte, noch heute zum Schuhmacher zu gehen und dem biederen Meister die ganze Trostlosigkeit der Lage vorzustellen.

Draußen lachte die Sonne und klang das fröhliche Schreien der kleinen Schlittenfahrer. In meine Arbeit über Kältemischungen woben sich ganz von selbst einige bittere Bemerkungen über Kältemischungen in unserem modernen Kulturleben und Mahnungen, sich doch wieder auf eine gesundere, auf eine eiserne Basis zu stellen . . .

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 6. Oktober hielt der Verein für hessische Geschichte zu Kassel im Gebäude der Handelskammer seinen ersten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend im begonnenen Winterhalbjahre ab. Herr General Eisentraut, der erste Vorsitzende, begrüßte die Erschienenen und erstattete Bericht über seine Teilnahme an der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Düsseldorf. Sodann hielt Herr Major von Löwenstein einen Vortrag über das Ständehaus in Kassel, der viel des Interessanten bot. Veranlaßt war derselbe durch eine Sammlung von Bauzeichnungen und Skizzen aus dem Nachlaß des Kurfürstlichen Hofbaudirektors Ruhl, welche der in Kassel wohnende Herr Generalmajor von Bauer dem Verein zum Geschenk gemacht hat und unter denen sich auch die Entwürfe zu dem Ständehaus befinden. Aus den auf die Vorgeschichte dieses denkwürdigen Gebäudes bezugnehmenden eingehenden Erörterungen des Redners sei hervorgehoben, daß dasselbe zuerst auf die Höhe des Weinbergs, da wo sich gegenwärtig die Bauverwaltung befindet, kommen, dann an Stelle der Kattenburg errichtet werden sollte. Endlich, nachdem auch der Platz des jetzigen Löwenbrunnens, ebenso wie der Kattenburgplatz der entstehenden Kosten wegen von den Ständen abgelehnt war, einigten diese sich mit der Regierung dahin, das Ständehaus in der neu anzulegenden Friedrich-Wilhelms-Straße da zu erbauen, wo es heute steht, sodaß am 24. Juni 1834 die Grundsteinlegung mit großem Pomp vollzogen werden konnte. Bereits nach zwei Jahren war Ruhls Werk vollendet. Am 22. November 1836 fand die feierliche Einweihung und Eröffnung des Ständehauses statt. Die Kosten des Gebäudes, das im Geschmack der italienischen Spätrenaissance ausgeführt und ein Werk von hoher künstlerischer Bedeutung ist, beliefen sich im Ganzen auf 132 400 Thaler. — Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner, Ehrenmitglied des Vereins, verlas sodann ein von Herrn Obersekretär Matthieu dem Kasseler Stadtarchiv geschenktes Aktenstück, das sich auf die Anwerbung für den amerikanischen Krieg bezieht.

Einen weiteren Beitrag zu demselben gab Herr Dr. Schwarzkopf, indem er die „Glückwünschende-Abschiedsode“ bei Einschiffung der britisch-hessischen Truppen unter General von Heister zur Kenntnis brachte, welche von dem unter der Regierung des Landgrafen Friedrich II. in Kassel weilenden Rat Gottsched, Bruder des berühmten Leipziger Professors, herrührt. Auch wies Herr Dr. Schwarzkopf auf die Überreste einer Statue in Imperatorentracht hin, die im sog. Hanauschen Garten am Weinberg umherliegen.*) — Im Laufe des Abends ergriff Herr Dr. Brunner noch mehrfach das Wort, um über eine Reise von Kasseler Magistratsmitgliedern 1617 nach Treysa als Abgeordnete zu dem dortigen Landtag zu berichten, sowie über die Jagdliebhaberei des Landgrafen Philipp. Ferner legte Herr General Eisentraut die Ergebnisse seiner auf der Wüstung Mattenberg bei Nordshausen unternommenen Ausgrabungen vor, die mittelalterlichen Ursprungs sind und in Knochen, Scherben u. a. bestehen. — Die sämtlich sehr interessanten Ausführungen, mit denen der erste Unterhaltungsabend begann, können als das beste Vorzeichen für den Verlauf der ferneren Abende in diesem Jahre betrachtet werden.

*) Nach einer in den letzten Tagen von Herrn Dr. Schwarzkopf am Sockel der zertrümmerten Bildsäule vorgenommenen Untersuchung lautet die Inschrift an demselben: Guilelmo IX. qui nobis haec otia fecit. Es handelt sich also um eine Statue des Landgrafen Wilhelm IX., des späteren ersten Kurfürsten, nicht wie zuerst angenommen wurde, um eine solche Wilhelms II.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. Karl Oldenberg ist zum ordentlichen Professor in derselben Fakultät der Universität Greifswald ernannt worden. — An Stelle des nach Berlin berufenen Professors der Mathematik Schottky hat Professor Hensel von dort einem Rufe an die Universität Marburg Folge geleistet.

Am 1. Oktober feierte Herr Regierungs- und Geheimer Medizinalrat a. D. Dr. Albert Weiß in Kassel ganz in der Stille den Tag, an dem er vor 50 Jahren in den Staatsdienst getreten war. In Kassel wirkte er als Medizinal-Dezernent bei der Königlichen Regierung und zugleich als Mitglied des Medizinal-Kollegiums der Provinz Hessen-Nassau von 1892—1900. Außer auf dem medizinischen Gebiete war er seit Jahren auch auf dem der Sprach- und Völkerkunde mit Erfolg schriftstellerisch thätig, sodaß ihm bereits 1881 von dem „Freien deutschen Hochstift“ zu Frankfurt a. M. die Meisterwürde verliehen wurde. Ferner sind einige Sammlungen von eigenen Dichtungen und Übertragungen namentlich slavischer Poesien von ihm erschienen. Auch in unserer Zeitschrift sind mehrfach Gedichte von Herrn Geheimen Medizinalrat Dr. Weiß zum Abdruck gelangt.

Familientag. In Düsseldorf fand ein Familientag der Träger des Namens Rocholl zwecks Gründung eines Familienverbandes statt. Unter den vielen Erschienenen befanden sich auch Mitglieder dieser weitverzweigten Familie aus Hessen, hauptsächlich aus Kassel. Die urkundlichen Familiennachrichten sollen bis in das 12. Jahrhundert zurückgehen.

Todesfälle. In Schlüchtern starb am 30. September Amtsgerichtsrat Hermann Zimmermann im Alter von 46 Jahren. Derselbe war in Stadtlengsfeld geboren. Er hatte die Gymnasien zu Fulda und Hersfeld und sodann die Universitäten Würzburg, Leipzig und Marburg besucht. 1885 wurde er Assessor bei dem Amtsgericht in Hersfeld, danach Hilfsrichter in Meerholz und in Gelnhausen und 1890 Amtsrichter in Schlüchtern. Seit 1893 gehörte der Dahingegangene dem Abgeordnetenhause als Mitglied der freikonservativen Fraktion an. — Wenige Tage nach Amtsgerichtsrat Zimmermann, am 10. Oktober, starb auch sein Vater, der frühere Domänenpächter Lorenz Zimmermann, zu Schlüchtern im Alter von 80 Jahren. Derselbe war ebenfalls preußischer Abgeordneter gewesen und hatte von 1877—1879 zu den Nationalliberalen, von da bis 1882 zu den Freikonservativen gezählt. — In Kirchhain verschied am 6. Oktober, 75 Jahre alt, der Geheime Sanitätsrat Dr. Karl Friedrich Klingelhöfer, der fast vierzig Jahre im dortigen Kreise erfolgreich gewirkt hat und sich allgemein großer Beliebtheit erfreute. — In Charlottenburg starb am 10. Oktober der Generalleutnant z. D. Karl von Wurmb. Der Verewigte, am 26. Oktober 1838 zu Kohlgraben in Sachsen-Weimar geboren, war 1857 in den kurhessischen Militärdienst getreten und stand 1866 als Sekondleutnant bei den Gardes du Corps. 1870 wurde er Rittmeister im Kürassier-Regiment Nr. 4, 1878 Major im Husaren-Regiment Nr. 3, 1885 Kommandeur des Ulanen-Regiments Nr. 13, 1886 Oberstleutnant und zwei Jahr später Oberst. 1890 erhielt er das Kommando der 3. Kavallerie-Brigade, wurde 1891 Generalmajor und 1894 als Generalleutnant zur Disposition gestellt.

Hessische Bücherschau.

Valentin Traudt, Leute vom Burgwald. Eine Erzählung aus dem oberhessischen Volksleben. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. Preis 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Es ist ein prächtiges Buch, nicht vielleicht in der Gesamtheit als Roman, sondern in den Einzelschilderungen. Der Reiz der Erzählung (wohlweislich nannte der Verfasser sie nicht Roman) beruht auf den geradezu prächtigen Schilderungen oberhessischen Volkslebens. Da ist alles bis ins kleinste hinein lebendig vor uns gestellt. Da werden wir in die Eigentümlichkeiten des oberhessischen Bauerntums eingeführt auf eine Weise wie bisher noch niemals. Und gerade das erhebt das Buch über die berüchtigten „Dorfgeschichten“. Hier ist alles Leben. Dabei ist der Herr Verfasser ein Meister psychologischer Darstellung, mit ein paar Worten nur vermag er das ganze Seelenleben seiner Helden uns vorzuführen. Nur gegen das Ende wird die Erzählung zur „Dorfgeschichte“, wenn der Konflikt mit der berüchtigten amerikanischen Erbschaft gelöst wird. Das Buch thut mir leid um dieses Schlusses willen. Denn wenn ja auch Verhältnisse so vorkommen mögen, wie sie geschildert werden, eine derartige Lösung empfindet man doch als unkünstlerisch, als zu sehr an den Haaren herbeigezogen. Es ist immer ein Verlegenheitsmittel, wenn der Konflikt anders nicht mehr gelöst werden kann. Aber das sind ja schließlich nur Nebensachen, die dem Buche vielleicht in seiner Gattung als Erzählung Eintrag thun können, die aber den hohen volkstümlichen Reizen nicht gleich kommen. Ich möchte auch heute keine Analyse des Buches geben, wie sehr es mich auch drängt, den Fäden bäuerlichen Stolzes und bäuerlicher Eifersucht, wie sie Traudt spannt, nachzugehen. Möge jeder, der Interesse für oberhessisches Volkstum hat, das schöne Buch selbst lesen. Aufmerksam will ich aber noch auf die prächtigen Naturschilderungen machen und hier ganz besonders wieder das Kapitel hervorheben, wo die Pilzsucher ihrem armseligen Verdienst nachgehen. Das ist, teilweise sehr realistisch, aber überaus tief empfunden uns vorgeführt. — Lob kann ich auch der Ausstattung des Buches widmen, das der hessische Künstler Otto Ubbelohde, der u. a. auch das Holzamersche Buch „Im Dorf und Draußen“ mit Zeichnungen geschmückt, mit einer Reihe Griffelzeichnungen versehen hat. Und nun noch statt vieler Worte — wie manches ließe sich noch über die schöne Durchführung des Dialektes, den feinen Humor, gewürzt mit Ironie, der sich bisweilen findet und dergl. mehr sagen —, ich wünsche dem Buche recht viele Leser, wie es sie auch verdient: Leser, die noch mit vollem Herzen den Eigentümlichkeiten unseres Volkslebens nachgehen, Leser, die unser Volk lieben oder es liebgewinnen wollen. Für sie ist Traudts Buch der beste Leitfaden.

Alexander Burger.



Personalien.

Verliehen: bei der Versetzung in den Ruhestand: dem Geheimen Postrat Schreiner in Kassel der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife, dem Ober-Baurat Ballauff in Kassel der Königl. Kronenorden 2. Klasse; dem Hegemeister Förster Rohl zu Wohra und dem Schloßkastellan a. D. Franz Casper in Kassel der Königl. Kronenorden 4. Klasse; dem Regierungssekretär Ritz in Kassel der Charakter als Kanzleirat.

Ernannt: Oberförster Wagner in Ödelsheim zum Regierungs- und Forstrat bei der Regierung in Trier; Dr. Vahle zum Kreisarzt-Assistenten für den Kreis Marburg; Pfarrer Ludwig Happich zu Rockensüß zum Pfarrer in Schrecksbach; Pfarrer extr. Nolte zu Herrenbreitungen zum Pfarrer in Ransbach; Pfarramtskandidat de Haan zu Borkum zum zweiten Pfarrer in Grebenstein; die Referendare Heldmann und Kühl zu Gerichtsassessoren; die Rechtskandidaten Becker und v. Baumbach zu Referendaren; Vermessungsrevisor Feißel zum Oberlandmesser.

Berufen: Landrat v. Baumbach in Gelnhausen als Hilfsarbeiter in das Finanzministerium.

Versetzt: Staatsanwaltschaftsrat von Ibell von Hanau an das Landgericht zu Kassel; Postrat Gieseke von Magdeburg nach Kassel; Amtsrichter Schor von Frankenberg nach Nordhausen.

Gestorben: Verwitwete Frau Professor Mathilde Rubino, geb. Hartmann, 79 Jahre alt (Marburg, 29. September); Kurfürstlicher Mundkoch a. D. Georg Fischer, 89 Jahre alt (Kassel, 29. September); verwitwete Frau Luise Buhlmann, geb. Römfeld, 75 Jahre alt (Marburg, 30. September); Amtsgerichtsrat Hermann Zimmermann, 46 Jahre alt (Schlüchtern, 30. September); Dechant Konrad Helfrich, 62 Jahre alt (Batten, 1. Oktober); Königl. Forstmeister a. D. Wilhelm Rausch, (Hersfeld, 1. Oktober); Fräulein Friederike Bonacker, 79 Jahre alt (Kassel, 3. Oktober); Frau Pfarrer Böckel, 59 Jahre alt (Marburg, 3. Oktober); verwitwete Frau Katharine Braun, geb. Sinning, 74 Jahre alt (Gudensberg, 3. Oktober); Geheimer Sanitätsrat Dr. Karl Klingelhöfer, 75 Jahre alt (Kirchhain, 6. Oktober); Rechnungsrat Friedrich Asp, 69 Jahre alt (Kassel, 6. Oktober); verwitwete Frau Medizinalrat Karoline Westernacher, geb. Rumpf, 72 Jahre alt (Büdingen, 7. Oktober); Bürstenwaarenfabrikant Jean Baptist Petri, 80 Jahre alt (Kassel, 10. Oktober); Frau Wilhelmine Hartmann, verwitwete Wenzel, geb. Füller, 76 Jahre alt (Kassel, 10. Oktober); Domänenpächter Lorenz Zimmermann, früherer Landtagsabgeordneter, 79 Jahre alt (Schlüchtern, 10. Oktober); Generalleutnant z. D. Karl von Wurmb, 63 Jahre alt (Charlottenburg, 10. Oktober); Oberlandmesser a. D. Oskar Matthes, (Kassel, 12. Oktober); Oberlandmesser Paul Goetze, 49 Jahre alt (Rotenburg a. d. Fulda, 12. Oktober).

Briefkasten.

Frau B. C. in Rotenburg. Dank für die freundlichen Worte. Die Reise erfolgte wegen der Truppentransporte auf einem großen Umweg und zwar über Paderborn, Hamm, Minden, Hannover, Braunschweig, Magdeburg, Berlin nach Stettin. In Minden wurde des Morgens nur Aufenthalt genommen, um Kaffee zu trinken.

H. M. in Kassel. Mitteilungen aus der Zeit Jérômes dankend angenommen. Weitere Beiträge sehr erwünscht.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 21. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. November 1902.

Des Sämanns Tod.

Seitab vom Schlachtfeld in zerstampftem Korn
Liegt ein Soldat in seinen letzten Zügen;
Wild fährt er um sich wie im grimmen Zorn, —
Vom Säen phantasiert er und vom Pflügen.

Mit letzter Kraft ist er emporgeschnellt,
Hat eine Hand voll Ähren mitgenommen! —
„Ich habe meinen Acker — wohl — bestellt, —
Die Ernte — wartet — Mutter! — siehst mich kommen? —

Hier bring' ich — meine Aussaat — blutend — ja!" —
Dann stürzt er schwer und atmet nimmer wieder. —
Fern klingt's im Walde wie „Viktoria".
Und trauernd neiget Halm um Halm sich nieder.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und in der Heimat stillem Ährenfeld
Läßt eine Witwe laut die Sichel schallen.
Er hat's gesät, was sie in Armen hält;
Doch still! — War das nicht seiner Stimme Lallen? —

Sie drückt die volle Garbe an die Brust,
Den Kopf vergrabend drin mit heißen Zähren; —
Und bebend spricht ihr Mund: „Ich hab's gewußt!" —
Um ihren Sämann weinten mit die Ähren.

Eine Bergpredigt.

Tief lag die Welt. Die letzte Hütte schwand
Am reich besonnten, blum'gen Wiesenrand.
Durch dunklen Buchendom mit leisem Schauer
Stieg ich empor zur schroffen Felsenmauer,
Und zarte Farne, roter Fingerhut
Belächeln lustig meinen Wagemut.
Mein pochend Herz drängt weiter noch nach oben,
Wo letzte Wipfel einen Kranz gewoben
Um den bemoosten, alten Opferstein,
Der hinstarrt stumm ins Himmelblau hinein.
Wie ein Altar hebt er sich aus dem Grünen,
Als gält's hier Erd' und Himmel zu versühnen.
Und als ich saß auf grünem Rasengrund,
Wie eine Predigt kam's aus stein'gem Mund:
„Ich grüße dich aus tausend Ewigkeiten,
Du Sohn der flücht'gen, wandelbaren Zeiten!
Mich hat umtost des Urmeers wüste Flut;
Mich hat bespritzt des Heidenopfers Blut;
Ich sah das erste Kreuz hier oben stehen;
Ich sah im Thal die Völker kommen — gehen;
Jahrhundert auf Jahrhundert sah ich treiben —
Ich blieb mir treu, und werde treu mir bleiben." —

So sprach der alte, wettergraue Stein. —
Wie schämt' ich mich, wie war ich mir so klein!
Noch lange saß ich träumend auf dem Gipfel,
Bis mit dem Abend spielten rings die Wipfel.
Zu Thale ging's. Doch fest ins Herz mir schreiben
Will ich den Spruch: „Sich selber treu nur bleiben!" —

Kassel. **H. Bertelmann.**

✠ ✠ ✠



Die kurhessischen Landtagsabgeordneten von 1862.

Von Professor Dr. Karl Wippermann.

Ein wichtiger Abschnitt in der politischen Entwicklung des hessischen Kurstaats war es, als nach langen Kämpfen das 1850 durch Hassenpflug beseitigte Verfassungswerk von 1831 bezw. 1849 wiederhergestellt war und nun zum ersten male wieder ein nach Maßgabe des letzteren berufener Landtag zusammentrat, der nach dem Falle der „provisorischen" und anderer Gesetze der Zwischenzeit die gesetzgeberische Anknüpfung an das alte Recht und die entsprechende Neugestaltung als Aufgabe hatte. Naturgemäß fielen die Wahlen meistens auf Männer, die in den Zeiten des Ringens sich zu gunsten des alten Rechts verwendet und das allgemeine Vertrauen erworben hatten.

Da wirft sich wohl jetzt, nach 40 Jahren, die Frage auf: Haben diese Männer die großen deutschen Reformen und wie lange haben sie sie erlebt, oder was ist aus diesem Stück Kurhessen etwa noch am Leben?

Am 21. Juni 1862 war infolge des 1859 wieder begonnenen Verfassungskampfs die Verfassung vom 5. Januar 1831 auf Verlangen des Bundestags wiederhergestellt worden und am 30. Oktober 1862 trat ein zum ersten male wieder nach dem Wahlgesetze vom 5. April 1849 gewählter Landtag zusammen, der bis zu dem ihm durch die Verfassung gesteckten Zeitpunkte, dem 31. Oktober 1863, versammelt blieb. Seine Mitglieder waren:

Hartwig, Oberbürgermeister und erster Abgeordneter der Stadt Kassel. Er hat die großen Neugestaltungen nicht mehr erlebt; schon am 1. März 1863 starb er in Kassel.

Nebelthau, Oberpostmeister, zweiter Abgeordneter der Stadt Kassel, Präsident des Landtags, war 1867 mehrfach thätig in der Überleitung in die preußischen Verhältnisse, erhielt endlich die lange vorenthaltene Bestätigung als Oberbürgermeister von Kassel, Mitglied des preuß. Herrenhauses, 1871 als Abgeordneter von Marburg Mitglied der Versailler Kaiserdeputation, starb am 31. Juli 1875 in Kassel.

Rudolph, Oberbürgermeister und Abgeordneter der Stadt Marburg, Sekretär des Landtags. Gestorben am 13. Dezember 1893.

Ziegler, erster Abgeordneter der Stadt Hanau, Vizepräsident des Landtags, starb am 14. August 1878.

Trabert, zweiter Abgeordneter der Stadt Hanau, ging nach 1866 nach Österreich, wurde 1889 als Generalsekretär der K. K. Staatsbahnen pensioniert, lebt in Wien. Bekannter Schriftsteller.

Weinzierl, Abgeordneter der Stadt Fulda, starb am 5. Juni 1886.

Scholl, Abgeordneter der Stadt Melsungen.

Oetker, Friedr., Abgeordneter der Stadt Schmalkalden, 1867 hessischer Vertrauensmann in Berlin, 1868—74 Mitglied der hessischen Kommunallandtage, 1867—81 Mitglied des Abgeordnetenhauses, starb am 17. Februar 1881 im Augustahospital zu Berlin, beerdigt in Kassel.

Reischauer, Abgeordneter der 5 schaumburger Städte, starb am 30. Dezember 1872 in Rinteln.

Henkel, Obergerichtsanwalt in Kassel, Abgeordneter der 10 Diemel-Städte. Ihm, als Vorsitzenden des permanenten Ständeausschusses, reichte der Befehlshaber der am 20. Juni 1866 von Wetzlar aus in Kurhessen eingerückten preußischen Truppen, General v. Beier, und damit symbolisch dem ganzen Lande im Ständehause zu Kassel die Hand mit dem Versprechen, daß die Landesverfassung erhalten bleiben solle. In preußischer Zeit Justizrat und Ehrenbürger von Kassel, wo er am 26. Juni 1873 starb.

Sunkel, Kaufmann in Hersfeld, Abgeordneter der Städte Hersfeld, Rotenburg, Sontra, Spangenberg. Ist in Hersfeld gestorben.

Malcomeß, Schreinermeister in Homberg, Abgeordneter der Städte Homberg, Borken, Felsberg.

Mangold, Abgeordneter der Städte Eschwege, Allendorf, Großalmerode, Lichtenau, Waldkappel, Wanfried, Witzenhausen, ist schon in den 1860er Jahren gestorben.

Bromm, Abgeordneter der Städte Frankenberg, Kirchhain, Wetter ꝛc., war später Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses.

Comitti, Abgeordneter der Städte Hünfeld, Salmünster, Schlüchtern, Soden, Steinau, ist schon in den 1860er Jahren gestorben.

Reiffert, Abgeordneter der Mainstädte.

Loth, Abgeordneter des Landwahlkreises Kassel und der Landgemeinden in den Ämtern Wolfhagen und Zierenberg, später Mitglied einiger hessischer Kommunallandtage, starb am 1. Oktober 1884 in Rothenditmold.

Knobel, Abgeordneter des Landwahlbezirks Hofgeismar, der populäre Volksmann, starb schon am 2. November 1867 in Ehlen.

Baupel, Abgeordneter des Landwahlbezirks Eschwege-Schmalkalden, ist in den 1870er Jahren gestorben. Ebenso

Wachsmuth, Abgeordneter des Landwahlbezirks Witzenhausen, und

Röding, Abgeordneter des Landwahlbezirks Rotenburg.

Gundlach, Abgeordneter des Landwahlbezirks Hersfeld.

Hellwig, Abgeordneter des Landwahlbezirks Fritzlar, war in der preußischen Zeit noch mehrere Jahre lang Mitglied des Abgeordnetenhauses und ist am 25. Juni 1889 in Haddamar gestorben.

Schreiber, Abgeordneter des Landwahlbezirks Homberg.

Eucker, Abgeordneter des Landwahlbezirks Marburg.

Löber, Abgeordneter des Landwahlbezirks Frankenberg. Gutsbesitzer, starb am 14. Juni 1876.

Erb, Abgeordneter des Landwahlbezirks Fulda, starb am 21. August 1871.

Haberland, Abgeordneter des Landwahlbezirks Hünfeld, Apotheker, schon Mitglied des Landtags von 1831, starb am 30. August 1870.

Lind, Abgeordneter des Landwahlbezirks Hanau, ist 1873 gestorben.

Herrlein, Abgeordneter des Landwahlbezirks Salmünster, war in preußischer Zeit Mitglied des Abgeordnetenhauses, in dem er durch sein Auftreten im Sinne der Partikularisten eine scharfe Erwiderung des Grafen Bismarck hervorrief. Er starb auf seinem Gute Margarethenhaun am 1. August 1890.

Peter, Abgeordneter des Landwahlbezirks Rinteln=Oldendorf, starb am 3. Februar 1877 in Fuhlen.

Wippermann, Abgeordneter des Landwahlbezirks Rodenberg=Obernkirchen, Dr. jur., 1860—72 Redakteur von Oetkers „Hess. Morgenzeitung“, Mitglied der ersten drei Kommunallandtage, Redakteur der „Deutsch. Allg. Ztg.“ und von Brockhaus Konversationslexikon in Leipzig, der „Nat.=Ztg.“, der „Dresdner Ztg.“, seit 1877 Mitglied des Litt. Büreaus des preuß. Staatsmin.; Professor.

Zuschlag, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Kassel, ist hier am 15. Januar 1877 gestorben.

Beinhauer, zweiter Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Kassel, Gutsbesitzer in Vollmarshausen, starb hier am 7. Mai 1884.

Braun, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Hersfeld, später Mitglied des nordd. Reichstags, ist am 28. September 1879 in Hersfeld gestorben.

Wild, zweiter Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Hersfeld, Gutsbesitzer, siedelte in der preußischen Zeit nach der Provinz Posen über.

Hünersdorf, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Fritzlar.

Harnier, zweiter Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Fritzlar, Dr. jur., Rechtsanwalt, war noch Mitglied des Reichstags, Direktor der Landeskreditkasse in Kassel, starb in Cannstadt den 17. Oktober 1885.

Schöttler, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Eschwege, war nach 1866 noch Mitglied des braunschweigischen Landtags und ist verstorben.

Roselieb, zweiter Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Eschwege, Gutsbesitzer, starb am 26. Mai 1884.

Schneider, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Marburg, Gutsbesitzer in Marbach bei Marburg, gestorben 1868.

Lauer, zweiter Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Marburg, Gutsbesitzer.

Brenner, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Hanau, Rentier in Hanau, ist verstorben.

Wiegand, zweiter Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Hanau, Regierungsrat, einst einige Tage ins Auge gefaßt als Mitglied des zur Herstellung der Verfassung von 1831 zu berufenden Ministeriums v. Loßberg; war nach 1866 Mitglied der Regierung in Kassel und ist am 24. Februar 1877 zu Bari in Unteritalien verstorben.

v. Bischoffshausen, erster Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Fulda, war nach 1866 Präsident der ersten hessischen Kommunallandtage, dann Landesdirektor in Kassel, wo er am 13. Juli 1884 starb.

Hupfeld, zweiter Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Fulda, Rechtsanwalt in Hünfeld, dann in Kassel, nach 1866 Justizrat und Vorstand der städtischen Sparkasse in Kassel, später Geh. Justizrat, Mitglied des Kommunallandtags, langjähr. Vorsitzender des Bürgerausschusses, Ehrenbürger von Kassel, Mitglied einer Deputation nach Friedrichsruh, starb in Kassel am 19. April 1897.

v. Schenck zu Schweinsberg, Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Schmalkalden, früher Minister in Hohenzollern, starb schon am 3. August 1867.

Oetker, Karl, Abgeordneter der Höchstbesteuerten des Bezirks Schaumburg, Dr. jur., Rechtsanwalt in Kassel, Justizrat, 1890 in Berlin, Mitglied des Reichstags, starb in Berlin den 24. August 1893, beerdigt in Rehren, seinem schaumburgischen Heimatsdorf.

Dirks, Landsyndikus, ist 1871 in Kassel gestorben.

Schüler, Landtagskommissar, am 26. September 1881 in Leipzig als pensionierter Reichsanwalt gestorben.

Alfred Bock.

Von Alexander Burger.

(Fortsetzung.)

Zu einer eng umgrenzten Gruppe gehören die drei Romane, die auch am charakteristischsten den Heimatsdichter erkennen lassen, „Die Pflastermeisterin“, „Der Flurschütz“ und „Kinder des Volkes“.*) Sie zeigen alle das eine gemeinsame Motiv von der Schlechtigkeit der Welt, der Vertrauensseligkeit unerfahrener weiblicher Personen und den hierdurch entstehenden unglücklichen Verhältnissen. In diesem Punkte gleichen sich alle drei Romane aufs Haar. In der „Pflastermeisterin“ ist es die Lina, die betrogen wird, im „Flurschütz“ die Christine, in dem letzten Werke „Kinder des Volkes“ das Lenchen. Immer steht Bock mit seiner Sympathie auf der Seite der armen Betrogenen, die für eine schwache Stunde, da sie sich einem Schurken hingaben, ihr ganzes Leben auf das bitterste büßen müssen. Von der Pflastermeisterin bis zum Lenchen — es ist die ganze Skala menschlicher Verzweiflung und menschlicher Ohnmacht, die sich vor uns zeigt. Und da möchte ich die Bemerkung machen, daß diese Frauengestalten in den Bockschen Werken, jene edlen Personen, die nur ein unbedachter Augenblick zu dem gemacht, was sie augenblicklich sind, zu den liebevollst herausgearbeiteten gehören. Da ist die Pflastermeisterin, die nach dem Tode ihres ersten Gatten, aus Rücksichten auf das übernommene und von ihr weitergeführte Geschäft ihres Mannes, sich ihrem ersten Gesellen geradezu an den Hals wirft. Dieser kann natürlich zu der alternden Frau nicht mehr in jener Liebe entbrennen, die ihn von Abwegen fernhielte. Er weiß wohl zu schätzen, welche Vorteile ihm aus

*) Sämtliche genannte Werke sind bei Fontane & Co. in Berlin erschienen.

einer Heirat mit seiner Meisterin entspringen und er reicht ihr die Hand zum ehelichen Bunde. Hier tritt nun der tragische Konflikt ein.

„Alte Frau und junger Mann
Haben nie nit gut gethan!"

Die Seelenstimmungen der Personen sind geradezu meisterhaft geschildert. Wie sich in der Pflastermeisterin der Wandel vollzieht, wie Friedmar, der die Liebe nicht gekannt und überrumpelt die Heirat mit der alternden Meisterin eingegangen, in Zuneigung zu der Wirtstochter Lina entbrennt, das alles ist mit einer plastischen Darstellungsweise vor uns gestellt, daß wir die Handlung vor uns zu sehen meinen und unwillkürlich den Gedanken fassen müssen: das ist das Leben, wie es wirklich ist. — Ich habe selbst, um die Wirkung zu erproben, einen kleinen Versuch gemacht und gerade dieses Buch im Vereine mit dem Romane „Der Flurschütz" Leuten in die Hand gegeben, welchen eine ästhetische Bildung nicht zu eigen ist, die aber vielleicht als Beurteiler des wirklichen Lebens kompetenter waren. Auch bei ihnen habe ich die Erfahrung gemacht, die mir selbst wurde, und aller Ausspruch gipfelte in dem einen „da ist das Leben wirklich geschildert, so wie es ist". Es giebt für einen Schriftsteller m. E. kein größeres Lob. — Hinweisen möchte ich noch auf die prächtigen Detailschilderungen, so der Hochzeit u. a. m. Wer in den Kreisen, die da beschrieben werden, heimisch ist, der wird sich wunderbar angemutet fühlen von den trefflichen Schilderungen ländlicher Sitten und Unsitten, die Bock uns hier entwirft. Es sind in der Hauptsache keine sympathischen Gestalten, die da als Staffage figurieren. — Und doch auch von ihnen geht ein Hauch echten ländlichen Lebens aus, auch sie heimeln jeden an, der das Land und seine kräftigen, kernigen Gestalten liebt und — kennt. Denn Lieben und Kennen ist nicht einerlei und gerade bei Bock merkt man es, wie beides sich erst aufs innigste berühren muß, um das Leben des Volkes in seiner Tiefe zu erfassen. Die Liebe allein verursacht zu oft ein Verschönern und Verschleiern, erst die genaue Kenntnis des Volkes, die man sich nicht von heute auf morgen aneignen kann, vermag es, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen. Das ist der Punkt, auf den ich schon in meinen Einleitungsworten hinwies. Es darf sich keine g e s u ch t e Heimatsliebe geltend machen.

Künstlerisch höher wie die Pflastermeisterin steht wohl der nächste Heimatsroman Bocks „Der Flurschütz". Er bildet nur ein kleines Bändchen von 96 Seiten. Straff und folgerichtig entwickelt sich auch hier die Handlung. Es ist fast gar kein Beiwerk dabei, das etwa zu entbehren wäre. Alles ist Handlung — und welche Handlung.

Auch hier ist sie ein tragisches Stückchen aus dem Volksleben. Die Christine, die von einem Soldaten verführt wird, findet eine Stelle im Hause des Flurschützen, dessen Sohn der Verführer war. Hier treffen nun beide wieder zusammen. Gerade diese Szene des Sichaussprechens der beiden gehört zu den schönsten im ganzen Romane. Charakteristisch ist die Figur des Flurschütz herausgearbeitet. Er ist ein fester, kerniger Mann, treu im Dienst und doch nicht an die Buchstaben seiner Instruktion gebunden. Auch er hat noch ein Herz im Leibe und als er, der Wittwer, sich die Christel ins Haus nimmt, da will sich sogar etwas wie Liebe regen, sodaß der alte Graukopf noch fensterln will. Am Kirchweihtag ist es. Alles hat sich draußen auf dem Festplatze versammelt. Nur die Christine ist zu Hause. Sie liebt das Treiben der Jugend nicht mehr, seitdem ihre Gedanken nur noch bei dem, der ihres Kindes Vater ist, und bei ihrem Kindchen selbst verweilen. Da auf einmal kommt der Jakob zurück ins Elternhaus. Von neuem läßt er sich von seinem Ungestüm fortreißen und der Flurschütz, der von einem Gange zurückkehrend die beiden findet, tötet in rasendem Zorn seinen Sohn. Erst da erfährt er, daß er den Vater des Kindes von Christine getötet hat, und ruhig, willenlos läßt er sich ins Gefängnis abführen. — „Mit einem Male flammt die Sonne auf und entzündet die Krone zu gleißender Glut. Eine Feuersbrunst loht zur Straße hinauf. Und die Riesenfackeln zur Rechten und zur Linken geben dem Flurschütz das Geleit." Mit diesen Worten schließt das packende Bild.

Man kann, wenn man die letzten Kapitel des Buches für sich betrachtet die Bemerkung, die s. Zt. in diesen Blättern gelegentlich einer Besprechung des Buches, gemacht wurde, daß sich nämlich Naturalismus und Heimatkunst hier zu innigem Bunde zu vereinigen scheinen, wohl verstehen. Und doch haben wir hier keinen Naturalismus, der das Häßliche des Häßlichen wegen schildert, sondern Realismus, der das Häßliche der Wahrheit wegen bringt und ins Gemälde e i n f ü g t. Daß Bock hier manchmal die Grenzen zwischen Realismus und Naturalismus zu verwischen droht, sei gerne zugegeben. Und doch läßt das Ganze, wenn auch nicht einen befreienden, so doch den Eindruck eines wahrhaft tragischen Geschickes in uns zurück, um dessentwillen wir zittern und beben und uns für die Betroffenen ängstigen und sie bemitleiden. „Befreiend" wirkt die Erzählung nicht, eher niederdrückend und darum wird sie auch von der modernen Heimatkunst nicht anerkannt werden. Wir aber sollten uns um des Büchleins willen freuen, denn es zeigt doch eine Kunst des Erzählers, wie wir ihr in unserer hessischen Litteratur selten genug begegnen. Die Anwendung

des Dialektes auch bei der Schilderung der Gedanken heimelt so an, daß wir auch für dieses Werk vom Standpunkte des Heimatliebenden aus dem Dichter dankbar sein müssen.*)

Der neueste Roman Alfred Bocks „Kinder des Volkes“, der, nachdem er zuerst im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ erschienen, nun auch in Buchform vorliegt und von mir bereits kurz in dieser Zeitschrift angezeigt wurde, ist wiederum ein vollwichtiges Werk durch und durch. Er übertrifft das Meisterstück knapper Darstellung, den „Flurschütz“, zwar nicht. Mir persönlich steht in künstlerischer Hinsicht das kleine Bild aus dem Volksleben bedeutend höher wie das neueste Werk aus der Feder unseres Dichters. Nicht etwa, daß „Kinder des Volkes“ einen Rückschritt bedeuten, das Sujet ist vielmehr ein solches, daß es uns gerade in diesen Tagen besonders interessieren kann. — Auch hier ist das Klagelied vom armen betrogenen Weibe der Anfang. Der Notarschreiber hat das Lenchen betrogen und sie dann sitzen lassen. In ihrer Not findet sie Trost bei einem Lehrer des Städtchens, beim Volksschullehrer Vollhardt. Dieser, ein ehemaliger Theologe, lebt jetzt kümmerlich genug sich, seinem Kinde — und seinem Volke. Denn sein Ideal, sein höchstes Streben ist es, dem Volke wahre Bildung zu bringen, es aus dem geistigen Schlafe zum Leben zu erwecken. Ihm will er die Werke unserer Meister der Litteratur vorführen, die nicht für eine Klasse, für die Reichen, geschaffen, sondern die in ihren Werken für das ganze Volk ihr Edelstes hingaben, was sie zu vergeben hatten. Volkskunst will er treiben, nicht im Sinne einer neuen Kunst, die für die Bedürfnisse des einfachen Mannes erst zugestutzt wird, sondern in dem Sinne des Zukommens echter, wahrer Kunst an alle Menschen. Geradezu herrlich ist in dem Buche das Kapitel, das uns einen öffentlichen Vortragsabend des Lehrers vorführt. Wie fein beobachtet sind da die Charaktere, wie schön ist uns die Rede des Lehrers vorgeführt, wie er in seiner einfachen schlichten Weise seine Zuhörer in ein Gebiet einführt, das ihnen bisher völlig fern gelegen. Mancher, der heute für die Bestrebungen eintritt und in ihnen wirkt, die sich mit dem Vorgehen des Lehrers Vollhardt in diesem Romane decken, kann sich hier ein Beispiel nehmen. Das ist wahrhaft volkstümlich geredet, das ist wahre Kunst fürs Volk. —

Mit diesem Volksbeglücker im edelsten Sinne des Wortes wird nun Lenchen bekannt und er ist ihr Schutz und Trost, bis er ihr am Ende die Hand zum ehelichen Bunde bietet. Daneben geht die mehr ins Humoristische spielende Geschichte von der Heirat des Notarschreibers mit der gerade nicht in gutem Rufe stehenden Stadlern und die Strafe, die er in der Ehe für sein früheres wüstes Leben erleidet; alles auch hier mit getreuester Beobachtung und Natürlichkeit wiedergegeben. Fein komisch wirkend ist die Hochzeit der Stadlern mit dem Notarschreiber geschildert, von den Anzüglichkeiten des Pfarrers in der Kirche ab bis zu der mit allen möglichen Zitaten gespickten Rede des Herrn Wollenweber.

Der Schauplatz ist in diesem Romane nicht auf dem flachen Lande, sondern in einem kleinen Städtchen zu suchen. Es ist hier mehr die Arbeiterschaft, die uns entgegentritt, gerade wie in einem früher erschienenen großen Romane Bocks in „Bodo Sickenberg“**).

*) Als Probe der Erzählungsart Alfred Bocks wird in der nächsten Nummer des „Hessenland“ mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung ein Abschnitt aus dem Roman „Der Flurschütz“ abgedruckt werden. D. Red.

**) Verlag F. Fontane & Co., Berlin 1900.

(Schluß folgt.)

Die symbolischen Thaler des Landgrafen Wilhelm V. zu Hessen.

Von Theodor Meyer.

Zu den eigenartigsten hessischen Prägungen, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers sofort fesseln, gehören wohl die symbolischen Thaler des Landgrafen Wilhelm V. Wieviel ist und wird über dieselben bis auf den heutigen Tag gefabelt. Der Volksmund nennt sie kurzweg Weidenbaum- oder Kornthaler, ja die meisten Münzwerke und Kataloge alter und neuester Zeit bedienen sich dieser Benennungen, jedenfalls ohne eine Ahnung von deren Unrichtigkeit zu haben. Diese Thaler zeigen auf der Vorderseite entweder das hessische Wappen oder nur den gekrönten Löwen in verschiedenartiger Zeichnung und Anordnung, die Umschrift lautet teilweise abgekürzt: Wilhelmus Dei Gratia Landgravius Hassiae, Administrator Hirsfeldiae, Comes Cattimeliboci, Dieziae, Ziegenhainae Et Niddae. Auf der Rückseite befindet sich ein aufrecht stehender, durch Sturm gebeugter

Baum, auf welchen aus schweren Wolken ein Donnerwetter mit Blitzen niedersaust, darüber die strahlende Sonne mit der Inschrift „Jehova" in hebräischen Buchstaben, die Umschrift lautet: VNO (oder DEO oder IEHOVA) VOLENTE HVMILIS LEVABOR und Jahreszahl. Dieser Baum und die sonstige bildliche Darstellung sind es, worüber sich so verschiedenartige Erzählungen und Fabeln gebildet haben. Bald wird er für einen Weidenbaum, dann sogar für eine Korngarbe gehalten, ohne indes eines von beiden zu sein, wie aus nachstehendem hervorgehen wird.

Landgraf Wilhelm, dessen 300jähriger Geburtstag auf den 14. Februar dieses Jahres fiel, regierte in den Drangsalen des 30jährigen Krieges, von 1627—37, und war dem Schwedenkönig Gustav Adolf getreu und beständig zugethan, wodurch er in der hessischen Geschichte auch den Beinamen „der Beständige" erhielt. Dieser kommt auf Münzen jedoch erst auf denjenigen, welche auf seinen Tod geschlagen wurden, zum Ausdruck. Es heißt auf diesen: Wilhelmus V. Dictus Constans u. s. w.

Die verschiedenen Auslegungen des auf den Thalern befindlichen Sinnbildes sind nun folgende: Als der Landgraf einst durch die sogen. Au (die jetzige Karlsaue in Kassel) ritt und von einem Gewitter überrascht wurde, sei der Blitz vor ihm in einen Weidenbaum gefahren und er wohlbehalten geblieben. Eine andere besagt, daß, als Wilhelm auf einer Reise von einem Donnerwetter überfallen wurde, der Blitz ganz in seiner Nähe in eine Korngarbe einschlug, wodurch er vor Schreck mit dem Pferde zu Boden gestürzt sei. Seine Pagen wären sogleich hinzugesprungen und hätten ihn gefragt: „Gnädigster Herr! Sie sind doch nicht verletzt?", worauf der Landgraf geantwortet: „Nicht hier, sondern oben im Himmel ist der gnädigste Herr, durch dessen Gnade ich und ihr noch das Leben habt." Eine andere, hauptsächlich im Hanauischen verbreitete Erzählung ist: Als Landgraf Wilhelm, welcher der hart durch den kaiserlichen General Lamboi bedrängten Stadt Hanau Hilfe bringen wollte, am Morgen des 13. Juni 1636 seine Scharen auf einem Kornfelde zum Angriff ordnete, sei plötzlich aus heiterem Himmel ein Blitz mit heftigem Donnerschlag niedergefahren, ohne ihn zu verletzen, und er habe dieses für ein günstiges Zeichen zum Gelingen seines Planes angesehen. Die Wirklichkeit entsprach dem auch, denn Wilhelm ritt schon am Mittage desselben Tages als Sieger durch das Nürnberger Thor in Hanau ein. Die dankbaren Bewohner der Stadt feiern bis auf die Gegenwart diesen Tag als großes Volksfest, Lamboitag genannt, ebenso wird noch von vielen derselben geglaubt und weitererzählt, daß die Thaler auf obigen Vorfall geschlagen seien. Noch eine, jedoch ganz unwahrscheinliche Sage ist, daß in irgend einem Jahre das große Kornfeld, an dessen Stelle sich jetzt der Auepark befindet, durch Blitz und Sonne entzündet oder daß ein Glutwind in Hessen geweht habe, wodurch alle Felder und Fluren verdörrt und danach diese Thaler „Au- oder Kornthaler" benannt worden wären.

Auf jede dieser vorstehenden Begebenheiten sollen nun die Thaler zum Angedenken geschlagen worden sein, ohne daß sich hierfür sei es geschichtlich oder urkundlich etwas erbringen ließe. Nun ist aber das Merkwürdige, daß alle Münzen Wilhelms, von denen es auch dreifache, doppelte, halbe, viertel und achtel Thalerstücke gibt, und aus allen Jahren seiner Regierung, ja selbst noch aus den ersten Jahren seines Sohnes und Nachfolgers Wilhelms VI. dasselbe Gepräge zeigen. Mithin kann ein einzelnes Ereignis gar nicht gemeint sein, auch würde alsdann wohl die Inschrift einen bestimmteren Hinweis enthalten. Es gibt nun auch Thaler, aber nur vom ersten Regierungsjahr, welche gewiß früher als die mit Sinnbild geschlagen sind, da sie in den nächsten Jahren nicht mehr vorkommen, welche nur den Spruch Uno volente u. s. w. ohne jenes Sinnbild tragen. Hiernach ist wohl die Annahme berechtigt, daß Wilhelm den Wahlspruch bereits früher angenommen hatte und erst später die sinnbildliche Darstellung hinzufügte. Wie ist diese aber zu deuten! Betrachtet man nun den rätselhaften Baum auf gut erhaltenen Stücken aus den ersten Regierungsjahren Wilhelms genauer, so kommt man zu der Überzeugung, daß derselbe weder ein Weidenbaum noch eine Korngarbe sein kann, sondern unverkennbar ein Palmbaum ist. Unter Berücksichtigung und Erwägung aller vorstehenden Umstände wird wohl folgende Auslegung den Sinn des Spruches und des Bildes der Wahrheit am nächsten bringen.

Wilhelm, welcher ein gottesfürchtiger Mann war, wählte den vom Gewitter zwar gebeugten, aber durch den Schutz der Gottheit im Bilde der strahlenden Sonne unerschüttert und aufrecht erhaltenen Palmbaum, um damit denjenigen Zustand anzudeuten, in welchem er sich in den bedenklichen Zeiten des 30jährigen Krieges fühlte. Es ist genug bekannt, in welcher drangvollen und verantwortungsreichen Lage er sich beim Antritt der Regierung befand und wie er die Stürme voraussah, welche über ihn und sein Land hereinbrechen würden, sich dabei aber immer auf den mächtigen Arm Gottes verließ. Dieses drückt auch der Spruch auf den Thalern so schön und klar aus,

der soviel, wenn auch nicht wörtlich, sagen will: Wenn gleich alle Wetter auf mich losstürmen, wird Gott mich Schwachen dennoch aufrecht zu erhalten wissen. — Hieraus folgt, daß der gewählte Palmbaum als Sinnbild der Stärke, den die Wetter nicht zum Wanken bringen können, Wilhelms damalige bedrängte Lage figürlich bezeichnen sollte, wozu der Wahlspruch vortrefflich angemessen war, zugleich kam hierbei so recht sein religiöser und demütiger Sinn zum Ausdruck. Man sieht, es ist nicht nötig, seine Zuflucht zu obigen albernen Fabeln und Auslegungen zu nehmen, welche leider, durch die Münzlitteratur verbreitet, so allgemein wurden und es bis auf den heutigen Tag noch sind.

An den Thalern aus den späteren Regierungsjahren Wilhelms fallen nun verschiedene Veränderungen auf, welche am Titel, Spruch und Bild vorgegangen sind. Zuerst bemerkt man die Änderung des Hoheitstitels im Jahre 1629, welcher jetzt nicht mehr die Worte Administrator Hirsfeldiae enthält, da Wilhelm nach dem Restitutionsedikt des Kaisers das Stift Hersfeld wieder hergeben mußte. Eine große Bitternis und Enttäuschung für ihn. Man sieht, auch Münzen, diese stummen Zeugen einer längst entschwundenen fernen Zeit, können reden. Sodann erscheinen auf den Thalern des Jahres 1630 hinter dem Baum des Sinnbildes einige Thürme und Häuser mit Mauer umgeben, anscheinend soll es eine Stadt vorstellen, vielleicht Kassel, damals der Zufluchtsort vieler vor den Scharen Tillys flüchtender Menschen, welche auch hier sicher geborgen waren, da während des ganzen Krieges Kassel nie vom Feinde betreten wurde. In diesem Jahre schloß auch Wilhelm sein Bündnis mit Gustav Adolf, verbesserte die Befestigungen Kassels und befahl, daß alle Einwohner sich reichlich mit Lebensmitteln versorgen sollten, um für die nun kommenden Kämpfe gerüstet zu sein. Der Landgraf durfte das stark befestigte Kassel wohl als seinen vornehmsten und sichersten Hort betrachten und wollte dieses durch Hinzufügung der mit Mauern umgebenen Stadt auch auf seinen Münzen jetzt zum Ausdruck bringen. Ein anderer Grund hierfür läßt sich schwer finden, auch kann man nicht gut annehmen, daß die Veränderung des Sinnbildes durch die Willkür eines Münzmeisters oder der Stempelschneider entstanden ist. Ferner fallen die Änderungen am Wahlspruch auf. Anfangs lautete er: Vno volente u. s. w., dann: Deo volente u. s. w. und in den letzten Jahren: Jehova volente u. s. w. oder auch wieder: Vno volente u. s. w. Vom Jahre 1633 an benutzte man die Anfangsbuchstaben der Worte des Spruches, indem diese viel größer als die anderen Buchstaben dargestellt wurden, um den Namen und Titel Wilhelms dadurch auszudrücken, zum Beispiel: Vno . Volente . Humilis . Levabor, also VV. H. L. (Wilhelmus Hassiae Landgravius). In solchen kleinlichen Spielereien wurde in früheren Jahrhunderten etwas Bedeutungsvolles gefunden, vielleicht auch abergläubische Vorstellungen damit in Verbindung gebracht. In den folgenden Jahren sind alsdann noch Hagel und Regen der bildlichen Darstellung des Gewitters hinzugefügt. Die Zeichnung des Palmbaumes verändert sich vom Jahre 1629 ab immer mehr, sodaß man ihn wirklich für einen Weidenbaum halten kann, und ähnelt schließlich einer Korngarbe eher als einem Baume.

Wie und wodurch mögen nun diese auffälligen Veränderungen entstanden sein? Es ist schwer, hierfür einen sicheren Grund zu finden, auch die einschlägige Litteratur enthält kein Wort darüber. Die wahre Ursache der Entstellung, ja Verzerrung des Palmbaumes wird wohl in der Unkenntnis und flüchtigen Arbeit der Stempelschneider zu suchen sein, von denen gewiß immer eine größere Anzahl beschäftigt war, die Menge von Stempeln anzufertigen, welche bei der damaligen Unvollkommenheit der Prägewerkzeuge und des Materials nötig waren, um diese Masse von Münzen herzustellen, die Wilhelm in seiner kurzen Regierungszeit schlagen ließ. Auffallend und merkwürdig ist es ja immerhin, daß sich an dem Sinnbild solche Veränderungen sozusagen unter den Augen des Landgrafen zugetragen haben, ohne daß dagegen eingeschritten wäre, denn auch nicht ein einziges Stück der späteren Jahre ist bis jetzt gesehen worden, auf welchem der Palmbaum so deutlich zu erkennen wäre wie auf den Thalern der ersten Jahrgänge. Die vielen Stempelverschiedenheiten dieser Thaler, von denen es gewiß weit über 100 gibt (besitzt meine Sammlung doch ungefähr einige 50 Stück davon) und welche man bestimmt bis auf den heutigen Tag noch nicht alle kennt, da immer noch solche auftauchen, die Jakob Hoffmeister in seinem klassischen Werke hessischer Münzen nicht aufführt, rühren auch nicht daher, wie verschiedene numismatische Schriftsteller berichten, daß Wilhelm diese vielen Thaler aus Eitelkeit oder auch Liebhaberei habe schlagen lassen, sondern erklären sich nur durch die rasche Abnutzung der Stempel, weil dieser Fürst wie kein anderer zu den schweren Kriegslasten des 30jährigen Krieges solcher ungeheuren Summen Geldes und in so kurzer Zeit bedurfte. Alle diese Münzen sind grob und unförmlich gearbeitet und lassen in Hinsicht auf die Geschicklichkeit der Stempelschneider viel zu wünschen übrig, dagegen

ist ihr Gehalt ein guter, auch haben fast alle vorkommenden Stücke volles Gewicht.

In Kassel waren zwei Münzstätten, die eine unter der Kanzlei (jetzt Renthof), die andere im „Wildenmann" ständig im Betrieb. Die Thaler des Jahres 1637, welche heute noch am zahlreichsten vorkommen, tragen vier verschiedene Münzmeisterzeichen, von welchen man drei bestimmt kennt*), das vierte ist bis zur Gegenwart unbekannt geblieben. An dem gleichzeitigen Vorkommen dreier Münzmeister läßt sich ermessen, was für hohe Anforderungen an die Münze gestellt wurden, und welche große Summen geprägt sein müssen.

Über was für Geldreichtümer Wilhelm verfügte, geht schon daraus hervor, daß er bei seinem oben erwähnten Einzug in Hanau den Armen und Bedürftigen der Stadt sofort tausend Thaler als Geschenk überweisen ließ und außerdem zur Unterhaltung der gräflichen Besatzung Hanaus noch fünftausend Thaler als Darlehn vorschoß, gewiß für jene geldarme Zeit eine beträchtliche Barsumme. Auch muß man hierbei noch in Betracht ziehen, daß der damalige Reichsthaler — es gingen 9 Stück auf die kölnische Mark feinen Silbers — schwerer und daher wertvoller als der heutige Thaler war, von denen 14 Stück auf die feine Mark entfallen, mithin jener im Verhältnis zum heutigen Zwangskurs von 3 Mark einen Wert von 4 M. 66²/₃ Pf. besaß, ohne die viel größere Kaufkraft und den höheren Silberwert damaliger Zeit im Vergleich zur Gegenwart dabei in Anschlag zu bringen.

Von keinem hessischen Fürsten hat man verhältnismäßig so große Mengen guter Münzen, namentlich Thaler, und diese in so vielfachen Stempelverschiedenheiten, wie von Wilhelm V. Seine Thaler kommen heute, nach ungefähr 270 Jahren, noch so häufig vor, daß kaum eine Münzen-Versteigerung im In- und Auslande stattfindet, auf welcher solche nicht in einem oder mehreren Stücken zu finden wären. Im Lande selbst gibt es noch manche Familien, welche diese Thaler seit Urväterzeiten als Erbstücke treulich aufbewahren. Man kann als sicher annehmen, daß die Thaler Wilhelms bis zur Zeit des Landgrafen Friedrich II., welcher gleich nach dem siebenjährigen Krieg eine neue Währung einführte, die herrschende Thalersorte in Hessen gewesen sind. Alle Regierungsnachfolger Wilhelms haben nur selten Thaler und alsdann nur äußerst mäßig schlagen lassen, was man zuverlässig an dem sehr spärlichen Vorkommen solcher Stücke verfolgen kann. Als Beweis für Vorstehendes möchte ich kurz anführen, daß meine Sammlung von den Thalern Wilhelms ungefähr 60 Stücke aufweist, welche alle in dem Zeitraum von 10 Jahren (1627—1637) geschlagen sind, während aus der langen Zeit von Wilhelms Tode bis zum Ende des siebenjährigen Krieges, mithin aus 126 Jahren, dieselbe nur einige 20 Stücke enthält, und diese noch nicht einmal alle aus verschiedenen Jahrgängen, der Jahre, in welchen Kursthaler geprägt wurden, sind es noch weniger als 20. Hiernach kann man sich wohl einen Begriff machen, in welchen beispiellosen Mengen Wilhelm hat Thaler schlagen lassen. Dieselben kamen noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts bei hessischen Rentkassen in Zahlung vor, trotz verschiedentlicher Aufforderungen zur Einlieferung dieser Münzsorte.

Der Liebhaberwert der symbolischen Thaler schwankt heute zwischen 15 und 20 Mark das Stück, während die Thaler sämtlicher Regierungsnachfolger bis 1763 einen solchen von 60 bis zu 200 Mark das Stück besitzen.

Der Verfasser dieses würde sehr erfreut sein, wenn jüngere Kräfte sich dem Studium und Sammeln hessischer Münzen zuwenden wollten. Wie manches Stück ist und wird durch den Sammler vor dem Schmelztiegel, dem größten und gefährlichsten Feinde aller Münzen, bewahrt und der Zukunft erhalten, um Zeugnis in fernster Zeit noch ablegen zu können von der Kultur unseres Stammes; denn was ist wohl unvergänglicher als Münzen, welche heute noch ebenso in unserer Hand ruhen wie vor Jahrhunderten in der unserer Ureltern! Welch hohen Genuß und reiche Befriedigung das Münzsammeln gewährt, wird jeder empfinden, der in den Münzen mehr als nur Augenweide sucht. Was für eine unendliche Fülle historischer Belehrung und Unterhaltung bieten sie und zu welchen Erwägungen und Betrachtungen über alles Vergängliche regen sie an, denn in ihnen spiegelt sich wie kaum anderswo die Geschichte einer mehr als 600jährigen ruhmvollen Vergangenheit lehrreich ab.

*) Vergl. den Aufsatz des Herrn Professors Weinmeister im „Hessenland" 1902, S. 215.

Herbst.

Aschgraue, regungslose Luft,
Halbverwelkter Astern herber Duft
Legt wie ein Grabstein sich aufs Menschenherz,
Mit dumpfem Druck bedeckend Lust und Schmerz.

Das ist die Ruhe vor dem Tod,
Ihr armen Blätter, blutigrot,
Ihr müden Bäume mit den dürren Zweigen,
Wollt ihr ein düster Zukunftsbild mir zeigen?

Darmstadt.

Therese Köstlin.

Aus alter und neuer Zeit.

Lebensrettung durch eine Geburtstagsfeier. Vor der Errichtung des neuen, stattlichen Universitätsgebäudes in Marburg, welches im Sommer 1879 feierlich eröffnet wurde, pflegten die dortigen Professoren, mit Ausnahme derjenigen der Medizin, welchen die Räume des Anatomiegebäudes zur Verfügung standen, ihre Vorlesungen in ihren Privatwohnungen abzuhalten, in welchen sie sich zu diesem Zwecke geeignete Hörsäle einrichten mußten. Denn das schon im Jahre 1521 bei der Gründung der Universität durch den Landgrafen Philipp I., den Großmütigen, erbaute alte Universitätsgebäude enthielt keine zur Abhaltung von Vorlesungen dienlichen Räume, sondern nur die für die öffentlichen Akte der Universität erforderlichen, die Aula nebst dem Prüfungssaal, die Bureaus des Universitätsgerichts und — den Karzer. Da die Frequenz der Universität damals die Zahl von 300 Studenten aller Fakultäten nie überstieg, und viele, besonders ältere Professoren, eigene Wohnhäuser besaßen, so bot die geschilderte Einrichtung auch keine besonderen Schwierigkeiten dar.

Auch der damalige, langjährige Vizekanzler der Universität Professor Dr. jur. Eduard Löbell, dessen Spezialfächer Kriminalrecht und Kriminalprozeß waren, besaß ein Wohnhaus am Steinwege, in welchem er sich ein geräumiges Parterrezimmer als Hörsaal eingerichtet hatte. Dieses Haus war, wie aus seinen sehr starken Fundamenten und seiner sonstigen Bauart hervorging, von sehr ehrwürdigem Alter und schon mehrere Generationen hindurch im Besitze von Professoren gewesen, so daß es gewissermaßen als ein Inventarstück der Universität betrachtet wurde. Professor Löbell selbst, welcher im Jahre 1868 in hohem Alter, nachdem er bis zuletzt in seinem Berufe thätig gewesen war, starb, war eine sowohl als Jurist, wie als Mensch und Politiker hochgeschätzte Persönlichkeit, welcher auch als Vertreter der Universität im kurhessischen Landtage viel zur Wiederherstellung des kurhessischen Verfassungsrechts vom Jahre 1831 beigetragen hatte und daher auch über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus in hohem Ansehen stand. Seine Vorlesungen, welche er in den Morgenstunden von 10 bis 12 Uhr zu halten pflegte, erfreuten sich daher auch eines besonders eifrigen Besuchs, welcher nur selten von einem seiner Zuhörer versäumt wurde. Auch der Professor pflegte, abgesehen von ganz besonderen, außerordentlichen Veranlassungen, nur einmal im Jahre die Vorlesungen auszusetzen, nämlich an seinem Geburtstage, an welchem ihm zahlreiche Glückwünsche von Verwandten und Freunden, namentlich seinen akademischen Kollegen, sowie auch von Studenten und aus dem Kreise der Bürgerschaft dargebracht zu werden pflegten. So geschah es auch im Sommer 1864, und die Zuhörer Löbells benutzten diesen freien Tag je nach der Verschiedenheit ihres Naturells teils zum Studium, teils auch zu einem Erholungsausfluge in die romantische Umgebung Marburgs.

Als sie nun andern Tags sich wieder zur gewohnten Stunde zum Besuche der Vorlesungen eingefunden hatten, staunten sie nicht wenig, den Hörsaal verschlossen zu finden. Doch wurde ihnen bald Aufklärung hierüber durch Professor Löbell selbst zu teil, welcher sie ersuchte, in sein Empfangszimmer einzutreten, das er bis auf weiteres zu seinen Vorlesungen zu benutzen genötigt sei, da der Hörsaal der Zerstörung anheim gefallen sei. Denn gestern Morgen gerade zur Zeit der sonst stattfindenden Vorlesung zwischen 11 und 12 Uhr habe er sich mit mehreren Gratulanten in dem an den Hörsaal anstoßenden Empfangszimmer befunden, als sie plötzlich durch ein furchtbares Krachen und Gepolter in jenem erschreckt worden seien. „Und sehen Sie, meine Herren, dieses war die Ursache des Lärms!" Mit diesen Worten schloß Löbell die Thüre des Hörsaals auf, seine Zuhörer traten ein und standen an einer Stätte der Verwüstung. Der dicke, aber wie sich nun herausgestellt hatte, schon längere Zeit morsche Querbalken, welcher nach altertümlicher Bauart die Zimmerdecke getragen hatte, war geborsten und herabgestürzt und hatte dadurch auch den Sturz des übrigen auf ihm ruhenden, aus Balken, Lehm und Dielen bestehenden Materials, sowie mehrerer in dem über dem Hörsaal gelegenen Zimmer gestandenen Möbelstücke herbeigeführt. Die Wirkung dieses Einsturzes war höchst verderblich gewesen. Das Pult des Katheders, vor welchem Professor Löbell bei seinen Vorträgen zu stehen pflegte, war durch den herabgestürzten Balken völlig zertrümmert, und es blieb nach der Lage des letzteren kein Zweifel übrig, daß dem Professor selbst, wenn er sich während des Einsturzes in seiner gewohnten Funktion befunden hätte, das Haupt zerschmettert worden wäre. Auch die Pulte der Zuhörer waren vielfach schwer beschädigt, und mancher der letzteren hätte den Tod oder eine schwere Verwundung erleiden können, wäre die Vorlesung nicht gerade zur Zeit des Eintritts der Katastrophe ausgesetzt gewesen. Löbell wies hierauf seine, von dem sich ihnen darbietenden Bilde der Zerstörung und einer glücklich vermiedenen augenscheinlichen Lebensgefahr ohnehin ergriffenen Zuhörer hin und fügte tiefbewegt hinzu, daß sie alle der Vorsehung nicht genug dafür danken könnten,

daß der Einsturz, welcher, obgleich er von den Hausbewohnern nicht im geringsten geahnt worden, doch nach der nunmehr zutage getretenen Morschheit des Materials schon lange gedroht habe, gerade an diesem kollegienfreien Tage erfolgt sei. Eine durchgreifende gründliche Reparatur seines Wohnhauses werde seine nächste Sorge sein.

Auch bei der übrigen Einwohnerschaft der Universitätsstadt erregte dieser rasch bekannt gewordene merkwürdige Vorfall lebhafte Teilnahme und Freude darüber, daß durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände ein schwerer Unglücksfall vermieden worden war.

R. v. B.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Unter zahlreicher Beteiligung wurden die Monatsversammlungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel im kleinen Saale des evangelischen Vereinshauses am 27. Oktober wieder eröffnet. Der erste Vorsitzende, Herr Generalmajor z. D. Eisentraut, begrüßte die Anwesenden und betonte in einer Ansprache die Notwendigkeit der Werbung neuer Mitglieder zur Verbesserung der Finanzen, damit Hessen nicht den anderen Geschichts- und Altertumsvereinen gegenüber auf einzelnen Gebieten im Rückstand bliebe, wie es jetzt leider thatsächlich der Fall sei. Dies habe die kürzlich in Düsseldorf stattgefundene Tagung des Gesamtvorstandes dieser Vereine bewiesen. Vor allem erforderten die so sehr nötigen Arbeiten mit dem Spaten zur Freilegung historischer Altertümer viel Geld. Erreiche der Verein noch eine größere Mitgliederzahl, so würden auch die ihm gewährten Zuschüsse in reichlicherem Maße fließen. Nach den weiteren geschäftlichen Mitteilungen hat der Verein in dem vergangenen Vierteljahr einen Zugang von 36 Mitgliedern zu verzeichnen, während elf ausgeschieden sind. Der Vorstand des Kasseler Zweigvereins ist derselbe geblieben, in den Gesamtvorstand aber tritt an Stelle des an die Universität Göttingen berufenen Herrn Professors Edward Schröder in Marburg Herr Landesgerichtsrat Gleim daselbst. Nachdem der Herr Vorsitzende einigen Herren, welche dem Verein Bücher, Zeichnungen und Musikalien geschenkt, seinen Dank ausgesprochen hatte, erteilte er Herrn Dr. Schwarzkopf das Wort, der darauf den angekündigten Vortrag „Herbstmanöver der kurhessischen Truppen unter dem letzten Kurfürsten“ hielt.

Der Redner leitete seinen Vortrag mit einem Hinblick auf diejenigen Manöver ein, die der Weltgeschichte angehören, wie z. B. die gewaltigen Truppenübungen, die Friedrich der Große und Napoleon I. vornahmen, und auf jene, welche nur für die Sondergeschichte einzelner Staaten von Bedeutung sind. Die hessischen Manöver seien freilich nur Kriegsspiele in kleinem Maßstab gewesen, aber sie hätten doch das Gute gehabt, daß die tüchtige Ausbildung der Truppen durch sie noch erweitert wurde. Möchte auch vieles dabei nach unseren heutigen Begriffen mit einem Lächeln abgethan werden, so müsse man die damaligen Zeitverhältnisse dabei in Rechnung ziehen und auch erwägen, daß die kurhessischen Landstände in rebus militaribus nur widerstrebend irgendwelche Geldmittel bewilligt hätten. Nach von ihm gemachten Aufzeichnungen schilderte Dr. Schwarzkopf nunmehr ein Manöver aus den 60er Jahren und zwar jenes, welchem als Bundes-Inspektions-Offiziere der königl. preußische Generalleutnant von Brauchitsch und der großherzoglich badische Generalmajor von Faber beiwohnten.*) Mit köstlicher Kleinmalerei wurde der Auszug der Kasseler Bürger und der Schuljugend nach der Knallhütte, in deren Umgegend das Manöver stattfand, wiedergegeben und all die kleinen Abenteuer eingeflochten, die sich dabei hin und wieder zutrugen. Ein weiteres Bild zeigte den Kurfürsten, begleitet von seiner glänzenden „Schwidde“, bei welcher auch des französischen Obersten, späteren Generals Duplessis gedacht wurde, den Familienbeziehungen öfters in die kurfürstliche Residenz führten, wo er auch diesmal anwesend war. Die Gesandten der verschiedenen Höfe fehlten ebenfalls nicht auf dem Manöverfeld. Redner gab darauf eine eingehende Beschreibung des Manövers, in welchem ein von Süden her anrückender Feind von Kassel zurückgeschlagen wurde. Bei den in das Gefecht eingreifenden Truppenteilen wurden auch eine Menge von Namen genannt, welche das damalige kurhessische Offizierkorps vor den älteren Zuhörern in voller Frische wieder erstehen ließ: General v. Loßberg, die Obersten v. Baumbach, v. Biedenfeld, Bödicker, v. Buttlar, v. Ende, der Oberstleutnant v. Sturmfeder, die Majors v. Heathcôte, v. Oeynhausen, v. Stein und andere Stabsoffiziere, von den jüngeren Offizieren aber traten hauptsächlich die Gestalten der schneidigen Husarenleutnants Beinhauer und Ferdinand v. Stein in den Vordergrund. Nachdem die Gardes-du-Corps durch eine kühne Umgehung des Schenkelbergs die dunkelblauen Husaren zu Gefangenen

*) Vergl. „Hessenland“, laufender Jahrgang, Seite 99.

gemacht hatten, wofür sie das unumschränkte Lob des Generals v. Brauchitsch ernteten, wurde „Feuer vorbei!" geblasen und Offiziere wie Soldaten gaben sich willkommenen Stärkungen hin. Auf die ersteren übten selbstverständlich die Hofküchenwagen eine besondere Anziehungskraft aus, wo die Frau Fürstin von Hanau in liebenswürdigster Weise die Wirtin machte. Mit einem Hinweis auf die neue Zeit, die sich im Militärwesen so gewaltig entwickelt habe, schloß Herr Dr. Schwarzkopf seinen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, der in frischen Farben ein äußerst getreues Bild des kurhessischen Manöverlebens gab. Als sichtbare Erinnerungszeichen an die damaligen hessischen Truppen waren Bilder, Waffen und Bekleidungsstücke aller Art aus den reichhaltigen Sammlungen des Redners wie des Herrn Konstantin Rudolph aus Kassel aufgestellt.

Kronprinz von Dänemark. Am 30. Oktober stattete der Kronprinz von Dänemark dem 2. Kurhessischen Husaren-Regiment Nr. 14, Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg, dessen Chef der Kronprinz ist, von Berlin aus einen Besuch in Kassel ab. Auf dem Friedrichsplatz fand nachmittags die Vorstellung des Regiments statt. — Da die Mutter des Kronprinzen eine hessische Prinzessin war und auch die sonstigen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem dänischen Königshause und der hessischen Fürstenfamilie sehr nahe gewesen sind, so entbehrt diese Anwesenheit des dänischen Thronfolgers in Kassel nicht eines gewissen geschichtlichen Interesses.

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor Dr. Hugo Ribbert zu Marburg ist in gleicher Eigenschaft in die medizinische Fakultät der Universität zu Göttingen versetzt worden. — Der bisherige Assistent am Historischen Institut zu Rom Dr. Johannes Haller ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden. — Professor Dr. Wrede in Marburg ist zum Bibliothekar an der Königl. Bibliothek zu Berlin ernannt worden, behält jedoch seinen dienstlichen Wohnsitz in Marburg.

Jubiläum. Der Präsident des Landgerichts zu Hanau, Herr Geheimer Ober-Justizrat Louis Koppen, welcher am 14. August 1831 zu Kassel geboren ist, beging am 29. Oktober die Feier des 50jährigen Dienstjubiläums, da er an diesem Tage im Jahre 1852 vor dem Kurfürstlichen Obergericht in Kassel die Referendarprüfung bestanden hatte und vereidigt worden war. Am 16. August 1860 wurde er zum Amtsassessor in Schmalkalden und ein Jahr später zum Gerichtsassessor an dem Kurfürstlichen Stadtgericht in Kassel ernannt, von wo er 1863 als Obergerichtsassessor nach Rinteln versetzt wurde. Nachdem er 1867 Kreisrichter am dortigen Kreisgericht geworden war, wurde er 1871 Kreisgerichtsrat daselbst, 1874 Kreisgerichtsdirektor in Bergen auf der Insel Rügen und bei Einführung der neuen Justizorganisation 1879 Landgerichtsdirektor am Landgericht zu Wiesbaden. Am 1. Oktober 1885 fand seine Ernennung zum Landgerichtspräsidenten an dem Landgericht in Limburg statt. Von dort wurde er am 1. April 1888 in gleicher Eigenschaft an das Landgericht Hanau versetzt, wo er noch heute in seinem Amt auf das erfolgreichste wirkt. Als vortrefflicher Jurist fand Herr Landgerichtspräsident Koppen auch verdiente Anerkennung durch Beförderung in eine hohe Rangklasse und Verleihung von Orden. In seinen jüngeren Jahren war der Jubilar auch schriftstellerisch thätig und hat die Fachlitteratur durch ein verdienstvolles Werk über „die Zivilprozeßordnung und die Zivilgesetze in Kurhessen", das 1861 erschien, bereichert. Möge Herr Geheimer Ober-Justizrat Koppen in der seitherigen geistigen Frische und körperlichen Rüstigkeit dem Staate, seinen Angehörigen und seinen Freunden noch lange erhalten bleiben!

Kunstnachrichten. Der in Düsseldorf seinen Studien lebende, aus Hessen gebürtige Kunstmaler Adolf Lins hat auf der Düsseldorfer Kunstausstellung die kleine goldene Medaille erhalten. — Bei dem vom Verein zur Erhaltung und Pflege der Bau- und Kunstdenkmäler in Danzig ausgeschriebenen Wettbewerb erhielten die Herren M. Hummel und K. Prévôt, Architekten und Lehrer an der Baugewerkschule zu Kassel, den ersten Preis.

Hessische Bücherschau.

Müller, H. F. Emanuel. Neues Weihnachts-Festspiel für Soli und gemischten Chor mit Klavierbegleitung. Op. 28. Fulda, Verlag von Aloys Maier.

Eine Besprechung dieses geistlichen Festspieles, dessen Komponist und Verleger Hessen sind, darf in dem „Hessenland" nicht unterlassen werden. Der erstere, früher katholischer Stadtpfarrer in Kassel, jetzt Domdechant in Fulda, hat schon viele solche Werke in leicht ausführbarem Oratorienstil mit Benutzung schöner, alter Kirchenchoräle verfaßt, welche bei den Aufführungen durch großartige lebende Bilder illustriert werden. In allen bedeutenderen hessischen Städten und in ganz Deutschland haben die

Müllerschen Festspiele durch ihren echt religiösen Text, ihre rührend ergreifende, fromme Musik und herrliche lebende Bilder die Zuhörer entzückt und begeistert. „Emanuel“ hat mit dem früheren Weihnachts-Oratorium nur den Aufbau, die Disposition gemein, während die Texte und Melodien neu sind. Die Chöre sind teilweise choralmäßig, teils in bewegtem ³/₄ und ⁶/₈ Takt geschrieben; sie können vier- und zweistimmig gesungen werden. Da sie leicht sangbar sind, hat diese im übrigen sehr wirkungsvolle Komposition den Vorteil, daß sie auch mit kleinen Mitteln und Kräften vorgetragen werden kann, also in höheren Schulen, Seminarien, Mädchen-Pensionaten und Klöstern oder von kleineren Kirchenchören. Von größeren Gesang- und Oratorienvereinen kann das Werk um so wirkungsvoller mit gemischtem Chor und Orchesterbegleitung aufgeführt werden. Da der geschätzte Komponist seinen Weihnachts-Oratorien „Die heiligen drei Könige“ und „Heliand“ nun den „Emanuel“ hat folgen lassen, so ist für Aufführungen in der schönen, frommen Weihnachtszeit eine vorzügliche Abwechslung geboten, sodaß diese noch in erhöhtem Maße wie früher ihre Zugkraft bei allen christlichen Konfessionen ausüben werden. — Der Verleger hat in gewohnter Weise das Werk mit vorzüglichem Notendruck und sinnig dem heiligen Stoff entsprechend gemaltem Titelblatt vornehm ausgestattet. **H.**

Burmester, Marie. Pfarrhäuser. Verlag von Clauß & Feddersen, Hanau.

Ein gutes, von evangelischem Geiste durchdrungenes Buch, dem der Gedanke zu grunde liegt, wahrer demütiger Frömmigkeit ein Lob zu singen, den geistlichen Hochmut aber zu tadeln. Dieser Gedanke ist in ein anmutiges, novellistisches Gewand gehüllt. Friesische Pfarrhäuser und ihre Insassen werden uns vor Augen geführt; alle Begebenheiten sind frisch und natürlich geschildert, sodaß sich der Leser gefesselt fühlt. Einige Gestalten sind sehr lebensvoll gezeichnet, so diejenige des Pastors Reimann, eines Mannes, der für sein heiliges Amt auch aus den Überzeugungen anderer Gutes zu schöpfen weiß, und das Idealbild der schönen Gerlinde, welches ein seltsam wohlthuender Hauch umweht — eine Verschmelzung von herbem Meeresodem und dem einschmeichelnden Dufte der Lindenblüte. Der Leser hört gerne, daß Gerlinde den Schmerz um die Untreue des Jugendgeliebten endlich überwindet und dem zum Protestantismus übergetretenen früher katholischen Priester Guerrier als Gattin in sein französisches Vaterland folgt, wo dem Paare ein gemeinsames segensreiches Wirken beschieden ist. — Viel Sinn für Poesie scheint Verfasserin zu besitzen; sie muß gut Märchen schreiben können, was die reizend kindliche Paradies-Geschichte der kleinen Inge (Seite 53) ahnen läßt.

Das Buch mit den darin beschriebenen religiösen Konflikten wird nur von wenigen völlig begriffen werden, wer es aber mit Verständnis liest, der wird die Gediegenheit seines Inhaltes anerkennen müssen, auch wenn er mit der darin vertretenen Tendenz nicht durchweg übereinstimmen sollte. — Fraglos hat Verfasserin die friesischen Pastorate nach der Natur gemalt; interessant ist es, das Leben in unseren heimatlichen Pfarrhäusern mit dem dortigen zu vergleichen. Wird auch das Werk auf geistigem Gebiete keine mächtigen Umwälzungen hervorrufen, so hat doch Verfasserin in vielen Herzen verwandte Saiten anzuschlagen gewußt. Wir sollen uns freuen, neben so manchen überspannten, unfeinen Produkten übermoderner Schriftstellerinnen ein Büchlein begrüßen zu dürfen, aus dessen Seiten uns nur reine Töne entgegenklingen.

R. **H. C.**

Personalien.

Verliehen: dem Landesgerichtspräsidenten Geh. Ober-Justizrat Louis Koppen zu Hanau aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums der Kronenorden 2. Klasse mit Stern und der Zahl 50; dem Pfarrer Schimmelpfeng zu Abterode und dem Stadtschulrat Bornmann zu Kassel der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Hauptlehrer Giese bei seiner Versetzung in den Ruhestand und dem Lehrer a. D. Grün, beide in Kassel, der Kronenorden 4. Klasse; dem Obersten z. D. Ernst von Kietzell in Kassel, dem Kreissekretär Friedrich Brunner in Ziegenhain und der Frau Gutspächter Lucie Meyer, geb. Vellner, in Bebra die Rote Kreuz-Medaille 3. Klasse.

Ernannt: Pfarrer Hertting zu Steinbach-Hallenberg zum dritten luth. Pfarrer in Schmalkalden; Pfarrer extr. Kienzler in Waldensberg zum Pfarrer daselbst; die Referendare Dr. Bernus und Graf zu Solms-Laubach zu Regierungsassessoren; die Referendare Brunner und Harry Schmidt zu Gerichtsassessoren; Rechtskandidat Koch zum Referendar; Regierungs-Hauptkassen-Buchhalter Jacobi in Kassel zum Rentmeister in Wehlau.

Überwiesen: die Regierungsräte Rötger in Oppeln und v. Gostkowsky in Posen der Regierung zu Kassel; Regierungsassessor Dr. jur. Lohr in Kassel der königlichen Polizeidirektion zu Aachen.

Übertragen: dem Regierungsassessor v. Gröning in Schleswig die kommissarische Verwaltung des Landratsamts im Kreise Gelnhausen.

In den **Ruhestand** versetzt: Pfarrer Schimmelpfeng in Abterode.

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt Heinrich Schott und Frau Sophie, geb. Poth (Kassel, 17. Oktober); Kaufmann Albert Hördemann und Frau Else, geb. Kornrumpf (Kassel, 20. Oktober); — eine Tochter: Pastor Heinrich Grote und Frau Helene, geb. Rolffs (Düderode a. Harz, 28. Oktober).

Gestorben: verw. Frau General Irene von Blume, geb. Aldefeld, 71 Jahre alt (Marburg, 12. Oktober); Rentner Alexander Müller, Kreistagsabgeordneter des Kreises Gersfeld, 61 Jahre alt (Poppenhausen, 13. Oktober); Pfarrer Ludwig Happich, 35 Jahre alt (Rockensüß, 16. Oktober); Freifrau Eleonore von Oeynhausen, geb. von Hattorf, Witwe des Obersten z. D. Freiherrn August von Oeynhausen, 84 Jahre alt (Kassel, 16. Oktober); Amtsgerichtsrat Dr. jur. Hugo Born (Düsseldorf, 17. Oktober); Königl. Regierungsrat Dr. jur. Rudolph Lantzius-Beninga, 54 Jahre alt (Kassel, 19. Oktober); Privatmann Karl Friedrich Klepper, 61 Jahre alt (Kassel, 19. Oktober); Frau Schloßkastellan Mathilde Baldewein, geb. Erb, 65 Jahre alt (Kassel, 20. Oktober); Kaufmann Heinrich Claus, 70 Jahre alt (Kassel, 21. Oktober); Oberpostrat a. D. Karl von Rumohr, 78 Jahre alt (Kassel, 25. Oktober); Landgräflich Hessischer Kastellan Adam Rampf, 63 Jahre alt (Philippsruhe); Posthalter Fritz Schäfer (Schlüchtern); Kunstmaler Hans Fehrenberg (Bremen, 27. Oktober); ehemaliger Bierbrauereibesitzer J. Gelber, 82 Jahre alt (Rotenburg a. F., 28. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 22. XVI. Jahrgang. Kassel, 17. November 1902.

Herbst.

Tief im Garten, müd und matt,
Steht ein alter Flieder,
Lautlos stahl sich Blatt um Blatt
Von den Zweigen nieder.

Manches Blatt, das niederglitt,
Nahm im Abwärtsfallen
Wieder andre Blätter mit . . .
Stetes Erdwärtswallen.

Fliederblätter, Menschenglück!
Greift der Herbst ins Leben,
Hältst vergeblich Du zurück
Die Dich einst umgeben.

Sturm.

Wie uns der Regen ins Antlitz schlägt!
Hörst Du nicht, Kind, wie der Sturmwind saust,
Fühlst Du nicht, wie er uns vorwärts trägt
Und Dir das flatternde Haar zerzaust? —

Stürme doch weiter und spar' die Müh',
Pack dich nur, alter verliebter West;
Siehst du, mein Mädel bekommst du nie,
Dazu halt' ich es viel zu fest. —

Hörst Du da droben die wilde Jagd?
Hui, wie das prasselt und immerzu
Pfeift und jäh in den Zweigen kracht!
Horch, und des Käuzleins Juhu! Juhu!

Frierst Du, mein Schatz? Dir trieft ja das Haar,
Ach, und das Röcklein, vom Regen schwer!
Weißt Du — um einen Kuß fürwahr
Geb' ich Dir meinen Mantel her.

Das war ein Tausch! Und nun ist er Dein,
Nimm Dich in acht, Du versinkst ja schier!
Nun noch recht tief in die Ärmel hinein, —
Siehst Du, Kind, so gefällst Du mir!

So, — nun häng' Dich an meinen Arm,
Setz' auch die Füße nur mit Bedacht;
Liegst Du daheim im Bett erst warm,
Schläfst Du noch 'mal so gut heut' Nacht.

Kassel. **Paul Heidelbach.**

Kirmestanz.

(Nachdruck verboten.)

Kirmes ist heute,
Kirmes juchhei!
Lustige Leute
Trollen herbei.

Stämmige Jungen,
Dirnen im Kranz
Innig umschlungen,
Springen zum Tanz.

Urväter Truhe
Spendet den Tand:
Schnallen und Schuhe,
Mieder und Band.

Stampfende Paare,
Wogende Glut,
Flatternde Haare,
Stürmendes Blut!

Kurzröcke wallen
Wirbelnd empor,
Waden, die drallen,
Blitzen hervor.

Die Klarinette
Schnarrt ohne Ruh,
Amor, ich wette,
Kichert dazu! —

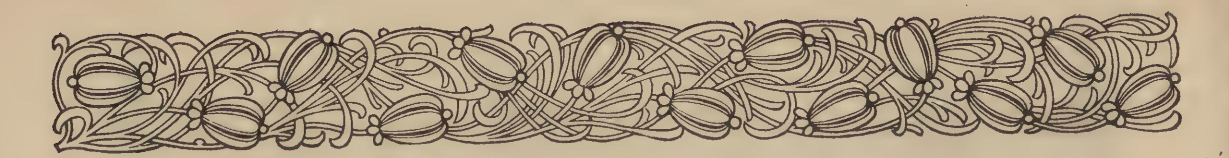
Eine nur, eine,
Dunkel von Kleid,
Wandelt alleine
Ohne Geleit.

Heimliche Wonnen
Brachte der Mai, —
Alles verronnen,
Alles vorbei!

Lachend umworben,
Glühend entfacht,
Ach, und verdorben
Schon über Nacht!

Singen und Klingen!
Weh, wie das brennt,
Schwingen und Springen
Wär's erst zu End'! —

Gießen. **O. Kindt.**



Briefe eines hessischen Offiziers aus Amerika.

Mitgeteilt von Karl Alexander Freiherrn Schenck zu Schweinsberg.

Die nachfolgenden Briefe, die aus den Jahren 1776 und 1777 stammen, wurden von dem Kapitän Max Michael von Oreilly*) an den Baron Milchling von Schönstädt geschrieben, auf dessen Gut Oreillys Gattin Trinette, eine geborene Milchling von Schönstädt und Nichte des Vorgenannten, sich während des damaligen amerikanischen Krieges aufhielt. Die sehr lebhaften genauen Schilderungen geben ein getreues Bild der Kampfesweise der beteiligten Völker, sodaß ihr Inhalt, der nach den französischen Originalbriefen im Auszug wiedergegeben wird, von bleibendem Interesse sein dürfte.

Lager von Long Island bei Newtown,
31. August 1776.

Zum ersten Male, mein lieber Schönstädt, habe ich einen Augenblick Zeit, Ruhe und die nötigen Utensilien, um einen Brief zu schreiben, seit wir in Amerika angekommen sind. In aller Eile und so klar wie möglich werde ich Ihnen mitteilen, was wir in diesem neuen Erdteil fertig gebracht haben; denn um eine genaue, systematische Darstellung zu geben, warte ich bis auf die Winterquartiere, anders ist es unmöglich, da man die Abfahrt eines Schiffes nur wenige Stunden vorher erfährt, oder dann gerade auf dem Marsch ist. Also zur Sache: Am 14. August wurden wir bei Staaten Island ausgeschifft; hier erfrischten sich unsere Soldaten so gut wie möglich, da die Engländer weder mit Brot noch Gemüse versehen waren, und der größte Teil der Einwohner seine Wohnungen verlassen hatte. Da bis jetzt, erstaunlicher Weise, noch keine Feldbäckerei eingerichtet ist, so sind wir noch gezwungen, Schiffszwiebäcke zu essen. Am 21. d. M. wurden wir bei Redchef auf die Schiffe verladen, auf denen unser ganzes Bataillon die Nacht zubrachte. Den folgenden Tag, 22., wurden wir auf Flöße, deren jedes eine Kanone hatte, ausgeschifft. Drei Kriegsfregatten bedeckten uns; wir landeten Angesichts einiger feindlichen Pikets, die es nicht für ratsam hielten, uns anzugreifen. Den 23. hatte unser Bataillon den ersten Vorpostendienst im Angesicht des Feindes, der in einem großen Walde vor uns Stellung genommen hatte. Die ganze Küste ist von den gefürchteten Riflemen in einer ungefähren Stärke von 3000 Mann besetzt. Sie haben Büchsen, ungefähr so wie die deutschen, aber von einer außerordentlichen Länge; sie schossen 40 Stunden lang auf uns und die Donopschen Jäger, wie die Kroaten auf dem Bauche durch die Felder kriechend. Mehr als 2000 Schüsse, die sie abgaben, hatten blos die Wirkung, 12 unserer Leute zu verwunden und einen Jäger zu töten. Sie gaben einige Kanonen- und Bombenschüsse ab, aber ohne Erfolg. Unser Bataillon lag hinter einer Hecke, in der Hoffnung, sie auf die Ebene herauszulocken, aber nein, es kam nicht zum Gefecht, und das Bataillon Minigrode löste uns ab. Herr v. Donop setzte oft sein Leben ein, die Jäger töteten ungefähr 12 dieser Helden, und unser Bataillon gab keinen Schuß ab. Einem englischen Offizier, der auf unseren rechten Flügel kommandiert war, durchbohrte eine Kugel die Nase. Ich kann Sie versichern, daß ihre Kugeln uns auf 1000 Schritte um die Köpfe flogen. Sie können sich denken, wie unsere hessischen Grenadiere aus Wut mit den Zähnen knirschten, daß sie an diesen Kerlen nicht Rache nehmen konnten; aber dazu sollte es bald kommen. Tag und Nacht hörte man nichts als das Gewehrfeuer aus den ungeheueren Wäldern, die unserm und dem englischen Lager wie ein Halbmond gegenüber lagen. Endlich stellten sich uns diese berüchtigten Riflemen, welche die amerikanische Fabel zu Helden stempelt. Sie bedrohten uns aus dem Wald und manchmal sogar in der Ebene. Sie höhnten unsere Vorposten, indem sie dieselben anriefen, doch näher zu kommen. Sie wissen ja, daß das Gefecht von Bunkershill und die englischen Zeitungen diese Braven sämtlich zu Herkulessen erhoben haben. Ja, ich muß vorausschicken, daß nachdem ich 1—2 Deserteure der Rebellen gesprochen habe, dieselben mir sagten, daß sowohl in der Armee von Washington als auch in New York man eine entsetzliche Beschreibung der Hessen gemacht habe, indem man den Rebellen vorspiegelte, daß wir grausame, blutdürstige Barbaren seien, aber blos dann, wenn wir ihnen überlegen wären, und Washington dieselben so viel als möglich aufstachelte, uns zu besiegen. Wahrlich, mein

*) Max Michael von Oreilly stand nach dem Staatshandbuch von 1776 als Kapitän im Regiment von Trümbach, Standquartier Hofgeismar. Eelking in „Die deutschen Hilfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege 1776—1783" führt ihn als zum Grenadierbataillon von Lengerke gehörend an.

Freund, die Hessen besiegt man nicht mit Redensarten. Diesen entwürdigenden Ausspruch erzählte ich meinen Kameraden Bentheim, Weitershausen und Eschwege und meinen Kameraden im Blockschen Bataillon. Darauf faßten wir den Entschluß, denselben durch Handschlag bekräftigend, daß wir in dem ersten Gefecht gegen diese berühmten Riflemen ihrem Feuer ruhig Stand halten und statt auf sie zu feuern, unsere Musik spielen lassen und sie zugleich mit dem Bajonett angreifen zu wollen. Die Wirkung dieses unseres Entschlusses zeigte sich folgendermaßen: Den 27. August morgens um 9 Uhr wurden wir in unserm Lager alarmiert (und zwar blos die Grenadiere, unsere Regimenter nicht). Wir formierten uns mit den Grenadieren und der leichten englischen Infanterie und griffen den Feind auf der Höhe und im Wald in Schlachtlinie an. In dem Augenblick, wo unser Bataillon (dessen linken Flügel ich führte) den Fuß des Berges erreicht hatte, wurde ich veranlaßt, mich von den drei andern Kompagnien zu trennen und den Feind vor dem Wald in der Flanke anzugreifen, sodaß ich ungefähr 2000 Schritt von Block entfernt war und sichelförmig mit meiner Kompagnie gegen den Wald avancierte. Als wir noch ca. 300 Schritte von der Waldlisière und dem Bergrücken entfernt waren, erhielten wir ziemlich starkes Gewehrfeuer, in demselben Augenblick spielte, wie wir es verabredet hatten, die Musik der vier Kompagnien, und wir stürmten, so schnell wir laufen konnten, mit dem Bajonett gegen sie, ohne einen Schuß abzugeben. —

Als guter Patriot, als welchen ich Sie kenne, würden Sie diesen Angriff, wenn Sie Zeuge davon gewesen wären, für den schönsten Augenblick Ihres Lebens gehalten haben. Endlich stürmten wir in einem Augenblick Höhe und Wald, ohne eine zweite Salve zu bekommen, wie wir vermutet hatten. Hierauf ließ ich von meiner ganzen Kompagnie gegen den Waldrand Feuer geben, wo diese gefürchteten Riflemen einen Augenblick Halt gemacht hatten. In diesem Augenblick konnte ich die drei anderen Kompagnien nicht mehr sehen, hörte aber ihr Feuer. Nachdem meine Kompagnie wieder geladen, stellte ich sie in Schlachtordnung. Wir drangen in dem Wald vorwärts, rechts und links feuernd. Endlich warfen wir sie zurück teils schießend, teils mit dem Bajonett und dem Gewehrkolben. Diejenigen, die auf uns schossen, mußten den Kopf ganz verloren haben, denn sie trafen uns nicht, so sehr waren sie aus der Fassung gebracht. Ich hatte Mühe, manchen von ihnen, die ich gefangen nahm, das Leben zu retten. Die Grenadiere wollten sich wegen der Verleumdungen rächen, was auch vollständig der Fall war. Denken Sie sich nur, daß, nachdem ich ziemlich in den Wald vorgedrungen, ich ganz von meinem Bataillon isoliert war. Links von mir war niemand von uns, da ich den linken Flügel des Angriffs befehligte. Ich rückte vor, wie es glücklicherweise die andern Kompagnien auch thaten, immer fort durch einen dichten Wald, der der Stützpunkt der Riflemen war, bis ich plötzlich, nach 2—3 Meilen, das feindliche Lager von New York vor mir sah; infolge der Aussendung von Patrouillen fand ich glücklicherweise mein Bataillon und später auch die andern, welche ebenfalls vorgerückt waren.

Seit diesem Tage hört man nichts mehr von Riflemen, ich glaube, sie sind von der Erde vertilgt; nach meiner Schätzung können es ca. 3000 Mann gewesen sein, sie galten für die besten Soldaten Washingtons. Nach Aussage der Gefangenen ist ihr Führer Lord Sterling selbst gefangen, ebenso General Sulivan, 1 Oberst, 9 Hauptleute, 27 Offiziere und ca. 500 Riflemen. Zwei oder drei Tage nach dem Gefecht konnte man sie sehen, wie sie beinahe verhungert durch das Gebüsch krochen. Vor unsern Vorposten warfen sie sich auf die Knie, dieselben mit erhobenen Händen um Pardon bittend, kurzum, unsere Hessen haben ihnen solchen Schrecken und Angst eingejagt, wie es kaum zu denken ist. Jetzt, lieber Freund, muß ich Ihnen von mir und meiner Kompagnie erzählen. Ich hatte blos 4 Verwundete, von denen einer gestorben ist: was mich anlangt, so denken Sie sich nur, daß ich, nachdem ich siegreich durch den ganzen Wald vorgedrungen war, mich mit meinen Leuten auf einer kleinen Ebene befand; plötzlich bemerke ich eine kleine Abteilung Riflemen fliehend, was sie laufen können. Sie kommen links von mir aus dem Wald und wollten den Yorkfluß erreichen. Ich stürmte mit meiner Kompagnie auf sie, um sie zu Gefangenen zu machen, ohne zu feuern. Da ich der vorderste war, rief ich ihnen auf englisch zu, daß, wenn sie die Waffen niederlegten, sie Pardon erhielten. Statt Antwort dreht sich einer derselben um und schießt auf mich. Glücklicherweise ging die Kugel auf die Schnalle meines Degenkoppels, welches am Patronentaschenriemen hing unterhalb der linken Brustseite; danach schoß ich auf ihn, fehlte aber, war jedoch über seine Unverschämtheit so wütend, daß ich den Schuß vergaß, mit allen meinen Kräften auf diesen Dummkopf, der immer noch nicht die Waffen niederlegen wollte, zulief, ihn mit dem Kolben gehörig zwischen die Ohren schlug, ihn auf den Rücken warf, entwaffnete und gefangen nahm. Meine Leute schossen auf die andern und nahmen sie gefangen, aber stets feuernd, da sie nicht Halt machen wollten. Aus Furcht, daß man diese Geschichte übertreibt, teile ich Ihnen dies alles so genau mit. Deshalb bitte

ich Sie auch, dieses der armen Trinette mitzuteilen, denn in der That bin ich glücklicherweise blos 2—3 Tage durch den Schuß inkommodiert gewesen, auch habe ich keinen Augenblick meine Kompagnie verlassen. Meine Brust ist stark angeschwollen und etwas schwarz, die darauf folgende Nacht brachte ich im Biwak zu, den Rücken gegen einen Baum gelehnt, da ich mich nicht lang ausstrecken konnte. Ich hatte starkes Seitenstechen, weshalb ich mir etwas Ader ließ, und befinde mich, Gott sei Dank, ganz gut, und die Anschwellung verschwindet von Stunde zu Stunde mehr und mehr.

Den 30. verließen die Feinde zwei ausgezeichnet verschanzte Batterien, welche sie auf dieser Insel, der Stadt New York gegenüber, noch hatten. Ich weiß nicht, ob es infolge des panischen Schreckens oder warum es geschah, denn dieselben waren außerordentlich befestigt und sehr gut gebaut.

(Schluß folgt.)

Hans Fehrenberg †.

Der Kunstmaler Hans Fehrenberg ist am 27. Oktober in Bremen gestorben. — Sein Tod ist das Ende langer Leiden.

Er wurde am 2. November 1868 als Sohn des Kaufmanns Fehrenberg in Kassel geboren, besuchte die dortige Realschule und wurde 1883 Schüler der Akademie der bildenden Künste. Er zeichnete daselbst bei Koch und malte unter Neumann und Kolitz. 1889 ging er mit dem Bose=Stipendium nach München, stellte im Glaspalaste aus und von 1893 ab in der Sezession, deren Mitglied er später wurde.

Es ist ein feiner Künstler in ihm dahingegangen. — Wenn er früher nicht unbeeinflußt war von den schnell wechselnden Anschauungen, die gerade in München seiner Zeit so grell und scharf in die Erscheinung traten, so war er später ganz er selber, ganz persönlich in Anschauung, in Ton und Technik, und in der Darstellung von großer Tiefe. Dichterischer Inhalt ernstester Art, eine an Schwermut grenzende Innigkeit lag in seinen Sachen, für die leider so gut wie kein Publikum vorhanden war.

Seine Studien von fabelhafter Richtigkeit malte er im bayrischen Weßling, in Alling und Fürstenfeld und später in Gottsbüren, Willingshausen, Dörnberg in seinem geliebten Hessenlande, und gerade die kurze Gottsbürener Zeit war wohl die glücklichste in seinem Schaffen. Da stand er voll in seiner Arbeit, die ihn beglückte. Auch da sind seine Motive die denkbar künstlerischsten, an die sich nur ein Kühner wagen mag.

Ein einzelnes Bauernhaus, mitten im Bilde stehend, ein Stück Hof in großer Perspektive; ein Feld, überschnitten von ein paar Hütten zur Zeit des Herbstes, wo alles in weicher Auflösung begriffen ist. Nicht trockene Abschriften, sondern gefühlgetränkte Übertragungen von stiller Intimität eines Romantikers — auch der Lehmhütte gegenüber.

Oder: ein liebes Thälchen, ein paar Raben schwingend über dem Bächelchen, eine mächtige Buche in der Bronze des Herbstes, höher der Wald und darüber der mächtige Wolkenzug des Herbstabends: Eroica!

Immer wieder der werdende Abend, der Zauber, den das verglimmende letzte Licht über die Landschaft gießt, den wir intensiv vor seinen Bildern mitempfinden. Das ist keine geklügelte Absicht, das ist volle, klare Empfindung, mit dem Herzen ausgesprochen und ihrer reinen Wirkung sicher. — —

Im September vorigen Jahres wollte er in seine Heide, die ihn lange angezogen, er reiste nach Bremen, von wo er nicht wiederkommen sollte.

Es ist ein merkwürdiges Geschick, das uns die jungen Künstler des engeren Vaterlandes, an die wir glaubten, nahm und nimmt. Wir denken an Faust, wir denken an Bohlender, denen jetzt Fehrenberg folgt. Man hätte ihn vielleicht einst zu den „Großen" gezählt, wäre ihm ruhige Fortentwicklung beschieden gewesen.

Weimar, November 1902.

W. S.

Kinderspiel und Kinderlied auf der Schwalm.

Von Joh. Heinr. Schwalm (Obergrenzebach).

Kinderspiele, Kinderlieder, welche Fülle freundlicher Bilder aus vergangenen schöneren Tagen der Kindheit erwecken diese Worte in Herz und Gemüt! Sie sind der Baum im Kindheitsparadiese, dessen Frucht ewige Jugend verleiht; nur der ist vom Genusse ausgeschlossen, dem Lebensüberfluß das Herz verdorben oder Lebensnot verknöchert haben.

Die folgenden Blätter wollen mit einer Anzahl Schwälmer Kinderliedern und Kinderspielen bekannt machen. Es sind anspruchslose Kinder der Volks=

dichtung, Ursprünglichkeit und Ungezwungenheit strahlen ihre blitzenden Augen, Lebenslust atmet ihr kirschroter Mund. Was zunächst den Titel betrifft, so ist hierzu zu bemerken, daß derselbe nur insofern gerechtfertigt erscheint, als diese Strophen und Liedchen in besagter Gegend gesammelt wurden. Der Bezirk, in dem die einzelnen in gleicher oder ähnlicher Form bekannt sind, dürfte sich jedoch über das ganze Hessen und weiter erstrecken.*) Unser Sammelgebiet gleicht einem Acker, von dem leider trotz seines relativen Reichtums vielleicht das Beste verschwunden ist. Anderes erscheint so verunstaltet, daß seine ursprüngliche, wertvollere Form kaum noch erkannt oder wieder hergestellt werden kann. Oft mußten zwei Halbe zu einem Ganzen vereinigt oder verschiedene Lesarten verglichen resp. verschmolzen werden, um zum Ziele zu gelangen. Nur hier und da liegt eine volle Ähre. Bei der Auswahl wurde darum so zu Werk gegangen, wie es ungefähr eine Ährenleserin thut, sie nimmt auf, was ihr des Bückens wert erscheint. Wie weit jeder Griff gelungen, muß freilich dahingestellt bleiben.

Die Form der Liedchen bietet nichts Besonderes, es ist vielmehr die dem Volksliede eigentümliche, reich an treffenden Bildern und kühnen Vergleichen, fast durchweg von verblüffender Einfachheit. Merkwürdige Wortbildungen kennzeichnen besonders einige Rätsel in der Mundart. Als interessant, ebenfalls der Volkspoesie eigentümlich, sind die „Reimketten" hervorzuheben, bei denen die folgende Zeile immer mit dem Reimwort der vorhergehenden beginnt, dieselbe in der Umstellung wiederholt, um erst in der nächsten Reihe den Gedanken weiterzuspinnen. Bei der Niederschrift wurde sich in der Regel des leichteren Verständnisses halber des Hochdeutschen bedient, der Dialekt trat in sein Recht, wo auch von den Kindern die „Rengmeln" ausschließlich in der Mundart gesprochen werden oder wo eine Wiedergabe in hochdeutscher Sprache auf Schwierigkeiten stieß.

Zum Schlusse ist vielleicht auch die Bemerkung nicht überflüssig, daß bei Beurteilung dieser Proben volkstümlicher Kinderpoesie sich dieselben von Kindermund gesprochen (gesungen) zu denken sind; Lebensodem weht dieser Gedanke den toten Buchstaben ein!

Die Reihenfolge der Darbietungen ist an Vorgänge aus dem Kinderleben zwanglos angeschlossen. In der Wiege schläft klein „Ankathrengche". Bruder „Hanskleche" reitet indes den Besen aus, sein Steckenpferd. Anfangs geht's, wie strengstens anbefohlen, ziemlich „dusement" her, bald aber wird das „Hop-kalop" immer kräftiger, und der Stoß, der jetzt beim Schwenken die Wiege erzittern macht, ist auch kein Einschläferungsmittel. Ankathrengche wird munter und läßt alsbald ihr kräftiges Organ hören. Die Mutter setzt geschwind die Wiege in Thätigkeit. Dabei singt sie jene Liedchen, wie sie eben nur einer Mutter allliebendem Herzen entströmen können. Bald sind es nur Töne, bald einzelne Strophen oder ganze Lieder. Da singt sie vielleicht:

So, so, söuse,
De Hôtzelmann es dröuse,
Hä left d's Gäßche rof on râb:
Er Weiwer keft m'r Hôtzeln âb.

Oder:

So, so, söuse,
Eiwel (Oberaula) leit bei Höuse (Hausen),
Schwazebân leit no d'rbei,
Kâcht d'm Kengche Häschebrei
On e besche Botter drof,
Gett d's Mejlche schnipp schnapp of.

Bald lallt das drollige Bürschlein, das bausbäckige Mägdlein mit und der Vater oder der Ellervater (Großvater) nimmt's auf den Schoß oder aufs Knie und schaukelt's, und auch ihm fallen die Verslein längst entschwundener Tage ein. Wie wunderlich, halb Rede, halb Gesang, tönt's aus seinem Munde:

Troll, troll, treppche,
Sure Kohl ens Deppche,
Eier on Späck ens Pännche,
Gets e wacker Männche.

Endlich sprechen die Kinder selber manches wohl ziemlich sinnlose, aber trotzdem nicht wertlose Verslein, weil dadurch die Sprachwerkzeuge ihre erste Übung erhalten. Daneben fällt bei dieser Gelegenheit der erste Klang der Poesie in die kindlichen Herzen, um dann lebenslang darin fortzutönen, leise, leise, bis das Menschenherz selbst stille steht. Auch hiervon eine kleine Auslese:

Batsche, batsche Küchelchen,
Mir und Dir ein Schühchelchen,
Mir und Dir ein Hellerchen,
Sind wir zwei Gesellerchen.

Hänsche von Wier (Wiera!)
Stell Linse beis Fier (Feuer),
Kâch Ärwes (Erbsen), kâch Ärwes, d's Känn (Korn, Roggen)
es so dier (teuer).

Em e
Seng m'r en Ste (Steina),
Em zwo
Seng m'r do,
Em drei
Äffe m'r de Brei,
Em vier
Trenke m'r d's Bier,
Em fenf
Komme die Welf,
Em sächs
Kemmt die Häx,
Em sewe
Seng m'r drewe,
Em ächt
Wäds Nächt,
Em neng
Trenk m'r de Weng,
Em zah
Es alles geschah.
Em elf, zwelf, drekze, vätze
Well inse Mäd schätze.

*) Vergl. auch „Kasseler Kinderlieder" von Dr. G. Eskuche und J. Lewalter, „Hessenland" 1891, Nr. 14 ff.
Die aus dieser wertvollen, auch in Buchform (bei Ernst Hühn, Kassel) erschienenen Sammlung schon bekannten Lieder sind größtenteils hier fortgelassen. D. Red.

Größer und stärker werden indessen die Kleinen. Ist der Frühling eingekehrt, sitzt auf dem Dache der Buchfink, der im Winter kläglich sang: „Bau'r, Bau'r, laß mich in dein' Schi — — — ier! (Scheune)" und ruft übermütig: „Bau'r, Bau'r, ich — flieg' über dein' Schier!", läßt die Meise ihr „Spetz die Schàr! Spetz die Schàr, màrn wonn mer on Acker fahre!" vernehmen, und das Huhn ruft munter: „Gätz, gätz, geleht! De Sommer muß ich Eier lehng, em Wenter muß ich barwes (barfuß) geh, eß dàs erlebt, erlebt, erlebt?!" Dann hält es auch die Kinder nicht länger in den vier Wänden. Scharenweise sammeln sie sich wie die Vöglein auf der Wiese zum Spiele. Da klingt's gar lustig:

Kriechen sie durch den Busch,
Meine Mutter hat geschlagen
Mit dem Stock
Ein Loch in Kopf,
Das darf ich niemand sagen.

Die Kinder marschieren im Gänsemarsche auf, wobei das nächstfolgende immer das vorhergehende am Rocke anfaßt. Zwei bilden den „Busch", indem sie sich an beiden Händen gegenseitig ergreifen. Alle Mitspielenden kriechen unter ihren hochgehobenen Händen hindurch, bis auf den letzten, der vom „Busche" festgehalten wird. Auf die Frage „Wurst oder Speck?" „Himmel oder Hölle" entscheidet er sich für eine Partei. Sind durch wiederholtes „Durchziehen" alle Kinder verteilt, faßt die Abteilung „Wurst", wovon sich die einzelnen Kinder um den Leib oder an den Kleidern festhalten, die Gegenpartei „Speck", die sich ebenso widerstandsfähig gemacht, und nun kommt's zum Ziehen. Das Häuflein, welches verliert, wird mit dem Zetergeschrei „Verloren! Verloren!" verspottet.

Einige Jungen schneiden nun Weiden, um Pfeifen und „Hoppen" (vergl. die Hoboe, Oboe), auch „Bäzen" genannt, daraus anzufertigen. Beim Losschlagen der Weidenrinde sprechen sie:

Sift, Saft, Sejre,
De Hàngd „macht" *) Krejre,
De Hàngd macht Witze, Watze,
Sächze Häller ef in Batze.
„Motter geb m'r e Nelche (Nadel)!"
„Wàs wet‿de met‿dem Nelche?"
„Säckche flecke."
„Wàs wet‿de met‿dem Säckche?"
„Stenerche (Steinchen) läse."
„Wàs wet‿de met‿de Stenerche?"
„Velche wärfe."
„Wàs wet‿de met‿dem Velche?"
"Brore."
Vans net gerot, sons die dolle Hànge
On die welle Ràwe fräſſe. **)

*) Der eigentliche Ausdruck unwiedergeblich.

**) In der Hersfelder Gegend singen die Kinder beim Verfertigen der Pfeife:

Weide, Weide, Weifchen,
Ich schlag' dich auf das Pfeifchen,
Wenn du nicht gerätst,
Dann werf' ich dich in den Graben
Bei die wilden Raben,
Bei die wilden Witzen-Watzen,
Daß sie dir die Augen auskratzen.

(Salzmann: Die Hersfelder Mundart, S. 106.)

Und in der Wetterau singen sie:

Saft, Saft, Sinn!
Koarn î die Münn (Mühle),
Ståb î die Bach!
Dout mai Paifche
'n healle Krach.

Jetzt sondern sich die Knaben wieder ab, um Reiterball zu spielen. Je ein Knabe ist „Pferd", ein anderer „Reiter". Der Ball wird von den Reitern so lange zum Fangen hin und her geworfen, bis er zur Erde fällt. Die „Pferde" suchen nun die „Reiter" zu treffen, gelingt's, so wechseln die Parteien.

Die Mädchen, beharrlicher wie die Buben, singen:

Guten Morgen, Herr Spielmann,
Wie geht es denn dir,
Mit der kleinen Violine,
Mit dem großen Bombom?
Es rasseln die Schellen,
Es klappert der Topf,
Es tanzen die Mädchen einen Galopp.

Alle erforderlichen Bewegungen, die Instrumente zu spielen, werden ausgeführt.

Als Glanznummer steigt die „schauderhafte, höchst traurige" (ähnlich aus anderen Gegenden bekannte) Geschichte:

„Johanna saß am breiten Stein."

Die Jungen sind jetzt das Ballspiel überdrüssig und wenden sich dem „Krichchen" (Haschen) zu. Jeder weiß einen Zählreim, um festzustellen, wer zuerst das Amt des Läufers übernehmen soll. Lange können sich die Kampfhähne nicht darüber einigen, welches der schönste sei. Wir entscheiden den Streit ebensowenig, sondern lassen einige der kürzesten Reime hier folgen:

1. Ännche, Sännche, sitt‿che sah,
Emmche, Behmche, knall.

2. Äbelche, bäbelche, wie, wa, wäck.

3. Eje, weje,
Du ſat greje,
Du ſat lurn,
Buchstaburn.

Die Mädchen bilden jetzt eine bunte Gruppe, die einen stehen, andere sitzen auf dem schwellenden Rasen und geben sich gegenseitig neue und alte Rätsel auf. Auch davon möge sich eine Auslese hier anreihen:

1. Guckuck, Hitzegeber, Wohlleber. Was ist das?
[Fenster, Ofen, Brotkasten.]

2. Henger insem Höus
Weßt e Bemche röus,
Ek ke Iches (eichenes),
Ek ke Biches (buchenes),
Ek von kinerlei Holz (?)
[Eiszapfen.]

3. Was hängt an der Wand wie toten Manns Hand?
[Handschuh.]

4. Wie tragen 5 Hämmel die Schwänze?
[Ungerade.]

5. Wenn's „heute" regnet, wird's Leder billig, [Häute.]
Wenn's „morgen" regnet, wird's Land billig. [Morgen.]
Wenn's „aber‿mals" regnet, wird's Bier billig [aber Malz].

Da stürmt die wilde Rotte der Buben heran; es entsteht eine regelrechte Zänkerei mit den Mädchen. Wieder müssen allerlei Reime herhalten. Da bekommt der kleine Konrad „seinen Treff" mit:

Koneråd.
Schlapperbårt,
Leg' dich en die Doreläd (Sarg),
Wat, ich well's deng Våter fång,
Sall dich werre röuser jäng.

Er rächt sich mit:

Elfe, belfe, Bilsebäck,
Ståp die Hänner engen Rack,
Owe nen on enge rous
Bus nach låhme Schneiresch Höus.

Die ganze kinderbedeckte Wiese schreit auf, als ein Hühnerhabicht hoch in den Lüften seine Kreise zieht:

Hinkelhäbch (Hühnerhabicht),
Kränzekräbch,
Dreimol em de Kres rem,
Du höst meng Motter die Eier gestohln,
Mässer här,
Hals åbschnejre: Quik, quik, quik!

Den Schwarzrock Rabe, der sich auf einem Baume in der Nähe niedergelassen hat, grüßt das Verslein:

Råwe, Råwerik,
Geh m'r net en Kri(e)g,
Geh m'r net nåch Angerod,
Schlo se dich met Stange dot.

Ein Storch aber wird mit dem Wunsch nach einem Bruder oder einer Schwester begrüßt.

Damit ist der Friede wieder hergestellt und die fröhliche Schar wandert, da die Abendglocke ertönt, mit geröteten Wangen und blitzenden Augen vergnügt nach Hause, um morgen wieder jene Spiele weiter zu spielen, bei denen schon Vater und Großvater in dasselbe Lustgeschrei ausgebrochen sind, wie jetzt die Enkel.

Nicht nur der Frühling, sondern auch jede andere Jahreszeit bringt für die kleinen Spielrätze besondere „Sorgen". Bald sind es die Stelzen, die zurechtgezimmert werden müssen, bald die Bälle (aus Garn gewickelt und mit Wollfäden gestickt), jetzt die „Flitzebogen" und dann wieder die „Gescheln" (Peitschen), die besonderes Nachdenken verlangen. Auch die nötige Übung mit oder auf allen diesen Instrumenten ist erforderlich, um es, womöglich als angestauntes Wunderkind, den andern zuvorzuthun, wenn es „um die Wette" geht.

Im Winter hat der Schwälmer Nachwuchs vollauf mit dem Schlitten zu thun. Als besondere Oase in der schneeweißen Eintönigkeit desselben wird es von den Kleinen und von der ganzen Familie begrüßt, wenn der „Ellerväter" oder die „Görrel" oder der „Vetter" (Onkel!) Hann-Jost Schlachtefest ansagt. Wie eilig versammeln sich da alle Vettern und „Wasen", um wacker hacken und — essen zu helfen! Am Mittag beim „Quellfleisch" und am Abend zur Wäschtsäpp (Wurstsuppe) sind alle Mann an Bord. Und diese Freude und diese Eile ist die Festlichkeit auch wert. Hier der Küchenzettel:

1. Trockene Brot- oder Wecksuppe.
2. Sauerkraut und Schweinefleisch.
3. Steifer Reisbrei und Rindfleisch.
4. Kohlraben und Schweinefleisch.
5. Saure Brühe.
6. (Kartoffelklöse.)
7. Zwetschen.
8. „Weckemilch."

Die Kinderschar sitzt an einer besonderen Tafel, ihr werden die Schüsseln gereicht, wenn sie den Tisch der „Großen" verlassen. Diese vergessen neben fleißigem Essen auch das Trinken nicht. Schon beim zweiten Gerichte ertönt der Alarmruf: „Sure Kohl on kin?" (kein, nämlich Branntewein). Jedoch kann man sagen, ohne der Wahrheit zu nahe zu kommen, daß der Schnaps immer mehr in Mißkredit gerät, resp. daß an seine Stelle unaufhaltsam das Bier tritt.

Ungefähr in der Mitte der Gästerei erscheint das „Schlachtemännchen" (eine vermummte, arme Person oder auch ein Knecht oder eine Magd) mit großmächtigem Knüppel und weitbauchigem Gefäß, um die Kinder mit verstellter Stimme drohend zum Beten aufzuforden, vor allen Dingen aber, wenn's eine arme Person ist, um einen kleinen Tribut an Fleischbrühe und am liebsten auch guten Fleisch—brocken darin einzuheimsen. Die armen Kinder, „Trollgäste" genannt, sind schon am Nachmittage gespeist worden. Steckt dagegen eine Magd (Knecht) in der Verkleidung, so gilt der Mummenschanz hauptsächlich dem kleinen „Hanskurt" oder der kleinen „Lessewit", um sie noch wochenlang mit dieser Schreckperson bei Gelegenheit zum Gehorsam zu zwingen, und das gelingt dann, wie versichert wird, durch dieses zwar drastische, aber keineswegs empfehlenswerte Mittelchen besser, als durch die am „Striche" (Tragbalken) in der Stube drohend liegende Familiengerte vom süßen und doch, ach, so bittern Haselnußstrauche.

Alfred Bock.

Von Alexander Burger.

(Schluß.)

Bock hat in seiner Thätigkeit als Fabrikant Gelegenheit genug gehabt, die städtische Arbeiterbevölkerung zu studieren. Eine Frucht dieses Studiums war der vorliegende Roman „Bodo Sickenberg", der uns mitten hinein in das Getriebe einer großen Zigarrenfabrik versetzt. Mit großer Liebe und Sachkenntnis hat uns der Dichter ein Bild des geschäftlichen Lebens und Treibens gegeben. Auch hier stehen sich natürlich die Kontraste schroff gegenüber. Der Chef der Fabrik Sickenberg, ein junger ideal veranlagter Mann — der Vorarbeiter Mispelbaum, der das Vertrauen seiner Arbeitsgenossen mißbraucht und schauerlichen Betrug verübt, es sind nur zwei, vielleicht die am feinsten herausgearbeiteten Personen des Romans. Die schönsten Kapitel sind auch hier die, in denen der Dichter die niederen Kreise des Volkes schildert. In technischer Hinsicht stehen die drei erstbesprochenen Romane zweifellos höher. Das Volkstümliche scheint die Domäne Bocks zu sein, hier fühlt er sich wohl und mit ihm der Leser, der das innige Vertiefen in den Volkscharakter dankbar anerkennt und dem Dichter mit Vergnügen zum höchsten Verdienst anrechnet. Ich weiß ja nicht, ob der Roman „Bodo Sickenberg" auf Thatsachen basiert. Das aber weiß ich und jeder, der in Gießen, der Heimat des Dichters, bekannt ist, daß hier das Leben und Treiben seiner Vaterstadt auf das genaueste geschildert ist, etwa wie dies in dem Schauspiel Bocks „Der Gymnasialdirektor", auf das ich noch kurz zu sprechen komme, geschehen ist.

Die Reihe von Romanen, die uns Alfred Bock mit immer steigendem technischen Können geboten hat, — wir vermögen seine Entwicklung zu immer reinerer Kunst an der Reihe „Bodo Sickenberg (1900)", Die Pflastermeisterin (1901)", „Der Flurschütz (1902)" zu erkennen, — wollen wir in unserer Besprechung beschließen mit der 1898 erschienenen Sammlung von Novellen „Wo die Straßen enger werden"*). Es sind hier sechs Novellen zu einem Bande vereinigt. Schon der Titel deutet an, daß nicht die Großstadt mit ihrem Leben und Treiben oder die vornehme Welt als Schauplatz dient, sondern daß die Erzählungen sich da abspiegeln, wo „die Straßen enger werden", wo die kleine Stadt ihre Rechte hat und der kleine Mann wohnt. Die Eigenart Alfred Bocks lassen diese sechs Novellen nicht erkennen. Es sind hübsch geschriebene Geschichten, nicht mehr und weniger. Für den Meister Bock, den Meister, wie er sich in seinen Heimatromanen zeigt, ist die Sammlung völlig belangslos. Man wird es deshalb verzeihen, wenn ich mit diesen wenigen Worten über das Buch hinweggehe. Es geschieht nicht aus dem Grunde, weil Gutes davon nicht zu sagen ist und Schlechtes nicht gesagt werden soll, sondern einzig und allein, weil es uns keine neue Eigenart des Verfassers, keine neue Seite seines Talentes erkennen läßt.

Von den fünf Lust- und Schauspielen, die unser Dichter geschrieben, haben sich zwei einer größeren Aufmerksamkeit erfreut: das Schauspiel „Der Gymnasialdirektor" *), das er mit Eugen Zabel zusammen schrieb, und das Lustspiel „Die Prinzessin von Sestri".**) Das erstgenannte Stück ist uns besonders interessant wegen seiner Tendenz. Es behandelt, wie schon in diesen Blättern erwähnt, lange vor Dreyer, Otto Ernst u. a. Fragen aus dem Lehrerleben. Bock hat hier äußerlich an die bekannten unglückseligen Verfehlungen, die eine Anzahl Schüler des Gießener Gymnasiums sich zu Schulden kommen ließen, angeknüpft. Ich darf wohl mit Recht annehmen, daß die Idee zu dem Stücke von Bock, der ja aus nächster Nähe die That und ihre Folgen beobachten konnte, ausging. Ich habe das Stück s. Zt. in einer prächtigen Darstellung im Frankfurter Schauspielhaus gesehen. Bauer spielte den Direktor, den Schulmonarchen, der aber noch ein Herz hat für die Jugend und ihre Wünsche und Bedürfnisse, der trotz seiner Gelehrsamkeit — er war in Berlin und hat „so 'n großes Buch über Shakespeare" geschrieben —, doch noch nicht genug Bücherstaub geschluckt hat, um gegen die Liebe gefeit zu sein. Mit der Liebe kommt der Konflikt. Liebe und Pflichtgefühl — beide zu vereinigen, danach strebt er. Und es gelingt ihm nicht. Äußere Einflüsse sind stärker wie er mit seinem strengen Gefühle von Recht und Pflicht. Er fühlt selbst, daß mit dem Moment, wo der Mensch in ihm hervortritt, wo er sich mit der Mutter des jungen Mannes verlobt, deren Sohn der freilich unschuldigere Teilnehmer eines Diebstahls ist, daß mit diesem Moment der Direktor seine Stellung der Welt gegenüber nicht mehr behaupten kann. Und er geht, um nur noch seiner Liebe zu leben.

*) „Wo die Straßen enger werden". Geschichten von Alfred Bock. Neue Ausgabe 1901. Berlin. F. Fontane & Co.

*) Eugen Zabel und Alfred Bock: „Der Gymnasialdirektor." Schauspiel in 4 Aufzügen. Fontane & Co. Berlin 1896.

**) „Die Prinzessin von Sestri." Lustspiel in 3 Aufzügen. Fontane & Co. Berlin 1900.

„Unsere Zukunft birgt zwei heilige Güter: Freiheit und Liebe!“

Das Schauspiel hat seinen Gang über die deutsche Bühne gemacht. Es ist nachher verschwunden, wie so viele Werke nach einer gewissen Zeit vom Schauplatz abtreten müssen, um andern, vielleicht weniger guten Platz zu machen. Wo es gespielt wurde, erzielte es stets eine gewisse Wirkung und wurde beifällig aufgenommen.

„Die Prinzessin von Sestri“ führt uns zurück in die Zeiten italienischer Kleinstaatelei. Es ist ein ganz ansprechendes Bild einer Zeit, die von neuen Ideen überholt worden war. Es ist ein Lustspiel feinerer Art, den historischen Lustspielen entsprechend, die uns namentlich aus dem Französischen in so ausgezeichneter, unübertroffener Weise überkommen sind. Die Figuren, an der Spitze der eitle Herzog von Sestri, der gar zu gerne unter die alte Herrlichkeit seines Herzoghutes zurückkehren möchte, der Erbprinz, der den Gedanken an Herrschaft aufgegeben hat und nur seinen Wissenschaften lebt, die Erbprinzessin, die aus politischen Motiven in eine Heiratsintrigue verwickelt wird, sie, um nur die drei Hauptpersonen zu nennen, sind von charakteristischer, lebenswahrer Zeichnung. Sie werden dann von einer ganzen Reihe von Nebenpersonen umgeben, die alle in ihrer Art treu gezeichnet sind, wenn auch ihre Notwendigkeit manchmal nicht zu erkennen ist.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn unser Dichter nicht auch ein Bändchen poetischer Schriften herausgegeben hätte, das kommt doch gewöhnlich als erster Versuch. So war es auch bei Bock. Er hat seiner kleinen Sammlung „Gedichte“ *) kein weiteres Bändchen mehr folgen lassen. Seine Begabung liegt ja wohl auf einem andern Gebiete, aber er braucht sich auch seiner Gedichte nicht zu schämen. Besonders möchte ich das kleine, aber tiefempfundene Gedicht auf Richard Wagners Tod hier erwähnen: Richard Wagner, zu dessen begeistertstem Anhänger sich Alfred Bock, wie auch aus jeder Zeile seines Buches „Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik“ **) hervorgeht, rechnen darf. Es zeigt uns den Romancier Bock, als den wir ihn bis jetzt betrachteten, von einer ganz anderen Seite, als feinsinnigen Essayist. Es ist eine einzig dastehende Sammlung, in der der Verfasser mit großer Genauigkeit und liebevollem Sichversenken in das Wesen der von ihm behandelten deutschen Dichter, den Beziehungen nachgeht, die diese selbst zur Musik und zu den Strömungen auf musikalischem Gebiete ihrer Zeit hatten. Wo sich mir durch Beherrschen des ganzen Materials wie bei Lenau und Grillparzer Gelegenheit ergab, die Aufsätze kritisch durchzugehen, habe ich kaum einen Fehler oder eine wichtige Auslassung entdeckt. Man erkennt überall das genaue Studium, das die Vorbereitung zu diesen Aufsätzen gekostet.

Das zweite dem wissenschaftlichen Gebiete angehörende Buch Bocks sind die kulturgeschichtlichen Bilder „Aus einer kleinen Universitätsstadt“.*) Sie sollen nach dem Vorwort „den Anteil Gießens an der Entwicklungsgeschichte des deutschen Geisteslebens“ kennzeichnen. Dieser Einfluß ist ja niemals, wenigstens zu den Zeiten, von denen die vorliegenden Aufsätze handeln, ein hervorragend großer gewesen. Es ist immer mehr die ins Kleine gehende, aber genaue Arbeit hier angefertigt worden. Und doch sind auch diese Aufsätze, die die Besuche Goethes in Gießen bei Professor Höpfner, die Studienzeit Klingers und Börnes in Gießen u. v. a. m. behandeln, interessant und hübsch zu lesen. Der Verfasser führt uns bis zum Jahr 1848, wo Karl Vogt eine bedeutende, wenn auch etwas zweideutige Rolle im großen Trauerspiel inne hat. Von Wichtigkeit ist besonders der fünfte Aufsatz „Fichte, Schleiermacher und Professor Schmidt in Gießen“ insofern, als hier bisher ungedruckte Briefe Fichtes und Schleiermachers, die sich in der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek in Gießen befinden, abgedruckt werden.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen über einen oberhessischen Dichter, dem unsere Landeslitteratur schon jetzt so viel zu verdanken hat. Seine dichterische Persönlichkeit stellt sich uns als eine durchaus selbstständige gegenüber. Er steht in der Vollkraft seiner Jahre und so können wir es nur wünschen, daß er lange noch nicht auf der Höhe seiner Kunst angekommen ist, daß seine noch kommenden Werke nicht ein Absteigen sondern ein stetiges Weiteraufwärtsschreiten bedeuten. Dies ist unser innigster Wunsch. Die warme Liebe des Dichters zur Heimat und ihren Bewohnern werden uns hoffentlich noch manches vollwertige Buch schenken.

*) Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, o. J.
**) Gießen 1900, J. Rickersche Buchhandlung.

*) Gießen o. J. Verlag von Emil Roth.

Aus dem Roman „Der Flurschütz"

von Alfred Bock.

(VII. Kapitel.)

„Zehn, ihr Leut'!" rief mit schnarrender Stimme der lange Schorsch, der Nachtwächter zu Eschenrod. Darauf tutete er zehnmal in sein Horn. Ein fernes Echo gab die langgezogenen Töne zurück. Alles lag in tiefstem Schlaf, nach harter Arbeit brauchte der Körper Ruhe. —

Zur selbigen Stunde verließ der Flurschütz seine Behausung und trat seinen nächtlichen Rundgang an. Während der guten Jahreszeit hatte er mindestens einmal in der Woche sein Revier zu begehen, und er befolgte genau seine Instruktion.

Unweit der Kirche kam ihm der lange Schorsch entgegen.

„Daniel, weißt schon?"

„Was?"

„Der Hobach ist aus dem Kästchen kommen."

„Sind dann dem seine drei Monat' schon um?"

„Freilich."

„Die Zeit vergeht, man weiß nicht wie."

„He sieht gottserbärmlich aus."

„Ja, das macht die Stockhausluft."

Der Wächter trat nah' an den Flurschütz heran.

„Was ich sagen wollt', Daniel, nehm' Dich in Acht. Der Justus hat's auf Dich gepackt."

Der Flurschütz faßte den Knotenstock fester und sprach gelassen:

„Ich fürcht' mich nicht."

Er bot dem langen Schorsch die Zeit und schritt der freien Feldmark zu.

Über dem Geiersberg stieg der Mond empor und streute sein Silber auf das Gelände. Rings Blütenschnee und Wohlgeruch. Da atmete man noch einmal so tief und fühlte innerst die Kräftigkeit, die aus Millionen Keimen drang.

Wenn man jung war, sah man nur obenhin, wie schön unser Herrgott die Welt gemacht und dachte, das bleibt dir ewig lang. Ja fehlgeschossen, lieber Kumpan! Jahr um Jahr flog pfeilschnell dahin, und guckte man rechts und links sich um, war schon die halbe Kameradschaft fort. Und was noch am Leben, war mehrenteils mürb. Kurios! Man hatte doch auch was auf dem Buckel und merkte noch nichts von Hinfälligkeit. —

Er reckte sich unwillkürlich empor. Er kam halt von einer gesunden Art. Die trotzte stämmig Prall und Stoß.

Was konnte am Ende das Quengeln helfen? Man that sein Mannwerk ohne Scheu und war zufrieden mit seinem Brot.

Er hatte sich auch über nichts zu beschweren, seit ihm die Christine die Wirtschaft führte. Die war eine Schanzern, nicht zu beschreiben. In aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, schurgelte sie bis in die Nacht. 's war eine Freude, ihr zuzugucken. Nur blickte sie manchmal so trübetrostig drein. Ja, ja, das Kind! Sie hatte eben auch ihr Herzgespann. Das war unter den Mäderchen ganz verschieden, die eine nahm so was auf die leichte Achsel, die andere kam nicht darüber hinweg.

Die Stadtleut' wollten was Besseres sein und schämten sich nicht ihrer Schuftigkeit, ein armes Mädchen zu Fall zu bringen und hernach in Kümmernis sitzen zu lassen. Da ging's auf dem Land doch sittiger zu. War ein Bursche über das Schwabenalter hinaus, hatte er wie recht und billig seinen Schatz. „Passierte" etwas, so hielt man zueinander. Allenfalls wurde die Hochzeit verschoben, bis man im eigenen Haus zusammenzog. —

Die Christine hatte halt Unglück gehabt. Darum achtete er sie gewiß nicht gering. Die brauchte sich vor niemand zu versteckeln. Dahingegen stach sie gar manche aus, und trug sie erst ihren Sonntagstaat, konnte sie sich weitum mit den Frauenbildern messen.

Putzig, daß er dafür noch Augen hatte, wo er doch schon in gesetzten Jahren war. Ein Lächeln flog über sein Gesicht. Die Alten wurden mit einem Mal giferich. Der Katzenhannes voran. Was war dem Hannebambel dann eingefallen? Die Christine hatt' es ihm angethan. Zum Heiraten gehörten freilich zwei. Sie hatte ihn fix ablaufen lassen. Wie mochte wohl ihr Gusto sein? Der Katzenhannes war abgeblitzt, aber morgen konnte ein anderer kommen, und eh' man sich umsah, war sie fort.

Er zog die Stirne mächtig kraus. Sie hätte ihm jetzt doch gefehlt. Er hatte sich an sie gewöhnt. Schon wieder ein anderes Gesicht im Haus? O Jemine! Und dann wußte man nicht, wen man bekam. Wenn er ihr monatlich zwei Mark zulegen würde? Jawohl, das konnte gleich geschehen. Aber lag ihr denn wirklich an dem Lohn? Sie hob nur das Kostgeld für ihr Bubchen ab, das andere, meinte sie, stünd' gut bei ihm. Das war klar, am Geld hing sie nicht. Ja, wer ihre Gedanken ausknicheln könnte! Vielleicht war ihr gerad' seine Art kommod. Er schob ihr keinen Riegel vor, sie durfte hinlangen, wo sie wollte, just als ob sie die Bäuerin wäre. Und freundlichen Zuspruch hatte sie auch. Das verstand sich am Rand, wenn eins sich so plagte. Obendrein war sie nicht auf den Kopf gefallen, konnt' manchmal reden wie ein Buch. Wann war's dann gewesen? Ja, letzt am Sonntag. Er hatte sich einen Schliwwer in den Finger gerannt. Da war sie allein in die Kirche gegangen. Wie sie heimkam, that sie die ganze Predigt verzählen. 's war die Geschichte vom verlorenen Sohn. Der Pfarrer hatte mancherlei zugesetzt und seiner Gemeinde ans Herz gelegt. Die Christine hatte kein Wörtchen vergessen, das floß ihr nur so aus dem Mund heraus. Er mußte alsfort an den Jakob denken, dann der war ja auch ein verlorener Sohn, aber keiner,

wie er in der Bibel stand. Der kam nicht reumütig nach Haus, strunzte lieber als Fittch in der Welt herum. Ob die Christine auf den Jakob hatte anspielen wollen, weil sie alles so hübsch nachsprechen that? Schon möglich, sie war seelengut. Ihm war sell viel auf der Zunge gelegen, er hatte es aber hinuntergeschluckt. Was sollt' er dem Mädchen vorlamentieren? Das verschloß man gottseben am besten in sich. Sie kannte den Jakob nur vom Hörensagen, wußt' nicht, wie grundverdorben er war. An dem war alle Predigt verloren. Die Sünde nahm er auf sein Gewissen: Der Bub war bei ihm ausgethan. —

Vom Dorf her drangen abgerissene Klänge, der Wächter hörnte Mitternacht. Der Flurschütz schlug einen Feldweg ein und näherte sich dem Hollerbach. Auf dem Wasser lag ein Nebelstreif, darüber goß der Mond sein Licht. Ein Lüftchen hatte sich aufgemacht und trieb das Silbergespinnst hin und her. Da formten sich seltsame Gestalten, Alraune und Wichtel, ein ganzes Heer. Ja, wer an den Spuk noch glauben mochte. Bei Gott! Dort drüben regte sich was. Kein Heinzelmännchen, ein leibhafter Mensch. —

Mit einem Satz sprang der Flurschütz über den Bach, ging einer schmalen Furche nach und sah den Wolfsacker vor sich liegen.

Über den Grenzstein bückte sich ein Mann.

„Wer da?" rief ihn der Flurschütz an.

„Ich sein's", gab eine heisere Stimme zurück.

Der Flurschütz war auf Schrittlänge herangekommen.

„Hobach? Du?"

„Ja, ich."

„Was schaffst Du hier?"

„Kümmert's Dich? Ich denk', ich steh'n auf meinem Grund."

„Nächts?"

„Jawohl, nächts."

„Und lawerierst wieder da am Grenzstein herum?"

„Was fällt Dir ein?"

„Hobach, fass' ich Dich noch einmal, kommst Du unter drei Jahr' nicht weg."

„Ich hab' den Grenzstein nicht angerührt."

„Ich sag' Dir's in Gutem, Hobach, geh' heim."

Der Mann machte keine Miene zu gehen.

„Ich bleib'! Du hast mir nix zu kommandier'n."

Jetzt donnerte der Flurschütz ihn an:

„Galgenstrick, gleich gehst Du mit!"

Da zuckte der Justus Hobach zusammen, zog blitzschnell etwas aus der Tasche hervor und drang auf sein Gegenüber ein.

Des Flurschützen Adlerblick war ihm gefolgt. Im Nu sauste sein Knotenstock nieder und traf mit Wucht des Gegners Kopf. Ein Messer fiel auf die Ackerscholle. Der Hobach aber schlug rücklings zu Boden, von seiner Stirn rieselte Blut. —

Fernher rauschte der Hollerbach. Eine Eule flatterte über die Stätte und erhob ihr häßliches Geschrei. Es war so hell wie am lichten Tag.

Der Flurschütz richtete den Getroffenen auf und band ihm sein Schnupftuch um den blutenden Kopf.

Der Justus hatte ihm ans Leben gewollt, er hatte sich bloß seiner Haut gewehrt. So weit war's jetzt mit dem gekommen. Gestern aus dem Stockhaus entlassen, heut' ein wüster Mordgesell. Wie ein Mensch sich sein Leben so verschütten konnte! Er kannte den Hobach von Kindsbeinen an. Der trübte vordem kein Wässerchen, ging still und friedsam seiner Wege. Nun fiel ihm aus Erbschaft der Wolfsacker zu, der lange brach gelegen hatte. Und es passierte, daß er Sonntags sein Gewann beschritt und vermeinte, ein Streifen sei ihm abgezackert. Herrgott, wer hatte das pexiert? Das mußte vor Tag geschehen sein. Daneben lag dem Schmalbach sein Acker. Der schien auf einmal so merkwürdig breit. Schmalbach, Nimmersatt, daß Dich die Pest! Der Schmalbach leugnete alles ab. Die Sache kam ans Feldgericht. Das sprach den Friedrich Schmalbach frei und ließ alsbald einen Markstein setzen. Der Hobach war selbigmal ganz aus dem Häuschen und schlich wie verpicht um den Stein herum. Die Leute sprachen: Der schnappt noch über. Der Grenzstein ging ihm nicht aus dem Kopf. Und er griff wahrhaftig zu Hacke und Spaten und verrückte im Dusterlicht den Stein. Dabei hatte der Flurschütz ihn gefaßt und stracks dem Strafgericht überliefert. Drei Monat hatten sie ihn eingesteckt. Drei Monat Gefängnis, das war hart. Unter den „Kochemern" war er völlig verwildert. Das sah man, wie er zum Messer griff.

Der Flurschütz hob das corpus delicti auf und steckte es behutsam ein.

Der Justus hatte einen Haß auf ihn, weil er der Angeber gewesen war. Er hatte gethan, was sein Amt ihm gebot. Da gab's beileibe kein Verdutscheln. Und wenn's der eigene Bruder war.

Selbigmal hatte er freilich seine besonderen Gedanken gehabt. Der Schmalbach war ein durchtriebener Kunde. Dem war eine Büberei schon zuzutrauen. Nun that das Feldgericht seinen Spruch. Dernacher hieß es: das Maul gehalten.

Der Hobach wollte sein gutes Recht und hatte sich schrecklich hineingerannt. Der Schmalbach, der Kujon, rieb sich die Hände. Wie's zuging unter dem Menschenvolk! Es war zum Lachen und Flennen zugleich! —

Vor ihm lag der blutrünstige Mann. Da beschlich das Mitleid sacht sein Herz. Der da war gewiß der Schlimmste noch nicht. Die Menschen hatten ihn rabbiat gemacht. Und es liefen ihrer im Dorf herum, die schmuckeliger waren wie der. Auf dem armen Teufel herumzutrampeln, war Skandal und Niedertracht. Wenn er sich sonst nur wieder aufrappeln that — was diese Nacht geschehen war, gelobte der Flurschütz sich, schwieg er tot. —

Der Verwundete stöhnte leise.

„Wie ist's dann?" fragte der Flurschütz besorgt.

Der Mann war leicht verletzt, aber völlig zerknirscht.

„'s hat mir nix gethan", sprach er dumpf vor sich hin.

Der Flurschütz atmete erleichtert auf.

„Du mußt einen harten Schädel haben. Wann ich einem eins auf den Grind geb', hat's geschellt."

Der Justus brachte sich mühsam auf die Beine und ächzte: „Hättst Du mich doch kaput gemacht."

„O ha!"

„Guck, Daniel, ich sein wie bedäumelt gewest. Gest' Mittag sein ich losgekommen. Drei Monat haben meine Leut' nicht nach mir geguckt! Etz tret' ich ins Haus. Und rührt sich keins. Und mein' Frau hat ein Gift auf mich und hat die Kinder verhetzt, der Vater wär' zu nix mehr nutz. Da sein ich Dir fort in einer Wut und wollt' vermordessern, was vor mich kam. Daniel, was hab' ich ausgestanden!"

Die helle Verzweiflung sprach aus dem Mann. Da der Flurschütz schwieg, sah er ihn flehentlich an.

„Daniel, ich bitt' Dich, führ mich etz ab. Nur nicht am Tag, wo die Leut' ein' neipeln."

„Wer spricht dann von abführen?" that der Flurschütz erstaunt. „Ich schätz', Du bist ein freier Mann."

„Daniel!" schrie der Hobach auf und suchte zitternd des Flurschützen Hand.

Der aber sagte mit leisem Schüttern:

„Justus, wenn Du sonst nix mehr verkerben willst, von mir aus geschieht Dir gewißlich nix. Was Du sell gethan hast, ist alleweil glatt. Dadrüber hat Dir keins nix mehr vorzuwerfen. Kopf hoch, Justus. Und etz geh heim!"

Der Justus blieb erst wie versteinert stehen, dann wankte er dem Dorfe zu. Der Flurschütz nahm seinen Marsch wieder auf und schritt durch das nächtliche Revier.

So meatte dorch.[1]

(Hinterländer Mundart.)

Reachdom meacht nit glecklich — Oarmut oawer dreakt,
Joa, 's hot bei Bäre[2]) sealle reacht g'gleckt,
Da, z'wing[3]) meacht Soarge, z'viel eas ugesond,
Meatte dorch — d's Beste woas m'r feanne konnt.

Meacht d's Geald die Herze kealt ean hoat wäi Stee,
Breangt goar leacht die negste Mensch außenee;
Ach, wäi mancher Geizhals soag ich schu ean Nut,
Fra ean Kean de gonnte nit d's droak'ne Brut.

Meacht doach oach die Oarmut häi d'r grißte Streit
Zesche deje, däi sich[4]) doach aus Läib g'freit,
Eas naut ean d'r Scheffel, ean d'm Sack ke Gold,
Git d's e d'm aaner goar z'gern die Schold.

Mecht ich drim so oarm nit — oach so reach nit wern —
Woas z'm Leawe nierig, doas nor härr ich gern;
Kinnt ich da om Oweb friedlich lege mich,
Härr e gout G'weasse — ach, wäi reach wier ich!

Nanzhausen. **Heinrich Naumann.**

[1]) So mitten durch; [2]) Beiden; [3]) zu wenig; [4]) Zwischen denen, die sich.

Sej'[1]) Meike.[2])

(Mundart: Umgebung von Rinteln a. d. W.)

„Ek maj[3]) deî doch sau[4]) geêrn leîn[5])
Worümme wutt[6]) Diû meî nich freîn,
Sej' Meike!
An meînem Howe[7]) sind feuw[8]) Peer[9])
Un hunnert Acker, wutt Diû mehr?
Sej' Meike?!

Dä Huiser up[10]) sind neîh biut[11])
Un allens suiht sau glatt[12]) doch iût,[13])
Sej' Meike?
Dat Veih is düchtig, gaud in'n Stand
Un Blaumen sind in'n Goorn plant,[14])
Sej' Meike!

Sej' ja, denn bist Diû meîne Briût,[15])
In veier Weken[16]) wär wir triût,
Sej' Meike?
Un wenn eôk[17]) meîne Mudder schellt[18]),
Weîl Diû eôk nich'n Speîer[19]) Geld,
Sej' Meike!?"

„Ach jaue[20]) Junge, lat meî jahn[21]),
Most Deî dat iût dem Koppe slahn",[22])
Sejt Meike.
„Suîh meî nich an sau spitz[23]) und scheif,
Ek hew[24]) Deî nich'n betken leiw",[25])
Sejt Meike.

„Meî heuert!"[26]) „Härst Diû noch sau vel,
Meîn Harte kümmt da me in't Spel."[27])
Sejt Meike.
„Deîn How, meîn Armauth paßt nich recht,
Leiw hew und freîn wilk[28]) deînen Knecht."
Sejt Meike!

Hohenrode. **Adolf Dalwig.**

[1]) Sag'; [2]) Mädchen; [3]) mag; [4]) so; [5]) leiden; [6]) willst; [7]) Hofe; [8]) fünf; [9]) Pferde; [10]) die Häuser darauf; [11]) neu gebaut; [12]) schön; [13]) aus; [14]) in den Garten gepflanzt; [15]) Braut; [16]) vier Wochen; [17]) auch; [18]) schilt; [19]) Spürchen = Spier = Strohteilchen; [20]) guter; [21]) gehn; [22]) schlagen; [23]) spitz; [24]) Ich habe; [25]) bischen lieb; [26]) Mir gehört; [27]) Mein Herz kommt dabei mit ins Spiel; [28]) Lieb hab' und frei'n will ich.



Aus alter und neuer Zeit.

Die Kasseler „Nationalgarde" unter König Jérôme. In alten Papieren blätternd, fällt mir ein Schriftstück aus der westfälischen Zeit in die Hände, das heute nach fast 100 Jahren nur noch wenig bekannt sein dürfte, wenn es nicht vielleicht ganz der Vergessenheit anheimgefallen ist. Mit Veröffentlichung desselben glaube ich daher im Interesse der Allgemeinheit zu handeln. Außerdem aber wirft es auf die Prachtliebe und den Sinn Jérômes für das Äußerliche, sowie auf die ganze damalige Zeit so interessante und bezeichnende Streiflichter, daß ich glaube den Lesern dieser Zeitschrift einen Dienst zu erweisen, wenn ich im Nachstehenden den Inhalt bekannt gebe. Bemerken will ich noch, daß das Schriftstück sowie die Unterschriften Original sind. Die dritte Unterschrift ist sehr verschnörkelt und schwer zu lesen, ich kann daher keine Verpflichtung übernehmen, ob sie richtig von mir gelesen wird. Das Schriftstück lautet:

„Seine Majestät der König haben, wie es der hiesigen Bürgerschaft bereits bekannt ist, zu wiederholten malen den Wunsch geäußert, die Casselsche National Garde uniformirt zu sehen, ein Wunsch, der um so billiger erscheint, da die National Garden mehrerer benachbarten Städte, selbst die der Stadt Frankfurth, deren Souverain nur ein geistlicher Fürst ist, bereits mit Militärischer Kleidung versehen sind.

Die der Stadt vorgesetzten Behörden haben diesen Wunsch Sr. Majestät zu der Kenntniß ihrer Bewohner gebracht. Indessen hat ihm die Mehrzahl derselben, uneingedenk, daß jener Wunsch jeden Augenblick in einen ausdrücklichen Befehl verwandelt werden kann, — daß in demselben für ächte Unterthanen schon ein hinreichender Antrieb zu seiner Erfüllung liegen sollte — bisher kein Gehör gegeben.

Der Verwaltungsrath der National Garde im Verein mit der Municipalität glaubt daher der Bürgerschaft nicht verbergen zu dürfen, daß Seine Majestät in Gegenwart der angesehensten Staats-Beamten dem Herrn Maire von Canstein persönlich ihre Unzufriedenheit darüber zu erkennen gegeben haben, und daß dieselben auch wohl allerdings ein ganz anderes Benehmen von denjenigen ihrer Unterthanen hätten erwarten können, die die unverkennbaren Vortheile der Residenz genießen; die das Glück haben, täglich ihren Souverain zu sehen, deren Handel und Wandel jetzt einen neuen vorher gänzlich unbekannten Flor erhalten hat, die die Producte ihrer Industrie theuer und gewiß absetzen können, und welche endlich die hohen Hausmiethen gegenwärtig beziehen.

Erscheinen nicht die Einwohner von Cassel, die bisher nur Beweise der Liebe, Milde und des Wohlwollens ihres Monarchens aufzuweisen gehabt haben, als undankbar, verdienen sie nicht, daß ihnen die Königlichen Wohlthaten entzogen werden, wenn sie noch länger fortfahren, sich dem Wunsche ihres Souverain zu wiedersetzen, und ihrem eigenen Vortheil entgegen zu handeln? Denn sehr leicht wäre es möglich, daß Seine Majestät überdrüßig ihre Wohlthaten an Unerkenntliche zu verschwenden, den dringenden Bitten einer anderen großen Stadt unseres Königreiches Gehör gäbe, die die größten Aufopferungen nicht gescheut und die unzweideutigsten Beweise ihrer Anhänglichkeit an die Person des Monarchen gegeben hat, um dadurch würdig zu werden, seine Person in ihren Mauern zu besitzen. Endlich glaubt der Verwaltungsrath der National Garde, vereint mit der Municipalität der Bürgerschaft nicht verbergen zu dürfen, daß Seine Majestät, wenn Vorstellungen keinen Eingang finden werden, wahrscheinlich ihr Königliches Ansehen geltend machen, und die zuerst geäußerten Wünsche in einen ausdrücklichen Befehl verwandeln dürfte. In diesem Falle würde die Bürgerschaft also nur das unbedeutende Verdienst des Gehorsams haben, statt daß sie ihrem Souverain gegenwärtig durch freiwillige Uniformirung ihrer National Garde einen unzweideutigen Beweis ihrer Dankbarkeit für die Königlichen Wohlthaten, ihrer Anhänglichkeit an Seine geheiligte Person und ihres aufrichtigen Leidwesens, nur einen Augenblick die höchste Unzufriedenheit auf sich gezogen zu haben, ablegen kann.

Was wird aus der Stadt Cassel werden, wenn Se. Majestät ihre Residenz verlegten, wenn mit ihr die ersten Staatsdiener sie verließen? In dieser beunruhigenden und traurigen Lage der Sache hat daher der Verwaltungsrath der National Garde dem versammelten Municipal Rath der Stadt Cassel von dieser für die Einwohner beunruhigenden Aeußerung Sr. Majestät des Königs sofort Kenntniß gegeben, und ist im Einverständniß mit demselben beschlossen worden: die zur National Garde eingeschriebenen Bürger ungesäumt zu einer eigenhändigen Erklärung aufzuforden:

Ob sie die Uniformen aus eigenen Mitteln, binnen 14 Tagen, sich anschaffen können
oder
auf eine Unterstützung Anspruch machen

und hofft der Verwaltungsrath der National Garde von dem Patriotismus und von der Rechtlichkeit der Cassel'schen Bürger ein angenehmes Resultat jener Erklärungen sich im Voraus versprechen zu dürfen.

Die Glieder des Municipalraths haben sich, um ihren Eifer zu Erfüllung der Wünsche Sr. Majestät an den Tag zu legen und um zugleich allen Nachtheil von der Stadt abzuwenden zu suchen, rühmlichst bereit finden lassen, gemeinschaftlich mit dem Herrn Quartier Commissarius jene Erklärungen zu sammeln und die Sache möglichst zu befördern. Zur Entfernung aller Mißverständnisse über den Zweck der National Garde, wird die verschiedenlich mündlich geschehene Versicherung hier wiederholt:

„daß nach dem buchstäblichen Inhalt des Organisations
„Decret der Zweck der National Garde schlechterdings nur
„darin bestehen soll, um während der Abwesenheit und
„bey nicht zureichender Garnison im Inneren der Stadt,
„für die Erhaltung der Sicherheit der Person und des
„Eigenthums zu wachen."

Auch darf nicht unbemerkt bleiben, daß es zu hoffen steht, es werde die bereitwillige Erklärung zu Anschaffung der Uniformen auf die nähere Bestimmung über die jetzige starke Einquartierung einen für die Stadt wohlthätigen Einfluß haben.

Cassel, den 26ten Februar 1810.

Der Verwaltungsrath der National Garde der Stadt Cassel.

Hein. Berenger. W. F. von Buttlar (?) Canstein.
Rüppel.
Wille.

An
Herrn Municipalrath Meyer u. Quartier
Commissarius Mergard."

H. M.

Hessisches Schlachtbild. Herr Rektor G. Waldfeld in Langenselbold schreibt uns: „Zu dem letzten Abschnitte des Bergérschen Artikels über „Hessen-Darmstadts Abfall von Napoleon I.“ (Heft 14 dieser Zeitschrift), der die Sonderüberschrift „Die hessischen Truppen im Feldzuge von 1815“ trägt, erlaube ich mir mitzuteilen, daß sich in meinem Besitze ein Bild des dort erwähnten Treffens bei Lampertheim und Mundolsheim befindet. Das Bild gewährt eine ungemein klare Übersicht über das Schlachtfeld und die sich auf demselben abspielenden Kämpfe. In der Mitte des Vordergrundes sieht man einen sich öffnenden Hohlweg, aus dem ein verwundeter Offizier getragen und eine Anzahl Gefangener geführt wird. Links von diesem Hohlwege hält der Prinz Emil mit seinem Stabe. Von einem Adjutanten wird ihm ein Soldat mit einer eroberten französischen Fahne vorgeführt. Rechts von dem erwähnten Wege werden verwundete Soldaten verbunden. Auch hat hier eine aus vier Geschützen bestehende Batterie Aufstellung genommen, die ihr lebhaftes Feuer auf den ihr gegenüber liegenden, von den Franzosen stark besetzten Weinberg richtet. An den Abhang des letzteren lehnt sich, die Mitte des Bildes einnehmend, ein Dorf an, in dessen Gärten und Gassen heftig gekämpft wird. Den Hintergrund schließt eine blaue Bergreihe und das Häusermeer Straßburgs mit dem hochragenden Münster ab. — Bemerkt sei noch, daß sich bei den Figuren verschiedener Offiziere Ziffern befinden. Offenbar hat noch ein besonderer Schlüssel zu dem Bilde gehört, der die Namen der also Bezeichneten enthielt. Vielleicht kann ein Leser des „Hessenlandes“ darüber Auskunft erteilen.“*)

*) Das vorstehend beschriebene Bild findet sich auch in dem kürzlich erschienenen sehr reichhaltigen Katalog 277 der Karl W. Hiersemannschen Buch- und Antiquariatshandlung in Leipzig: „Die napoleonische Zeit und die europäische Geschichte von 1750—1850“ wie folgt angezeigt: Nr. 530. Darstellung des Treffens an der Süffelbach bey Strasburg: der Großherz. Hessischen Truppen Wegnahme der französ. Position von Lampertheim u. Mundolsheim am 28. Juny 1815. Nach der Natur gezeichnet von A. Freih. v. Perglas, radiert und in Aquatinta gear. von J. C. Susemihl u. L. Schnell. gedr. von G. Burr, Hof-Kupferdrucker, d. 1. Januar 1817. 50×63 cm. Unter Glas und Rahmen. (90 Mk.) Seltener Stich mit schönem Kolorit „gewidmet Sr. Hoheit dem Prinzen Emil von Hessen“. Derselbe Katalog enthält in seiner Nr. 218 auch: Bataille de Hanau le 29 Oct. 1813. Kobell del., Gauermann sculp. Kolor. Kupferstich, 39×53 cm. Figurenreiches Militärkostümblatt mit neuem Kolorit. (15 Mk.)

Anm. d. Red.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 3. November fand im Gebäude der Handelskammer zu Kassel der erste wissenschaftliche Unterhaltungsabend des Hessischen Geschichtsvereins für das laufende Winterhalbjahr unter zahlreicher Beteiligung statt. Die Reihe der Vorträge begann Herr Lehrer Horwitz mit einer Schilderung der bürgerlichen Stellung der Israeliten nach den Befreiungskriegen, der er einige Bemerkungen über die frühere Bedrückung unter den Landgrafen und das freie Aufatmen der israelitischen Gemeinden unter der westfälischen Regierung vorausschickte. So vieles aber auch der zurückgekehrte Kurfürst Wilhelm I. auf den veralteten Standpunkt vor 1806 zurückschraubte, den teilweisen Genuß der bürgerlichen Rechte, den die Israeliten während der französischen Okkupation erlangt hatten, hielt er ihnen nicht vor und erteilte befriedigende Gesetze. Herr Horwitz wußte seine Ausführungen durch in das einzelne gehende Angaben interessant zu gestalten. Herr Dr. Fuhr legte alsdann die auf der Wüstung Mattenberg bei Nordshausen in einem bloßgelegten Brunnen gefundenen, dem 12. und 13. Jahrhundert entstammenden Gegenstände (Thonscherben von Krügen, Beil ꝛc.) zur Ansicht vor, worauf der Vorsitzende Herr General Eisentraut den Vorschlag machte, den Brunnen an einem der nächsten Tage gründlich zu durchsuchen, was allgemeine Beistimmung fand. Herr Kanzleirat Neuber machte nun eingehende Angaben über einige Grabstätten auf dem alten Kasseler Friedhof, und Herr Dr. Schwarzkopf kam nochmals auf die im Hanau'schen Park liegenden Überreste der Statue Wilhelms IX. zurück, indem er bemerkte, Herr Professor Zwirnmann habe ihm mitgeteilt, daß die Worte: „qui nobis haec otia fecit“ dem Virgil („Georgica“) entlehnt seien. Mit Rücksicht auf den Zusammenhang mit diesem die Landwirtschaft verherrlichenden Gedicht scheine es nicht unmöglich, daß dem Landgrafen für seine Verdienste um den Ackerbau jenes Denkmal errichtet worden wäre. Ferner machte Herr Dr. Schwarzkopf genaue Mitteilungen über die Einquartierungsverhältnisse im November 1806, als Marschall Mortier Kassel eingenommen hatte. Der Marschall selbst mit seinen Stabsoffizieren ließ es sich im Gasthof „Zum Kurfürsten“ (Rotes Haus

am Steinweg) bei Gastwirt Werner wohl sein. Vor Abschluß des Abends machte Herr Generalmajor Eisentraut noch Mitteilungen über seine auf Veranlassung der Königlichen Museumsdirektion gemachten Ausgrabungen bei Niederurf. Nachdem bereits Freiherr Felix von und zu Gilsa bemerkenswerte Funde daselbst gemacht hatte, waren in letzter Zeit durch den Dampfpflug auf den Ländereien des Herrn Barons von Urf wiederum Anzeichen zu Tage gefördert worden, die weitere Untersuchungen lohnend zu machen schienen, da sie auf prähistorische Feuerstellen hinweisen. Die gemachten Ausgrabungen haben dies bestätigt und dabei ein reiches Ergebnis von Gefäßscherben, Feuersteinen, Meiseln von Schiefer rc. gehabt. — Infolge des von Herrn Generalmajor Eisentraut gegebenen Anregung fand unter dessen Führung am 5. November eine Exkursion von etwa 20 Mitgliedern des Geschichtsvereins nach dem vom Erdboden verschwundenen „Mattenberg" statt. Wie Georg Landau in seinen „Wüsten Ortschaften im Kurfürstentum Hessen" mitteilt, war Mattenberg ein am gleichnamigen Hügel bei Oberzwehren und bei dem Frauenkloster Nordshausen gelegenes Dorf, das in den Urkunden zuletzt noch 1309 als villa bezeichnet wird. Den Namen Mattenberg führte auch eine angesehene Bürgerfamilie in Kassel, die im 14. Jahrhundert daselbst einen besuchten Gasthof besaß. 1429 war Kurt von Mattenberg Amtmann zu Gudensberg und Konrad Mattenberg's Witwe war 1762 Eigentümerin eines Hauses zu Marburg. — Bei der weiteren Ausgrabung des Brunnens, der beim Bau der von Kassel nach Naumburg in Angriff genommenen Eisenbahn bloßgelegt worden war, fanden sich noch mittelalterliche Thonscherben und eine Anzahl Tierknochen vor.

Universitätsnachrichten. Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Kurt Hensel zu Berlin wurde zum ordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität zu Marburg ernannt. — Der Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg, Sieveking, hat einen Ruf nach Marburg angenommen. — Die physikalisch-mathematische Klasse der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften bewilligte Professor Dr. Max Bauer in Marburg zur Fortführung seiner Untersuchung des niederhessischen Basaltgebietes 1200 Mark.

Luise Braun †. Am 9. November starb zu Berlin die Schriftstellerin Frau Luise Braun. Sie war eine Tochter des Apothekers Stamm in der Löwen-Apotheke zu Kassel, später zu Gelnhausen, und verheiratete sich 1868 mit dem aus Eschwege gebürtigen Kaufmann Julius Braun in Kassel. Dieser wandte sich der Litteratur zu und gab als sein Haupt- und Lebenswerk „Schiller, Goethe und Lessing im Urteile ihrer Zeitgenossen" heraus. Bei demselben hat Frau Luise Braun ihrem leidenden Gatten, der nach Berlin übergesiedelt war, wo er schon 1895 starb, treu zur Seite gestanden. Sie war seine rastlose Mitarbeiterin und daneben selbst schriftstellerisch thätig. Ihr Buch über „Christophine, Schillers Lieblingsschwester" ist erst kürzlich im „Hessenland" besprochen worden. Auch leitete sie die in Berlin erscheinende Zeitschrift „Schmuck und Mode". Sie hinterläßt zwei Söhne, Dr. Hans und Dr. Karl Braun, beide in Berlin wohnend.

Kalender. Für das kommende Jahr liegen wieder zwei hessische Volkskalender vor. Der von Pfarrer Heinrich Möller in Kassel herausgegebene illustrierte „Hausfreund" (Verlag von Ernst Röttger in Kassel) bringt u. A. „Die Hessen im Volksmunde" und „Die Weidelsburg" von Dr. Fuckel, „Dås Bruche dås helft dåch!" von H. Kranz, „Geschichte des kurhessischen Jägerbataillons Nr. 11" von Dr. C. Schwarzkopf sowie Beiträge von Landgerichtsrat Büff. — Der „Althessische Volks-Kalender" von W. Hopf in Melsungen enthält als hauptsächlichen historischen Aufsatz: „Die hessische Kurwürde. Ihre Vorgeschichte und ihre Feier im Mai 1803."

Geschichts-Entstellungen. In dem von der List & Frankeschen Buchhandlung in Leipzig soeben zur Versendung gelangten Antiquariats-Katalog Nr. 348 werden unter den Autographen, Nr. 1544, auch 6 Briefe des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel mit dem Zusatz „des Soldatenverkäufers" angeboten. Also auch der Landgraf Karl muß sich diesen Titel gefallen lassen, wahrscheinlich um Liebhaber mehr für den Gegenstand zu interessieren. Der Merkwürdigkeit wegen sei noch angeführt, daß einige Nummern weiter auch ein Landgraf von Hessen-Nassau auf der Bildfläche erscheint, Friedrich Wilhelm, 1768—1816. Es wird damit Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg gemeint sein.

Hessische Bücherschau.

Reuling, Carlot Gottfrid. Der Schatzgräber. Bauernkomödie in 3 Akten. 94 S. (Theaterverlag Eduard Bloch, Berlin.) Preis Mk. 2. —

Ich habe einmal in einem Essay über Reuling darauf hingewiesen, daß er wohl Hesse, aber kein hessischer Dichter, kein Heimatsdichter ist. In dem vorliegenden Buch, das im Odenwalde bei Darmstadt spielt, vermittelt er uns nun zum ersten Male in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit die Bekanntschaft der Bauern seiner engeren Heimat — freilich auf eine etwas unerfreuliche Art. Denn Aberglauben, Sinnlichkeit, Taugenichtserei und all' die schönen Dinge, die Reulings neuestes Werk in seinen Charakteren zeigt, sind denn doch nicht die Wahrzeichen des Bauerntums. Es sind schon recht beschränkte Bauern, oder wenigstens ein recht beschränkter, der sich da im Aberglauben an den großen Schatz nasführen und bald um seine Frau betrügen läßt. Und der Seppl ist gar kein Bauer mehr. Das ist ein Schuft durch und durch — aber ihm geht alles das ab, was den echten Bauern ziert.

Trotz alledem vermag ich mich des Werkes zu freuen. Nicht im Sinne von Reulings Tendenz, sondern, daß wir wieder einmal den nicht unbeachtet zu lassenden Versuch haben, den hessischen Bauern, freilich von seiner unvorteilhaftesten Seite, bühnenfähig zu machen. Die unvorteilhafte Seite ist wohl nicht ganz unbeabsichtigt gewählt. Denn — man lacht doch lieber über den dummen Bauern, als daß man die stille Größe, die in manchem gescheiten steckt, anerkenne.

Der Dialekt des Stückes, das nebenbei gesagt am 20. September d. J. seine Erstaufführung im „Deutschen Theater" zu Berlin erlebte, ist wohl mit Rücksicht auf das Berliner Publikum stark gemildert. — Daß dasselbe Publikum, das dem frivolsten französischen Schwanke zujubelt, dem Schatzgräber gegenüber auf einmal moralische Anwandlungen bekam, das läßt sich nur aus Psychologie der be—rühmten Berliner Theaterbesucher erklären.

Alexander Burger.

Holzamer, Wilhelm. Carnesie Colonna. Leipzig (Verlag von Hermann Seemann Nachfolger) 1902.

Die sie mir gab,
Dir geb' ich sie nun wieder,
Erträumten Glückes
Und stiller Sehnsucht Lieder.

Diese der ganzen Sammlung vorgesetzten Verse lassen uns mehr als alle Worte den ganzen Inhalt des neuesten Buches von Wilhelm Holzamer erkennen. Lieder erträumten Glückes und stiller Sehnsucht — ein elegischer Hauch durchzieht das ganze Buch. Wilhelm Holzamer gehört zu den modernen Dichtern, die beachtet werden müssen. Er ist jetzt mit diesem Werke, wenn auch noch oft an seinen Meister Storm gemahnend, doch ein Eigener geworden. Hier findet er nun Töne tiefsten Schmerzes, aber auch ergebungsvoller Entsagung, wie sie die neuere Lyrik selten darbietet. Wie herrlich einfach ist z. B. das Gedicht „Das Grab", das ich statt jeder weiteren Ausführung hier ganz abdrucken will.

Ich hab' ein Grab gegraben
In einem stillen Grund,
Da weint kein Auge Thränen,
Da klagt kein trauriger Mund.

Da ist es schweigend — öde,
Die Schatten liegen weit,
Und grau und starr am Wege
Hockt da die Einsamkeit.

Nur wenn die ersten Sterne
Heben die Lider empor
Und aus den drängenden Wolken
Scheu lugt der Mond hervor,
Geht ein seufzendes Wehen
Durch das tote Thal —
Das ist meiner weinenden Liebe
Unstillbare Sehnsuchtsqual.

Alexander Burger.

Personalien.

Verliehen: dem Forstmeister a. D. König zu Friedewald der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Gymnasialdirektor Dr. Baier zu Frankfurt a. M. der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Oberpostdirektor Geh. Oberpostrat Hoffmann und dem Landessekretär Henkel, beide in Kassel, die China-Denkmünze aus Stahl; dem Revierförster a. D. Reiß zu Lohra, den Hegemeistern a. D. Kniese zu Neukirchen und Röder zu Gensungen, den Förstern a. D. Meckbach zu Willersdorf und Vetter zu Wahlershausen, dem Eisenbahn-Betriebssekretär a. D. Rohde zu Kassel, dem Eisenbahn-Stationsvorsteher a. D. Teteberg zu Wahlershausen und dem Eisenbahn-Betriebswerkmeister a. D. Knippschild zu Wahlershausen der Kronenorden 4. Kl.; dem Königl. Oberförster Schroth in Rotenburg der Titel Forstmeister mit dem Range der Räte 4. Kl.

Ernannt: Regierungsrat von Aschoff in Melsungen zum Landrat daselbst.

Geboren: ein Sohn: Regierungsassessor Dr. Hans Fechner und Frau Paula, geb. Renner (Kassel, 2. November).

Versetzt: Landgerichtsdirektor Dr. Meyer in Magdeburg in gleicher Eigenschaft an das Landgericht zu Kassel.

Gestorben: Kurfürstlicher Hof-Silberverwalter a. D. Friedrich Junghenn, 78 Jahre alt (Wehlheiden-Kassel, 1. November); Privatmann Joh. Dietrich Weintraut (Marburg, 1. November); verw. Frau Rentenbanksekretär Anna Wiese (Kassel, 1. November); Frau Gräfin Sophie v. Schlitz, gen. v. Görtz, 44 Jahre alt (Berlin, 2. November); verw. Frau Geh. Regierungsrat Luise Wenderhold, geb. Gleim (Kassel, 3. November); verw. Frau Gräfin Anna v. Schlitz, gen. v. Görtz, 75 Jahre alt (Schlitz, 5. November); Oberstleutnant z. D. Viktor Penther (Kassel, 7. November); Frau Frieda Großcurth, geb. Zwenger, 50 Jahre alt (Kassel, 8. November); Schriftstellerin Frau Luise Braun, geb. Stamm, 54 Jahre alt (Berlin, 9. November); Königl. Hofzahnarzt Karl Zimmer, 63 Jahre alt (Kassel, 9. November); Frau Antonie Daltrop, geb. Kneer, 55 Jahre alt (Kassel, 11. November); Privatmann Konrad Krauß, 66 Jahre alt (Kassel, 11. November).

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XVI. Jahrgang. Kassel, 1. Dezember 1902.

Treuste Treue.

(An den Weidenbaum vor meinem Fenster.)

Meine Trauerweide wahrt die treuste Treue.
Sie ist's, die dem jungen Frühling ruft,
Und im Herbst — schwand längst des Sommers Bläue —
Zittern noch die grünen Ranken in der Luft.

Der vertraute Baum vor meinem stillen Fenster
Singt mir durch das ganze lange Jahr.
Huschen über ihn schon weiße Schneegespenster,
Wissen sie noch Märchen wunderbar.

Und der zarte Flaum auf ihren schwanken Ästen
Macht gedämpfter jeden wehen Laut. —
Kommt mit Glanz das heiligste von allen Festen,
Schmückt sie sich wie eine Himmelsbraut.

Mond und Sterne, all' die tausend frierendklaren,
Weben Diamanten ihr ins Kleid;
Silberglitzernd ruht ein Reif in ihren Haaren,
Um den Hals ein güldenes Geschmeid.

Treuer Baum, du hast durchs ganze Liederleben
Mir ins Zimmer auf den Tisch geseh'n.
Noch im Tod und Grab soll mich dein Grün umschweben
Und das Lied der Treue leis umweh'n.

Oberklingen. **Karl Ernst Knodt.**

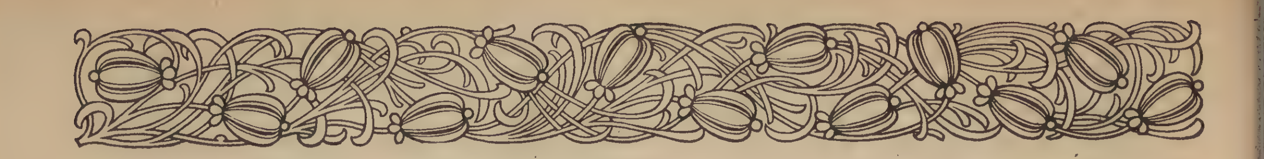
Advent-Feier am Meere.

Was ist das für ein Raunen,
Ein Tuscheln und ein Staunen?
Was wissen die nächtlichen Wasser heut'? — —
Das Christkind schlich verschwiegen
Herab auf schimmernden Stiegen
Und hat die wallenden Wogen
Mit echtem Gold- und Silberschaum bestreut. — —

Jetzt heftet es — dicht und dichter —
Hellfunkelnde Weihnachtslichter
In den weiß-gebreiteten Ufersand.
Es schau'n in die Fluten hernieder
Und spiegeln sich lieblich wieder,
Erzitternd im kalten Winde,
Die Kerzenflammen am Inselrand. — —

Und nun, von Harfen und Geigen,
Ein überirdischer Reigen!
Und Sterne fallen vom Himmelshaus,
Die, leise knisternd, verglimmen — —
Und es singen Muschelstimmen
In sanften, silbernen Tönen:
„Die Christnacht schickt ihren Glanz voraus!"

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**



Briefe eines hessischen Offiziers aus Amerika.

Mitgeteilt von Karl Alexander Freiherrn Schenck zu Schweinsberg.

(Schluß.)

Philadelphia, den 22. Dezember 1777.

Förmlich habe ich mich nach dem Augenblick gesehnt, mein geliebter Freund, wo ich Zeit finden würde, um mich mit ruhigem Blut mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen mit Überlegung meine Erlebnisse mitzuteilen und meine Ansicht gerade über diese Ereignisse, die Sie bereits gehört haben werden. Zwar werden Sie mir kaum glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich während dieses ganzen Feldzugs blos zweimal Zeit gehabt habe, Ihnen zu schreiben, wenigstens mit etwas Vernunft Einzelheiten oder Umstände zu erzählen. Deshalb habe ich Frau von Bardeleben gebeten, mich zu entschuldigen, denn wahrlich, es muß doch für einen Mann von Ihrem Verstande langweilig sein, immer zu lesen „bene valeo“, denn dieses erfahren Sie von meiner Frau und Anderen.

Nun will ich mit unserm schönen Kreuzzug von Redbank, wo (wie Sie sicher wissen werden) wir 23 Offiziere und 378 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren*), beginnen. Der unglückliche Ausgang dieses Gefechtes hat so viel Lärm und Geschwätz sowohl bei den Engländern als auch bei uns verursacht, sodaß ich bemerkt habe, daß niemand den wirklichen Grund dieses Geheimnisses gefunden hat. General Howe und seine Kreaturen gaben Donop Schuld, indem sie behaupten, daß er hätte abwarten sollen, bis die englischen Schiffe den Angriff auf die Galeeren der Rebellen begonnen hätten, Andere sagen, daß er nur Befehl zum Angriff gehabt hätte, falls er eine dazu passende Gelegenheit finden würde. Kurzum, alle möglichen verschiedenen Ansichten sind in der Armee darüber verbreitet. Die Beurteilung meiner Ansicht über dieses Unternehmen überlasse ich Ihnen. Sicherlich werden Sie denken, daß man oft in den Zusammenhang der Dinge und nicht in der Sache allein den Erfolg von gewissen Mißerfolgen suchen muß. Es hat lange Zeit gedauert, bis das heftige und ungestüme Wesen des armen Donop wieder in Einklang mit den englischen Generalen, namentlich Howe und Cornwallis, gebracht war, welche sehr viel Nachsicht überall gegen ihn zeigten. Bei dem Gefecht von Brandewine stellte man unsere Grenadiere 200 Schritt hinter die Englischen in zweite Linie. An diesem Tag war ich zu Pferd, da ich schlimme Füße hatte, und kam Donop, um mir ins Ohr zu flüstern, daß, sobald wir losmarschierten, ich ihm eine große Freude machen würde, wenn ich ein Mittel fände, wie unser Bataillon links aufmarschieren könnte; ich verstand ihn sogleich, und bat ihn, es mich nur ausführen zu lassen. In der That hatte ich unter dem einen oder anderen Vorwand so gut manövriert, daß unser Bataillon, als das Feuergefecht anfing, sich in gleicher Linie mit den Engländern, die im ersten Treffen gestanden, befand. Es war dies ein Geheimnis, wie Sie wohl sehen werden, denn niemand wagte die vom kommandierenden General ausgegebene ordre de bataille zu ändern; diese Teufel von Engländer gaben aber ein solch tolles Feuer auf den Feind und gingen so lebhaft mit dem Bajonett vor, daß die Rebellen davon flohen, ehe wir zum Schuß kommen konnten. Ich bemerkte, daß Donop hoch entzückt war, als er sah, daß unser Bataillon unmerklich auf dem linken Flügel der Engländer marschierte. Ich ritt rasch dahin und erregte den Glauben, daß unser rechter Flügel so bedrängt sei, daß er in Unordnung zu kommen drohe. Das war die Kriegslist, um Donops Ehrgeiz zu dienen, und ich versichere, daß ich es ebenfalls wünschte. . . . Ein oder zwei Tage vor dem Gefecht von Redbank erfuhr Donop, daß man die Absicht hatte, Truppen nach Jersey marschieren zu lassen, weshalb er einen Brief an den General Howe schrieb, in welchem er dringend bat, ihm das Kommando zu geben, mit seiner Brigade allein diesen Marsch auszuführen. Es ist sicher, daß bereits einige englische Truppen mit einer Abteilung

*) „Die Amerikaner begruben 150 Tote und nahmen über hundert Verwundete auf. Der Verlust der Hessen war ein starker; die Grenadiere hatten die meisten Leute verloren, nach diesen das Regiment v. Mirbach, zusammen 322 Mann. Die Jäger zählten 49 Tote und Blessierte. Von 26 toten und verwundeten Offizieren gehörten 22 zu den Grenadieren. — Lieutenant Rüffer vom Regiment v. Mirbach, der selbst mit verwundet wurde, gibt den Verlust folgendermaßen an: 7 tote und 15 verwundete Offiziere und 397 tote und verwundete Unteroffiziere und Soldaten. — Von 63 verwundeten Gefangenen, die dem Feinde in die Hände fielen, waren schon am 20. November 43 gestorben. Es fehlte bei den Amerikanern namentlich an guten Wundärzten.“ Eelking, Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege. Band I, S. 222 f.

Hessen bereit waren, dahin zu marschieren. Endlich wollte es das Unglück, daß Howe den Bitten Donops nachgab. Mittlerweile belagerte die englische Flotte in Verbindung mit einigen an den Ufern des Delaware errichteten Batterien die Insel Mud-Island, die gegen die Mitte des Flusses zu liegt. Die Rebellen hatten sie sehr stark befestigt und zur rechten und linken mit spanischen Reitern versehen. Zudem wurde Mud-Island noch durch das Fort Redbank derartig geschützt, daß alle diese vielfältigen Hindernisse den Zugang zu der Stadt Philadelphia blockierten, sodaß schließlich dort eine Hungersnot zu befürchten stand. Gut — Donop, mit seiner eigenartigen Miene, die er ehedem auch am Kasseler Hof anzunehmen pflegte, kritisierte öfters, und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, die Führung der englischen Befehlshaber. So war ich einmal zugegen, als er ironisch zum Lord Cornwallis sagte, daß die Belagerung von Mud-Island ihn an die von Olmütz in Mähren erinnere, das der König von Preußen vor einem Thore belagert habe, während vier offen gestanden hätten. Hören Sie nun meine Meinung: Ich denke, daß die Engländer um so lieber das Kommando dieser Expedition (Redbank) Donop übertragen haben, als sie sich der für sie schmeichelhaften Hoffnung hingaben, daß er, ohne etwas unternommen zu haben, wiederkommen, oder auch, daß er sich dort etwas die Finger verbrennen werde, und daß sie ihm alsdann mit Recht alle seine Vorwürfe zurückgeben könnten, aber ich glaube nun und nimmer, daß Howe ein solches Unglück vorhergesehen hat. Ich versichere Sie, mein Freund, daß, als ich mit Donop den Delaware überschritten hatte und bei Tagesanbruch die Brigade allein sah, ohne Engländer, ohne Führer, ohne schweres Geschütz und ohne einen englischen General, mir vor den Folgen schauderte. Washington war Herr von unsern 5- oder 6000 Mann. Auf dem Rücken keine Möglichkeit, das Land zu durchdringen, für den Fall, daß sich ein Unglück ereignete, und eher, als wir zum Zurückgehen vorbereitet gewesen wären, konnte es uns geschehen, daß wir gleichmäßig zwischen zwei Feuer kamen. Gott weiß, ob die Sache sich nicht so gestaltet hätte, wenn Mr. Bertot, der uns viele Artigkeiten sagte, unterwegs aufgefangen worden wäre, denn derselbe brachte die Nachricht von unserer Niederlage noch in derselben Nacht, wo die Katastrophe stattgefunden, an den General Howe. Lenzing (Linsingen?) schickte ihn nach Philadelphia, und es ist ein Wunder, daß er durchkam. Howe zog ähnliche Schlüsse wie ich, denn am andern Morgen, am Tage unseres Rückzugs, setzte er, um denselben zu decken, mit 3000 Mann über den Delaware. Unterwegs hatten wir ein Scharmützel mit dem Feind. Ich habe einige Tage nach dem Treffen, so gut als es in meinen Kräften stand, einen kleinen Situationsplan von Fort Redbank entworfen, den ich Ihnen anliegend sende.

Den 18. Januar.

Da sich keine Gelegenheit fand, meinen Brief zu expedieren, habe ich ihn offen gelassen. Soeben erhalte ich nun Ihren lieben Brief vom 2., 14. und 18. August. — — Ich befinde mich, Gott sei Dank, wohl und das ist ein ganz besonderes Glück, denn man muß eine eiserne Gesundheit haben, um den Krankheiten zu entgehen, welche die fortwährenden Streifzüge in der strengen Kälte, die unordentliche Lebensweise und die vielen Nächte erzeugen, die wir im Freien zubringen müssen ohne Zelte und ohne jegliches Gepäck. Die Engländer haben ein Sprüchwort, daß ein jeder, der drei ähnliche Feldzüge mitgemacht hat, ein Greis ist, so aufreibend wirkt alles. Ich fühle auch schon, daß meine Gesundheit angegriffen ist, und Gott gebe, daß ich den dritten Feldzug gut durchmache. Unter uns, lieber Freund, ich muß gestehen, daß die Sache sich sehr in die Länge zieht und daß, wenn ich ein Mittel wüßte, um zurückzukehren, ich Sie bald in die Arme schließen würde. Da ich aber keine Verbindungen am Hofe habe, so habe ich auch keine Aussicht dazu, wofern nicht Ihr genialer Kopf im Verein mit Herrn von Jungken irgend ein Mittel hierfür zu erfinden vermag; ich sehne mich wirklich sehr danach, meine Freunde und meine Familie wiederzusehen. Dies würde der größte Dienst sein, den Sie mir leisten könnten. Ihren Brief vom 20. November habe ich ebenfalls erhalten und bin Ihnen sehr verbunden für all die Neuigkeiten, die Sie mir mitteilen. Sie werden schon die Nachricht von der Niederlage und von der Gefangennahme der Armee Bourgoynes, auf die man so große Hoffnungen gesetzt hatte, bekommen haben. Der Kongreß will die durch seinen General Gates gestellten Bedingungen nicht ratifizieren, und es würde Bourgoyne das traurige Los zuteil werden, mit seiner Armee gefangen in Boston zu bleiben. Es wird behauptet, daß die braunschweigischen Truppen zu seinem Mißgeschick viel beigetragen haben.*) Die Ansbacher sind, was ihre Figur betrifft, die schönsten Soldaten, die ich jemals gesehen habe, aber ohne Saft und Kraft, widerspenstig und pulverscheu. Von einer ihrer Grenadier-Kompagnien beim Fort Mont Gommery erzählte mir ein englischer Offizier als Augenzeuge, daß ihr Kapitän nur 12 Mann zum Kampf hätte sammeln können; sie hatten einen langen Marsch gemacht und viele

*) Nach der Darstellung Eelkings erscheint diese Behauptung kaum begründet.

Höhen zu passieren gehabt, aber nur 12 Mann, mein lieber Freund, 12 Mann — der arme Kapitän büßte dort mit 3 von diesen 12 Riesen sein Leben ein.*)

Unser armer Donop ist wie ein Held an der Spitze seiner Brigade gefallen, in meinem Plan sehen Sie einen Waffenplatz markiert, ich bin sicher, daß er diesen Platz für das Fort selbst genommen hat. Dieser Irrtum veranlaßte ihn, Sturm zu laufen und die Truppen in nächster Nähe dem Feuer der feindlichen Galeeren, die auf dem Delaware dicht am Lande lagen, auszusetzen. Schließlich wollte Donop um jeden Preis sich auszeichnen und that es leider auf Kosten vieler anderer Leute. Wenn er die nötige Fähigkeit oder militärisches Talent besessen hätte, würde es ihm geglückt sein, aber seien Sie versichert, trotz der überlegenen Miene, die er in der Theorie annahm, befand er sich doch im Düstern, wenn es die Frage praktisch zu lösen galt. ... Übrigens — dieser brave Mann, dessen Andenken ich in Ehren halte, ist tot, ohne daß unsere Grenadiere von seinem Unglück besonders gerührt sind. Er schwankte zwischen Heftigkeit und Milde, d. h. er war immer in den höchsten oder in den entgegengesetzten Regionen. ... Der Landgraf kannte ihn übrigens gut, in meiner Gegenwart sagte er einmal zu Donop, er solle seine Grenadiere mit Schonung behandeln und mit Mäßigung verfahren. Hätte er Redbank nachts angegriffen, denn es war Mondschein, oder hätte er statt der elenden Faschinen, die er in dem Wald vor dem Angriff machen ließ, Bretter sammeln lassen, um sie über den Graben, der seine zehn Fuß tief war, zu legen, ich glaube, daß die Bravour unserer Grenadiere ihm zum Sieg verholfen haben würde, denn niemals sind Offiziere und Soldaten mit größerer Tapferkeit vorgegangen als hier. Stellen Sie sich vor, daß acht Tage nachher, als das Fort belagert wurde und die Engländer die gewandtesten Leute, Offiziere und Soldaten ihrer leichten Infanterie, aussuchten, um die Wälle auf den Sturmleitern zu ersteigen, kein Mann hinauf konnte. Dieser Versuch erhöhte noch ihr Erstaunen über die Kühnheit unserer Leute, die solches mit ihren mangelhaften Mitteln gewagt hatten.

Seit meinen Mitteilungen an Frau von Bardeleben ist in dem Feldzug nichts besonders Bemerkenswertes geschehen, ausgenommen das Treffen bei Germantown, 5 Meilen von hier, dessen die Herren Kapitäns von Eschwege und von Westerhagen gedacht haben werden. Wir haben endlose Streifzüge gemacht, welche die unglaublichsten Beschwerden im Gefolge hatten. A propos, ich möchte nicht vergessen, daß der Kapitän von Westerhagen der höchsten Achtung aller guten hessischen Vaterlandsfreunde würdig ist. Er hat sich in der Affaire bei Redbank sowie auch bei allen andern militärischen Ereignissen bewunderungswürdig benommen. Er hat den hessischen Waffen Ehre gemacht. Diese Herren werden Ihnen unsere gegenwärtige Lage geschildert haben, sowie auch die Teuerung, die hier herrscht. Auf meinen Teil ist als Winterquartier ein kleines leerstehendes Haus gefallen, aus dem man alles bis auf die Thüren fortgetragen hatte, dergestalt, daß ich, um mir einen Spaß zu machen und um doch ein wenig anständig eingerichtet zu sein, mir für 20 Guineen Möbel kaufte. Daß ich keinen Hauswirt habe, ist ein Trost für mich, denn ich verabscheue die Leute hier zu Lande. Ich habe sie die amerikanischen Jesuiten genannt. Es sind dies die Quäker, die wie Mönche aussehen. Sie sind anmaßende, listige Handelsleute, eigennützig und bar jeder angenehmen, höflichen Umgangsform, so gehe ich ihnen denn auch tüchtig zu Leibe, wenn ich einmal das Pech habe, mich mit ihnen einlassen zu müssen.

Wir haben seit einiger Zeit die Lust, den Engländern zu dienen, verloren. Man verträgt sich nicht mehr gut mit ihnen. Zuerst waren sie eifersüchtig auf uns, diese Eifersucht scheint sich jetzt aber in Haß verwandelt zu haben. Übrigens bezahlt man uns schon seit 7 Monaten nicht mehr regelmäßig. Man rechnet nicht mit uns ab, obgleich wir, ich schwöre es Ihnen, das bischen Geld, das uns zusteht, recht sauer verdienen. Leben Sie wohl, teuerster Freund, das Papier erlaubt mir nicht mehr zu schreiben, sonst würde ich niemals fertig werden. Ich umarme Sie tausendmal und bin und bleibe stets Ihr

Oreilly.

Nach Eelkings Mitteilungen, welche er den Papieren des Barons von Steuben entnommen

---

*) „Die Ansbachschen Grenadiere hatten sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders ausgezeichnet. Der tapfere Hauptmann v. Eckert ging ihnen mit gutem Beispiel voran, indem er, immer an der Spitze fechtend, seine Leute encouragierte. Zwei Batterien hatten sie bereits mit den Hessen und Schotten genommen, eben ging es auf die dritte zu, als v. Eckert von einer Kartätschenkugel getroffen wurde, die ihm den rechten Arm zerschmetterte. Er fiel durch den heftigen Schlag zwar zu Boden, raffte sich aber schnell wieder auf, nahm den Degen in die linke Hand und trieb seine stutzenden Grenadiere wieder an, als wenn nichts geschehen wäre. „Seid getrost und unverzagt, meine Kinder," redete er sie begeistert an, „ich führe euch dennoch treu an und verlasse euch nicht. Macht euch Mut!" Kaum aber hatte er diese Worte ausgerufen und war, gefolgt von ihm ergebenen Grenadieren, einige Schritte weiter vorwärts gegangen, als er von einer Falkonetkugel in die linke Seite getroffen wurde, die hinter der rechten Schulter wieder herausgegangen war." Eelking, Die deutschen Hülfstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege. Band I, S. 248.

hat, geriet Major von Reilly beim Regiment von Bose bei der Kapitulation von Yorktown am 19. Oktober 1781 in Gefangenschaft. Nach dem Friedensschluß findet Oreilly oder Reilly sich als Major bei dem genannten Regiment noch bis einschließlich des Jahres 1789. Im darauffolgenden Jahre steht er in gleichem Rang bei dem Regiment Prinz Karl und verschwindet dann aus dem Staatskalender. Zwei Fähnriche von Oreilly, Karl Leopold und Friedrich Ferdinand, werden 1787 und 1788 bei den Regimentern von Ditfurth und von Donop, später bei den Regimentern von Hanstein und von Kospoth geführt.



Vom Kasseler Hoftheater.

VI.

Ein volles Vierteljahr ist nun seit dem Anfang der neuen Spielzeit schon ins Land gegangen, und wenn ich mich hinsetze, um das in dieser Zeit Gebotene zusammenzufassen, so entringt sich mir nur dieselbe Klage, die ich vor gerade einem Jahre an dieser Stelle ertönen lassen mußte, nämlich die über den fast vollständigen Mangel an Neuem. Während wir in den Zeitungen lesen, daß in Berlin, Wien, München, Dresden und selbst an kleineren Theatern wie Dessau allwöchentlich neue dramatische Werke dem Publikum geboten werden, müssen wir uns hier, abgesehen von den Aufführungen klassischer Meisterwerke, begnügen mit Werken wie „Mein Leopold“, „Im weißen Rößl“, „Der Fechter von Ravenna“ u. a. und als neueste Neuheit bringt man uns Meyer-Foersters rührseliges, im vorigen Jahre in Berlin und anderswo schon über zwölfhundert Male aufgeführtes Schauspiel „Alt-Heidelberg“, in das der Verfasser seinen von prinzenerzieherischer Weisheit triefenden Roman „Karl Heinrich“ verwandelt hat. Doch halt! — beinahe hätte ich ja Walter Bloems Verskomödie „Schnapphähne“ vergessen, was man mir allerdings nicht verübeln darf, da das Werkchen thatsächlich so wenig markant ist, daß das Gedächtnis sich keine Mühe damit gibt, es zu bewahren. *Und diese beiden Erscheinungen sind die einzige Ausbeute* aus der dramatischen Weltlitteratur der letzten Jahre, die hier innerhalb dreier Monate gemacht worden ist. Als eine gewisse Entschuldigung könnten allerdings die großen Personalveränderungen gelten, wenn wir nicht in den neu verpflichteten Kräften zum größten Teil vollwertige Künstler gewonnen hätten, die auch sicher gern ihre Kraft einsetzen würden, um Neues zu bieten. Namentlich in den beiden Vertretern der ersten Rollenfächer besitzen wir jetzt in den Herren Bohnée und Wolfram ernsthaft strebende Künstler, die sich nicht mit dem Althergebrachten und Konventionellen zufrieden geben, sondern auch noch den älteren und oft gesehenen Rollen den Stempel eigener Arbeit und eigenen Nachdenkens aufzudrücken verstehen. Auch die neuen Vertreter komischer Rollen, die Herren Bonin und Schlotthauer, stellen ihren Mann, wenn es auch dem letzteren schwer werden dürfte, seinen Vorgänger Herrn Demme bei uns vergessen zu machen, in dem wir leider einen der besten, wenn nicht den besten Schauspieler verloren haben, den wir seit langer Zeit den unsern nennen konnten. Das Fach der Heldenmütter ist nun auch wieder endgiltig besetzt durch Fräulein Salta, die aber noch keine genügende Gelegenheit gefunden hat, ihr Können gebührend zu entfalten.

Auf dem Gebiete der Oper liegen die Verhältnisse anders, indem hier der Wunsch nach Neuem nicht in solch ausgesprochener Weise vorhanden ist wie beim Schauspiel. Wir haben da einen eisernen Bestand, der künstlerisch wertvoll ist und in den Minderwertiges nicht wie dort so leicht Eingang findet, nur weil es den großen Massen gefällt und die Kassen füllt. Mit diesem eisernen Bestand kann man schon eine Zeitlang haushalten. Doch hört man aus den Kreisen der Opernbesucher und Musikliebhaber andere Klagen, denen man die Berechtigung nicht absprechen kann, diese beziehen sich auf die starke Beschäftigung einiger jugendlichen Mitglieder der Oper, die immer und immer wieder in neuen Rollen auftreten und deren Leistungen von der Kritik fast immer gewürdigt werden mit den einleitenden Worten: „In Anbetracht der Thatsache, daß der jugendliche Künstler diese Rolle zum ersten Male singt . . .“ oder „Mit Rücksicht auf die Jugend der Künstlerin oder des Künstlers u. s. w.“ Diese Würdigung klingt dann gewöhnlich in die Versicherung aus, daß diese „jugendlichen Künstler“ voraussichtlich noch Herrliches leisten werden. Mit diesem Wechsel auf die Zukunft ist aber *der ernsthafte Theaterbesucher nur recht teilweise zufrieden*, ihm wäre mehr damit gedient, in jeder Hinsicht abgerundete Opernvorstellungen zu sehen, als sich an dem vorläufig noch nicht ganz fleckenlosem Glanze aufgehender Sterne, und seien es solche erster Größe, zu erfreuen. Im Gegensatz zu dem eben Ausgeführten ist wohl allgemein die Nachricht von der weiteren Verpflichtung des Herrn Wuzél für unsere Bühne mit großer Freude begrüßt worden. —

Erwähnt sei noch, daß Frau v. Mills-Milarta, das bewährte und geschätzte Mitglied unseres Schauspiels, am 1. Oktober die Feier ihrer 40jährigen Zugehörigkeit zu unserm Theater begehen konnte. Sie spielte bei dieser Gelegenheit mit jugendlicher Frische die sympathische Rolle der Herzogin in Paillerons immer wirksamem Lustspiel „Die Welt in der man sich langweilt“. Nach Schluß der Vorstellung vereinigte eine Feier die Mitglieder des Theaters auf der Bühne und Herr Intendant v. Gilsa überreichte der Jubilarin einen goldenen Lorbeerkranz, den die Kollegen zur Erinnerung an diesen Tag gestiftet hatten.

Ich schließe diesen Bericht mit dem Wunsche, daß die noch folgenden zwei Drittel der Spielzeit den beklagten Mangel des ersten recht umfangreich ausgleichen mögen.

B. F. L.

Das Engelchen.

Aus der Erinnerungsmappe eines Achtzigjährigen.

Von B. S. Coester=Bischoffshausen.

Der kürzlich beendete Krieg in Südafrika ruft in uns allen unabweislich mancherlei Erinnerungen an das große Jahr 1870 wach. Erinnerungen an unsere herrlichen Siege, aber auch, Gott sei's geklagt, großen schmerzlichen Verluste, an den Tod so vieler tapferen Männer.

Die segensreichen Einrichtungen des „Roten Kreuzes" thaten auch damals schon im Verein mit anderer freiwilliger Hilfsthätigkeit ihr Bestes, um Not und Elend nach Kräften zu mildern, aber man verfügte leider im Verhältnis zu dem unerwartet großen Bedarf, über eine sehr unzureichende Anzahl wirklich geschulter Kräfte und in den einfachsten Anforderungen der Krankenpflege erfahrener Leute. So viele von denen, die sich anboten, und die gewiß den besten Willen hatten, erwiesen sich als durchaus unbrauchbar, und manche Maid, die sich berufen glaubte, Helden zu pflegen, sah sich in kurzer Zeit dazu verurteilt — Kartoffeln zu schälen, Teller zu waschen oder sonstige Arbeiten zu verrichten, von denen sie nie geträumt hatte.

Ich war zum Chefarzt eines großen Baracken-Lazaretts ernannt, welches sein Dasein der Initiative und sehr thätigen Beihilfe einer hohen Dame verdankte und fast ganz auf deren Kosten unterhalten wurde. Da Ihre Königliche Hoheit mit dem englischen Königshause nah verwandt war, so hatten wir auch mehrere englische Schwestern unter unsern Pflegerinnen, stille, hilfsbereite, ältere Mädchen, meist sehr brauchbar und geschickt. Sie hatten nur den einen gemeinsamen Fehler, sie sprachen nur englisch, und keine von ihnen machte den leisesten Versuch, sich einige deutsche oder französische Worte anzueignen.

Ich muß gestehen, dieser Umstand brachte mich oft halb in Verzweiflung, ich hatte mehr zu denken, als daß ich mich damit hätte aufhalten können, meine englischen Sprachkenntnisse, die von vornherein sehr gering waren, aufzufrischen. Es war schon mühsam genug, sich mit den französisch redenden Patienten zu verständigen, aber das war uns bisher noch immer geglückt, da meine deutschen weiblichen Hilfskräfte fast alle diese Sprache soweit beherrschten, als zur Verständigung notwendig war.

Unser Lazarett lag ziemlich nahe der Grenze, sodaß wir stets unter den ersten waren, denen ein großer Teil der nach Deutschland zurück= bezw. dahin gesandten Kranken und Verwundeten zufiel. Die großen Schlachten bei Wörth, Gravelotte, Mars=la=Tour waren geschlagen, die leichter Verwundeten und Kranken, die Genesenen und Gefangenen entlassen oder anderweitig untergebracht und eine verhältnismäßige Stille nach dem Sturm — oder vor dem nächsten — eingetreten.

So saß ich eines schönen Tages in dem kleinen für mich abgegrenzten Raum, der den stolzen Titel „Bureau" führte, und war mit Erledigung wichtiger und eiliger Schreibereien, wie stets, bis „über die Ohren" beschäftigt, da meldete mir ein Lazarettgehilfe, daß eine Dame mich zu sprechen wünsche.

Kunz Scholten, ein Biedermann, den ich seiner großen Brauchbarkeit halber zu meinem Faktotum ernannt, durfte sich schon ein Wörtlein über den Dienst erlauben, und er machte auch diesmal Gebrauch von seinem Vorrecht.

„Ich hanner gleich gesagt, der Herr Sanedätsraten hätt kei Zeit, awer 's is widder so 'ne Englische, se hatt mich kei Wort verstanne un nur den Brief hier abgegäwe."

Resigniert nahm ich den Brief in Empfang, den ich auch ohne das ihn verzierende fürstliche Wappen sofort an den Riesenschriftzügen als von unserer hohen Protektorin kommend erkannte. Sie empfahl mir in dem Schreiben dringend „Schwester Jane", die, aus einer sehr guten Familie stammend, den Wunsch habe, ihre Kräfte den Kranken und Verwundeten zu widmen. Der Wunsch der Fürstin war für mich Befehl, so gab ich denn mißmutig und ärgerlich und dabei gerade keinen Segenswunsch in den Bart murmelnd, Ehren=Scholten den Auftrag, die Schwester hereinzuführen. Die Thüre lag dem Fenster gegenüber, so daß der Strahl der sich zum Untergang neigenden Sonne gerade die Gestalt der eintretenden kleinen Engländerin traf und sie mit einem Glorienschein umgab.

Ich alter wetterfester Knabe starrte sie schier sprachlos vor Erstaunen an. Nie in meinem Leben, dünkte mir, hatte ich etwas Lieblicheres gesehen als dieses junge Geschöpf, das da in der schlichten dunklen Tracht der Pflegeschwestern vor mir stand. Schön war gar kein Ausdruck für sie, ein fast überirdischer Reiz lag in diesem blütenjungen Gesichtchen, um welches die Löckchen wie gesponnenes Gold flimmerten und zitterten und in der Sonne leuchteten. Unter einem unbeschreiblich zierlichen Näschen lag ein halbgeöffnetes frisch rotes Kindermäulchen, ein weiches rundes Kinn schloß das Gesicht ab. Und die Augen! Solches Blau hat nur Italiens Himmel aufzuweisen. Leuchtend und zugleich einen ganzen Himmel an Liebe und barmherziger Güte verratend,

schauten sie mich unter dunkel umsäumten Wimpern lieblich, halb ängstlich an.

Fast stotternd bat ich sie, Platz zu nehmen, und erst der hilflose Ausdruck, der auf dem reizenden Gesichtchen erschien, rief mir ins Gedächtnis zurück, daß dies Engelchen — wie ich sie innerlich titulierte — ja leider nur englisch sprach.

Also heraus mit den Kenntnissen! Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt, weiß nicht, ob sie mich verstanden hat, aber aus ihren lebhaft herausgesprudelten, unzähligen yes, yes, yes, o yes, yes konnte ich ihre Bereitwilligkeit, sich all meinen Anordnungen zu fügen, erkennen.

Zunächst brachte ich Schwester Jane zu ihren Landsmänninnen, empfahl sie aber außerdem noch extra der Schwester Adelheid, einer feingebildeten Frankfurterin, die die englische Sprache beherrschte und mir und den andern Schwestern schon oft als Vermittlerin gedient hatte. Dann stürzte ich mich wieder in meine Arbeit, und davon gab es so viel und von so ernster Natur, daß ich darüber das Engelchen gar bald total vergessen hatte. Auch die nächsten Tage waren so ausgefüllt, daß ich nicht an Schwester Jane dachte, sie fiel mir erst wieder ein, als sie eines Morgens meinen Weg kreuzte und mich gar lieblich und anmutig begrüßte. Sie war auf dem Weg nach dem Badezimmer, um ein Bad für einen Typhuskranken herzurichten; die linke Hand hielt das Thermometer umklammert, und der rosige Zeigefinger der rechten lag krampfhaft fest gedrückt auf dem ihr von Schwester Adelheid angegebenen Wärmegrade.

„Wie macht sie sich denn?“ fragte ich Schwester Adelheid, die ich gerade im Bureau traf, dem einzigen Raum, der ihr die Möglichkeit bot, einmal ein paar Bissen ungestört zu essen.

„Wer?“ fragte diese zurück.

„Schwester Jane.“

„Lieber Sanitätsrat,“ rief Schwester Adelheid auffallend erregt, „sehen Sie mich mal genau an. Habe ich noch keine grauen Haare bekommen? Nein? Nun, ein Wunder wäre es nicht, denn etwas absolut Unbrauchbareres als dies Menschenkind ist mir noch nicht begegnet.“

Sprach's und war hinaus, mich in großem Erstaunen ob des eben Gehörten zurücklassend.

Nur zu bald sollte ich erfahren, daß meine gute Schwester Adelheid mit ihrem Urteil über das Engelchen nur zu recht gehabt hatte.

Im Begriff, mich zu den Kranken zu begeben, hörte ich, von der Gegend des Badezimmers herkommend, Schwester Adelheids Stimme. „O du großer Gott! Schwester Jane, was ist das nun wieder!“

Ich beschleunigte meine Schritte und kam so gerade hinzu, wie Schwester Adelheid mit hochgeschürztem Gewand durch das überflutete Badezimmer schritt, mit energischer Hand die beiden noch immer laufenden Krähne schloß und das Abzugsrohr öffnete. Am Fenster auf einem Stuhl stand Schwester Jane, in der Hand ein Buch, über dessen Inhalt sie vermutlich vergessen hatte, die Krähne zu schließen, und schaute hilflos, mit in Thränen schwimmenden Blauaugen, auf die angerichtete Sintflut.

Ich war ebenfalls äußerst ärgerlich, konnte aber trotzdem nicht umhin, innerlich die Bemerkung zu machen, daß Schwester Jane unglaublich liebreizend in ihrer Demut und Hilflosigkeit aussah; in ihren Augen lag der Ausdruck eines geängstigten Kindes, welches fürchtet, gescholten zu werden, und ich drängte jedes harte Wort zurück, welches mir auf der Zunge schwebte.

Sie machte aber, offenbar aus Rücksicht auf ihre feinen schwarzen Schuhe, keinerlei Anstalten, ihren Zufluchtsort zu verlassen. So rief ich den braven Scholten zu Hilfe.

Dieser in jeder Situation höchst brauchbare Mensch übersah die Sachlage mit grimmigem Lächeln, machte sofort „kurze Fufzehn“ und trug Schwester Jane auf seinen starken Armen aus dem Bereich ihres unheilvollens Wirkens.

„Nun, was habe ich Ihnen gesagt, lieber Sänitätsrat,“ fragte Schwester Adelheid, die auf den Knieen liegend, mit einem Tuch die letzten Wassermassen aufzufangen versuchte, „absolut unbrauchbar! Sie ist nicht imstande, einem Kranken einen Löffel Medizin zu geben, ohne die Hälfte zu verschütten und die Stunde zu vergessen; von andern Hilfeleistungen, wie Wunden verbinden u. dgl. ganz zu schweigen!“

„Sie mögen recht haben, liebe Schwester,“ war meine gedrückte Erwiderung, „es hilft uns aber alles nichts, Ihre Königliche Hoheit haben die Verwendung dieser Schwester zu dringend gewünscht.“

„Das mag sein, aber dann bitte verfügen Sie selbst in Zukunft über die Verwendung dieser Schwester, ich danke“, entgegnete mir Schwester Adelheid etwas kurz und verschwand mit ihrem Wischtuch.

Ich seufzte. Da war wirklich guter Rat teuer. Das Küchendepartement war reichlich versehen und an Pflegeschwestern großer Mangel, ich hätte das Engelchen darum nur zu gern als solche behalten. Wir hatten im ganzen mehr Kranke als Verwundete in unserm Lazarett, das Belagerungsheer von Metz sandte uns viel Typhus- und Ruhrkranke zu, welche später durch die französischen Gefangenen noch vermehrt wurden.

Ich hatte mich nach dem großen Bau begeben, wo, natürlich abgesondert von den Verwundeten, die Schwerkranken lagen. Das Befinden eines jungen französischen Sergeanten flößte mir Besorgnis ein, das furchtbar hohe Fieber wollte keinem Mittel weichen. Er phantasierte und warf sich in qualvoller Unruhe auf seinem Lager hin und her. Hier waren Eisumschläge dringend nötig. Mit einem Seufzer der Erleichterung dachte ich daran, daß ich hierzu das unbrauchbare Engelchen doch würde verwenden können, und ging rasch hinweg, um die nötigen Anordnungen zu treffen.

Eisbeutel waren nicht mehr da, in Eiswasser getauchte Handtücher mußten sie ersetzen.

Ich packte Schwester Jane, die mich mit ängstlichen Blicken ansah, stumm aber energisch am Arm, zeigte ihr, was sie zu thun habe und verstärkte meine Anweisungen noch durch die Worte: „water on kop.“ Wohl hatte ich selbst das Gefühl, daß es kein ganz einwandfreies Englisch war, was da eben dem Gehege meiner Zähne entflohen, aber ich sah, daß meine reizende kleine Unbrauchbare mich verstanden hatte, und das genügte mir für den Moment.

In diesem Augenblick kam Kunz Scholten atemlos, eine Depesche in der Hand schwenkend, in den Saal gerannt.

„Herr Sanedätsrat, ich suche Ihne je wie 'ne Stecknadel, in zwei Stunden kommt 'n Eisenbahnzug mit 300 Kranke un Verwundete an.“

Ich griff mich an den Kopf.

„Dreihundert, Scholten, und wieviel Betten sind frei?“

„Etwan 45.“

„Mehr nicht, ja dann muß ich sofort in die Stadt und muß dort Rat schaffen.“

Ehe ich mich entfernte, warf ich noch einen besorgten Blick auf Schwester Jane und den sehr unruhigen, laut phantasierenden Fieberkranken; ich sah gerade noch, wie sie bei Erneuerung des Umschlags eine Wasserflut auf das Bett des Unglücklichen ergoß und sich dann, sichtlich befriedigt von ihren Leistungen, mit gefalteten Händen an dem Bette niederließ. Unvergeßlich ist dies Bild in meine Seele gegraben. Kein Maler hätte sich ein entzückenderes Bild eines Engels der Barmherzigkeit als Vorwurf wünschen können.

Aber die Zeit drängte, es gab noch viel zu erledigen, wenn wir beim Eintreffen des Zuges mit allen Vorbereitungen zum Empfang der Kranken fertig sein wollten. Mein Wagen stand bereit. Am Schlag stehend, wollte ich Scholten gerade anempfehlen, lieber auf alle Fälle noch 'mal nach Schwester Jane zu sehen, als ein markerschütternder Schrei unser Ohr traf. Uns umwendend, sahen wir einen nur mit einem Hemd bekleideten Mann aus der direkt ins Freie führenden Thür der Baracke hinausstürzen und pfeilschnell über das Feld dem nahen Wald zurennen. Hinter ihm her, fortgesetzt laut schreiend, die arme kleine Unglücksschwester Jane.

Einen Moment standen wir sprachlos da, dann lief Scholten um den Wagen herum und beteiligte sich an der Verfolgung. Schwester Jane hatte er bald überholt, nicht so den Unglücklichen, dem Todesangst und Fieberwahn Riesenkräfte verliehen hatten. Schon glaubte ich fürchten zu müssen, daß er, ehe Scholten ihn eingeholt, den Wald erreichen würde, in dem die Verfolgung natürlich sehr schwer gewesen wäre, als er plötzlich hinstürzte.

Ich sah nun, wie erst Scholten, dann auch Schwester Jane sich dem Kranken näherten und wie ersterer eifrig, aber natürlich erfolglos, auf die Schwester einredete.

Doch ich konnte mir vorstellen, was mein braver Scholten begehrte, und sandte sofort zwei Lazarettgehilfen mit einem immer bereit stehenden Krankenkorb nach der Unglücksstätte. Sie brachten den ohnmächtig gewordenen Sergeanten zurück.

Wie wir nachher erfuhren, hatte sich das Engelchen wieder in sein Buch vertieft (daß es ein Gebetbuch war, mag ihr als mildernder Umstand angerechnet werden) und darüber die Umschlagserneuerung vergessen. Plötzlich war der Fieberkranke direkt über sie hinaus gesprungen und hatte durch die der Hitze wegen offenen Thüren ungehindert das Freie gewinnen können.

Die Geschichte war aber doch ruchbar geworden, und Ihre Königliche Hoheit forderte Bericht. Derselbe wurde der Wahrheit gemäß abgefaßt und infolgedessen über die niedliche kleine Jane anderweitig verfügt.

„Zu brauche war se jo net,“ meinte Kunz Scholten, als ich es ihm mitteilte, „das muß schon wahr sein, awer e ganz goldiges Schnuckelche war's doch, m'r konnt'm net bes sein.“

Ja, er hatte recht, der brave Kerl, denn noch einmal muß ich's wiederholen, ich habe nie in meinem Leben etwas Lieblicheres gesehen als diese Schwester Jane, das Engelchen.

Grossmutters Magnet.

„Bleibe, mein Knabe, Du keckster von allen,
Bleibe beim Ofen im Stübchen drin:
Über die herbstliche Wiese wallen
Nebelumschleierte Geister hin. —
Graue, verkrüppelte Weiden strecken
Ihre Arme nach Beute aus . . .
Knabe! an allen Enden und Ecken
Kauern und lauern Schrecken, o Graus,
Fangen Dich an den hangenden Locken,
Weil Du so blond, so rosig und weiß . . .
Durch die Gründe, in Schlafrock und Socken,
Schleicht der verwitterte Regengreis . . .
Im Walde krächzt ein pechschwarzer Rabe
Eine uralte, schaurige Melodie.“ . . .

Furchtsam schmiegt sich der Enkelknabe
An der Großmutter Knie — —

Und die Ahne erzählt nun von Kronen und Ringen,
Von Meergrund-Palästen, aus Perlen gebaut,
Von Silberbergen, die im Mondlicht klingen,
Vom Prinzen Eiswind, von Wassermanns Braut,
Vom Herzog Maitraum und seinen Rittern,
Die blütenbekleidete Bäume sind,
Von Blumen-Thränen, die im Westhauch zittern — — —

Begierig lauscht das Kind
Und hat den trotzigen Wunsch vergessen,
Nach dem regennassen Anger zu geh'n . . .
Lang' hat es zu Großmutters Füßen gesessen
Und lauschend ihr nach den Lippen geseh'n,
— Eine Augenweide der würdigen Alten,
Schön, wie ein Engel der Himmelsleiter —
Und hat gedrängt, wenn sie inne gehalten:
„Großmutter, weiter!!!“

Ravolzhausen.

Sascha Elfa.

Aus alter und neuer Zeit.

Von der grünen Couleur. In den „Blättern zur Geschichte des siebenjährigen Krieges“, die in Nr. 7 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift veröffentlicht worden sind, wurde der besonderen Tüchtigkeit der hessischen Jäger gedacht. Einen weiteren Beweis, welchen großen Eindruck dieselben durch ihr gutes Feuer im Treffen bei Sandershausen auf ihre Gegner gemacht, zeigt uns eine originelle Verordnung des Chevalier Du Muy vom 24. Januar 1762, wonach zwar die grüne Farbe für die Forstleute immer noch verboten bleiben soll, an Stelle derselben jedoch nun statt der befohlenen roten graue Kleidung vorgeschrieben wird! Diese Verordnung*) wurde den hessischen Ämtern von der hessischen Regierung wie folgt mitgeteilt:

„Unsern günstigen Gruß und freundlichen Dienst zuvor, Edle und Veste, gute Freunde!

Nachdem vom Herrn Marechal Duc de Broglie, auf die bey Selbigem geschehene Vorstellung besag hierneben gedruckter schriftlicher Declaration, zugestanden, auch respective vor gut befunden worden, daß die Förster und Jäger im Lande, statt derer vorhin befohlenen rothen Röcke, sich nunmehro grau kleyden, keineswegs aber sich grüner Röcke bedienen sollen. Als habt Ihr solches denen in Eurem Gericht befindlichen Jagd- und Forst-Bedienten, zur Nachricht und Achtung, forderſamst bekannt zu machen. Versehens Uns und seynd Euch übrigens günstig und freundlich zu dienen geneigt.

Cassel, den 26. Januarii 1762.

Fürstl. Hessische Regierung
daselbsten.“

Bezieht sich diese Verordnung zwar nur auf die nicht im militärischen Verbande stehenden Jäger, so hat dieselbe doch ihre Veranlassung in der Furcht, daß die hessischen Förster und sonstige Jagdbedienstete, wenn sie grüne Uniformen trügen, sich um so leichter mit den gefürchteten feindlichen Jägercorps „vermengen“ könnten — und vor diesen hatten die Franzosen einen gar gewaltigen Respekt.

In der Neuzeit haben die Jäger- und Schützenformationen der deutschen Heere durch Einführung eines vortrefflichen Gewehres für das gesamte Fußvolk und die allgemeine Ausbildung desselben für das zerstreute Gefecht und den Sicherheitsdienst zwar nicht mehr die frühere große Bedeutung,

*) Sie lautet im Original:

„Sur la Réprésentation, faite par Mrs. de la Régence de Casselles, à Mr. le Maréchal de Broglie, que les habits rouges, dont il ordonnoit, que les Chasseurs du païs de Hesse fussent vétus, couteroient fort cher aux dits Chasseurs, seroient en même-tems contraires à la Chasse et de plus trop semblables aux uniformes Hannovriens; et sur la demande, qu'ils lui ont faite, de substituer un habit gris, à l'habit verd dont ils étoient vétus auparavant, ce Général a mandé à Mr. le Chevalier Du Muy, Lieutenant-Général des Armées, Commandant celle du haut Rhin, en son absence, qu'il consentoit à ce changement et qu'il trouvoit bon, que les dits Chasseurs de la Hesse fussent vétus en couleur grise.

Fait à Casselles le 24 Janvier 1762.
Le Chevalier du Muy.
Par Mr. le Lieutenant-Général
Petit.“

immerhin wird es denselben auch in kommenden Feldzügen unter der Hand schneidiger Führer beschieden sein, der Vorliebe der ganzen Nation für die grüne Couleur in der Erinnerung an die freiwilligen Jäger der Jahre 1813 und 1814 entsprechend, Hervorragendes zu leisten. Unserm Kurhessischen Jägerbataillon, aus den früheren kurhessischen Jägern und Schützen hervorgegangen, wünschen wir aber die Behauptung des Kriegsruhmes seiner Stammtruppen auch in der fernsten Zukunft.

F. v. u. z. Gilsa.

Seltene Münze. Nach Fertigstellung meines Aufsatzes „Die symbolischen Thaler des Landgrafen Wilhelm V. zu Hessen", welcher in vorletzter Nummer dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangte, ging mir das Verzeichnis einer Münzversteigerung zu, nach welchem eine hessische Münze von höchster Seltenheit am 5. vorigen Monats zum Verkaufe kam. Das Stück ist ein Goldabschlag des symbolischen Doppelthalers obigen Landgrafen vom Jahre 1630 in vorzüglichster Erhaltung, natürlich wird es im Verzeichnis nach alter Gewohnheit als „doppelter Weidenbaumthaler" aufgeführt. Das Vorkommen dieses Stückes spricht nun für meine in obigem Aufsatz dargelegte Annahme, daß die auf dieser Art Münzen dargestellte Stadt höchst wahrscheinlich Kassel ist, und ebenfalls, daß dieses so vom Landgrafen Wilhelm angeordnet wurde. Auf keinem andern Stempel dieser vielen Thaler ist die Stadt durch die wehrbare Mauer als eine wohlbefestigte so kenntlich gemacht wie gerade auf diesem des Jahres 1630. Über die Entstehung und Auffindung des Stückes glaube ich folgendes sagen zu dürfen: Es war früher Brauch, vereinzelt auch noch heute, daß bei Herstellung eines neuen Münzgepräges oder wenn an dem bestehenden eine Änderung beliebt wurde, man den ersten Abschlag vom neuen Stempel in Gold nahm, um solchen dem Münzherrn als Probe wie auch gleichzeitig zur Genehmigung vorzulegen. Ohne Zweifel handelt es sich hier um ein solches Stück, welches gewiß auch nur ein einziges Mal hergestellt wurde, daher seine hohe Seltenheit und gänzliches Unbekanntsein in der hessischen Münzkunde. Jakob Hoffmeister, welcher mit der größten Gründlichkeit alle Archive, die gesamte Münzlitteratur, alle bekannten Münzsammlungen seiner Zeit und vor allem die Verzeichnisse aller seit den frühesten Zeiten stattgefundenen Münzversteigerungen durchforschte, wäre es nicht entgangen, wenn fraglicher Abschlag schon früher bekannt oder irgendwo einmal zum Vorschein gekommen wäre. Da aber alle Quellen hierüber vollständig schweigen, so ist anzunehmen, daß dieses Stück sich schon seit langen Zeiten in unbekanntem Privatbesitz befunden haben muß. In früheren Jahrhunderten war es nun Sitte, daß der Landesherr diese für damalige Verhältnisse recht wertvollen Goldabschläge für einen ihm geleisteten Dienst seinen Hofleuten und Beamten, auch verdienstvollen Fremden, als Gnadengeschenk überreichen ließ, wie die Fürsten heutzutage Orden zu verleihen pflegen. Jedenfalls wird es so mit gegenwärtigem Stück geschehen sein und ist dasselbe, vielleicht schon seit Landgraf Wilhelms Zeiten, immer im Besitz einer reichen und angesehenen Familie, deren Ahn es wohl selbst erhielt, geblieben und in dieser als vornehmes Erbstück von Geschlecht zu Geschlecht gegangen, bis endlich durch irgend welche Umstände und Zufälligkeiten das Stück in fremde Hände und dadurch zur Versteigerung gelangte. Der Abschlag entspricht 10 Dukaten damaliger Zeit, hat ein Gewicht von 32,25 Gramm und besitzt einen Goldwert von einigen achtzig Mark. Er erzielte einen Preis von 1500 Mark, hierzu 10 % für Aufgeld und sonstige Gebühr, allerdings eine hohe Summe, jedoch nicht zu hoch in Anbetracht seiner großen Seltenheit. Leider ging dieses herrliche und gewiß nicht zum zweiten Male vorkommende Stück für das hiesige königliche Münzkabinett verloren; trotzdem enthält das letztere nach den reichen Erwerbungen der letzten Jahre so zahlreiche hohe und höchste Seltenheiten, daß es heute fraglos das erste seiner Art ist, wofür alle Münzkenner und Münzfreunde seinem umsichtigen Leiter, Herrn Museumsdirektor Dr. Böhlau, zu Dank verpflichtet sind.

Theodor Meyer.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel hielt am 24. November seine Monatssitzung ab. Der erste Vorsitzende Herr General Eisentraut teilte mit, daß im vergangenen Monat der Verein 2 Mitglieder verloren und 9 Mitglieder gewonnen habe. Die Ausgabe der Zeitschrift werde erst im Januar erfolgen können, da die Anfertigung der beizugebenden Zeichnungen längere Zeit erfordere. An Geschenken seien zu verzeichnen: eine eiserne Platte mit dem hessischen Wappen (Siechenhofsverwaltung), ein Bild des Ministers, nachherigen Vorstandes der Direktion der Hauptstaalskasse Geheimrat Schotten (Herr Privatmann Karl Schotten), 2 Photographien des alten Brunnens von Mattenberg bei Nordshausen (Herr Oberregierungsrat

Landgrebe), Photographie des Schlosses Elmarshausen (Herr Finkbohner). Ferner teilte der Herr Vorsitzende noch mit, daß nach Abänderung der Statuten der Verein nunmehr in das Vereinsregister eingetragen worden sei. Der Redner des Abends war Herr Oberlehrer Grebe, welcher einen Vortrag über „Hessische Ortsnamen als Geschichtsquellen“ hielt und die Zuhörer in die Tage der Vorzeit führte, wo von Zentral-Asien die Völkerstämme ausgingen, deren einer sich durch die Thore des Kaukasus nach Europa wandte. Redner ging dann zu den im jetzigen Hessen befindlichen Sitzen der Kelten über, die um 500 v. Chr. von den Katten eingenommen wurden, berührte die Gründung des Frankenreichs und die Einführung des Christentums und sodann die letzte Periode, die auf die Ortsnamen von Einfluß war: die Aufnahme der Refugiés durch die hessischen Landgrafen. Für die Erforschung des Sinns unserer heimatlichen Ortsnamen, an denen das Volk mit großer Zähigkeit hänge, seien besonders sieben Männer erfolgreich thätig gewesen: Jakob Grimm, Vilmar, Arnold, Piderit, Nebelthau, Dr. Wilhelm Kellner und Professor Edward Schröder. Die Ortsnamen sind hauptsächlich von den Göttern, den Bäumen und den Tieren hergeleitet. Das Verhältnis, in dem die alten Bewohner der unermeßlichen deutschen Wälder gerade zu den Tieren standen, in denen sie teils Jagdgesellen, gleich ihnen selbst, teils böse Geister sahen, wußte der Vortragende in sehr ansprechender Weise zu schildern. An einer langen Reihe von Ortsnamen wies Herr Grebe ihre Abstammung aus den verschiedenen Sprachgebieten nach, wobei auch der Flußnamen gedacht wurde. Das geschichtlich-etymologische Gebiet, auf das der Vortragende sich begeben hatte, ist jedoch so ausgedehnt, daß er in der ihm zugemessenen Zeit nur einen Teil desselben den Versammelten zugänglich machen konnte. Vor Schluß seiner mit vielem Beifall aufgenommenen Ausführungen aber machte Herr Grebe noch auf die Eigenart der Schwälmer aufmerksam, die so ganz anders in ihrem Äußern seien, als die andern Hessen, und warf die Frage auf, ob sie wohl als Nachkömmlinge der Kelten betrachtet werden könnten.

Im hessischen Geschichtsverein zu Marburg hielt am 27. November Herr Privatdozent Dr. Diemar einen Vortrag über den Chronisten Wiegand Gerstenberg (1457—1522), dessen Hauptwerk, die thüringisch-hessische Landeschronik, hauptsächlichen Wert dadurch hat, daß in ihm uns zahlreiche alte Quellen erhalten geblieben sind. Sodann schrieb Gerstenberg die Chronik seiner Vaterstadt Frankenberg, in welcher er neben unechten auch eine Anzahl echter Urkunden wiedergibt, die auch dieses Buch zu einem wertvollen historischen Dokument machen. Ferner wies der Redner auf die von Gerstenberg noch vorhandene historisch-genealogische Tabelle des hessisch-thüringischen Regentenhauses hin, die er als ein kleines kalligraphisches Kunstwerk bezeichnete.

Oberhessischer Geschichtsverein. In Gießen fand am 20. November unter dem Vorsitz des Herrn Professor Höhlbaum eine Mitgliederversammlung des oberhessischen Geschichtsvereins statt. Bei den geschäftlichen Mitteilungen wies der Herr Vorsitzende, wie der „Gießener Anzeiger“ berichtet, auch darauf hin, daß infolge des Mangels geeigneter Vorarbeiten, wie einer kritischen Ausgabe der hessischen Chroniken, einer wissenschaftlich ausreichenden Sammlung der Urkunden zur Geschichte des hessischen Landes und einer vollständigen kritischen Sammlung der Landgrafen-Regesten, eine gründliche und vielseitige Erforschung der hessischen Geschichte vornehmlich in den Zeiten des Mittelalters, noch immer erschwert sei; die Bearbeitung der Regesten der Erzbischöfe von Mainz, die auch für die Geschichte von Hessen von hoher Bedeutung sind, sei dagegen ernstlich in Angriff genommen und weit gefördert. An den geschäftlichen Teil der Sitzung schloß sich ein interessanter Vortrag des hochverdienten Museums-Konservators Herrn Hauptmann a. D. Kramer über die neuesten Erwerbungen für das Museum und die Ergebnisse der lohnenden Ausgrabungen auf dem „Trieb“, die nur durch eine neue ansehnliche Spende eines ungenannten Gönners ermöglicht waren.

Universitätsnachrichten. Der in Kassel geborene Dr. Balthasar Wilhelm Gerland in Accrington in England beging am 14. November sein 50jähriges Doktorjubiläum. Bei dieser Gelegenheit erneuerte die Universität Marburg ihm das Doktordiplom. — Dem ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg Dr. Rudolf Stammler (einem geborenen Oberhessen) wurde von dem Kaiser der Charakter als Geheimer Justizrat verliehen.

Luise Braun. Zur Ergänzung der in voriger Nummer enthaltenen Nachricht von dem in Berlin erfolgten Hinscheiden der Schriftstellerin Frau Luise Braun teilen wir noch das Nachfolgende mit: Seit ungefähr einem halben Jahre litt die Verewigte an einer Nierenentzündung, deren Anfänge etwa zehn Jahre zurückzurechnen sind und zwar in die Zeit, wo sie in aufopfernder Pflege um ihren leidenden Gatten ihre eigene Gesundheit gering achtete. Nach ihres Mannes Ableben trat sie im Jahre 1897 in nähere Beziehungen zur „Deutschen Goldschmiede-Zeitung“ (Wilh. Diebner-Leipzig), in-

dem sie die Redaktion von „Schmuck und Mode“, eines Beiblattes derselben, übernahm, welches im Auftrage einer Vereinigung von Juwelieren und Goldschmieden zur Beförderung des Schmucktragens herausgegeben wurde. Luise Braun mußte sich nun in ein Gebiet einarbeiten, auf dem sie bisher völlig Laie gewesen war. Es gelang ihr dies jedoch in außerordentlichem Grade, sodaß sie die wärmste Anerkennung der Fachkreise für ihre hingebende Thätigkeit erntete. — Das zweite Arbeitsgebiet, dem ein großer Teil ihrer Zeit gehörte, bildete ihre Mitwirkung bei der Leitung des „Deutschen Schriftstellerinnenbundes“. Sie gehörte zu denen, die als die ersten für den Zusammenschluß der weiblichen Schriftstellerwelt und vor allen Dingen dafür eintraten, daß die schriftstellerischen Arbeiten der Frau ebenso zu honorieren seien wie die des Mannes. Im deutschen Schriftstellerinnenbund ist sie Kassiererin, Schriftführerin und zweite Vorsitzende gewesen. Sie hat die Mitteilungen des Bundes verantwortlich gezeichnet und war in jeder Beziehung die Ratgeberin, die Mutter für alle Mitglieder. Sämtliche Damen des Bundes hingen mit außerordentlicher Liebe an ihr, was nicht nur während ihrer Krankheit, sondern auch in der Trauerversammlung bei ihrer Bestattung so recht zum Ausdruck kam. Da es den Damen noch nicht gestattet ist, am Grabe öffentlich zu reden, hatte Herr Pastor Weichbrodt aus Schmargendorf, ein langjähriger Freund der Familie, der 1895 auch Julius Braun zur Ruhe gebettet hatte, es übernommen, den Dank des Bundes auszusprechen. Die „Deutsche Goldschmiede-Zeitung“ war durch ihren Redakteur Herrn Puch vertreten, der einen großen Lorbeerkranz überbrachte. Künstlerisch wie ihre Bestrebungen war ein kostbares Blumengewinde, welches Herr Hofjuwelier Hugo Schaper-Berlin im Auftrage „der dankbaren Freien Vereinigung Berliner Gold- und Silberschmiede“ zu Füßen des Sarges niedergelegt hatte. — Durch den thätigen Anteil, den Luise Braun an dem Werke ihres Gatten „Schiller, Goethe, Lessing im Urteil ihrer Zeitgenossen“ genommen hat, wird ihr Andenken auch bei den Litteraturgeschichtskundigen fortleben.

Bühnenabschied. Mit dem 30. November schied unter Ehrungen der Intendanz und des Personals der Maschinenmeister des Königlichen Theaters in Kassel Herr Georg Brandt nach 30jähriger Thätigkeit aus seinem Amt. Geboren am 23. August 1843 zu Darmstadt, hatte er seine technische Ausbildung unter der Leitung seines Bruders, des dortigen hervorragenden Maschinen-Direktors Karl Brandt, erhalten. Seit 1872 am Hoftheater in Kassel thätig, schuf er hier im Verein mit dem dahingeschiedenen Theatermaler Emil Harke die glänzenden Inszenierungen von „Undine“, „Aschenbrödel“, „Dornröschen“, „Die Reise um die Erde in 80 Tagen“, an die sich später hauptsächlich noch „Der Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner anschloß.

Liederlese moderner Sehnsucht. Unter diesem Untertitel ist im Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart eine von unserm Mitarbeiter Karl Ernst Knodt zusammengestellte Liederauswahl „Wir sind die Sehnsucht“ erschienen, in welche nur lebende deutsche Lyriker aufgenommen sind. Über Absicht und Inhalt dieser eigenartigen Sammlung gibt das uns vorliegende Vorwort Auskunft. Es beginnt mit Betrachtungen über die steuerlose Sehnsucht Nietzsches und die steuersichere, die Wilhelm Raabe in das Motto zusammenfaßt: „Blick auf nach den Sternen“, und fährt dann fort:

„Auch diese Liederlese moderner Sehnsucht ist gedacht als ein neuer Aufblick nach den ewigen Sternen, als ein erhöhtes Hände-Ausstrecken nach all dem unerreichbar Schönen, Wahren und Guten, als das heutige Heimweh nach Gott und ganz erlöster Ewigkeit.“

Die Einführung in das Buch schließt mit den Worten:

„Es wäre entschieden ein Irrtum, wollten wir die Zahl der nach den Sternen Strebenden unsers neuen Jahrhunderts gering schätzen — gegenüber denen, deren Auge so ganz auf den Gassen und Gossen dieser Erde haftet. Schon die namentlichen Namen der Sehnsuchtssänger in diesem unserm Sammelbuche sind ein unwiderleglicher Beweis, daß und wie die besten modernen Dichter Sänger starker Sternensehnsucht sind. Und wir glauben noch an viel ungenannte und ungekannte Genossen gleichen Glaubens allerorten — bis in die fernsten Welt- und Waldwinkel hinein.“

Die Zeichnung des Einbandes und der stimmungsvolle Buchschmuck rühren von dem bekannten Maler H. Vogeler-Worpswede her. Der Preis beträgt 4 M.

Hessische Bücherschau.

„Friede den Hütten.“ Preisgekrönter Roman von M. von Ekensteen. München (Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.).

Ein sehnsüchtiger Zug nach Heimatlichkeit, nach den patriarchalischen Sitten des Landlebens, nach dem „Frieden der Hütten“ und der Bethätigung wahrhaften Christentums geht durch unsere neuere Litteratur; wie sehr dieser Hang dem Bedürfnis der Volksseele entspricht, beweist, daß das schönste Heimatsbuch unserer Tage, „Jörn Uhl“, in 71000 Exemplaren verkauft wurde. Es ist der Überdruß an der in Fäulnis übergehenden Kultur, der schon den alternden Diocletian, den Beherrscher einer Welt, vom Throne rief, damit er in einem Landstädtchen Dalmatiens friedlich seinen Kohl bauen könne. Dieser Zug macht sich auch in dem preisgekrönten Werke der diesen Blättern wohlbekannten Novellistin Frau von Ekensteen geltend, ja er durchzieht wie ein roter Faden die frisch und flott geschriebene Erzählung, die neben realistisch geschauten Bildern aus der sogenannten „großen Welt“ mit idyllischem Pinsel die

Frische und Gesundheit, die Kraft und das Heil preist, das in weltfernen Thälern am Herzen der Natur und schlichter Pflichterfüllung lebt und für die übermüdeten Kinder unserer modernen Tage Rettung bringen könnte. Vielleicht läuft da und dort ein wenig zuviel Idealismus mit unter, vielleicht ist es einem inmitten seiner Standesgenossen erwachsenen Vertreter des Adels von heute nicht ganz so leicht, alle Bande seiner Gesellschaft zu zerreißen, alle eigenen Vorurteile seines Standes abzustreifen, wie dem Helden des Ekensteenschen Buches, vielleicht sollte seine Umwandlung in ähnlicher Weise tief motiviert sein wie die des Tolstoischen Fürsten Nechljudow in dem gewaltigen Roman „Auferstehung"; aber die Verfasserin wollte keinen psychologischen Roman schreiben, sie wollte ein Lebensbild geben, in dem schon alles in Handlung umgesetzt ist, die Lösung eines sozialen Problems unternehmen. Das Buch enthält einige sehr packende Schilderungen und eine Fülle anmutender Gedanken und sympathisch gezeichneter Charaktere. Es ist leider durch modern sein sollende unschöne Illustrationen entstellt, während die Ausstattung außerdem durchaus vornehm ist.

M. Herbert.

Aus allen Augenblicken meines Lebens. Neue Gedichte von Karl Ernst Knodt. Mülheim a. Ruhr (K. Schimmelpfeng). Geb. M. 5.—

Dieser neue Gedichteband ist ein würdiger Bruder des wenige Monate älteren „Aus meiner Waldecke". Die Eigenart religiös-lyrischer Empfindungsweise in modernem Sprachgewand ist auch hier, ist in verstärktem Maße anzutreffen. „Lasset diese Kindlein zu euch kommen", möchte ich den Freunden deutscher Lyrik zurufen; denn es ist mir nicht möglich jedes einzelne in seiner keuschen Lieblichkeit vorzustellen. Ich möchte zur Empfehlung dieser frommen Kinderschar nur auf eins hinweisen: Wo lebt diese Schar, welches ist der Schauplatz, auf dem sie sich tummelt? Wo ist des Dichters Land?

Um mich verständlich zu machen, was ich mit dieser Frage will, muß ich etwas anderes vorausschicken.

Lyrische Gedichte sind nicht nur Empfindung. Dieses feine ätherische Wesen, welches wir Empfindung nennen, muß einen Leib, eine Gestalt haben, sonst können wir durch unsere Sinne-gefesselten Menschen sie nicht verstehen. Empfindung allein wäre Rosenduft ohne Rosen, wäre Brotaroma ohne Brot. Davon läßt sich nicht leben. Empfindung allein wäre elektrische Kraft ohne Geber und Empfänger. Was ist nun der Leib, die Gestalt der Empfindung? Offenbar das Erlebnis. Das Erlebnis ist das Sichtbare, das Wahrnehmbare. Dies Erlebnis mit wenigen meisterhaften, anschaulichen Strichen unseren Sinnen zugänglich zu machen, daß unsere Seele in des Dichters Seele aufgeht, das ist die Kunst des Lyrikers.

Die Seele Knodtscher Dichtung ist Sehnsucht nach der göttlichen Heimat. Was aber sieht seine Seele, was hört sie, worauf tritt ihr Fuß, in welcher sinnlichen Welt lebt sie, wo ist das Land des Dichters? Fast möchte ich sagen, der Dichter hat gar keines; er hat keines mehr. Was dünkt ihn die Erde? Der Dichter Knodt strebt ja unausgesetzt von dieser Erde fort. Die Welt des Sichtbaren bietet ihm offenbar kein Ganzes mehr, sie bietet nur Augenblicke: Aus allen Augenblicken meines Lebens. So hätte Knodt die Herkunft seiner Gedichte nennen müssen, auch ohne auf K. F. Meyer sich zu berufen. Nun gibt es doch noch eine ganze Reihe Erdendinge, mit denen sich die Phantasie des Dichters beschäftigt. Von seinem lieben Walde kommt er doch nicht so ohne weiteres los. Und da sehe ich gar Winter, Frühling, Sommer, Herbst, Ernte, Musik, Menschen und Liebe, ja sogar Humoristisches „aus meinem Weltwinkel"! O, wie hat mich das gefreut! Ja, lieber Freund, Du meintest, wir werden an einem Tage sterben. Gewiß! Weißt Du auch wann? Wenn uns der Humor ausgeht.

Neben diesen genannten Erdendingen stehen aber die ernsten Gestalten Abend und Heimweh, Tod und Einsamzeit, Gott und Ewigkeit. Wo ist des Dichters Land? so frage ich noch einmal. Bei diesen ernsten Gestalten oder dort bei den Erdendingen? Indem ich so überlege, finde ich eine Merkwürdigkeit in den Knodtschen Gedichten, die sich mir noch bei keinem Dichter so deutlich geboten. Wenn er nämlich seine Stoffe aus der sichtbaren Welt nimmt (Winter, Frühling u. s. w.), vergeistigt, ich möchte sagen, verseelt er das Sichtbare; und da, wo er ins Ewige greift, in die unsichtbare Welt, taucht er seinen Stift in die glutvollsten Farben, die ihm unsere Erde bietet. Das ist sehr natürlich. So will es die Poesie. Und so will es dieser Dichter. Er strebt aus der Welt der Sinne hinaus, nicht ohne den milden Glanz des Himmels auf sie zu legen und er lebt in der Ewigkeit, nicht ohne ihr den reichen Mantel irdischen Schmuckes zu verleihen.

Treten wir also ein in des Dichters Land! Die Gedichte, welche den Untertitel „Erntezeit" tragen, weisen am deutlichsten den Übergang von der Verseelung des Sinnlichen zur Versinnlichung des Seelischen auf. In der Erntezeit klagen die Ähren, daß sie sterben müssen, aber ihr Sterben ist heilig; in Wahrheit sterben sie nicht einmal, sie werden nur verwandelt und geben uns heiliges Brot. Dergleichen nenne ich Verseelung. Und wenn der Dichter die Ähren die Krone Gottes nennt, so halte ich das für Versinnlichung von Seelischem. In der Einsamkeit erscheinen dem Dichter Engel mit Friedenskränzen auf den Häuptern, während seine Füße ihnen bereits im Äther entgegenschweben. Der Abend, der Vater der Einsamkeit, öffnet heimliche Thüren; durch sie locken Engel in die Ewigkeit einzutreten. Sie geleiten ihn. Unterdessen singen unbekannte Stimmen ein Sehnsuchtslied über den Wassern. Mildes Licht ist überall ausgegossen. In der Luft entspinnt sich zwischen bösen Geistern und dem Entschwebenden ein Kampf, aber Gottes Nähe verhilft ihm zum Siege. Engel dienen dem Sieger, schmücken ihn mit weißer Seide, reichen ihm Siegespalmen und führen ihn zur Himmelsleiter. An vielen, leuchtenden Sternen steigt er vorüber, an den Sternen, den stillen Betern der Nacht und am toten Monde; schlackenbefreit tritt seine Seele in die Sonne. Da ist Gottes Altar, da legt er die unentweihte Siegespalme nieder. - Unter ihm liegt die Erde, ein mondbeglänztes Thal, die Wiesen leuchten wie weiße Linnen; die Wege der Zeit dehnen sich, die Stunden rinnen in das Meer der Ewigkeit. Über die versunkenen Wege auf der Erde sind goldene leuchtende Funken gestreut. — Auf gleicher Höhe steht die Phantasiethätigkeit des Dichters in den Heimatgedichten. Das Land seines Heimwehs hat goldene Ufer, an denen rote Abendrosen blühn. Leuchtende Stege führen dahin. Von ihm her ertönt ein Heimruf, der Himmel und Erde durchbebt. Hundert helle Heimatstimmen fallen mit mächtigem Chore ein: Hallelujah über Grüften, Hallelujah über Lüften. Leise Sternenlichter sind Wegweiser. Während die Natur mit dem Dichter Heimweh verspürt — Blumenduften und Wellenschlagen sind Heimwehtreiben — kommt der Engel Tod zu dem Sänger. Er geht willig mit, sein Lied ist Gottesatem, Heimatsterne rauschen und reden von roten Sonnen und ewigen Wonnen. Sie entzünden der Sehnsucht schlafende Flammen, welche mit seinen Liedern zusammenlohen und ihn durchs letzte Thor tragen. Still geht die Wanderung in die Heimat weiter. Der Wanderer spricht nicht viel, er schaut nur in die Sterne. Manchmal ruft die Seele ihr Heimweh in den Himmel hinein und eine zitternde Antwort schwebt ihr entgegen. Goldene Türme werden sichtbar, die Sehnsucht baut sich Altäre. — Auch der Tod entlockt dem Dichter phantasievolle

Bilder. Der Mensch stirbt wie eine Blüte in der Sturmnacht, wie ein halbverhungerter Bettler am Wege, wie eine im Wald gefällte Tanne, wie ein vergiftet Vöglein, wie eine verdunstende Wolke, wie eine in Sehnsucht erfrorene (!) Seele. Ein letzter Hauch — und das Leben steht still; auch die Liebe muß es leiden. Der Tod deckt sein Bahrtuch über die Sonne des Lebens, doch soll er am Sterbelager stehen wie ein stiller Stern, der in den Himmel leuchtet. Hinter ihm ist das Heimwehland, Meer und leuchtend Land zugleich, dessen Ufer heilig glühn. Leise, leise stößt der Nachen ab, um über das Meer zu fahren. Die tote irdische Liebe kommt, himmlisch verklärt, ihm in einer Barke entgegen. — Die Gedichte, welche Gott überschrieben sind, sollten den Titel „Glaube" erhalten haben. Einmal im Leben begegnet jeder Seele Christus. Da hebt der Scheideweg an: mit ihm oder von ihm. Der Glaube, der kühne Wager, muß entscheiden. Er thut den Sprung ins Blaue, aber in das Blau des Himmels. Der Mensch ist ein küstenferner Fahrer, ein herdenfernes Hirtenglöcklein, ein vom Ozean losgelöster Tropfen, ein Stern, der fremdes Licht trägt: göttliches. Die wahre Heimat des Dichters ist die Ewigkeit. Dort thront der Vater, Engelchöre umgeben ihn, selige Reigen breiten sich vor ihm aus. Hier ist das Land des wachgewordenen Geistes, der auf der Erde vom Feuerzauber der Sinne eingeschläfert war. Dort ist thätiges Ruhen, das Auge schwelgt in der Ästhetik des Himmels. In den Gärten der Erlösung blühn die Wunden des Heilands als Rosen. Es ist ewiger Mai. Unter goldenem Dach ertönt Sphärengesang. — Nun wird man sich wohl eine Vorstellung von des Dichters Land machen können. Er wird verzeihen, wenn ich es nicht so schön zeichnen konnte, als er es versteht. Doch war die Zusammenstellung zu einem Ganzen, der Fülle der „Augenblicke" und Geistesblitze zu einem einheitlichen Leben nicht gerade die leichteste Aufgabe, die ich mir für eine Besprechung wählen konnte.

Zum Schlusse bemerke ich, daß ich hinsichtlich des Bilderschmucks des Buches nur ungern eine kritische Äußerung unterlasse. Nur so viel sei gesagt, daß Knodts Gedichte weder Torsi sind, noch Symbolik. Diese durchschnittenen Leiber sind mindestens geschmacklos. Auch sind einige Ausdrücke des Dichters wohl einer Änderung zu empfehlen. In Andacht versteint, in Sehnsucht erfroren, und anderes sind eine contradictio in adjecto. Auch ist das Buch von Druckfehlern nicht frei.

Altkirch i. Els. **Stromberger.**

Während Mamas Badereise und andere Geschichten für die Jugend. Von A. von Oeynhausen. Hanau (Verlag von Clauß & Feddersen) 1903. Eleg. geb. M. 3.—

Es ist ein prächtiges, liebes Buch, reizvoll und unterhaltend für Mutter und Kinder und voll feiner Beobachtung für die Regungen der Kinderseele. Den Hauch der Unschuld, Reinheit und kindlichen Frömmigkeit, der durch alle seine Blätter geht, habe ich mit Wonne eingeatmet, man findet ihn so selten heute. Selbst durch die für die Kinder bestimmten Schriften weht eine schwere, schwüle Luft. Für solch' ein Werkchen wie A. von Oeynhausen's: „Während Mamas Badereise" müssen wir Mütter also sehr dankbar sein, und wer nach einem Buche sucht, welches er am heiligen Abend gern seinen Lieblingen auf den Gabentisch legen möchte, dem rate ich mit gutem Gewissen, das vorgenannte zu wählen. Aber nicht nur den Kindern legt's auf den Tisch, sondern auch eueren jungen Töchtern, den zukünftigen Müttern!

Rotenburg a. F. **B. C.**

Personalien.

Verliehen: dem Oberforstmeister Swart zu Kassel der rote Adlerorden 4. Klasse; den Professoren Heydenreich am Realgymnasium, Zimmermann an der Ober-Realschule und Paulus am Friedrichs-Gymnasium zu Kassel, Dr. Flemming an der Realschule zu Eschwege der Rang der Räte 4. Klasse; dem Oberförster Müller zu Stölzingen der Titel Forstmeister mit dem Range der Räte 4. Klasse.

Ernannt: Landrichter Vial in Kassel zum Landgerichtsrat; Amtsrichter Fuchs in Biedenkopf zum Amtsgerichtsrat; Gerichtsassessor Dr. jur. Freytag in Spangenberg zum Amtsrichter daselbst; Referendar Littmann in Marburg zum Gerichtsassessor; die Rechtskandidaten Ahlemann, Gerlach, Goebels, Knackfuß, Pfannstiel und Wecke zu Referendaren, letzterer unter Überweisung an das Amtsgericht in Rodenberg.

Bestellt: Pfarrer extr. Bock in Kassel zum Verweser der Pfarrstelle zu Abterode; Pfarrer extr. Hütteroth in Wasenberg zum Verweser der Pfarrei Schrecksbach.

Versetzt: Amtsgerichtsrat Dr. Schemann in Neukirchen nach Hersfeld; Amtsrichter Dr. Göring in Elmshorn an das Amtsgericht in Friedewald; Amtsrichter Opitz in Friedewald an das Amtsgericht in Frankfurt a. M.; Gerichtsassessor Fuhrmann aus dem Bezirk des Oberlandesgerichts Stettin in den Bezirk des Oberlandesgerichts zu Kassel; Steuerrat Riebel in Aurich als Kataster-Inspektor nach Kassel; Steuerinspektor Zimmermann in Ziegenhain als Kataster-Inspektor nach Aurich; Kreissekretär Conrad in Witzenhausen in gleicher Amtseigenschaft an das Königl. Landratsamt Hanau.

In den **Ruhestand** getreten: Forstmeister Aumann in Hersfeld.

Verlobt: Liconciado Emilio Pimentel, Gouverneur des Staates von Oajaca, mit Frl. Amparo Jordan (Mexico, 7. November).

Geboren: ein Sohn: Landmesser Schoof und Frau Else, geb. Kipp (Karlshafen, 23. November); eine Tochter: Fabrikant H. Uhlendorff und Frau Hänsi, geb. Reynaber (Kassel, 19. November); Major Wild von Hohenborn und Frau Else, geb. Kunoth (Bonn, 21. November); Referendar Dr. Adolf Wedemeyer und Frau Irmgard, geb. Rothfels (Kassel, 25. November).

Gestorben: Frau Oberregierungsrat Elisabeth Mauve, geb. Kunitz, 35 Jahre alt (Kassel, 12. November); Leutnant Karl Scheffer (Straßburg i. E., 13. November); Fräulein Sophie Hartwig, 67 Jahre alt (Kassel, 13. November); verw. Frau Pfarrer Werner, geb. Klein, 82 Jahre alt (Kassel, November); Frau Dr. Agnes Hülsemann, geb. v. Bismarck, 53 Jahre alt (Marburg, 15. November); Frau Rentmeister Bertha Henning, geb. Koch, 70 Jahre alt (Kassel, 16. November); Frau Amtmann Emilie Fiebelkorn, 75 Jahre alt (Kassel, 23. November); Frau Lina Wagner, geb. Sachse (Kassel, 25. November); Fräulein Luise Scheffer, 72 Jahre alt (Hof Engelbach, 25. November); Amtsgerichtsrat a. D. Anton Maier, 86 Jahre alt (Fulda, 26. November); Kaufmann Dietrich Degenhardt, 50 Jahre alt (Kassel, 26. November); Generalagent Moritz Klipfel, 78 Jahre alt (Kassel, 28. November); Fräulein Susanne Reul, 76 Jahre alt (Hanau, November).

Briefkasten.

P. W. in Leipzig, A. K. in Kassel. Besten Dank für die willkommenen Beiträge und freundlichen Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XVI. Jahrgang. Kassel, 16. Dezember 1902.

Advent.

Und wieder kommst Du hoch vom Himmel her
Und suchst Dein ewig-altes Gottesrecht
Und bringest Deines Lebens heil'gen Glanz
Mit Kraft und Macht dem heutigen Geschlecht.
Und wieder wenden sich empor zu Dir
Die Menschenseelen, die voll Heimweh sind,
Die heißen Herzen an der Welt verbrannt,
Die Augen, die vom Suchen matt und blind.
Der Welten Rätsel tragen sie zu Dir,
Der alten Fragen ungelöst Problem,
Die Qual der Sinne, das verlor'ne Glück;
Der Philosophen wandelbar System, —
Das krasse Elend, das die Welt durchmißt,
Des Lasters Schmach, der Armut bitt're Not,
Die Einsamkeit, in der die Seele weint,
Das harte Alter und den bittren Tod.
„Da nobis pacem" schrei'n sie auf zu Dir:
Ach, ohne Dich ist alles wüst und leer!
Und wieder wanderst Du nach Golgatha
Mit einem Kreuz, das tausendmal so schwer
Geworden durch die Sünden uns'rer Zeit.
Und lächelst selig: „Kommet her zu mir,
Die ihr mühselig und beladen seid."

Regensburg. M. Herbert.

Wintergedanke.

Alt ist das Jahr, Schnee deckt die Flur,
Und unterm Schnee die Frühlingsboten lauern,
Aus der Vernichtung rettet sich Natur
Zur Auferstehung nach des Todes Schauern.

Du altes weißes Haupt in Grabes Näh',
Hast Du gepflegt in Deiner Seele Tiefen
Den Keim zum Leben, daß er aufersteh',
Wenn Dich des jüngsten Tags Posaunen riefen?

Einsamkeit.

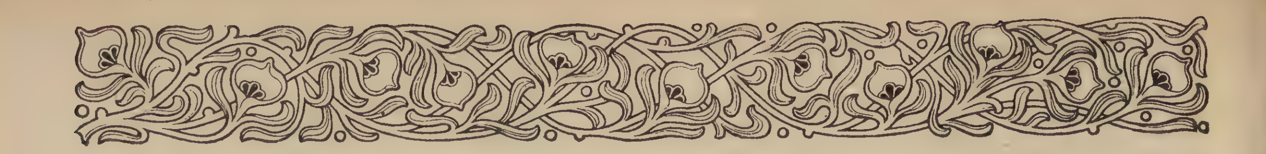
Ein Spielmann das Leben,
Er geiget zum Tanz;
Auch ich war noch eben
Im wirbelnden Kranz.

Meine Partner das Glück
Und der Frohsinn vereint —
Jetzt blieb ich zurück,
Von niemand beweint.

Kein Tanzen, kein Geigen,
Nur Einsamkeit,
Nur tödliches Schweigen
Ist weit und breit.

Du Spielmann, du guter,
Hab' Dank und leb' wohl
Und schick' mir den Bruder,
Der trösten mich soll.

Göttingen. E. B.



All-Hessenland
oder das chattisch-hessische Ausbreitungsgebiet in Mittel-Europa.

Ein deutschkundlicher Versuch von Dr. phil. Fritz Seelig zu St. Goarshausen am Rh.

Vor nunmehr dreizehn Jahren habe ich meinen, am 28. Oktober 1889 im hessischen Geschichtsverein zu Cassel gehaltenen Vortrag „über die Namen der Chatten und Hessen sowie über die Gebietsentwicklung der Landgrafschaft“ am Schlusse des Jahrgangs III (vergleiche S. 323 u. 324) in unserm „Hessenland“ zum Abdruck gebracht, auf den Seiten 326—330 und 342—346.*) Auch heute noch kann ich die dort, besonders auf Seite 328 unten u. ff., gegebenen Forschungs-Ergebnisse als völlig richtig unterschreiben, trotzdem ich, Mitte Juni 1892, in den „Touristischen Mitteilungen aus Hessen-Nassau und Waldeck, einschließl. des großherzogl. Oberhessens und der angrenzenden Gebiete“ in der ersten (Werbe-) Nummer [welche, ergänzt und erweitert bis zur Südgrenze des Großherzogtums Hessen, November 1894, also 5 Jahre später als mein erstgenannter Vortrag, im Neudruck erschien] alle die andern hessischen Lande, bis zum Unterlauf des Neckars und bis an den Donnersberg in der Pfalz, als zur touristischen Durchforschung gehörig, nunmehr in „beiden Hessen, Nassau, Frankfurt a. M, Waldeck und den Grenzgebieten“ miteinbezog. (Auch hiervon ist im Verlage des Niederhessischen Touristenvereins zu Cassel ein Sonderabzug in beschränkter Zahl s. Zt. erschienen, der Interessenten freisteht.)

Unvermischt hessisch, ja urhessisch, weil schon beim Beginn geschichtlicher Kunde chattisch, und seitdem stets chattisch-hessisch geblieben, sind nur die Gebiete, welche eine Linie von Hannöversch-Münden bis zum Kreuzberg in der Rhön und von da mit leicht südlicher Ausbuchtung quer durch Oberhessen bis zum Ederkopf, von wo es wieder zum Ausgangspunkte zurückgeht, in Form eines fast gleichschenkligen Dreieckes umschließt.

Ebenso aber, wie wir im Nordwesten des fränkischen Hessengaues, hart nördlich der alten sprachlichen Grenzlinie Bonn-Cassel-Dessau, und zwar im Kreise Rinteln, ferner im sächsischen Hessengau (d. h. in den Kreisen Hofgeismar und Wolfhagen) und im nördlichen Waldeck nebst Pyrmont, ein in sich abgerundetes, niedersächsisches bezw. westfälisches Grenz- und Mischgebiet und daneben im Westen des fränkischen Hessens, nämlich im gleichfalls althessischen Thalgebiete der Unter-Werra, in den Kreisen Eschwege und Witzenhausen, und im ursprünglich hennebergischen Kreise Schmalkalden, eine thüringisch-hessische Übergangszone angliedern müssen, so lassen sich im Süden und im Südwesten des eigentlichen Hessenlandes das liebliche Kinzigthal bis nach Hanau, der Spessart und die Aschaffenburger Gegend, die bis 1866 freie Stadt Frankfurt am Main und die Wetterau, das mittlere und untere Lahnthal, selbstredend mit Westerwald und samt Taunus, aus rechtsrheinischem Schiefergebirge, sowie ganz Rheinhessen mit Mainz und endlich die Grafschaften Ober-Katzenellenbogen und Erbach, oder die Darmstädter Gegend bis tief in den Odenwald, als Neu-Hessenland an das oben umgrenzte, altchattische Ur- und Stammgebiet, im heutigen Niederhessen samt dem alten, nördlichen Oberhessen, ohne jeden Zwang anfügen; also daß nunmehr die preußische Provinz Hessen-Nassau, das Großherzogtum Hessen, das Fürstenthum Waldeck, die Kreise Wetzlar und Berleburg (oder Wittgenstein), aus den Provinzen Rheinland und Westfalen, die seit 1816 zum Königreich Baiern gehörige Gegend von Aschaffenburg in Unterfranken sowie alle Grenzgebiete ringsum den größeren Begriff „All-Hessenland“ bilden, gegenüber dem altchattischen Kernlande, das ja zumeist in dem nördlichen, größeren Teil des ehemaligen Kurhessens gelegen ist, und dessen Mittelpunkt etwa zwischen Gudensberg, Malsfeld und Fritzlar zu liegen kam. Abgesehen von den drei, als kurhessische, bezw. waldeckische Exklaven mit zu behandelnden Kreisen (Rinteln, Pyrmont und Schmalkalden) liegt „All-Hessenland“ vor uns als eine kompakte Masse aller hessischen Lande vom Nordende des Reinhardswaldes bei Carlshafen an der Weser bis nach Wimpfen am Neckar, wo die Odenwald-Vorberge endigen, und von Schmalkalden im Thüringerwalde bis nach Rheinfels ob St. Goar und Pfalzfeld im ehemals kurhessischen Niederkatzenellenbogen, auf der linken

*) Der Vortrag erschien auch als Sonderabdruck, Cassel 1889, im Selbstverlag des Verfassers; hier S. 14 ff.

Seite des hier gerade zauberhaft-schön dahinfließenden, deutschen Rheinstromes. Es ist dies ein gut abgerundetes Gebiet, wald- und wildreich, wie nirgends, ein wonniges Berg- und Hügelland, im Herzen Mittel-Europas oder All-Deutschlands, mit einem Umfang von etwa 28—28½ Tausend Quadratkilometern, auf denen gegen Ende 1900 ungefähr 3½—3⅗ Millionen Menschen, meist chattisch-hessischen Blutes, wohnen. Vergleicht man mit diesem unserm, ideal geforderten „allhessischen" Lande die nur wenig größere Provinz Posen*), in deren Flachland es keine nur mäßig bewohnbaren Berg- und Höhenzüge wie in Hessen-Nassau, Waldeck und im Großherzogthum Hessen gibt, so finden wir dort etwa nur halb so viel Einwohner als bei uns; ein beweisendes Zeichen dafür, daß trotz aller Kargheit althessischer Erde, doch unser Volksstamm zähe an der Heimat hängt, und daß der Hesse sein Land so dicht, als nur möglich, besiedelt hat, um den alten Spruch wahr zu erhalten: daß „wo Hesse und Holländer verderben, kann niemand mehr Nahrung erwerben". Ja, Hessen und Holländer, über denen beiden das nämliche Banner, leuchtend in Rot-Weiß und Blau, flattert, von denen Tacitus in Chatten und Battaven uns eine wenn auch von neuester Kritik mit Recht angefochtene, engste Blutsverwandtschaft überliefert, und denen in Brabant und Hessen gemeinsames Fürstenblut seit 1247 floß, sie beide allein haben, seit dem grauesten Tagen urgermanischer Vorzeit, ihre Sitze selbst in den Stürmen der Völkerwanderung behauptet und bis heute sich im großen und ganzen erhalten, wie dies Jakob Grimm, einer der größten Söhne der hessischen Erde, ja unseres ganzen deutschen Vaterlandes, in seiner „Geschichte der deutschen Sprachen" (1848) ebenso ruhmreich wie berechtigt-stolz von den Hessen und den Friesen, den Ahnen der heutigen Holländer in den nördlichen Niederlanden, niederschrieb, sich selbst und unserm hessischen Volksstamme, dem deutschesten der deutschen, zur Ehre.

Wenn wir nun das gesamte Gebiet von All-Hessenland nochmals, abgesehen von Rinteln nebst Pyrmont und Schmalkalden, uns vor Augen stellen in einer gedachten Grenzlinie von Carlshafen bis Mihla a. d. Werra, dann weiter bis etwa 5 km westlich von Meiningen, dann bis Kissingen, Hammelburg, Gemünden und ferner über Wertheim und Amorbach bis zum Katzenbuckel im Süden; von da quer durch das Rheinthal bis zum Donnersberg, dann von dort über Bingen, Coblenz und Altenkirchen zum Ederkopf, von wo es über Brilon und Warburg, in leichtem Bogen dem Diemellauf folgend, nach Carlshafen zurückgeht, so läuft die Halbirungslinie all dieser hessischen Lande vom Ederkopf aus etwa über Gießen, ferner über den Taufstein im Vogelsberg und über den Kreuzberg in der hohen Rhön bis gerade zum Einfluß der Streu in die fränkische Saale.

Was nördlich dieses „allhessischen Äquators" liegt, war oder wurde, im Kampfe mit den Cheruskern oder Hermunduren, altchattisches Gebiet, in welches selbst die weitherrschenden Römer nur Streifzüge unternommen haben, während südlich davon einst, geschützt durch den Limes Romanus und sein Vorland, römisches Wesen mehr oder weniger eingedrungen war, bis seit 375 nach Christus die Woge der großen Völkerwanderung die althessische Vollkraft in diese Gebiete hinüberschlagen ließ, wo dann die Chatten ein Neu-Hessen begründeten und der alten Nordhälfte nach Süden hin, bis an die heutigen Rheinpfälzer, einen schönen Abschluß anfügten. Dabei aber wurde der tiefe Rheingraben im rheinischen Schiefergebirge, von Bingen bis Coblenz, nur bei St. Goar und Pfalzfeld, wie ein vorgelagerter Brückenkopf, überschritten; denn sonst ergoß sich die überschäumende, chattische Urkraft, wie ein Gewitterstrom durchbrausend und jeden römischen Widerstand niederwerfend, von Coblenz moselaufwärts bis weit über Metz hinaus, um dort leider in wälschem Lothringertum unterzugehen oder sich doch mit moselfränkischem Volksblute zu verschmelzen. Aber wie die vielen Volksstämme der Ostgermanen, z. B. die West- und Ostgothen, die Langobarden und Wandalen, einst in Italien, Gallien, Spanien und Nordafrika, bis auf geringe Spuren, untergegangen sind, so ist auch diese vorübergehende Wanderstrecke von Coblenz bis Metz unserm chattisch-hessischen Volkstume dauernd nie angegliedert; denn dies gelang, wie wir ja bereits wissen, nur in der lieblichen Südhälfte der allhessischen Lande. Hier sind eben die Gebiete des Westerwaldes, des ganzen engen Lahnthales, des weiteren Taunusgebietes, der Wetterau, des Rheingaues, des Frankfurter Beckens und des Kinzigthales, des Spessartes, des Odenwaldes, der oberkatzenellenbogischen Rheinebene bei Darmstadt und ganz „Hessen bei Rhein" mehr oder minder gründlich von den Chatten eingenommen und durchaus hessisch kolonisiert worden als „Neu-Hessenland"; einen Ausdruck, den wir den Forschungen des Darmstädter Germanisten Max Rieger zur bequemeren Charakterisierung wohl entnehmen dürfen. — Wer sich aber ein Bild der

*) Ende 1900: 28966 Quadratkilometer mit 1,888,000 Bewohnern.

Nordhälfte aller hessischen Lande, freilich zumeist nur in touristischer Beziehung, machen will, findet dies, abgesehen von Rinteln, Pyrmont und Schmalkalden, a. a. O. in der ersten (Werbe-) Nummer der Touristischen Mitteilungen, geordnet nach 24 Sektionen, von denen zwei dem Diemel- und Weser-, und ebensoviel dem unteren Werra-Flußgebiete angehören, während auf die obere Lahn in Oberhessen fünf Sektionen entfallen; das Gebiet des Fuldaflusses dagegen zerfällt dort in sieben Sektionen, denen sich fünf für die Edder und drei für die Schwalm noch angliedern.

Eine touristisch nach allen Seiten begründete Sektionseinteilung der Südhälfte aller hessischen Lande steht zwar noch aus, soll aber in nicht allzulanger Zeit, wahrscheinlich noch im laufenden, XI. Jahrgang der von Dr. Lange in Cassel herausgegebenen Touristischen Mitteilungen aus beiden Hessen ꝛc., wie wir hören, nachgeliefert werden.

Daß dabei auch die ethnographischen und historischen Grenzen ihre gebührende Berücksichtigung finden werden, dafür bürgt uns die mehr als neunjährige Beschäftigung des Verfassers mit deutschkundlichen und besonders allhessischen Studien und Streitfragen, unter denen die längst betriebenen, mundartlichen Forschungen gerade im letzten Jahrzehnte erfreuliche Fortschritte gemacht und allseitige Anerkennung, auch in Laienkreisen, namentlich seit Aufkommen der Heimatkunst und -Litteratur, gefunden haben. Freilich laufen dabei, selbst in vielgebrauchten Heimatkunden, die schon eine 4. Auflage erlebt haben, drollige Sachen mit unter; daß man z. B. darnach annehmen müßte, Hessen-Nassau sei halb im niederdeutschen Sprachgebiete gelegen, während doch nur eine verhältnismäßig kleine Gegend, ganz im Norden der Provinz bei Hofgeismar platt redet, die große Masse aller Hessen aber den Mittel-, und nicht den Oberdeutschen, die südlich von Karlsruhe enden, sprachlich zuzurechnen ist.

Betrachten wir aber unser All-Hessenland, bestehend aus allen ehemals „chattischen" Landen, und aus allen „neuhessischen" Gebieten, im einzelnen, so ergeben sich sowohl für die nördliche als auch für die südliche Hälfte je drei in sich abgerundete Kreise oder Unterabteilungen, die wir hier um Cassel, Marburg a. L. und Fulda sowie dort um Limburg a. L., Hanau und Darmstadt am zwanglosesten gruppieren können. Dabei kommen die drei südlichen Großstädte Frankfurt a. M., Mainz und Wiesbaden gerade in die Mitte der neuhessischen Südhälfte zu liegen, während Gießen, am Nordwestrande des großherzoglichen Hessens, etwa den Mittelpunkt aller hessischen Lande samt den sechs Unterabteilungen bilden würde. In einem weiteren Aufsatz aber sollen diese einzelnen sechs allhessischen Bezirke behandelt werden.

Ein hessisches Stammbuch.

Mitgeteilt von Max Georg Schmidt.

Vor kurzem hatten wir Gelegenheit, ein hochinteressantes, altes Stammbuch zu durchblättern. K. Bernhardi, der Nachfolger Jakob Grimms im Amt eines Oberbibliothekars an der ständischen Landesbibliothek in Kassel, hat dasselbe als Vertreter des 4. kurhessischen Wahlbezirks (Fritzlar) bei der deutschen Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt angelegt und darin die Handschriften der bedeutenderen Mitglieder des Parlaments gesammelt. Einen Auszug dieser Gedenksprüche haben wir im Septemberheft der Deutschen Revue unter dem Titel: „Ein Stammbuch aus dem Frankfurter Parlament" veröffentlicht. Außerdem finden sich jedoch im Album noch einige Eintragungen angesehener kurhessischer Männer aus den fünfziger Jahren, welche für die Leser dieser Blätter von Interesse sein dürften.

So schreibt der frühere Oberbürgermeister Hartwig:

„Wir leben in einer schmachvollen Zeit und oft hört man den Ausruf: Wann wird diese Schmach enden!? Mancher verzweifelt an einer glücklicheren Zukunft, aber wir dürfen den Mut nicht verlieren, die Hoffnung nicht aufgeben, daß nach dieser trüben Zeit eine bessere folgt.

Ich habe Arges erdulden müssen, aber dennoch halte ich fest an dem Glauben an eine ewige Gerechtigkeit."

Kassel, am 19. Juli 1854. Hartwig.

Finanzminister Wippermann, der Verfasser von „Kurhessen nach dem Freiheitskriege", unter dessen Geschäftsleitung das Papiergeld in Hessen eingeführt wurde, äußert sich ähnlich:

„Die Wahrheit harrt mit sich'rer Wage
im Wolkenzelt der Folgezeit,
Bewegt die Spreu gebungner Sage
und huldigt der Gerechtigkeit.

Ihr Märtyrer für Menschenwürde,
vertraut der Wahrheit und der Zeit!
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
doch ewig die Gerechtigkeit!"

Kassel, 30. Oktober 1852.

Carl Wilhelm Wippermann.

Auch L. Schwarzenberg klagt über die jämmerlichen Zustände der Zeit:

„Wenn wir zusammenhielten treu ohne Zagen,
es würde unser Ruhm die Welt durchjagen!
Wir wären nicht gestoßen aus der Schar
der Völker, die am Freiheitshochaltar
der Freiheit bringen ihre Opfer dar.
Wenn wir zusammenhielten treu und fest,
so wäre unser Auge nicht benäßt,
wenn's die Geschichte liest, die uns verkündigt,
wie sehr wir an der Freiheit uns versündigt.

Das Staubkorn einzeln am Wege liegt
beim leisesten Windhauch verweht, verfliegt.
Doch fließt es zusammen und bleibt im Verein,
so wird es ein mächtiges Felsgestein;
und weht der Sturmwind fort und fort:
Er rückt es nimmer von seinem Ort.

Geschrieben in der Zeit einer schmachvollen Reaktion, aber mit der festen Zuversicht einer bald sich verwirklichenden besseren Zukunft, welche gesetzlicher Freiheit eine feste Stätte bereitet und alle deutschen Stämme zu einem großen, einigen Volk verbindet."

Kassel, 20. XI. 53. L. Schwarzenberg.

Der durch Vilmar zwangsweise versetzte Konsistorialrat Kraushaar schrieb „bei seinem gezwungenen Abschied von Kassel am 24. Oktober 1852":

„Die Kanzel ist's, wohin zuletzt das freie Wort sich flüchtet
und mit zweischneid'gem Schwert der Wahrheit Feinde richtet
Die Wahrheit aber siegt, mag auch im Bund mit blindem Glauben
Gewalt dem freien Wort die letzte Freistatt rauben."

Auch Kraushaars Amts- und Schicksalsgenosse Asbrand ist mit einem längeren Abschnitt aus seiner Kasseler Abschiedspredigt im Album verewigt.

Der vortreffliche hessische Jurist B. W. Pfeiffer trug hochbetagt am 12. November 1851 seinen Wahlspruch ins Stammbuch Bernhardis ein:

„Was der Mensch nicht aufgiebt, hat er auch nicht verloren. (Prinz Albrecht v. Preußen.)

Zur freundlichen Erinnerung an einen alten treuergebenen Freund, dem jener trostreiche Wahlspruch unter den mißlichsten Verhältnissen zum Leitstern seiner Handlungen im öffentlichen Leben gedient hat."

Der berühmte Leiter der Kasseler Theaterkapelle weckt die Erinnerung an das Jahr 1848 mit folgender Eintragung:

„Die obigen Anfangstakte des Sextetts, op. 140, geschrieben in der freudigen Begeisterung des Jahres 1848 bei der Erhebung Deutschlands zu Freiheit und Einheit mögen hier ein Plätzchen finden als wehmütige Erinnerung an jene Zeit." *)

Kassel, 28. XI. 51. Louis Spohr.

*) In seinem Kompositionsverzeichnis hatte Spohr bei Aufnahme des Sextetts die Worte hinzugefügt: „Geschrieben im März und April zur Zeit der glorreichen Volksrevolution zur Wiedererweckung der Freiheit, Einheit und Größe Deutschlands." Anm. d. Red.

Auch Sylvester Jordan, der schwergeprüfte Schöpfer der kurhessischen Verfassungsurkunde, widmet sein niedliches Gedichtchen „seinem langjährigen Freunde zur Erinnerung an die Zeit des deutschen Parlaments":

„Warum kommt denn im deutschen Vaterlande,
die heißersehnte Einheit nicht zu Stande?
Die Antwort giebt uns kurz und klar
des deutschen Reiches Doppelaar,
deß' einen Leib zwei Köpfe drücken,
die sich einander nie anblicken;
von denen jeder will allein
des Leibes Haupt und Zierde sein;
doch wenigstens, da dies mißlingt,
auf gleiches Recht der Herrschaft dringt.
Solang zwei Köpfe wollen oberherrlich walten,
kann sich die Einheit Deutschlands nicht gestalten;
es müßte denn den Diplomaten —
worüber sie schon lang beraten —
das immer noch mißlung'ne Werk gelingen,
zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen.
Denn schwerlich wird uns Gott so gnädig sein
und unsern Aar von einem Kopf befreien."

Ebenso erinnert Hermann Koch an das Frankfurter Parlament:

„In aufrichtigem, auf Liebe zu Gott gegründetem Verlangen nach Vervollkommnung allein besteht die wahre Größe, das wahre Glück des Menschen; dies Verlangen macht ihn getreu, selbstverleugnend und ausdauernd, selbst wenn die besten Absichten verkannt werden.

Indem ich diese Worte, deren Wahrheit Sie, verehrtester Freund, gewiß an sich selbst erprobt haben, mit Hinweisung auf die von Goethe kurz vor seinem Heimgange in ein Stammbuch geschriebene Zusprache Walthers Fürst (in Schillers Tell):

‚Erwartet nur und faßt Euch in Geduld‘

Ihnen zurufe, bitte ich Sie noch mal in später Zukunft sich zu erinnern, was ich Ihnen bei Ihrer Abreise zur Nationalversammlung zu Frankfurt im April 1848 in Hinsicht auf die Wahl eines österreichischen Prinzen zum Reichsoberhaupt und auf die Teilnahme von Vertretern Österreichs an jener Versammlung äußerte, des demnächstigen, jedenfallsigen Anschlusses der deutschen Elemente sicher und eingedenk des Ausspruches des Sophokles:

‚Nach Unmöglichem sich sehnend, warf schon mancher, was er hatte, weg‘."

Weniger politisch angehaucht sind die Verse, welche der Geheime Finanzrat Schotten in unser Album eingetragen hat:

„Denn wer mit dem, was ihm beschieden
und dem Berufe treu zufrieden
im Kreise seines Wirkens lebt,
nach höherem Schattenglück nicht strebt,
wer Honig saugt aus jeder Blume,
aus Mammon nicht und eitlem Ruhme
die Pläne seiner Zukunft webt,
wer Frohsinn auch bei trüben Stunden
in stiller Häuslichkeit gefunden,
wen Liebe lohnt, wen Freundschaft hält
daß er im Lebenssturm nicht fällt,
und wer sich freut der schönen Welt,
der hat den rechten Lauf begonnen,
der ist der Täuschung Qual entronnen,
der hat — das große Los gewonnen.

Daß solch ein Treffer auf Ihre Lebensnummer wo nicht bereits ganz darauf gefallen, doch ganz noch fallen möge, wünsche ich von Herzen."

Kassel, 31. August 1852. Carl Schotten.

Von rührender Anhänglichkeit an die hessische Heimat zeugen schließlich die Eintragungen der Gebrüder Grimm. So schreibt Jakob Grimm:

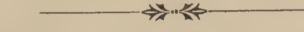
„Sie traten, wertester Bernhardi, an meine Kasseler Stelle, als ich ihren Namen noch nicht hatte nennen hören. Später sind wir aber doch noch näher bekannt geworden und ich freute mich Ihrer Nachfolge. Mir selbst ist es nicht gelungen an einer Bibliothek, zu der von jeher mich meine Neigung trug, mich zu behaupten und wider Willen mußte ich zweimal in Hessen, einmal in Göttingen die Schlüssel zurückgeben und eine neue Laufbahn beginnen. Dieser Abbruch des Fadens stört immer meine stille Thätigkeit und zufriedene Gewohnheit, wie sie sich unter Ihren gepflegten Büchern einfindet. Doch ein weit stärkerer Faden bricht in mir und auch in Ihnen niemals ab, die Liebe zu Deutschland und zu Hessen. Mag auch der Kummer und das Leid, die wir um beide tragen, solange unser Leben noch währt, schwerlich weichen, glücklichere Nachkommen in besserer Zeit werden uns das Zeugnis nicht versagen, daß wir redlich nach unserem Vermögen zur Erhebung des Vaterlandes mitgestrebt und mitgewirkt haben."

Berlin, 24. Mai 1854. Jacob Grimm.

1854 trug auch Wilhelm Grimm in das Stammbuch ein:

„Wenn ich, an andere Verhältnisse und andere Lebensweise längst gewöhnt, wieder nach Kassel komme, wo ich dreißig Jahre und die glückliche Zeit der Jugend zugebracht habe, wenn ich das schöne, von dem Fluß belebte Thal, die Berge und Wälder am Horizont, die bekannten Wege, die hohen Bäume der Aue wieder erblicke, so regt sich das Gefühl der Heimat in mir. So war es auch, als ich im Jahre 1838 von Göttingen, wenn auch als Fremdling, dorthin zurückkehrte. Sie empfingen mich auf der Bibliothek, deren Bücher lange Zeit durch meine Hände gegangen waren, auf das freundlichste, und die warme Teilnahme an meinem Geschick werde ich niemals vergessen. Als ich das letzte Mal in Kassel war und am Abend die Sonne zwischen trüben Wolken hinter dem Habichtswald versank, aber am anderen Morgen in vollem Glanz wieder aufging, so schien mir das ein Bild der Hoffnung zu sein, die in dem menschlichen Herzen immer von neuem aufsteigt. Warum sollen wir sie zurückweisen?"

Wilhelm Grimm.



Weihnachtsfahrt.

Novelle von Valentin Traudt (Rothenditmold).

„Die Kälte!" brummte der alte Postbote in den bereiften Bart, als er das Thor der über dem Städtchen an den Berg gelehnten Oberförsterei hinter sich ins Schloß warf. Das Hundegekläff verstummte. Der schwerbepackte Mann stapfte mühsam durch den Schnee, auf welchem die Sonne mit den funkelnden Eiskrystallen spielte. Über der prächtigen Landschaft spannte der Himmel seinen blauen Bogen in jungfräulicher Reine. Die hohen Tannen, welche immer so träumerisch in das Getriebe der Gassen hinuntersahen, schienen sich trotz der Schwere ihrer Schneelast emporzurecken in urewiger Riesenkraft . . . In dem kahlen, grauen Geäst des Gartens der Oberförsterei zwitscherten Meisen und Ammern und warteten, ob sich nicht bald das Fenster öffne und der Blondkopf der Frau zwischen den Gardinen erscheine, ihnen Futter auf das Blumenbrett zu streuen und, wenn sie dann da wären, ihren pausbäckigen Jungen emporzuhalten. Sie warteten vergeblich.

Heute galt es, die angekommenen Packete zu öffnen oder sorgsam zu bergen und die Briefschaften zu studieren. Leichten Schrittes hüpfte dann die „Frau Oberförsterin" hinunter in das Arbeitsstübchen ihres Mannes.

„Nelly will kommen. — Du holst sie doch an der Haltestelle ab?"

„So?" fragte er erstaunt. „Aber es geht nicht, Schatz, das heißt: ich kann nicht. Du weißt, ich muß noch nach dem Forsthaus Hornbruch fahren, um den Windfall zu besichtigen. Doch halt! — — — Nein, es geht nicht."

„Schade. Nelly kann und darf freilich nicht durch den dicken Schnee waten. Da muß Karl aushelfen."

„Nelly war doch im vorigen Sommer zwei Monate bei uns?" fragte er etwas verwundert.

„Lies selbst." Damit überreichte sie ihm das duftige Brieflein. „Sie will einer unliebsamen Begegnung aus dem Wege gehen."

Der Oberförster überflog das Schreiben. „Wer ist denn Anton Lindner? Ist das nicht ihr Zukünftiger?"

„Davon weiß Nelly nichts. Es ist der Neffe ihres Vormundes."

Die Asche seiner Zigarre abstreichend, bemerkte er: „Ich meine aber, sie wäre deshalb dem Doktor, Deinem Bruder Karl, immer ausgewichen?"

„Ja, mein Bruder! — Der? — Wer weiß, wie er es angefangen hat?" lachte die junge Frau. „Er ist in sie und sie ist in ihn vernarrt; aber sie sehen nicht und hören nicht. Eigentlich passen sie ja auch gut zusammen."

„Freilich!" sagte er trocken. „Der Lindner ist aber auch ein netter Kerl und scheint jedenfalls eine Zukunft zu haben."

„Er ist aber nichts für die stille Freundin; zu sehr Lebemann, voller Salonlaune, egoistisch, eigen=

willig . . . So wenigstens taxiert ihn Nelly ein. Ich kenne ihn ja nicht."

„Hm, hm? — Na, da frage bei Karl an."

Die junge Frau lief in die Küche und rief, noch in der Thüre stehend: „Anndort, lauf zum Doktor und einen schönen Gruß von mir, er möchte mal zu mir kommen."

Dann ging sie stillvergnügt hinauf in ihr Zimmer.

Nicht lange danach trat der Doktor bei ihr ein. Er war ein großer, schöner Mann mit sanften Augen. Die Schwester eilte ihm sofort entgegen und zog ihn neben sich auf das Sofa.

„Brüderchen, Du mußt mir aushelfen. Nelly will Weihnachten hier feiern, und Du mußt sie abholen. Mein Mann hat in Hornbruch lange zu thun."

Sie beobachtete ihn mit ihren schelmischen Augen scharf; aber nur ein leises Zucken seiner Wimpern verriet ihr die Bewegung, welche in ihm vorging. Als er nichts darauf erwiderte, wiederholte sie noch einmal bestimmt: „Brüderchen, Du m u ß t."

Erstaunt und doch verlegen klangen seine Worte, als er entgegnete: „Ja, ich habe aber nur zwei Plätze in meinem Schlitten und kann die Dame doch nicht neben den Kutscher sitzen lassen? Du weißt, ich fahre sonst immer selbst."

„Gut, so spiele den Kutscher."

„Aber Schwester! — Fräulein Nelly wird das schon gar nicht annehmen, wenigstens von mir nicht."

„Ha, in der Not frißt der Teufel Fliegen, und sie ist nur ein Teufelchen und Du bist schon mehr eine Hummel."

„Aber, es sieht so aus . ."

Wieder lachte die junge Frau über den unbehülflichen Bruder.

„Ich weiß gar nicht, Karl, Du bist doch ein flotter Student gewesen?"

„Ich bin kein Gesellschafter. Ich bin so für die Stille."

„Mein Gott, Du sollst ja nicht flirten. Nelly ist eine alte, gute Bekannte, und Du hältst ihr erst eine solide, gelehrte Abhandlung über Windbrüche, Oberförsterpflichten, Geschwisterliebe und entschuldigst Dich dann, daß Du überhaupt existierst."

Sie schenkte ihm nun ein Glas Portwein ein, reichte ihm das Zigarrenkistchen, das sie seinethalben immer auf dem Eckbrett stehen hatte und wandte alle Künste an, den Bruder zu gewinnen.

„Ich meine, Nelly verlobte sich zu Weihnachten?" sagte er plötzlich wieder.

„Wenn e r damit einverstanden ist!" antwortete sie, das e r scharf betonend.

„Dann bleibt sie nicht lange?"

„Kommt ganz auf i h n an", war die prompte, eigenartig belustigt klingende Antwort. Nun kam aber kein Gespräch mehr in Fluß. Das „stille Doktorchen" war nachdenklich geworden.

Lächelnd strich ihm die junge Frau über die Wange. „Mein liebes Brüderchen, freue Dich doch, heute kommt ja das Christkind. Komm, sieh Dir erst noch Dein Pätchen an."

Er stand auf und ging mit ihr in das Kinderzimmer.

* * *

Schon fing es an zu dunkeln, als der leichte Schlitten des Arztes, von ihm selbst gelenkt, mit lustigem Geläute an der Oberförsterei vorbeiflog. Die Raben fielen in dichten Scharen in die Tannen, hier und dort krachte es im Walde. Die Phantasie gaukelte dem einsamen Rosselenker die lieblichsten Bilder vor. Wenn s i e sein wäre, wenn er sie nun wenigstens abholen dürfte, bei i h m zu bleiben, s e i n Heim zu verklären mit der wohlthuenden Helle ihres einfachen Wesens. In die großen, klugen Augen schauen zu dürfen, Tag um Tag, wäre ihm höchstes Glück. Und dann, wie schön sie auch, wie leicht sie neben ihm dahingeschritten war durch die jubelnden Sommerwälder. . . Aber dieser verwünschte Lindner! Der hat immer so ein unbändiges Glück gehabt . . .

Von ferne leuchteten die Lichter des Stationsgebäudes, und man hörte schon das Stampfen des nahenden Zuges. Er hatte zu lange geträumt und die Pferde zu lange sich selbst überlassen. Nun aber schwang er die Peitsche, und pfeilschnell flog das leichte Gefährt über den knarrenden Schnee. Aber er kam doch erst nach dem Eintreffen des Zuges an. Nelly fragte gerade nach dem Schlitten des Oberförsters, als er die Thür öffnete und mit den herzlich klingenden Worten: „Guten Abend, Fräulein Nelly!" auf sie zuging und ihr die Hand reichte.

Sie errötete leicht, als er ihr nun auseinandersetzte, etwas umständlich und kindlich befangen, wie es gekommen, daß er sie abhole; doch sie könne nicht allein durch die Winternacht gehen.

„Besten Dank, lieber Herr Doktor!"

Nun nahm er ihr Gepäck, geleitete sie zum Schlitten und hüllte sie sorglich ein.

„Es ist bitterkalt, Fräulein!"

„Nein, wie Sie fürsorglich sind! Man merkt doch Ihren Beruf."

„Meinen Sie?"

Er glaubte aber noch etwas anderes aus ihren Worten gehört zu haben, etwas herzlich Vertrauendes. Nachdem er den Pferden die Decken abgenommen hatte, schwang er sich neben das schöne Mädchen, breitete einen warmen Pelz über die Füße und fuhr mit ihr hinein in die stille Nacht, von wonnigem Gefühl beseelt.

„Eine herrliche Fahrt", unterbrach sie nun das Schweigen. „Sehen Sie, wie die Sterne funkeln am großen Weihnachtsbaum und wie der Wald so zutraulich herüberblickt. Es ist doch eine schönere Welt hier draußen wie in der dunstigen Stadt. So frisch, so gefestet in sich selbst."

„Aber Fräulein, die Bälle, die Salons, die Konzerte — —!"

„Halten Sie ein! Was ist's damit? Fühlen Sie sich nicht glücklich hier auf dem Lande, hier in den Bergen? Haben wir nicht im Sommer mehr gehabt in den weiten Hallen der Wälder bei Vogelsang und Kuckuckruf? Was bedeutet da ein stiller Winter!"

Gierig lauschte er ihren Worten, und seine Stimme zitterte, als er fragte: „Könnten Sie, das verwöhnte Großstadtkind, hier leben in Zufriedenheit?"

„Sicherlich, ich strebe sogar danach!"

„Aber, — Sie werden Ihrem Manne doch folgen müssen?" Das klang doch recht komisch, und belustigt entgegnete sie: „Freilich; aber ich kann ihn mir danach aussuchen!" Und das kam gerade so komisch herausgesprudelt. Es lag eine ziemliche Dosis Übermut in den Worten. Der Doktor schwang die Peitsche, die Pferde machten einen Seitensprung, daß der Schlitten umzustürzen drohte und Nelly fast auf des Gefährten Schoß geschleudert wurde. Dann flog der Schlitten dem Gipfel des Berges zu. Von keinem Laut bewegt, lag die krystallene Luft auf den Höhen. Vertraulich nickten die Schneehäupter der Bäume. Die Pferde fauchten und tummelten sich, übermütig mit den Köpfen spielend, vor dem Schlitten dahin. Irgendwo, weit hinter den Bergen krachte das Eis und die frostige Nacht erbebte . . . Er hatte das Gefühl, als schmiege sie sich fester an ihn, und er neigte sich sanft nach ihr hinüber. Keines wagte die Stille zu brechen . . . Da tönten aus verschiedenen Walddörfern die Christglocken herauf und weckten in den Bergen ein wunderbares Wiederklingen.

„Christnachtglocken!" sprach sie leise vor sich hin.

„Und wer sich ihrer freuen kann", erwiderte er melancholisch. „Einst im Elternhaus — ja — aber jetzt so einsam —"

Nelly wurde bewegt bei diesem elementaren Herzenserguß des Mannes. Unbewußt legte sie die leichte Hand auf seinen Arm, und ihre Worte klangen tröstend, als sie sprach: „Aber ich erst. Wenn ich Alma nicht hätte, wenn ich mich nicht in das liebe Bergnest flüchten könnte!"

„Vor wem? Wer will Ihnen ein Leid thun?"

Resigniert klang es zurück: „Mein Vormund."

„Das darf nicht sein!" sagte der „stille Doktor" bestimmt, und seine in sich fest beharrende Persönlichkeit kam zum Durchbruch, gerade so sicher und wuchtig, als rede er in einer Ärzteversammlung, als gälte es, seine reichen Kenntnisse in die Wagschale zu werfen, eine schwierige Frage zu entscheiden.

„Ich vertraue auf Ihre Schwester!"

„Auch ein wenig auf mich?"

„Ja", flüsterte sie leise.

Dann schwiegen sie wieder. Der Schlitten eilte bergab. Zwischen den Baumstämmen funkelten die Lichter des Städtchens in die Nacht, und schon war die große Kirche erhellt. Den beiden Menschenkindern war es, als schauten lachende Engelsköpfe aus den hohen Fenstern zu ihnen herüber. Endlich stand der Schlitten, das Hofthor öffnete sich, und der Arzt führte den Besuch wohlbehalten in die Arme seiner Schwester. Dann begab er sich, da der Schlitten sofort von dem Knecht abgeholt worden war, zu Fuß in sein Heim, zog sich um, besuchte noch einige Kranke und stieg wieder zur Oberförsterei empor. Schon leuchteten die Weihnachtskerzen im Salon und schon waren die Gaben verteilt.

„Du kommst etwas zu spät," schalt die Schwester, „aber wir haben Dir doch etwas aufgehoben."

„Eigentlich müßte ich Ihrer auch gedenken. Sie verdienen einen so großen Lohn. Aber ich weiß nicht, was Ihnen zusagt, Doktorchen, und bitten darf ich Sie nicht lassen; denn dann könnte ich es am Ende doch nicht geben." Mit diesen Worten reichte ihm Nelly die Hand. Der Oberförster war mit seiner Frau etwas zur Seite getreten und spielte mit seinem Jungen.

„Wenn er nicht wäre, würde ich am Ende doch eine Bitte wagen und Sie — Sie könnten sie erfüllen, Nell — Fräulein Nelly."

„Wer nicht wäre?"

„Anton Lindner", gab er gepreßt zurück.

„Nun höre einmal, Alma, Dein Bruder faselt da auch von Herrn Lindner."

Die junge Frau sprang herbei: „Er redet im Fieber!"

Verlegen klang es von seinen Lippen, als er entschuldigend sprach: „Dann verzeihen Sie; aber ich — ich —"

„Ach Du", schmollte die Frau. Sie nahm von dem Weihnachtsbaum einen Engel herab und sagte dann zu Nelly: „Das bist Du, und so meint er's — da der ‚stille Doktor' mit Dir!" Und damit biß sie dem Zuckerengel den Kopf ab.

Errötend schauten sich die Zwei an, errötend und freudig beseelt. Die junge Frau verschwand verständnisvoll hinter den weiten Zweigen des Christbaums.

„Fräulein Nelly, wissen Sie was?"

„O, gewiß!" lachte sie.

„Fräulein Nelly, dürfte ich wagen?"

„Aber nicht zu viel, Doktorchen."

Und er näherte sich ihr.

„Fräulein Nelly, mein Herz." Wieder stockte er. Mitten in den Jubel, den das Kind mit seinen Eltern anstimmte, klang dann seine verschämte Bitte: „Wollen Sie mein Glück werden?"

Und das Mädchen fiel ihm um den Hals, und Thränen rannen über seine zarten Wangen. „Mein Glück!" sagte sie leise.

Die Christbaumkerzen flimmerten, leise schwangen die farbigen Kugeln an den goldenen Fäden, und ein starker Tannenduft durchzog das weite Gemach . . .

„Das war eine prächtige Weihnachtsfahrt!" meinte endlich, das lange Schweigen brechend, der Oberförster wie ahnungslos. „Ich fuhr an den Klippen vorbei, dann durch die Ludener Brüche —"

„Halt ein, halt ein!" rief seine Frau. „Laß uns denen da erst einmal Glück wünschen. Die haben alles so geheim für sich gehalten, um sich am Ende selbst recht überraschen zu können. — Das war eine Weihnachtsfahrt, nicht, Karl?"

„Aber man kann sie nur einmal machen", sagte der Oberförster und reichte den Verlobten die Hand.

„Nun hat der liebe Bengel wenigstens auch eine Tante", meinte Nelly und nahm den Kleinen auf den Arm.

„Das war gewiß auch Deine einzige Sorge und Du kamst, ihm so was Schönes zu schenken?"

„Immer noch die Alte", lachte das glückliche Mädchen. . . .

Weihnacht.

War das ein Jauchzen aus dem Kindermunde,
Wenn's galt, den heil'gen Abend zu begrüßen,
Wenn schon die Kerzen glühten, uns die Stunde,
Die weltgeheimnisvolle, zu versüßen:
Dann alle Glocken in die Freude klangen,
Als wär' der Himmel selber bei dem Feste.
War das ein Glück! — Wir jauchzten und wir sangen,
Indeß laut knisterten die Fichten-Äste.

War das ein Jubeln, als ich, Mann geworden,
Im eig'nen Haus das heil'ge Fest bestellte,
Allzeit beschirmt von dem Penaten-Orden,
Der über dieses Haus sein Machtwort fällte.
Die Glocken klangen und die Sterne glühten,
Als wär' der Himmel selbst bei diesem Feste. —
War das ein Glück! — Ich schwur, es treu zu hüten,
Und lauter knisterten die Fichten-Äste.

Und nun? — Nun ist das Letzte noch geschieden,
Fern glühn den Kindern ihre eignen Kerzen,
Das Vaterhaus ist leer, es ist gemieden
Von all den frohen, jugendlichen Herzen.
Zwar glühn auch jetzt noch Kerzen an dem Baume,
Doch sinnend steh'n die Alten stumm beisammen,
Und hört ihr's knistern zu dem Weihnachstraume:
Ach, — nur zwei Thränen fielen in die Flammen.

Wächtersbach. **Carl Preser.**

Das Christkind naht!

Das Christkind naht
Auf eisigem Pfad:
Rings ist es öd, kein Auge wacht,
Nur Wald und Woge brausen
Und Winterstürme sausen
Im Nebelgrau der Nacht.
Und dennoch weckt die Weihenacht,
Im Herzen, wie die Maiennacht,
Nur linde Lenzestriebe:
Hörst Du den Glockenschall
Von allen Thürmen klingen,
Mit hellem Silberhall
Sich bis zum Himmel schwingen?
O, zweifle, Mensch, nicht länger!
So mahnt des Glaubens Sänger;
Der Heiland mahnt zur Liebe —
Das Christkind naht
Mit Hoffnungssaat!

Kassel. **Albert Weiss.**

Die Macht der Liebe.

(Weihnachtsmärchen.)

„Bin ich im Traum? Welch' nie geschaute Helle
Ergießt sich, wie ein Strom, in meine Zelle?
Horch! Welche Laute irren an mein Ohr?"

Vom Lager hebt sich der Gefangene empor:
„Wer naht so spät?" — — Der Mutterstimme Ton
Bebt durch den Raum. Ein Zittern faßt den Sohn.
Er weicht zurück — — er hält den Atem an.
Ein Engelwesen schwebt zu ihm heran:
„Ich wußt' es droben in der ew'gen Stadt,
Daß Deine Seele keinen Frieden hat.
Inmitten aller Gottes-Seligkeit
Erlitt ich Pein ob Deines Herzens Härtigkeit.
Vor meinem Auge heut' der Weihnachtsstern verblich —
Mein armes Kind, so bangt' ich mich um Dich!"

Da weint der finst're Mann, der Thränen nie gekannt.
Ein Paradies, aus dem er längst verbannt,
Lebt vor ihm auf. Er kniet. Er schmiegt sich dicht
An die Verklärte an: sein starrer Trotz zerbricht. — —

Die Mutter neigt sich tief — die Schleier ihn umrinnen —
Und lächelt leiderlöst — — und hebt sich leis von hinnen.
Doch vor dem Weihnachtsglanz, den sie herabgetragen,
Verstummt des Sünders Mund, erstirbt sein Klagen.
Nie wird die Pracht verweh'n, in Staub verfliegen:
Auf seinem Haupte bleibt sie krönend liegen.

Ravolzhausen. **Sascha Elfa.**

Kasseler Skizzen.

Von W. Bennecke.

III. Lustige Theatergeschichten.

Gegen Ende der fünfziger Jahre des verflossenen Säkulums stand die kurfürstliche Hofoper in Kassel wieder einmal in ihrer vollen Blüte. Es waren da engagiert als erster Tenor Theodor Wachtel, als Bariton Rübsamen, als Bassist Hochheimer, ein Künstlerkleeblatt, das seines Gleichen suchte. Ebenbürtig gegenüber standen ihnen die Damen Seelig, Veith und Masius. Zu diesen trat noch die vortreffliche Soubrette Amalie Kraft, eine der begabtesten Vertreterinnen ihres Faches, deren Laufbahn leider nur eine kurze sein sollte, da sie das Leben mit allzu vollen Zügen genoß. Fräulein Veith war, ehe sie nach Kassel kam, in Frankfurt a. M. engagiert gewesen, dessen Theaterleiter damals der Lustspieldichter Roderich Benedix war. Dieser, obschon ein hoher Vierziger, war von der Künstlerin noch in eine solche Begeisterung versetzt worden, daß er, wenn sie in Kassel eine große Partie zu singen hatte, gerne vom Main an die Fulda eilte, um sich an ihrem reizenden Anblick und dem Wohllaut ihrer Stimme zu erfreuen. Das Erscheinen des Dichters bei solchen Gelegenheiten im Kasseler Theater fand jedoch so häufig statt, daß die Parterrebesucher schließlich behaupteten, Benedix litte an gelindem „Veitstanz“. Fräulein Veith heiratete den obengenannten Baritonisten Rübsamen, beide aber verließen schon nach wenigen Jahren die Kasseler Bühne.

Gleichzeitig mit Fräulein Seelig, der Primadonna, war der Schauspieler Albert Weise im Kasseler Hoftheaterverband. Wie es sein Fach als jugendlicher Held und Liebhaber verlangte, war er ein galanter, junger Mann von ansprechender Persönlichkeit, schlank und hochgewachsen, sodaß er den Beinamen der „schöne“ Albert erhielt. Fräulein Seelig war dagegen eine nicht sehr große, aber um so rundlichere Dame, von welcher man sich verschiedene amüsante Historien zu erzählen wußte; u. a. habe ihr Anblick vom Fenster aus einen biederen Holzhacker so geistesabwesend gemacht, daß er nach dem Scheit Holz auch den Sägebock durchgesägt habe. Dieselbe Geschichte erzählt man sich jetzt auch von Fräulein Formaneck, die einige Jahre nach der vorgenannten Künstlerin hier engagiert war. Albert Weise und Rosalie Seelig wohnten in der Fünffensterstraße (damaligen Wilhelmshöher Straße) nicht weit von einander, sodaß er jeden Morgen an ihrem Hause vorüber mußte. Da wollte man nun wissen, daß sie ihm zurufe: „Komm', Weise, laß' uns selig sein!“ und er ihr erwidere: „Nein, Seelig, laß' uns weise sein!“

Weises damaliges Engagement in Kassel war nicht von langer Dauer, zwanzig Jahre später aber kehrte er zurück, nachdem mittlerweile aus dem Liebhaber ein Heldenvater geworden war. Auch sonst war eine Veränderung mit dem schönen Albert vorgegangen, denn er hatte sich einen Accent aigu zugelegt und nannte sich nunmehr Weisé. Als Grund dafür gab er an, daß es in „Donna Diana“ stets Heiterkeit erweckt habe, wenn von ihm, als Don Cäsar, gleich zu Anfang des Stückes gesagt worden sei: „Der Weise hat geredet.“

Einen ähnlichen Fall erzählte auch die Schauspielerin Buse. Als sie die „Porzia“ im „Kaufmann von Venedig“ in irgend einer Universitätsstadt dargestellt, sei bei den von ihr gesprochenen Worten: „Er soll die Buße haben, weiter nichts“ und ferner bei der Stelle: „Du sollst nichts haben als die Buße, Jude, die du auf eigene Gefahr magst nehmen —“, regelmäßig ein allgemeiner Jubel ausgebrochen. Deshalb nannte sie sich aber doch nicht etwa Busé.

Weisé, der Heldenvater, wußte sehr hübsch zu erzählen und gab häufig im Freundeskreise kleine Geschichten aus seiner Vergangenheit zum Besten, von denen eine hier folgen möge.

Als er sich in Amsterdam im Engagement befand, bekam er einen Ruf nach Wien, um in Laubes „Bösen Zungen“ aufzutreten, leider konnte er dies ehrenvolle Anerbieten nicht annehmen, da er bereits von Bodenstedt für das Meininger Hoftheater zum Gastspiel verpflichtet war. Betrübt reiste er also von Amsterdam nach dem kleinen thüringischen Städtchen, das ihm keinen Ersatz für die große Kaiserstadt zu bieten vermochte und begab sich dort angekommen sofort zu dem Intendanten. Herr von Bodenstedt aber sah ihn groß an und sagte: „Ja, um's Himmelswillen, was wollen Sie denn hier? Ich habe Ihnen doch depeschiert, daß Sie nicht kommen sollten.“ Leider war die Depesche aber erst nach Weises Abreise in Amsterdam angelangt. Der Herzog, erklärte Bodenstedt weiter, sei in Berlin und treffe erst in acht Tagen wieder ein, am Abend sei eine Tragödie von Aeschylos und gleich darauf reise der Herzog nach Italien, könne ihn also unmöglich sehen. Nun nahm Weise seine Zuflucht zu dem alten Direktor Grabowsky. Der ist ein Biedermann, denkt er, der von der Pike auf gedient hat und weiß, wie es einem armen Komödianten unter solchen Umständen zu Mute ist. Der Grabowsky aber sieht ihn noch viel größer an als Herr von Bodenstedt und sagt ihm rund heraus, er wisse

überhaupt von nichts. Die „Nibelungen", in denen Weise nach der Ansicht der Intendanz den „Siegfried" spielen solle, seien ja gar nicht studiert. Nun aber stellte der schöne Albert sich auf die Hinterfüße und erschien jeden Tag als lebendige Anklage auf dem Intendanturbureau bis Bodenstedt ihm endlich sagte, daß der Herzog morgen von Berlin mit dem Prinzen Albrecht und vielen Generalen komme. Nach dem „Orest" sei große Tafel, da könne er also das Probespiel nicht ablegen. Aber am darauffolgenden Tag, einem Freitag, zwischen 12 und 1 Uhr Mittags wolle er es einzurichten suchen. Ein Freitag — o weh! man braucht kein Schauspieler zu sein, um einen Freitag als nicht sehr geeignet für eine Prüfung zu halten, von der die nächste Zukunft abhängt. Die Monologe des „Hamlet" sollte er sprechen und zwar im Kostüm. Der feierliche Augenblick war endlich da, Weise-Hamlet vor dem Souffleurkasten, Grabowsky am Regietisch und der Herzog in seiner Loge. „O, welch ein Schurk' und nied'rer Sklav' bin ich —", sowie „Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage" —, waren bedeutungsvoll genug vorübergegangen, als der Herzog plötzlich mit dem „Hamlet" abbrach und eine Konversationsrolle verlangte — den „Bolingbroke" im „Glas Wasser". Vom „Hamlet" zum „Bolingbroke" — auch gut — ob aber Seine Königliche Hoheit das Hamletkostüm dabei nicht störe? Keine Spur — nur tüchtig mimen und zwar die Szene mit „Masham". Aber es sei ja kein „Masham" da. Herr Grabowsky müsse diesen markieren. Und so geschah es. Der alte Direktor mit dem grauen Kopf legte sich als junger schmachtender Fähnrich aus der Zeit der Königin Anna in seiner modernen Kleidung in einen Lehnstuhl, schloß die Augen und seufzte: „Ah!" und Weise-Bolingbroke im Hamletkostüm weckte ihn aus seinem Schlummer . .

Trotz dieser wenig empfehlenden Umstände und trotz — des Freitags wurde Weise an das Meininger Hoftheater engagiert und war mehrere Jahre lang ein gern gesehenes Mitglied dieser hochangesehenen Bühne. Weisé verheiratete sich später mit der ersten Solotänzerin Amanda Herhold und war mit derselben von 1876 bis 1883 am Kasseler Hoftheater engagiert.

Aus alter und neuer Zeit.

Ein Kasseler Verlagsgeschäft. Seit dem Jahre 1730 bestand in Marburg in Hessen die J. C. Kriegersche Buchhandlung, die 1807 nach Kassel verlegt wurde. Dort übernahm sie vor nunmehr 40 Jahren und zwar am 1. Januar 1863 der Buchhändler Theodor Kay. Derselbe behielt die alte Firma für den Verkehr mit dem Buchhandel bei, fügte aber für den Platzverkehr und den von ihm ins Leben gerufenen Buchverlag seinen Namen hinzu. Von dem Kayschen Buchverlag, der 1892 in den Besitz einer Frankfurter Firma überging, sei hauptsächlich in seiner Beziehung zu Hessen nachfolgend eine Übersicht gegeben.

Schon 1865 kam in dem Kayschen Verlag ein Werk Dr. B. Stillings „Untersuchungen über den Bau des kleinen Gehirns des Menschen" mit vielen photographischen und lithographischen Abbildungen (Preis 110 M.) heraus. Zahlreiche größere und kleinere Werke aus verschiedenen Gebieten der Wissenschaft folgten. Ihnen reihten sich bedeutende militärische Schriften von W. v. Breithaupt, Darapsky, v. Ditfurth, du Vignau, Pfaff, Rüdgisch und v. Wittich an (dessen „Aus meinem Tagebuch 1870/71" erschien auch in französischer Übersetzung), sowie das große Werk: „Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten, redigiert vom Fürsten N. S. Galitzin, aus dem Russischen übersetzt von General Streccius" (16 Bände, Preis mit Karten und Plänen 166 M.). Als Anerkennung für die Herausgabe dieses hervorragenden Werkes wurde dem Verleger der St. Stanislaus-Orden 3. Klasse verliehen. Zwischendurch erschienen mit besonderer Sorgfalt hergestellte Schulbücher von Dr. Baumgarten (15 verschiedene Bände), Dr. Bierbaum, Dr. Lauckhardt, Julie Legorju, Dr. Leimbach („Deutsche Dichtungen", 9 Bände), Wiegand („Flora von Hessen"), Dr. Adler, („Deutsches Lesebuch für israelitische Schulen") u. a. Von belletristischen Werken sind zu erwähnen: Karl Altmüller's „Gedichte" und dessen Büchlein über den „Humor", Alex. Heßlers „Annunziata", Richard Voß' Schauspiel „Unfehlbar", Martin Greifs „Prinz Eugen" und Wilhelm von Isings „Gedichte". Bemerkenswert ist auch, daß im Theodor Kayschen Verlag die erste Übersetzung des Ibsenschen Dramas „Brand" und zwar von einem hessischen Landsmann, P. F. Siebold aus Witzenhausen, erschienen ist, welcher ebenfalls bei Kay das Schauspiel „Der Elfenhain" nach Heibergs „Elverhoi" und „Engelbrecht und seine Dalekarlier" nach A. Blanche veröffentlichte (siehe „Hessenland" Jahrgang 1889, S. 140). An geschichtlichen Werken weist der Verlag Kays auf: „Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen zum Katholizismus" von Dr. Hartwig, „Die Entstehung des Luthertums" von Dr. Heppe,

„Russische Adelsgeschichte“ von Dr. A. Kleinschmidt, „Der nordamerikanische Krieg“ von Pfister, „Geschichte des Kasseler Hoftheaters“ von W. Lynker, „Die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland unter Napoleon III.“ von Gricourt. Das zuletzt genannte Werk ist hauptsächlich aus dem Grunde interessant, weil Mr. Gricourt kein geringerer ist als Napoleon III. selbst. Ferner: „Die Alsfelder Passionsspiele“ und „Der Heliand“ von Dr. Grein und „Thomas a Kempis“, bearbeitet von Konsistorialrat Dr. Ebert, mit Holzschnitten von Karl Merkel. Mit besonderer Liebe unternahm auch die Kaysche Verlagshandlung schon 1866 die Herausgabe der großen bis dahin im Kunsthandel noch unbekannten Schätze der Kasseler Gemäldegallerie und des Museums. Es erschienen zuerst 100 Blatt Photographien nach den Bildern der Kasseler Gallerie. Die Auswahl derselben wurde von Professor A. Menzel aus Berlin bestimmt. Da die Photographie in ihrer damaligen Entwicklung die Schwierigkeiten der klaren Wiedergabe alter Ölgemälde noch nicht überwinden konnte, so ließ der Verlag durch Professoren und Schüler der Kasseler Malerakademie 50 der bedeutendsten Bilder in Kreide nachzeichnen und danach Photographien in verschiedenen Größen herstellen. Zu gleicher Zeit erschienen auch Photographien der Schätze des Museum Fridericianum, des Marmorbades, der Zimmer des Wilhelmsthaler Schlosses und der Wilhelmshöher Anlagen. Eine Auswahl Raphaelischer Bilder, die in Kays Auftrage von Professor G. Koch nach den Originalen in Kreide gezeichnet wurden, war eine so hervorragende Leistung auf diesem Gebiete, daß Seine Majestät König Wilhelm I. die Dedikation dieses Werkes annahm und Herrn Kay dafür das Prädikat „Königl. Hof-Kunsthändler“ verlieh.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 1. Dezember fand der monatliche wissenschaftliche Unterhaltungsabend des hessischen Geschichtsvereins zu Kassel statt, an welchem zunächst der erste Vorsitzende Herr General Eisentraut über den Wert und die Bedeutung der für historische Forschungen bestimmten sog. Grundkarten, deren Herstellung der Bezirksverband mit 1500 Mark unterstützt hat, ausführliche Mitteilungen machte. Hierauf brachte Herr Major von Löwenstein das Ergebnis weiterer Nachforschungen, die er betr. des im Fürstengarten zu Kassel lagernden Torsos eines Standbildes des Landgrafen Wilhelm IX. angestellt hatte, zur Kenntnis. Indem er auf zwei den Landgrafen verherrlichende Gedichte und auf Berichte über die dankbaren Gefühle der Kasseler Bürgerschaft hinwies, glaubte Redner annehmen zu müssen, daß das Standbild des damaligen Landgrafen infolge des im Jahre 1795 mit Frankreich abgeschlossenen Friedens errichtet sei. Umsomehr sei die Zertrümmerung desselben zu bedauern. Herr Dr. Schwarzkopf hielt es für wahrscheinlich, daß die Franzosen, die das Standbild des Landgrafen Friedrich in Kassel entfernt, auch dieses zerschlagen hätten.

Herr Dr. Schwarzkopf ergriff noch weiter das Wort, um im Anschluß an einen verdienstvollen Vortrag des Herrn Kanzleirat Neuber eingehende Mitteilungen über die Denkmäler des alten Kasseler Friedhofs zu machen. Nachdem der Redner diejenigen der Philologen, Ärzte, Staatsmänner und Militärs besprochen hatte, kam er auf das hier beigesetzte leichtlebige Volk der Künstler zu sprechen und gab eine Fülle interessanter Einzelheiten, von denen hier nur einige erwähnt seien: Der Kapellmeister des Landgrafen Moritz Georg Otto, der Kapellmeister des Landgrafen Karl Eberlein fanden hier ihre letzte Ruhestätte, ebenso der Sänger Signor Morelli, der als Kind dem Erdbeben von Lissabon nur wie durch ein Wunder entronnen war. Der Tenorist Ciampi, die Zierde der Oper des Landgrafen Friedrich II., Ludwig Löwe, der Freund und Kollege Seydelmanns, der 1828 auf der Bühne vom Schlage getroffen wurde, der Bassist Berthold, der Sänger Pistor, der in der Garderobe durch Selbstmord endete, der Sänger Friedrich Gerstäcker, der Vater des berühmten Weltreisenden, die Sängerin Lampmann und noch viele andere ruhen hier. Auch der fremden Nationalitäten gedachte der Redner und wies auf die Grabsteine der zahlreichen Franzosen, Engländer, Schweden, ja sogar den einer Ungarin und einer Türkin hin, deren Lebensschicksale die Denksteine ausführlich verkündeten. Zum Schlusse erwähnte Herr Dr. Schwarzkopf noch den Grabstein seiner Urgroßmutter, die von Boston ihrem Gatten nach Beendigung des amerikanischen Krieges nach Kassel gefolgt war, und auf deren Grab noch jetzt ein von ihr selbst einst gepflegter herrlicher Rotdornbaum steht. Das Bild der jugendlich schönen Amerikanerin hat Wilhelm Tischbein gemalt, es wird von dem Urenkel noch alljährlich, wenn der Rotdorn blüht, mit den Zweigen dieses ihres Lieblingsbaumes in pietätvoller Weise bekränzt. — Zum Schluß kam Herr General Eisentraut

auf die Funde zu sprechen, die in dem Brunnen des alten untergegangenen Dorfes Mattenberg gemacht waren, und gab zu denselben sehr dankenswerte Erläuterungen.

Geschichtsverein in Schmalkalden. In Schmalkalden hielt am 8. Dezember der hessische und hennebergische Geschichtsverein eine Sitzung ab, in welcher Herr Metropolitan Vilmar, der als Vorsitzender wiedergewählt wurde, einen Vortrag über den Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen, den Erbauer des Schlosses Wilhelmsburg, hielt. Derselbe wurde mit vielem Beifall aufgenommen.

Luise Braun-Stiftung. Im Architektenhaus zu Berlin fand am 4. Dezember eine Gedenkfeier des deutschen Schriftstellerinnenbundes für die dahingeschiedene Frau Luise Braun statt, bei welcher in Erinnerung an die vielen Verdienste, die sie sich um den Bund erworben, beschlossen wurde, die Unterstützungskasse desselben „Luise Braun-Stiftung" zu nennen.

Kurfürstenbild. Der Kasseler Kunstmaler Theodor Matthei hat ein Bildnis des letzten Kurfürsten vollendet, welches er im Auftrag Sr. Königlichen Hoheit des Landgrafen Alexander Friedrich von Hessen gemalt hat. Das Bild ist ein Geschenk des Landgrafen an das Offizierkorps des Füsilier-Regiments von Gersdorff (Kurhessischen) Nr. 80, früheren hessischen Garderegiments, und für das Offizierskasino in Wiesbaden bestimmt. Der Kurfürst ist in Lebensgröße, angethan mit der Gardeuniform, dargestellt (Kniestück). Von Personen, die dem Kurfürsten nahe gestanden haben, wird das Bild als ein sehr gutes bezeichnet.

Todesfall. Im November starb in Hoboken bei Newyork der Schiffskapitän und Leiter der Piers der Hamburg-Amerika-Linie Edmund Badenhausen, geboren am 20. November 1840 in Melsungen als Sohn des damaligen Amtsaktuars Ludwig Wilh. Philipp Badenhausen. Edmund Badenhausen ist 1878 als Kapitän der später untergegangenen „Cimbria", des schnellsten deutschen Dampfers jener Zeit, bekannt geworden.

Hessische Bücherschau.

Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein litterarisches Gedenkbuch. Herausgegeben von Wilhelm Schoof. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 171 S. Marburg (N. G. Elwert) o. J. Preis M. 2.40, geb. M. 3.20.

Wer sich unser Hessenland malerisch vergegenwärtigt, denkt zunächst wohl nicht an unsere auch sonst vorkommenden Basaltkuppen, unsere Wälder und bescheidenen Flüsse im allgemeinen, sondern an drei Orte im besondern, die, allein echt hessisch, allein auch dem Land seine bestimmtere Physiognomie verleihen: Kassel, Wilhelmshöhe und Marburg. Denn so malerisch z. B. Fritzlar gelegen ist, das man auch ohne Bettinens Augen schön finden muß, so anziehend und charakteristisch Fulda erscheint, so wenig können wir diese Städte, die kaum fünfzig Jahre im Besitz unserer Fürsten waren, wirklich hessische nennen. Sind wir in der Fremde und gedenken unserer Heimat als eines Landes, so steigt in unserer Phantasie der sanftgedehnte Höhenzug des Habichtswaldes mit dem Märchenschloß des Herkules auf seiner Mitte, das heiterblühende Thal von Kassel und das steilaufgeschichtete, mittelalterlich düstere, aber auch mittelalterlich malerische und poetische Marburg auf. Die Elisabethkirche ragt empor, ihre stolzen Steinspitzen in der Lahn spiegelnd, und der Schloßberg wächst zur Höhe über Häuser hin, die eins dem andern auf dem Kopf stehen. Marburg, durchaus nicht etwa reicher an schönen Bildern wie Kassel, bietet diese Bilder aber konzentrierter dar und lenkt die Aufmerksamkeit um so leichter darauf hin, als sie eben das einzige sind, was der Besucher, wenn er nicht gerade Student ist, hier finden kann. „Die Perle des Hessenlandes", gleichsam als einziges Kleinod auf heimischem Gebiete, ist daher ein Ausdruck, der auf objektive Gültigkeit schwerlich Anspruch erheben kann.

Das schöne und höchst eigenartige Buch, das diese „Perle" in den Goldrahmen bedeutender Aussprüche faßt, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. „Vermehrt und verbessert" nennt sie sich, und wir dürfen dem vollkommen beipflichten. Daß freilich die Vermehrung des Inhalts, die dem Umfang nach eine auffallende ist, keine allzugroßen Überraschungen bereitet, liegt in der Natur des Unternehmens und vor allem des Unternehmers selbst. Einem so gründlichen Fleiß und Spürsinn, wie ihn der Herausgeber schon mehrfach bewiesen hat, sind die wichtigsten in Frage kommenden Stellen natürlich schon bei der ersten Auflage nicht entgangen. Immerhin lesen wir auch jetzt noch manches neue, geistvolle und poetische Wort über Marburg, und sogar berühmte Namen sind hinzugekommen, wie Knigge, Geibel, Savigny, Sylvester Jordan, der Pädagog Niemeyer, der Mineralog Leonhard, der englische Archäolog Mahaffy und von zeitgenössischen Dichtern namentlich Adolf Wilbrandt, ein ebenso begeisterter wie beredter Verehrer der alten Musenstadt. Von andern, schon früher angeführten Schriftstellern bereichern erfreuliche Ergänzungen die neue Auflage. Besonders haben aus dem Buch über „die Günderode" köstliche Schilderungen aus dem romantischen Winterleben Bettinens, als nunmehr glänzende Zierden des Werkes, Aufnahme gefunden. Seine eingehenden Studien auf dem Gebiet der hessischen Litterärgeschichte ermöglichten dem Herausgeber, sein Buch zugleich zu einer interessanten hessischen Anthologie zu gestalten und uns Autoren vorzuführen, die man sonst nicht leicht kennen lernt. Mit Vergnügen liest man in dieser Hinsicht die mitgeteilten Stellen von Ludwig Ewald und auch Elise Sommer. Gleich das erste Gedicht, eins der schönsten unseres so begabten Landsmannes Karl Schmitt, wird für

viele Leser eine dankenswerte Neuheit sein. Von hinreißender Liebenswürdigkeit erscheint ferner die ebenfalls neu mitgeteilte Dichtung „Die Mooseiche" von Heinrich Winter. Auch andere, heute noch schaffenslustige poetische Landsleute haben sich mit trefflichen Beiträgen eingefunden, wie z. B. Jeanette Bramer mit einer stimmungsvollen Träumerei, auch Henriette Keller-Jordan und Karl Preser. Dem Gedicht von Anna Ritter dagegen haben wir diesmal keinen reinen Eindruck abzugewinnen vermocht. Bei einer Verherrlichung Marburgs berührt es doppelt unangenehm, das Gebiet der Phrase betreten zu sehen. Oder glaubt die geschätzte Dichterin allen Ernstes, daß wie die Elisabethkirche „kein Dichter" einen „Traum je schöner träumen thät", daß also ein Ariost, ein Calderon, ein Shakespeare, ein Goethe mit aller ihrer Phantasie nichts Schöneres erträumen könnten als die Elisabethkirche in Marburg? Da müßte denn doch die Poesie, gerade als Kunst der bloßen Phantasie, nicht die viel höhere Kunst sein, die sie in der That ist, gegenüber den bildenden Künsten, und auch der Musik, was hier nicht weiter begründet zu werden braucht, was sich aber wohl begründen läßt. Ebenso erscheint der Umstand, daß Valentin Traudt Marburgs, des „Mädels" (ein total unhessischer Ausdruck), Auge „lind" hat „blitzen" sehn, einigermaßen unwahrscheinlich. Was endlich die Ausstattung des Buches betrifft, so hat auch diese manche Änderungen erfahren, und zwar ebenfalls zum Vorteil des Ganzen. Die größeren Phototypien sind meist geblieben und vermehrt, die vortrefflichen Zeichnungen von Oskar Schulz freilich verschwunden, dagegen neue Federskizzen von Ludwig Müller hinzugekommen, die zwar gerade in zeichnerischer Hinsicht, technisch, den Schulzschen Leistungen nachstehen, dafür aber durch die Eigenart ihrer Motive und die Poesie ihrer Auffassung überraschen und erfreuen, ja z. T. entzücken. Der Künstler hat allerlei heimliche Ecken herausgeholt, verstohlene Winkel, in denen die Poesie noch unerweckt wie ein Dornröschen saß, und mit sinnigem Auge ihre malerische Wirkung erfaßt und mit rascher Hand festgehalten. So können wir denn das liebenswerte Buch auch in seiner neuen Gestalt herzlich und dankbar begrüßen und ihm noch manchen andern Liebhaber als die Marburger Studenten, denen es diesmal, als den natürlichsten Verehrern der Stadt, gewidmet ist, leicht und zuversichtlich vorhersagen.

Hans Altmüller.

Happel, Ernst. Mittelalterliche Befestigungsbauten in Niederhessen. Mit 52 Ansichten und 5 Grundrissen. 8°. Kassel (Vietor) 1902.

Das vorliegende Werk stützt sich, wie der Verfasser ausdrücklich in dem Vorwort betont, weniger auf archivalische Forschung als auf eigene Anschauung und soll unsere Kenntnisse auf dem Gebiet der hessischen Burgenkunde in wirksamer Weise fördern. Das Ziel, das sich somit der auf diesem Gebiete bereits wohlbekannte und wohlbefähigte Autor hier gesteckt hatte, ist mit diesem Werk in rühmlicher Weise erreicht wie eine kurze Darlegung seines Inhaltes zeigen wird. Auf eine allgemeine Einführung, in welcher die Entwickelung der Burgenkunde überhaupt, wie in Hessen im besondern, behandelt wird, folgt ein Kapitel mit dem Titel: Einteilung der Wehrbauten. Ausgehend von der Thatsache, daß alle Befestigungsbauten eine systematische Entwickelung durchgemacht, sich selbst der zu jeder Zeit herrschenden Bewaffnung angepaßt haben, teilt Herr Happel die in Rede stehenden Bauten in vier Gruppen, von denen die erste und der Zeit nach älteste die Wallburgen mit Pallisaden bildet; die zweite Gruppe umgreift die älteren Steinburgen mit vorwiegender Vertikalbefestigung (bis 1400), die dritte die Burgen für Feuerverteidigung (bis 1520) und die vierte die eigentlichen Festungen (Kasematten u. s. w.). An dieses Kapitel schließt sich sodann der Hauptteil des Buches, die Beschreibung der noch vorhandenen Befestigungsbauten in Niederhessen. Aus Zweckmäßigkeitsgründen, wohl mit Rücksicht auf das bisher von ihm gesammelte Material, begrenzt hier der Autor den Begriff Niederhessen in der Weise, daß er nur den Teil nördlich von Fritzlar bespricht, das Werrathal aber gänzlich ausschließt. Er wählt die nicht unpassende Form einer Wanderung, die von Fritzlar ihren Ausgang nimmt und schließlich mit Spangenberg endet. An der Hand zahlreicher Zeichnungen werden in einer höchst klaren und lichtvollen präzisen Darstellungsweise die Wehrbauten einer Menge von hessischen Burgen und Städten vorgeführt, wobei die beigegebenen Grundrisse das Verständnis erheblich fördern. Einzelne Unklarheiten, welche uns beim Durchlesen dieses interessanten und höchst lehrreichen Buches aufstießen, bedürfen vielleicht der Richtigstellung. So heißt es auf Seite 15: „Vereinzelt kommt bei Wolfhagen nördlich eine Landwehr vor;" es ist hierzu zu bemerken, daß die Einrichtung einer Landwehr, welche die städtische Feldmark abschloß, zur Regel gehörte und in ihren Resten noch mehrfach erhalten ist, so z. B bei Zierenberg und Niedenstein. Ferner dürfte das „Bastonadensystem" = Bastionssystem (S. 65) wohl auf einem lapsus calami beruhen und bei einer Neuauflage zu verbessern sein. — Der Autor wie die Verlagshandlung hat sich durch die Veröffentlichung des in seiner Art für Hessen bisher einzig dastehenden Werkchens ein großes Verdienst erworben. Möge die Arbeit des Autors, wie die von dem Verlage aufgewandten wohl nicht unerheblichen Kosten nun auch ihren Lohn finden, indem „die mittelalterlichen Befestigungsbauten" fleißig gekauft werden! Niemand wird das Buch ohne Befriedigung und reiche Erweiterung seiner Kenntnisse aus der Hand legen.

Dr. Lge.

Holzamer, Wilhelm. Der arme Lukas. Eine Geschichte in der Dämmerung. Leipzig (Hermann Seemanns Nachf.) 1902.

Wilhelm Holzamer hat die Muße, die ihm das Verständnis seines Landesherrn für dichterisches Streben eingeräumt, auszunützen verstanden. Nicht weniger wie 5 Bücher aus seiner Feder sind auf einmal vom Verleger angekündigt worden. Drei davon sind nun schon erschienen: „Carnesie Colonna", „Der arme Lukas" und „Der heilige Sebastian", welch' letzteres Buch ich wegen der Kürze der Zeit erst in nächster Nummer besprechen kann.

„Der arme Lukas, eine Geschichte in der Dämmerung" erinnert in manchem an „Peter Nockler", den es in der Gesamtkomposition wohl nicht erreicht. Auch hier handelt es sich um einen Menschen, dem das Teuerste entrissen wird, das geliebte Mädchen Peter Nockler geht aber auch nach diesem Schicksalsschlag ruhig seine Lebensbahn weiter. „Der arme Lukas" ist feinnerviger veranlagt, ihm fehlt der Lebensinhalt, und so sinkt er tiefer und tiefer — bis er eben der „arme Lukas" wird, der den Leuten die kleinen Reparaturen macht, die sich so im Haushalt ergeben. „Ich bin halt auf dem Wege abgestrichen worden, ich bin nicht in die rechte Furche gefallen", sagt er von sich selbst. Und hierin liegt das Tragische in dem Buche. Es ist die Geschichte einer ungemein zartfühlenden Natur, in die das Leben mit seiner harten Hand greift. Man lese nur die wirklich prächtige Stelle, wo sich Lukas und Luischen, noch als Kinder, das Versprechen geben, jeden Abend, wenn die Sterne aufgehen, an einander zu denken. „Aber jeden Abend packte es mich seltsam. Ich war für alles rings

um mich tot. Ich konnte nichts thun und denken. Nur das eine: ich war bei dem Luischen. Ich stand am Fenster und sah, wie's dunkelte. Ich sah empor zu den wenigen Sternen, die zwischen den hohen Häusern hindurchblickten. Wie eine Andacht war es in mir. Und der letzte Abend stand vor mir. Ihr Kuß aber brannte auf meiner Stirn, als ob's eine Flamme wäre. Einige Augenblicke — dann war's vorbei." — Hier läßt sich der Lyriker Holzamer nicht verleugnen und dieser poetische Ton durchzieht das ganze Buch Der innige Ton der Sprache H.'s packt uns auch hier wieder von neuem Nicht große Lebensschicksale sind's, die uns da entgegentreten. In kleinen Verhältnissen spielt sich alles ab. Aber — wie es gesagt, wie es, gleichsam im Bilde, vor uns entsteht, darin ist Holzamer Meister Und deshalb kann ich auch dieses Buch mit bestem Gewissen empfehlen, freilich nur den Lesern, die in die Tiefe einzudringen verstehen. **Alexander Burger.**

Festgeschenke aus dem Verlage der N. G. Elwertschen Verlagsbuchhandlung, Marburg.

„Neues und Altes" aus ihrem Verlage hat die rührige Marburger Firma in einem geschmackvoll ausgestatteten Weihnachtskatalog zusammengestellt, der kürzlich versendet worden ist. Es finden sich darin u. a. der den Kreis Gelnhausen behandelnde I. Band (mit 350 Lichtdrucktafeln) der „Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Kassel" von L. Bickell und dessen „Hessische Holzbauten", Ferdinand Justis „Hessisches Trachtenbuch", die Jubiläumsausgabe von Vilmars „Geschichte der deutschen Nationallitteratur", sowie sein „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes" und seine „Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten", Wilhelm Schoofs „Hessisches Dichterbuch" und dessen „Die deutsche Dichtung in Hessen", Könneckes „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur". Ferner sind Werke des feinsinnigen Marburger Professors Theodor Birt und neben einer großen Zahl weiterer bekannter hervorragender Veröffentlichungen des um die hessische Litteratur so verdienten Verlags, die wir nicht alle aufführen können, auch mannigfache belletristische Schriften zu erwähnen, von denen wir besonders die in diesem Jahre neu erschienenen, in diesen Blättern schon ausführlich besprochenen Bücher von Valentin Traudt (Leute vom Burgwald) und B. S. Coester (Leutnants-Erinnerungen) empfehlend hervorheben wollen.

Hessische Zeitschriftenschau.

Der Burgwart, III.—IV. Jahrg. Nr. 12 u. Nr. 1—2.
Dr. Justus Schneider (Fulda): Die ausgegrabene Burg am Lindenküppel an der Milseburg im Rhöngebirge (Schluß).
W. Stock: Die mittelalterliche Befestigung der Stadt Fritzlar.

Deutsche Heimat, V. Jahrg. Nr. 50.
Hans Benzmann: Wilhelm Holzamer.

Deutsche Rundschau, 1902, Nr. 23.
Alte Hessen. Zwei Kapitel aus vergangener Zeit.

Fuldaer Geschichtsblätter, I. Jahrg. 1902, Nr. 8—11.
J. Ruhl: Staufenbacher Chronik des Kaspar Preis 1637—1667.
— —, Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes in der Pfarrkirche zu Fulda während der hessischen Okkupation 1632—1634
J. Kartels u. E. Scherer: Verzeichnis der Fuldaischen Gesamtlitteratur (II. Fuldensien aus „Hessenland", III. aus Zwengers „Buchonia").

Hessische Blätter für Volkskunde, Band I, Heft 3.
Albrecht Dieterich: Über Wesen und Ziele der Volkskunde.
Hermann Usener: Über vergleichende Sitten- und Rechtsgeschichte.
Adolf Strack: Zeitschriftenschau 1902.
Karl Helm: Register zu Band I.

Kölnische Volkszeitung, Litter. Beilage 1902, Nr. 44.
„König Lusticks galante Abenteuer." (Das so betitelte, vor kurzem erschienene Werk von Burghard Aßmus (Leipz. Verlag v. Friedrich Zocher) ist, wie hier nachgewiesen wird, eine „durchaus dreiste Plünderung der 1863 im Verlag von Reinhold Schlingmann in Berlin erschienenen Memoiren Jérôme Bonapartes").

Wandsbeck, Dezember 1902.

Magazin für Litteratur, 1902, Nr. 38.
Stefan Zweig: Wilhelm Holzamer.

Monatsblätter für deutsche Litteratur, VI. Jahrg. Nr. 12.
G. Schüler u. E. L. Wulff: Aus allen Augenblicken meines Lebens (behandelt K. E. Knodts gleichnamiges neues Gedichtbuch).

Quartalsblätter des hist. Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge, Jahrg. 1902, III. Band, Nr. 5 u. 6.
G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg: Beiträge zur alten Geschichte von Burg und Stadt Rotenburg an der Fulda.
Dr. August Roeschen: Der Gaden, die Burgstätte von Langwasser bei Ulrichstein.
Dr. August Roeschen u. Otto Berth: Das Bergschloß Ulrichstein nach den neuesten Ausgrabungen.
Ferner: Vereinsnachrichten, Fundberichte, kleinere Mitteilungen, hessische Chronik.

Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, Nassau &c. XI. Jahrg. Nr. 2—4.
Emil Becker: Durchs Schaumburger Land. (Forts. u. Schluß.)
F. Hunsinger (Gießen): Die letzten Schlottenhäger in Hungen 1852.
Anna Bölke, geb. Gissot: Erinnerung an das Brunnenfest zu Spangenberg.
Ferner: Kleinere Mitteilungen &c.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten (herausgeg. v. Otto Heilig und Philipp Lenz), III. Jahrg. (1902), Heft 4 u. 5.
Dr. Gustav Schöner: Spezialidiotikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Oberhessen).

W. S.

Personalien.

Verliehen: dem Maschinenmeister des Königlichen Theaters Brandt zu Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; Lehrer Stoppel zu Eichen der Kronenorden 3. Kl.

Ernannt: Gerichtsassessor Bispinck in Dortmund zum Amtsrichter in Hess.-Lichtenau; Gerichtsassessor Hengsberger in Melsungen zum Amtsrichter in Schlüchtern; Gerichtsassessor Dr. Ramelow in Berlin zum Staatsanwalt in Hanau.

Versetzt: Hauptsteueramtsassistent Kaiser in Hanau nach Frankfurt a. M.

Geboren: ein Sohn: Steuereinnehmer 1. Kl. Kuhrasch und Frau (Homburg v. H., 29. November); Dr. med. Jäckh und Frau, geb. Hartbegen (Kassel, 5. Dezember); Kaufmann F. Hentze und Frau, geb. Prüsse (Kassel 7. Dezember); Architekt R. Friebe und Frau Kathinka, geb. Schmidtmann (Kassel, 11. Dezember); — eine Tochter: Oberförster Goebel und Frau Maria, geb. Pfeiffer (Rumbeck a. W., 7. Dezember).

Gestorben: Privatmann Franz Zwenger, 55 Jahre alt (Kassel, 29. November); Konsul Wilhelm Jschon, 67 Jahre alt (Wilhelmshöhe, 29. November); Stadtpfarrer Dr. Friedrich Grein, 34 Jahre alt (Darmstadt, 30. November); verw. Frau Pfarrer Elise Knyrim, geb. Wachenfeld (Kassel, 30. November); Rentner Julius Propping, ehemaliger Vizebürgermeister und Vorsteher des Bürgerausschusses, 70 Jahre alt (Rinteln, 2. Dezember); Buchhändler August Kahlmann, 29 Jahre alt (Marburg, 2. Dezember); Leiterin der Kleinkinderschule und -Bewahranstalt Frl. Karoline Herrmann, 86 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); Gerichtssekretär Theodor Bodenbender aus Felsberg, 48 Jahre alt (Kassel, 6. Dezember); Königl. Eisenbahn-Betriebssekretär Hermann Dick, 65 Jahre alt (Kassel-Wehlheiden, 6. Dezember); Fabrikant Friedrich August George, 61 Jahre alt (Neumorschen, 6. Dezember); Stadt-Steuersekretär Wilhelm Manns, 37 Jahre alt (Kassel, 7. Dezember); Fabrikant Wilhelm Kleinvogel, 57 Jahre alt, (Großalmerode, 8. Dezember); Kaufmann Friedrich Loewe, 62 Jahre alt (Kassel, 9. Dezember); Kantor emer. Karl Ferdinand Gräßner, 83 Jahre alt (Marburg, 10. Dezember); verwittwete Frau Johanna Großkurth, geb. Rathmann, 63 Jahre alt (Kassel, 12. Dezember).

Briefkasten.

E. B. in Göttingen, M. H. in Regensburg, S. E. in Ravolzhausen, O. B. in Frankfurt a. M., C. P. in Wächtersbach. Gruß und Dank für die freundlichen Zusendungen.

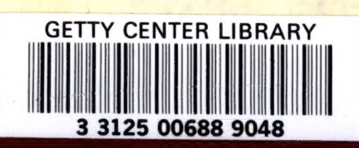
An die Leser und Mitarbeiter des „Hessenland“.

Im Jahre 1887 von dem dahingeschiedenen Ferdinand Zwenger begründet, eröffnet unsere Zeitschrift mit der nächsten Nummer ihren 17. Jahrgang. Die von Anfang an verfolgten Ziele des „Hessenland“ sind bis heute dieselben geblieben und werden auch ferner unverändert bleiben, gipfeln sie doch kurz gesagt in der einen Aufgabe, den hessischen Sinn wach zu halten und die Anhänglichkeit an die engere Heimat zu kräftigen. Die Erörterung von politischen und konfessionellen Streitigkeiten hat das „Hessenland“ fern zu halten gewußt und wird dies auch für die Zukunft thun. — Von dem Wunsche beseelt, in allen hessischen Familien, bei allen hessischen Landsleuten, wo dieselben sich auch niedergelassen haben mögen, unser „Hessenland“ als willkommenen Hausgenossen einzubürgern, sind wir unablässig bemüht, unsern Mitarbeiterkreis zu vergrößern, um den Inhalt unserer Zeitschrift so reichhaltig und fesselnd als möglich gestalten zu können. Zu unserer Freude vermögen wir mitzuteilen, daß auch für den neuen Jahrgang bereits zahlreiche gehaltvolle geschichtliche, litterarhistorische und belletristische Beiträge eingegangen oder doch angekündigt sind. Bei der Auswahl der wissenschaftlichen Aufsätze haben einige namhafte Fachgelehrte und bewährte Mitarbeiter der Redaktion ihre fernere Unterstützung in dankenswerter Weise zugesagt. — Und so möge es uns denn beschieden sein, im Laufe des neuen Jahres zu den bisherigen Freunden noch recht viele neue zu gewinnen, zu welchem Zweck wir unsere Leser bitten in ihren Bekanntenkreisen freundlichst für unsere Zeitschrift wirken zu wollen.

Kassel, im Dezember 1902.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.


GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 9048

